

Sphinx

Digitized by Google

25211.20 Bd. Feb. 1895.



Harvard College Library.

FROM THE BEQUEST OF

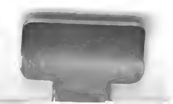
JAMES WALKER, D.D., LL.D.,

(Class of 1814),

FORMER PRESIDENT OF HARVARD COLLEGE;

"Preference being given to works in the Intellectual and Moral Sciences."

20 Jul. – 26 Dec. 1894.



Digitized by Google

SPHINX

Monatsschrift
für
Seelen- und Geistesleben.

Herausgeber: Dr. Hübbe-Schleiden.

Redaktion: Dr. H. Göring.

Organ der Theosophischen Vereinigung
und
der Deutschen Theosophischen Gesellschaft.

IX. Jahrgang. 1894. Neunzehnter Band.

Braunschweig.
C. A. Schwetschke und Sohn.

Digitized by Google

~~L.4398~~
2521.20

1894, Jan. 20 - Jan. 26.
[illegible] fund.

Digitized by Google

Inhalts-Uebersicht

des

Neunzehnten Bandes.

Neunter Jahrgang

1894.

Aufsätze und Berichte.

Erzählungen und Dichtungen.

Digitized by Google

Gedichte.

Aphorismen.

Mehr als die Schulweisheit träumt.

Anregungen und Antworten.

Digitized by Google

Bemerkungen und Besprechungen.

Deutsche Theosophische Gesellschaft.

Theosophische Vereinigung.

Kunstbeilagen und Abbildungen.



Digitized by Google

Praktische und billige

Original-Einbanddecken

in Ganz-Leinwand

für alle Bände der „Sphinx“

sind durch jede Sortimentsbuchhandlung und direkt von uns zu beziehen.

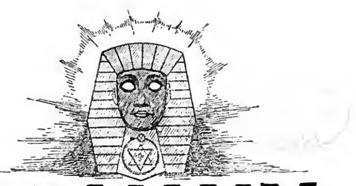
Preis je 80 Pfennige.

Gut in Original-Einband gebunden liefern wir jeden einzelnen

Band für 10 Mk. 30 Pfg.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Digitized by Google



SPHINX

Monatsschrift

für

Seelen- und Geistesleben,

herausgegeben

von

Hübbe-Schleiden.

Organ der Theosophischen Vereinigung.

Juli | 1894 | XIX, 101.

Braunschweig.

C. A. Schwetschke und Sohn

(Appelhans & Pfenningstorff).

Kegan Paul, Trench, Trübner & Co., Paternoster House, London W. C.
O. Newman & Co., 84 Newmanstreet, London W.
C. Klincksieck, 11 rue de Lille: Haar & Steinert, 9 rue Jacob, Paris.
Amerika: General-Agenten für die Vereinigten Staaten:
The International News Co., 83 & 85 Duane Street, New-York.
Australien: W. H. Terry, Austral Bldgs., Collins Street East, Melbourne.

Digitized by Google

Kunstbeilage:

Die Lotoskönigin. Von **Fidus**.

Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die in dieser Zeitschrift ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm gezeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Beiträge haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Unbefugter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird auf Grund der Gesetze und internationalen Verträge zum Schutze des geistigen Eigentums untersagt.

Der **Abonnementspreis** beträgt halbjährlich (ein Band):

	halbjährlich	einzelne Hefte:
für Deutschland und Österreich	M. 9,—	M. 2,— (portofrei)
„ Frankreich	frs. 11,25	frs. 2,80.
„ England, Indien und Kolonien	9 sh.	2 sh. 3 d.
„ Amerika	$ 2,25 cts.	$ —,55 cts.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie die Verlagshandlung von **C. A. Schwetschke und Sohn** in **Braunschweig** entgegen.

Mitglieder der „Theosophischen Vereinigung" erhalten die „Sphinx" gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von Mk. **3,75** an die Verlagshandlung portofrei zugesandt.

Probehefte: 1 Mark. — Prospekthefte: gratis.

Wir bitten unsere Leser und Freunde, ihre Wünsche um Ueberweisung von Exemplaren der „Sphinx" an Gesinnungsgenossen direkt der Verlagsbuchhandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig zugehen zu lassen, da wir selbst teils aus Mangel an Zeit, teils aus Mangel an verfügbaren Exemplaren nicht immer in der Lage sind, sie zu erfüllen. Die Redaktion der Sphinx.

DIE LOTOSKÖNIGIN.

Kunstbeilage zur „Sphinx" Juliheft 1894.

SPHINX

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XIX, 101. Juli 1894.

[library stamp]

Ein Rückblick auf hundert Hefte.

Vom

Herausgeber.

Die Vorgeschichte der Entstehung unserer Monatsschrift wird kaum einem einzigen ihrer Leser bekannt sein — außer den sieben Personen, die an ihrer Begründung beteiligt waren. Nur der Kopf der Sphinx, der oben auf dem Umschlag aller unserer Hefte steht, giebt jedem, der Sinnbilder zu lesen versteht, über das Wesen und den Zweck unserer „Sphinx" deutlichen Aufschluß.

Die Sphinx in unserm Sinne ist nur eine Maske. Eine Maske ist ja jede menschliche Gestalt. Persona im Lateinischen heißt Maske. Die Persönlichkeit, als welche sich die Menschenseele während eines Erdenlebens darstellt, ist die Rolle, die ihr Geist, ihr Wesen, ihre Individualität, für diesen Lebenslauf zu spielen hat. Und im gewissen Sinne ist auch jede menschliche Person eine Sphinx, deren Lebensrätsel oft sehr schwer zu lösen ist; die meisten Menschen lösen es nicht einmal für ihre eigene Person.

Unsere „Sphinx" aber ist freilich nicht die Maske irgend einer menschlischen Persönlichkeit; sie ist vielmehr das typische Urbild, aus dem das Geheimnis alles Daseins überhaupt hervorleuchtet, und das an jedem Wahrheitssucher, der des Weges wandert, jene große Doppelfrage stellt nach Welt und Mensch: Was ist die Welt? Was ist der Mensch? Und was ist das Verhältnis beider zu einander?

Die eine einzige Alles umfassende und Alles lösende Antwort auf dies ewige Doppelrätsel hat der Mensch von jeher in dem Worte „Gott" gefunden. Was „Gott" sei, darauf hat man mit allen nur erdenklichen Begriffsworten geantwortet; man hat dies Ewige, Geahnte, Unfaßbare, nur Fühlbare, dies Sein, das Wesen alles Daseins, stets mit allem Höchsten,

Digitized by Google

Schönsten, das man je erkannt, bezeichnet: es sei Geist, Gesetz, Heiligkeit, Liebe! Die Welt: der „Vater", und der Mensch: der „Sohn", und beide wesenseins im „Geiste".

Diejenige Weisheit, die zu allen Zeiten und bei allen großen Völkern eingehende Rechenschaft gab über die Beantwortung jener doppelten Rätselfrage, nannte man von jeher Gottesweisheit oder seit den griechisch geschriebenen Briefen des Apostel Paulus: Theosophie.

Vom Geist der Gottweisheit, die jedem durch die Maske jener Welt- und Menschen-Sphinx entgegenleuchtet, nimmt ein jeder nur das wahr, was er versteht. Das deutet auch schon unser Sphinx-Kopf an, durch dessen Augen nur das Licht scheint. Geistiges Licht wird individuell nur durch das Wesen des empfangenden Beschauers. Es ist für ihn eben das, was er begreift. Und daher ist es auch von Anfang an bis heute Grundsatz unserer Monatsschrift gewesen, daß möglichst Vielen das Verständnis der Gottweisheit dadurch nahe gebracht werden sollte, daß möglichst Viele, ehrlich Suchende, aufrichtig Fühlende, selbständig Denkende, ihre Auffassung vom Wesen des Götlichen, vom Menschen und von der Welt mitteilen sollten. Nur sehr Wenige haben die nötigen Kenntnisse und die nötige Erkenntnis, um zu wissen, was der Inbegriff der Weisheit ist, ja um nur die zu allen Zeiten und bei allen großen Völkern übereinstimmenden Grundsätze der Gottweisheit zu kennen. Als Lehrsätze (Dogmen) vorzutragen, was der Hörer oder Leser nicht durch seine eigene Erfahrung und Vernunft als wahr erkennen kann, schafft keinen Nutzen, kann oft Schaden stiften. Dennoch deutet unser Sphinx-Kopf auch den Schlüssel zum Verständnisse des Aufbaues der Welt und auch des Menschenwesens, des Makrokosmos und gleich ihm des Mikrokosmos, an. Es ist die stufenweise gesteigerte Gestaltung alles Daseins, vom Geistigen zum Stofflichen, vom Aeußeren zum Innerlichen, die vielfache Stufenbildung in der Weltentwicklung und im vollkommenen Menschenwesen. Deren niederste, am meisten unbewußte, ist die unserer grobstofflichen Sinnenwelt; den feiner gestalteten (organisierten) Daseinsstufen entsprechen höhere, mehr innerliche geistige Bewußtseinszustände. Dies deutet unser Sinnbild an durch die von breiter Grundlage aus nach oben zart verlaufende, siebenteilige Ausstrahlung des Lichtes, das hinter dem Sphinx-Kopfe hervorscheint.

Wer von uns aber durfte sich denn die Berechtigung anmaßen, als Vertreter dieser Weisheit aller Völker aller Zeiten zu erscheinen? —

Kein Einzelner von uns. Zur Vertretung dieser Weisheit, der Theosophie, bestand bereits seit 10 Jahren (seit 1875) die „Theosophische Gesellschaft". Alle Mit-Begründer unser Monatsschrift waren Mitglieder dieser Gesellschaft. Deshalb trägt der Sphinx-Kopf auch auf seiner Brust das Zeichen der Gesellschaft, das in allen Theilen die Lösung des Welt- und Menschenrätsels versinnbildlicht:

Die Schlange, die sich in den Schwanz beißt, ist das Bild der Ewigkeit alles Daseins, das beständig in seinen Gestaltungen, von seiner größten bis zur kleinsten Form,

Digitized by Google

wechselt, doch als Ganzes niemals aufhört, ohne Anfang ist und ohne Ende. Oben am Kopf- und Schwanz-Ende der Schlange ist der Anfang jeder einzelnen Entwicklungsform aus den sich kreuzenden Strebensrichtungen veranschaulicht, und daß dies Kreuz sich dreht und leuchtet, ist dadurch versinnbildlicht, daß von jedem Ende eines Kreuzstabes ein Strich senkrecht abzweigt. Dies ist zu denken, wie wenn die sich drehenden Kreuzstäbe leuchteten und durch den Schwung der Drehung an den Enden die Flammen nach rückwärts schlügen. Dieses Kreuz ist eingeschlossen ist einen Doppelkreis, der die Eibildung versinnbildlicht. — Die beiden in einandergeschobenen Dreiecke im Innern des Schlangenkreises bezeichnen die Weltentwicklung, das schwarze Dreieck die anfängliche Verstofflichung des Geistes (Evolution oder Differentiation) und das feinere aufwärts gerichtete Dreieck die Verinnerlichung und Vergeistigung des Stoffes (Involution oder Individuation). Das ägyptische „Henkelkreuz" im Innern dieser Dreiecke stellt den Menschen dar, der mit ausgestreckten Armen die Gestalt eines Kreuzes bildet; auch deuteten dadurch die Alten das Zusammenwirken des männlichen und weiblichen Geschlechtes an. Letzteres ist auch geistig zu deuten: das „Henkelkreuz" besteht aus einem einfachen T und einem Kreise darüber; dies bedeutet das Sich-erheben aus dem Sinnlichen, Vergänglichen über die Horizontallinie in das Geistige, Ewige (das „Ewig-Weibliche").

Alle Mitbegründer der „Sphinx" waren Mitglieder der „Theosophischen Gesellschaft". Wir Theosophen sagten uns aber, daß diese esoterische Erkenntnis nicht unmittelbar in Deutschland würde Eingang finden können, weil bisher die Vorstufen der Entwicklung, wie sie in der Weltkultur voraufgegangen waren als Spiritismus und „empirischer" Spiritualismus, bei uns noch nicht Boden gefaßt hatten. Es kam also zunächst darauf an, den nötigen Boden durch Nachweis der Thatsachen zu gewinnen. Auf diesem Boden mußte dann unserer Ueberzeugung nach von selbst die tiefere Erkenntnis der Theosophie erwachsen.

Diesen Entwicklungsgang haben wir festgehalten, oder vielmehr, diese Ueberzeugung hat sich bewährt. Es hat sich nicht nur in den ersten zwölf Bänden der „Sphinx" in aufsteigender Wellenbewegung das geistige, theosophische Element immer stärker geltend gemacht, sondern auch bei der Erweiterung unseres Programms und Neugestaltung der „Sphinx" in den letzten sechs Bänden seit dem Jahre 1892 eine Durchbildung der theosophischen Erkenntnis in allen Lebensfragen ermöglicht.

Ein Blick auf die Inhaltsangaben der bisherigen achtzehn Bände wird dies bestätigen. Im Besondern mögen zur Veranschaulichung dieses Entwicklungsganges hier beispielsweise die folgenden Aufsätze hervorgehoben werden.

Der erste Jahrgang (1886) zeichnet sich durch Dr. du Prel's Arbeiten über die „monistische Seelenlehre", den „Astralleib", den „Doppelgänger" usw. aus, an welche sich die Herausforderung der Taschenspieler zum Nachweis der Echtheit oder Unechtheit des Mediumismus anschloß, sowie ferner Mitteilungen über Experimente übersinnlicher Gedankenübertragung, den Hypnotismus, spiritistische Erlebnisse und sogar Gespenstererscheinungen. Einen hervorragenden Anteil an diesem Bande haben ferner Kiesewetters Aufsätze aus der Geschichte des „Okkultismus", die „Rosenkreuzer", die „Neu-Platoniker" „Cardanus", „Paracelsus", „Agrippa", „Helmont" und „Gaßner". Einen Glanzpunkt dieses Jahrgangs bildete das Jubiläum von „Justinus Kerner", das von uns durch Bildschmuck aus dem Skizzenbuche von Gabriel Max besonders gefeiert wurde. Dem gegenüber boten die auch nur schwach der Theosophie zuneigenden, aber zum Teil doch noch mehr magischen Aufsätze, „das Lebens-Elixir" von Morad Ali Beg, Medium und Adept" und „Seele und Geist" von Wilhelm Daniel und

Digitized by Google

„die indische Mystik" von Sumangala, den obersten Hohenpriester des Buddhismus nur eine schwache Hindeutung auf den eigentlichen Zweck unserer Monatsschrift. Indessen verdient hier ein Gedicht von Lon wohl die wörtliche Anführung:

Freiheit.

Frei bist du niemals, solange dein Fuß,
Wo es ihn hintrieb, gegangen:
Freiheit entsteht, wo ein heiliges Muß
Knieend dein Wille empfangen.

Da, wo geeinigt in höherem Bund
All' deine Kräfte gewesen,
Durfte sie dich im verborgenem Grund
Gleich einer Gnade erlösen.

Frei in der Tiefe des Willens schließt ein
Heilig empfundenes Müssen;
Freiheit, das heißt: sich im innersten Sein
Ewig gebunden zu wissen.

Wenn du von Freiheit nichts willst und nichts weißt,
Ganz in Begeist'rung vergangen,
Hat aus der Hand eines Gottes dein Geist
Knieend die Freiheit empfangen.

Im gleichen Sinne gestaltete sich der nächste Jahrgang. Den Aufsätzen du Prels über „die Gesetzmäßigkeit der intelligiblen Welt", den „Tod" und den „Zustand nach dem Tode" traten Hellenbach's frisch geschriebene Artikel „der Aether als Lösung der mystischen Rätsel" und „psychische Kraft oder Geister?" zur Seite. Mit der letzten Frage eröffnete dieser unser zu früh verstorbene Mitarbeiter eine ergiebige Verhandlung, die er und ich mit Dr. Eduard von Hartmann über das Thema führten, welches dieser selbst in seinem Antwort-Aufsatze als „Geister oder Hallucinationen?" formulierte. Es reihten sich hieran unsere weiteren Ausführungen mit ihm unter dem Stichwort „Medien oder Auto-Somnambule?", welche mit der Feststellung der drei erforderlichen Vorbedingungen zur Annahme der Einwirkungen verstorbener Persönlichkeiten durch Medien endeten. Unter den Verfassern der sehr vielen phänomenalistischen Aufsätze seien hier erwähnt: Dr. Kuhlenbeck, Dr. Dessoir, Dr. Berillon, die Professoren Dr. Bernheim, Binet und Féré, Dr. von Schrenck-Notzing, Carl zu Leiningen, Gustav Geßmann, Frederik Myers, Oberst de Rochas. — Professor Xaver Pfeiffer schrieb über den „goldenen Schnitt in der Kunst", Carl Kiesewetter über „Appollonius von Tyana" und „Nostradamus", ferner Professor Dr. Adolf Bastian über „Spiritismus und Ethnologie", und auch das in dem Jahrgange gefeierte Jubiläum des Nicolaus von der Flüe bot noch wenig theosophische Anregung. Die philosophische Arbeit in diesem wie im vorhergehenden Jahrgange ward von dem äußersten linken Flügel unserer Mitstreiter geleistet. Hatte vorher Dr. Julius Duboc einen Rückblick auf seine Entwickelung „von Ludwig Feuerbach bis zur Gegenwart" geliefert, so entwickelte er nun die Grundgedanken seiner „Trieblehre". Gegenüber diesem reichhaltigen Material für die mehr äußerliche Geistesrichtung stehen nur wenige mehr theosophische Aufsätze wie die von Lambert über „die altägyptische Seelenlehre" und Murdhna Djoti über „die indische Ansicht von der Seherschaft". Auch die vielen Abbildungen in diesem wie in den folgenden Bänden entsprechen ganz dem Charakter ihres Inhalts: Photographien von hypnotischen Suggestionen, spiritistischen Materialisationen, Portraits der besprochenen Persönlichkeiten und Hieroglyphen-Bilder zu Franz Lamberts alt-ägyptischen Untersuchungen.

Digitized by Google

Anders gestaltete sich aber schon der Jahrgang 1888. Zwar fehlte es auch diesem nicht an Dr. du Prels geistvollen Aufsätzen und vielen anderen Anregungen zum Magischen; so unter andern Professor Fechner's „Aufzeichnungen über seine Sitzungen mit Zöllner" und Carl Kiesewetters astrologische Studien, sowie dessen Aufsätze über „das Zauberwesen" und über „Theurgie" und „das mystische Fasten", ferner besonders Lamberts Nachweise von elektrischer und mesmerischer Magie bei den Aegyptern „Vor 3000 Jahren"; auch fehlte es nicht an vielseitigen Mitteilungen über hypnotische Experimente, Gedankenübertragung und andere übersinnliche Thatsachen. Zu den bisherigen Mitarbeitern in dieser Richtung gesellten sich noch Professor Schlesinger, Dr. Welsch, Dr. Maack, Graf Spreti, Oberst von Gizycki u. andere. Schon das Jubiläum dieses Jahres, die Feier des 200 jährigen Geburtstags von Emanuel Swedenborg führte in eine mehr innerliche Lebensauffassung ein; der eigentliche Inhalt dieses Jahrgangs aber ist weit überwiegend theosophisch. Unter den Aufsätzen dieser Geistesrichtung seien hier nur folgende hervorgehoben: Dr. Raphael von Koeber über „Schopenhauers Mystik", über „die Vorbereitung zur Mystik", und über „Buddhas Leben und Lehre", an welche sich meine eigenen Aufsätze über indische Mystik „Gnana und Agnana", „esoterische und exoterische Naturen", „Mystik und Magie" anschlossen. Ferner kennzeichneten diesen Jahrgang Wilhelm Daniels Aufsätze über „Entwicklung und Befreiung" über „Alt-Indiens Geisteskultur" und „Solar-Biologie", Eckstein über „die esoterische Lehre" und Professor Gustav Jäger über „die Menschen- und die Weltseele", Johannes Wedde über „Deutsches Sterben", Gerard Finch über „Shakespeares Sturm", Leiningen über „weiße und schwarze Magie" und über „das Ziel der Mystik", auch die bedeutsamen „Erläuterungen" zu der höchst wertvollen kleinen Schrift „Licht auf den Weg" von deren Verfasser, einem ungenannten Meister der Mystik. Auch die gelegentlich eingefügten Dichtungen zeigten deutlich den Trieb zur Verinnerlichung, so u. a. ein Gedicht, „der Theosoph" von Hermann Eichhorn, dessen letzte Strophe lautet:

> Stör' nimmer den Frieden, vergangene Zeit,
> und laß meinen Geist sich bereiten
> zu einem Leben, erhaben weit
> ob Raum und irdischen Zeiten.

Eine ähnliche, aufsteigende Bewegung wie die drei ersten Jahrgänge zeigen auch die drei nächsten von 1889 bis 1891. Einen wenig veränderten Charakter tragen diese sechs Bände 7 bis 12 nur, in so fern sie mehr in das Praktische einführen und bestimmtere Erklärung über die Grundfragen des Daseinsrätsels bieten.

Okkultistisch ist der Jahrgang 1889 gekennzeichnet durch die chiromantischen Studien Sydney Peels und durch Carl Kiesewetters astrologische Aufsätze, die „Drei Kaisernativitäten" und „das Horoskop des Jahres 1889 für Deutschland". Daß der mit letzterem Experiment gemachte Versuch einer astrologischen Prophezeihung in wesentlichen Punkten fehlschlug, mußte unsre Leser gegen den Wert solcher Praxis einnehmen. Dies bedauerte ich um so mehr, als ich mich nicht befugt erachtete, der Astrologie eine weitere Gelegenheit zu ihrer Bewahrheitung einzuräumen. Dennoch hat mich selbst dieser negative Erfolg nicht definitiv enttäuscht, da ich zu offenbar die Ursache dieses Mißglückens in der allzu kurzen Zeit erkannte, die zur Vorbereitung dieses Versuchs gegeben war. Vielleicht gestattet mir die Zukunft demnächst einmal unsern Lesern meine ganz persönlichen Erfahrungen mit solchen Prophezeihungen okkulter Künste mitzuteilen. — Du Prel schrieb über „Pflanzenmystik", über „Künstliche Träume" und über „Hexen und Medien"; ich selbst brachte einen längeren Aufsatz über „das Leben nach dem Tode". Hypnotismus, Gespenstergeschichten und spiritistische Erlebnisse wurden wie bisher in thatsächlichen Feststellungen behandelt, und einen hervor-

Digitized by Google

stechenden Punkt auf diesem Gebiete bildeten die Berichte über den „Resauer Spuk". — Energischer als bisher ward dagegen unsere geistige Weltauffassung vertreten in Nachschriften und selbständigen Artikeln von Johannes Wedde und mir bei der Zurückweisung der materialistischen Anschauungen, die damals noch Professor Lombroso in seinem Buch „Genie und Wahnsinn" vortrug. Schon die von uns gewählten Ueberschriften deuten unsern Standpunkt an: „Der Fluch der Zeit", „Materialismus und Prophetentum", „Dummheit oder Selbstsucht"? Außerdem gab ich noch längere Erklärungen über „Mystik und Wiederverkörperung", über „den heiligen Geist" und anderes. Seeheim stellte „das Wesen des Menschen" nach vedantistischer Anschauung dar und beantwortete vom gleichen Standpunkte die Frage: „Wer ist ein Adept?" Dr. Kuhlenbeck setzte seine schon früher begonnenen Mitteilungen über „Giordano Bruno" fort, Franz Lambert die über „die Weisheit der Aegypter"; Gottlieb Ernesti schrieb über „die Ladungen vor Gott", Wilhelm Daniel über „Indische Lebensweisheit" und „das Rad des Gesetzes" (den Buddhismus), Leiningen über „die Aspekten der Zeitwende" und „Sympneumata", das übersinnliche Zusammenwirken von zwei eng verbundenen Personen im höheren Geistesleben.

Im Jahre 1890 gaben wir William Crookes, wissenschaftlich exakte „Aufzeichnungen über seine Sitzungen mit dem Medium Home" wieder und einen Aufsatz von Alfred Russell Wallace über die spiritistische „Kulturbewegung". Wie wir schon vier Jahre früher in unserm ersten Hefte diesem Mitbegründer des Darwinismus, dem Altmeister der Naturforschung, das Wort gegeben hatten, so geschah dies auch damals und noch einmal jetzt kürzlich, wieder vier Jahr später. Kiesewetter stellte einige „geschichtliche Prophezeihungen über Deutschland" zusammen; mehr Aufsehen machte aber dessen interessanter Aufsatz über „die Homunculi des Grafen Kueffstein", der ebenso viel und energischen Widerspruch wie Zustimmung von andern Seiten hervorrief. Du Prel behandelte „die seelische Thätigkeit des Künstlers" sowie den „modernen Tempelschlaf" und anderes; bedeutsam war auch seine meisterhafte Besprechung von Aksákofs Buch gegen Eduard von Hartmann („Animismus und Spiritismus"). Ludwig Deinhard schrieb über „Psychometrie", über „menschlichen Magnetismus", über den „amerikanischen Spiritualismus" und manches andere. — An theosophischen Aufsätzen war dagegen dieser Jahrgang wieder reicher und tiefer als der vorhergehende. Dr. Raphael von Koeber besprach eingehend „Leo Tolstoi und sein unkirchliches Christentum". Daran schloß sich meine Ausführung und Berichtigung eines von Tolstoi gebrauchten Gleichnisses: „die Flucht aus dem brennenden Cirkus", und ein Märchen von Hans v. Bender „Was sollen wir thun?" Ich lieferte ferner einige Aufsätze über „Undogmatisches Christentum", und über „das Christentum Christi", verneinte die Frage: „Jesus ein Buddhist?", sprach über die Bedeutung der Anrufung „Im Namen Gottes!" und beendete u. a. auch meine in den vorhergehenden Bänden angefangene Biographie Hellenbachs. Seeheim stellte „die Vedanta-Lehre" dar, Goldscheider den Gedanken der „Palingenesie" in Anknüpfung an Lessings „Erziehung des Menschengeschlechtes". Auch Wilhelm Daniel schrieb über „Auferstehung und Wiederverkörperung", Leiningen über „den Weg zum Ziel der Mystik". Besondere Delikatessen für Mystiker waren Helen Wilmans „Licht, das niemals leuchtet über Land und See" und Loweda Sangrahaya's „Indische Betrachtungen". Auch mag hier wiederum an die letzte Strophe aus einem Gedichte von Zeton: „Tat twam asi" (Das bist du!) erinnert werden:

> Versenk dich in dich selbst! Dort innen, wo
> nicht Raum mehr ist noch Zeit, dort wird dein Geist
> in heit'rer Sehnsucht jenen Stern ergreifen,
> aufgehend in dem Stern und er in dir,
> des Weltalls Rätsel wirst du schauend lösen,
> und leise wird das große Wort erklingen,
> das du schon kennst und doch nicht kennst:
> Das All und auch der Grund des Alls — bist du!

Digitized by Google

Aus dem Jahrgange 1891 hebe ich als phänomenalistische Beiträge hervor: Das geglückte graphologische Experiment mit Langenbruch und Mendius, du Prels und Spretis Mitteilungen über „automatisches Schreiben", Kiesewetters Aufsätze über „Mesmer" und den „Mesmerismus", auch über die „Vorgeschichte des Somnambulismus", Dr von Schrenck-Notzing über „Suggestion und Psychotherapie", Dr. Imkoffs verschiedene Beiträge über Hypnotismus, Dr. Kuhlenbecks „Psychiatrie und Irren-Gesetzgebung", Dr. Carl Eugen Neumanns „Verbrechen oder Irrsinn?" und Deinhards verschiedene Aufsätze über „die vierte Dimension" u. a. Auch seien hier Dr. Julius Stindes Aufsatz „von verbotenen Dingen" und etwa noch meine Besprechungen von Kerners „Klecksographien" mit einigen Abbildungen, und du Prels abermalige Zurückweisung „Hartmanns contra Aksákof" erwähnt. August Butscher lieferte spiritistische Mitteilungen in Form von Erzählungen aus seinem eigenen Leben „Was am Wege blüht", „den Fuß im Bügel", „eine spiritistische Sitzung" u. s. w. Von Hilarions-Smerdis brachten wir eine grausige Phantasie „Der Hexentanz". Dem gegenüber kam jedoch auch schon die belletristische Verwertung theosophischer Gedanken zur Geltung in Campbell Ver Planks „Ihre erste Weihnacht", und im „Tagebuch eines indischen Geheimjüngers", sowie in Breitkreuz's Mitteilungen über seine „Drei Jahre bei den Shakern", annähernd auch in der „mediumistischen Rede" durch Marie Liebich. Unter den theosophischen Beiträgen seien hervorgehoben, außer meinen Aufsätzen über „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe" (mit Zeichnungen und Tondrucken) und „Unsterblichkeit bedingt Vordasein", die von Lorenz Oliphant „Das wahre Geistesleben und die Wertschätzung der übersinnlichen Phänomene", von Dr. Eduard von Hartmann „Fechners Unsterblichkeits-Lehre", von Dr. Franz Hartmann „Die theosophische Gesellschaft und H. P. Blavatsky", von Rhys-Davids „das Unsterbliche im Menschen nach budhistischer Auffassung", von Graf Spreti „Karma, die Gerechtigkeit der Weltordnung" und „Indiens Litteratur und Kultur", von Engelbach „Die Einübung im Christentum", nach Franz Anton Schmid „Manresa, die mystische Schulung der Jesuiten", von Dr. Reinhold-Kern „Die Hauptstationen der Unsterblichkeitslehre" und mehrere geistvolle Besprechungen von Dr. Raphael von Koeber. Auch brachten wir in diesem Bande eine große Anzahl von Gedichten durchweg theosophischen Charakters.

Mehr summarisch als die ersten sechs Jahrgänge können hier wohl die sechs neuesten Bände der drei letzten Jahrgänge, seit der Durchführung unseres erweiterten, ideal-naturalistischen Programms behandelt werden. Eine kurze Uebersicht der Illustrationen geben wir in einem gesonderten Artikel dieses Heftes. Von den belletristischen Beiträgen hier einzelne hervorzuheben, ist kaum möglich, auch kaum nötig, da wohl diese Bände in den Händen der meisten unserer gegenwärtigen Leser sich befinden.

Mein Eindruck nach dem nun dreijährigen Versuche der Befruchtung und Verinnigung des deutschen schöngeistigen Lebens durch Theosophie und Mystik, ist der, daß fast durchweg bei unseren jüngsten Dichtern und Künstlern weder innere Erkenntnis vorhanden ist, noch auch der Ernst solche zu suchen. Es fehlt den Besten unter ihnen an „Zeit" und auch an „Lust" das Nötige zu lernen und es innerlich zu verarbeiten. Meine in dieser Richtung gemachten Versuche der Anregung halte ich für gescheitert, und ich werde sie deshalb nicht fortsetzen. Eine der Ursachen dieses Fehlschlagens habe ich in meinem Aufsatze über Nietzsche geschildert; einige andere Ursachen liegen in dem ungünstigen Karma unseres Volkes, das geistig so weit ab wohnt von den Hauptströmungen der Geisteswirtschaft unsrer angelsäch-

Digitized by Google

sischen Weltkultur. Als besondere Ursache dieses Mißlingens, hat man mir schon wiederholt gesagt und auch geschrieben, sei das zu betrachten, daß ich selbst nicht oft genug in unserer Monatsschrift das Wort nähme, und daß ich überdies so manches Wichtige unter angenommenem Namen schriebe. In Wirklichkeit, so heißt es, wollten die Leser der „Sphinx“ vor allen meine eigenen Aufsätze lesen. — Wenn dies aber auch des Einen oder Anderen Ueberzeugung sein mag, so kann ich doch darauf keine Rücksicht nehmen; denn erstens glaube ich nicht, daß dies allgemeiner zutrifft und zweitens würde mein mehr persönliches Hervortreten den Zweck der Theosophie schädigen. Wo eine Bewegung in das Leben tritt, kann es sich nicht um eine einzige Person handeln. Diejenigen Leser, welche die ihnen gebotene Geistesspeise immer noch nach „Namen und Gestalt“ abschätzen, und nicht nach dem geistigen Gehalte, sind noch geistig sehr unreif. Das aber ist der Sinn und Zweck der theosophischen Bewegung, daß sie jeden Einzelnen zur Selbständigkeit anregen, ihn von Hangen an irgend welchen Formen und Autoritäten entwöhnen, ihn zum Selbst-Nachdenken und Selbst-Urteilen erheben will. Einer der treffendsten Sinnsprüche für uns ist das mehrfach von Schiller ausgesprochene Wort:

„In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne“.





Die Kunstmappe der Sphinx.

Freier Text zu Fidus' Bildern.

Von

Dr. Hugo Göring

Die Verleger der Sphinx, C. A. Schwetschke und Sohn (Appelhans & Pfenningstorff) in Braunschweig, haben das verdienstvolle Unternehmen begonnen, eine Zusammenstellung von Bildern[1]) herauszugeben, welche in der Sphinx erschienen waren und lebhaften Beifall gefunden hatten. Ich bin überzeugt, daß eine Fortsetzung dieser Sammlung bald vom Publikum gewünscht wird. Ich ordne die Bilder nach meinem Bedürfnis, ohne Jemanden Zwang aufzuerlegen:

1. „Zu Gott". Auf der höchsten Felsenspitze eines Berges breitet ein nackter Knabe seine Arme nach der Himmelshöhe aus; indem er sich auf den Zehen erhebt, wird uns das Symbol seiner kindlich-vertrauenden Sehnsucht nach Gott noch verständlich beredter. Der Originalkarton dieser Komposition machte mich auf Hugo Höppener (Fidus) aufmerksam, als ich 1891 sein Atelier in München besuchte. Es liegt darin das Ursprüngliche, intuitiv Große, ja göttlich Reine und Hohe, was diejenigen unter seinen Bildern auszeichnet, in denen er nicht grübelt oder bewußt erziehen will oder sich auf irgend einer ihm wichtig erscheinenden Stufe seiner Entwickelung verewigen zu müssen glaubt. „Zu Gott" ist ein Gedanke, der wirklich zu Gott führt. Deshalb stelle ich dieses Bild in dem Album der „Sphinx", welche auch zu Gott führen will, voran.

Für eine neue Auflage dieser Bildermappe würde ich als zweites Bild empfehlen: „Von Gott". Fidus hat beide als Ganzes gedacht. Ein kleines Mädchen kommt von der Höhe des wilden Felsgebirges. Gotterfüllt breitet es die Arme aus, wie im Begriff den Menschen unten im Thale den Gottesgruß zu bringen. Wild tobt unter ihm der schäumende Gebirgsbach durch die Felsblöcke. Kindlich vertraut das Mädchen in Gottes Hand den Elementen.

---

[1]) Kunstbeilagen von Fidus und Diefenbach aus der „Sphinx", VIII. Jahrgang 1893. In Umschlag 1 Mk. In Halbleinmappe 1 Mk. 50 Pf.

Digitized by Google

2. „Hebe dich weg von mir, Satan!" Dieses Bild von Fidus stellt Jesus und den Versucher dar. Es erwuchs einem wahrhaft schöpferischen, ursprünglichen Gedanken, der nicht ausgeklügelt, sondern in unbewußtem Schaffen getroffen wurde. Jesus weist den Versucher von sich ab. Hohe Würde und göttliche Lauterkeit drückt jeder Zug des schönen, edlen, ernsten Gesichtes aus. Die hohe sittliche Würde äußert sich auch in den Spuren harten Ringens, körperlicher Entsagung, Askese und freiwillig ertragener Armut. Nachtwachen und Entbehrung verrät die Magerkeit der Wangen mit dem leicht hervortretenden Jochbeine. Ein leichter Vollbart umschattet das regelmäßig geformte Antlitz; glatt fällt das in der Mitte gescheitelte Haar auf die Schulter und legt eine hohe, stark gewölbte Stirn frei. Aus dem schönen Auge spricht heiliger Ernst und strafende Entrüstung, mit der Jesus abwehrend auf den Versucher blickt. Ernst geschlossen ist der Mund, der soeben abgewehrt hat, aus dem nur Wahrheit und sonst auch nur Wohlwollen und Liebe quellen kann.

Aehnlich geformte Gesichtszüge, schön und edel in der Naturanlage aus der Hand des Höchsten, stehen dem Antlitz des Erlösers gegenüber. Aber bei dem Versucher spielt jeder Zug ins Frivole, Eitle, Leichtfertige, Genußsüchtige, Weichliche, in Herrschsucht, Hochmut und Selbstsucht, ohne in Verzerrung auszuarten. Es sind weltlich aristokratische Züge, zu welchen die göttliche Hoheit des Christuskopfes herabgemindert ist. Diesem weltgewandten Gesichtsausdruck sieht man die Symbolik der verführerischen Kraft an. Der Kopf des Versuchers trägt ähnliches Haar wie Jesus, nur lockig herabwallend und sorgfältig gepflegt; es wächst mit einer Spitze in die Stirn, hinter welcher mehr Gedanken auf Genuß und Sinnlichkeit als auf göttliche Erkenntnis und Menschenliebe gerichtet sind. Die ganze Gestalt des Versuchers zeigt mehr Geschmeidigkeit und Uebung in eleganten Weltformen, als die streng geschlossene Haltung Jesu. Nicht keusch bedeckt wie bei Christus ist sein Körper: der Versucher trägt die linke Schulter, Brust und den Arm frei und zeigt die schöne Körperbildung, die den Sinnengenuß fordert. Seine Lippen sind verführerisch, locker und lockend geschweift, sinnlich begehrend und zu leichtem Genusse bereit. Leiser Spott umspielt den lüsternen Mund, aus welchem nur Worte der Verführung gewandt, beredt und elegant schlüpfrig gleiten. Die Augen sind durch die langbewimperten Lider verschleiert, mehr geschlossen als offen, mit Katzenlist lauernd, halb feige, halb dreist und raubtiertückisch, doch klug in ihrem Sinne verdeckt. Es sind scharfblickende, schlangenschlaue, Alles beobachtende, jede Seelenregung um sich herum erfassende Augen. Spöttisch, kalt frivol sind sie auf den ernsten Wahrheitssucher und Gottmenschen gerichtet. Ja höhnisch überlegen ruhen sie auf dem Dulder und schielen von unten her auf ihn, als zweifelten sie, ob ihre und des Mundes gleißende Verführungskunst nicht schon ganz an dem Reinen abgeprallt sei. Hinter diesen Augen liest man die Gedanken: „Sei kein Thor! Für nichts willst Du Dich martern? Folge mir, die Welt gehört uns, wenn Du willst!"

Digitized by Google

Entsprechend dem Ausdrucke des Auges liegt des Versuchers linke Hand in leichter, eleganter Haltung mit dem nachlässig gestreckten schmalen, fast aristokratisch gepflegten Zeigefinger auf der Brust und deutet sprechend an: „Ich gewinne mühelos die Welt! Ich handle anders als Du!"

Man sieht von Satan zurück auf Jesus und versteht von Neuem das Wort, welches aus jeder Faser seines Wesens spricht: „Hebe Dich weg von mir, Satan!" —

Beide Gestalten haben mit Grund etwas Aehnliches: Satan ist gleichsam der vorübergehende Gedanke an Weltlust, der wie ein verkörpertes Sinnbild der Seele aus Jesus heraustritt. Der göttliche Jesus erlebt den Gedanken in der Blitzeseile des Augenblicks in sich: das Spiegelbild der versuchenden Seele tritt sichtbar ihm gegenüber — wie etwas Fremdes, was er sofort von sich weist. Es war ein gegenstandsloser Augenblick der Versuchung. Jesus hat überwunden, ehe das Bild sichtbar aus ihm heraustrat, wie ein Zerrbild seiner selbst. Gott hat längst in ihm gesiegt.

Kampf und Sieg Gottes in Christus: das hat in diesem Bilde der hellsehende Künstler geahnt.

Zu diesem Bilde sollte in den „Kunst-Beilagen der Sphinx" noch der Christus-Kopf von Fidus gefügt werden, welchen das Juli-Heft der „Sphinx" von 1892 enthält. Freilich muß die unpassend gewählte, mystisch kokettierende Unterschrift, jene unwürdige Spielerei mit der Hinweisung auf das Streben eines jeden „Ich", den Gottmenschen (J. CH.) in sich zu erreichen, gestrichen werden, um so mehr, als durch Weglassung der trennenden Punkte das Mißverständnis gefördert, ja fast kindisch dreist herausgefordert wurde. In so ernst heiligen Dingen will ich aber kein Spiel verstehen! Denn mit mir werden Hunderte durch solche Mystikspielerei verletzt.

3. „Der verlorene Sohn". Halb Trauer, halb Ingrimm auf den Zügen mit dem Kalmückischen Typus, welchen Fidus nicht selten darstellt, schwebt Lucifer über der Erde und läßt seinen Blick über eine friedliche Menschenwohnung gleiten. Er senkt seine erlahmten Flügel und scheint zu sinnen, ob er sich reuig zu Gott wenden oder ruhelos weiter eilen soll.

4. „Du sollst nicht tödten"! Von Theosophie und Mystik schreiten wir zur menschlichen Ethik in diesem schönen Mahnruf zur Milde gegen unsere niederen Brüder in der Natur. Fidus läßt vor einen verfolgten Hirsch schützend ein nacktes Mädchen treten, welches von dem wehrlosen Tiere die Gefahr abwendet. Aus dem reinen Auge des Kindes spricht das vertrauensvolle Mitleid, dem selbst die Rohheit und Grausamkeit nicht gedankenlos widerstehen kann. Verständnisvoll dankbar neigt seiner Schützerin das geängstigte Tier seinen Kopf mit dem sanften Auge zu. Wer wollte nicht — Tier oder Mensch — einem Wesen vertrauen, welches Liebe zu Tieren beweist! Dieses Mitleid ist der erste Funke göttlicher Liebe im Menschen, der Wille dem Wehrlosen zu helfen. Das ist das Grundthema der Sphinx, die gegen jede Art der Grausamkeit gegen die hilflosen Geschöpfe strafend auftritt — von der Rohheit gegen die Haus- und Nutz-



Digitized by Google

tiere, gegen die Jagd- und Schlachttiere bis zu den sinnlos unmenschlichen und unwissenschaftlichen Uebertreibungen in der Vivisektion der Versuchstiere. Flehend breitet jenes Kind seine Arme gegen alle aus, die ihre Macht zur Qual der seufzenden Kreatur mißbrauchen wollen.

Wer gegen dieses Bild den Vorwurf der Uebertreibung in der Darstellung der Nacktheit erhebt, mag vom Standpunkt unserer Kultur nicht Unrecht haben, da sich unsere Kultur nicht von heute bis morgen zur Natur fortdrängen läßt und nicht darnach fragt, wie ein kindlicher Künstler denkt, der abgeschieden von der Welt lebt und mit unserem Kultur- und Gesellschaftsleben keinen Zusammenhang hat. In dieser Abgeschlossenheit seiner Klause von der Welt, die nun einmal noch lebt und herrscht, kann ein Künstler leicht Nebendinge für eine Hauptsache halten und trotzend am Nebensächlichen kleben, was nachdenkende und wohlwollende Zeitgenossen abschrecken könnte, das Wesentliche und Schöpferische an seiner Kunst unbefangen zu würdigen.

5. „Niemand kann zween Herren dienen"! Dieses launige Bildchen zeigt uns Fidus als fein humorvollen Künstler, wie er in manchen, dem Publikum nicht bekannten Arbeiten, auch vielen seiner unvergleichlich schönen und originellen Kopfleisten, Garnituren und Vignetten der Sphinx auftritt. Hier läßt er ein etwa siebenjähriges Mädchen mit dem rechten Arme das kleine Schwesterchen über eine Pfütze tragen, während die linke Hand des doppelt belasteten Mädchens einen Topf hält, aus welchem über den schief gerichteten Rand die Milch läuft und sich friedlich mit dem Pfützenwasser vereinigt. Die Komik der Situation wird durch den andächtigen Ernst in den beiden Kindergesichtern erhöht. Beide ahnen das Malheur noch nicht: ihre Aufmerksamkeit ist nur auf die Pfütze gerichtet, in welche die ältere Schwester patscht. Hendschel würde diese Skizze den seinigen gern anreihen.

Wenn dieses niedliche Kunstwerk in der Sphinx erschien, so sollte der gefällige Scherz wohl den Ernst des Gedankens umkleiden, daß man nicht dem Körper dienen kann, wenn man sein Leben dem Geiste widmet.

6) „Musizierender Knabe". In diesem und den zwei folgenden Bildern, zu denen Diefenbach die Anregung, vielleicht auch die künstlerische Idee gegeben hat, die aber im Entwurf und in der ganzen Ausführung Fidus ureigen angehören, spricht mich die verkörperte Grazie in reinster durchgeistigter Melodie an wie die Elfenmusik in Webers „Oberon" und Verdis „Falstaff" oder wie die Elysium-Klänge in Glucks „Orpheus" und die kindliche Anmut des genialen Mozart. Leicht und luftig steht der Knabe hochaufgerichtet, ja in stolzer Kindeslust nach hinten übergebeugt auf einer Nelkenkrone und jubelt auf seinen Saiten mit dem anmutig leicht geführten Bogen ein Lenzeslied hinaus.

7. „Musizierendes Mädchen". Das Mädchen sitzt auf einer zarten Blätterranke und spielt, in Sinnen versunken, innig, wie träumend, eine stille Weise.

8. „Kastagnetten-Mädchen". Auf duftiger Blüte von Zitter-

gras schwebt ein Mädchen in elastischer Tanzbewegung, ein Bild des jauchzenden Frohsinnes.

9. „Victoria Regia". Ueber die weite Fläche eines dunkeln Sees breiten sich die Riesenblätter der schönen Blume aus. Eine Knospe ruht fast verschlossen da, eine zweite öffnet sich. In voller Pracht entfaltet sich in der Mitte die Königin der östlichen Flora. Zu ihr eilt, von einem Blatte getragen, ein leichtes Elfenkind, um sie zu bewundern oder zu pflücken. Die Lotosblume mit ihrem sonnenwarm abgetönten Weiß, nicht jenem kalten Weiß des Mondlichtes, ist das Bild des Reinsten, des Ewigen. Das Elfenkind soll das Sinnbild der Seele sein, die nach dem Ewigen strebt.

10. „Weihnacht". In einer erschlossenen Lotosblüte sitzt ein Mädchen, den staunenden Blick auf ein Kind gerichtet, welches die Händchen nach ihm ausstreckt. Es bedeutet die Geburt des Geistes aus der Seele nach der Auffassung der Theosophie. Die christliche Jungfrau Maria ist wie die indische Maja das Ideal der reinen Menschenseele, welche sich im schönen Menschenkörper darstellt. Aus ihr wird der göttliche Geist, der Gottmensch geboren. Das ist der theosophische Sinn von Weihnacht. Die Kugel über dem Hauptbilde bedeutet die Sonne, das kosmische Ei. Von ihr gehen Flügel aus, die sich auf die Körperwelt senken. Unter der Sonne steht das Kreuz, welches zwischen der göttlichen und irdischen Welt vermittelt. Denn durch das Kreuz, durch das Leid führt der Weg der Seele zu Gott.

11. „Im Morgenwinde". Auf einem Felsenvorsprung begrüßt ein Menschenkind den Morgen. Die Windgeister nahen ihm mit erfrischendem Hauch.

12. „Sphinx des Lebens". Auf die steile Höhe der Sphinx klimmt ein neugieriger Mensch. Aengstlich sieht er dem Ungethüm in das Katzenauge. Er ist noch nicht reif, das Rätsel des Lebens zu begreifen. Seine Furcht stürzt ihn ins Verderben: er versteht das Geheimnis des Lebens nicht. Er sieht nicht, daß das tückische Wesen die kalten Katzenaugen schon drohend auf ihn richtet. Noch einen Augenblick: — und die lauernde Sphinx hat ihn mit ihren furchtbaren Löwentatzen zermalmt, um ihn dann in die Tiefe zu stürzen. So geht der Mensch an dem Rätsel des Lebens zu Grunde, wenn er sich ihm neugierig nähert, ohne mit ernstem Wissensstreben sein Wesen zu ergründen.

Zu diesem Bilde, in welchem die tief erfaßte Symbolik des Lebensrätsels immer wieder wie eine wunderbare Offenbarung des Geistes zu mir spricht, gehören zwei Cartons, welche den Gedanken erweitern und ergänzen. Alle drei fand ich schon 1891 bei Fidus in München und erkannte in ihnen das Zeugnis einer eigenartigen Kunst. Fidus nennt den einen „Die Sphinx der Natur". In der tropischen Glut der senkrecht strahlenden Sonne thront die Sphinx in der kalten Kraft ihrer Grausamkeit. In üppiger Fülle sproßt um sie herum die Pflanzenwelt. Eine giftige Natter, tückisch wie ihre Herrin, kreuzt den Weg des Wanderers.



Digitized by Google

An der Brust der Sphinx ruht harmlos träumend ein Menschenkind, ahnungslos und unbekümmert um die Gefahren, von denen es umgeben ist, nur vom Segen der reichen Natur erfüllt.

So steht der Mensch kindlich der Natur gegenüber, hier sorglos genießend dort angsterfüllt und dem Verderben preisgegeben.

Der andere Carton zeigt das Bild des zum männlichen Bewußtsein gereiften Menschen, der als Künstler die Sphinx selbst bildet und seine Furcht wie ein Gebilde seiner Kinderphantasie überwunden hat. Das ist: „Die Natur der Sphinx". Auf einem mächtigen Felsengebilde erhebt sich ein Riesensteinbild der Sphinx. Zu ihrer Linken steht der Bildhauer mit Meisel und Schlägel, froh seines Triumphes über einen beängstigenden Wahn.

So komponiert Fidus. Möge seine gute Natur, sein kindlicher Sinn, sein heller Blick sich nie verfälschen! —

Pranatherapie.

Von

Theodor Regens.

Im Hefte Nr. 86 der „Zukunft" findet sich ein Artikel über sympathetische Kuren von Dr. Carl du Prel in München. Ich bin ein großer Verehrer des Herrn Dr. Carl du Prel, aber ich halte die schrankenlose, öffentliche Behandlung des Gegenstandes für einen Fehler, da bei dem in unseren gebildeten und halbgebildeten Kreisen herrschenden Aufklärungsdünkel das zum einzig richtigen Verständnis und zur einzig wahren Würdigung des Gegenstandes unumgänglich nötige Vertrauen, der lebendige „Glaube", fehlt. Dinge, die sich nicht mittels der Spektral-Analyse oder durch das Mikroskop nachweisen lassen, existieren einfach nicht für die heutigen Aufklärungs-Gelehrten oder die große Masse der materialistisch durchseuchten Indifferentisten.

Die Besprechung eines so eminent esoterischen Gegenstandes, wie die Lehre von der sympathetischen Heilkunst, gehört daher nicht in die Tagespresse. Da aber in den Spalten der „Zukunft" die Besprechung der weißen Magie einmal aufgerollt ist, so bitte ich um ein wenig Raum, um die Angaben des Dr. du Prel zu ergänzen und den behandelten Gegenstand, die sympathetischen Kuren, in das System einzufügen, dem er angehört, von dem er einen Teil bildet. Die Behandlung der Krankheiten des menschlichen Körpers mittels des exteriorisierten Od ist eine Unterabteilung der allgemeinen Pranatherapie.

Pranatherapie ist die Lehre von der Heilkunst mittels des Lebensgeistes, Prana, Od, Vitalkraft, Astralfluidum, auch organischer Magnetismus



oder Nerven-Elektrizität genannt. Die Pranatherapie umfaßt folgende Behandlungsweisen:

a) Die mumiale (balsamische) Behandlungsweise;
b) Die sympathetische Behandlungsweise;
c) Die magnetische Behandlungsweise;
d) Die hypnotische Behandlungsweise.

Obwohl diese Behandlungsweisen unter sich verschieden sind und jede für sich streng selbständig angewendet werden kann und angewendet wird, so ist es doch sehr häufig der Fall, daß zwei oder mehrere derselben gleichzeitig zur Anwendung kommen, derart, daß sie dem äußerlichen Beobachter in Eins zusammenzufließen scheinen. So z. B. werden die mumiale und die sympathetische Behandlungsweisen fast stets zusammen angewandt werden. Ebenso werden meistens die magnetische und die hypnotische Behandlungsweisen Hand in Hand gehen. Es werden auch die magnetische und die sympathetische manchmal zusammen angewandt, die engeren Beziehungen bleiben aber doch stets zwischen den Behandlungsweisen a und b respektiv c und d als den einander nächst verwandten. Alle diese Behandlungsweisen haben gemeinsam als allein wirksames Heilmittel den Lebensgeist, den Prâna.

Die genannten Behandlungsweisen unterscheiden sich untereinander nur durch die Form oder die Art, weil die bleibende Lebenskraft, der Prana, dem kranken Körper zugeführt oder wie sie auf denselben angewandt wird.

Bei der mumialen Behandlung ist die „Mumie“ oder der leibliche Balsam (von Dr. du Prel bereits erläutert) der Träger der Heilkraft des Prana (Dr. Fickel's mineralischer Magnetismus).

Bei der sympathetischen Kur ist die geistige Mumie der unsichtbare Träger des heilkräftigen Prana (Satanelli's „geheime Philosophie“).

Die magnetische Behandlungsweise oder die magnetische Heilmethode wird so genannt, weil unter größeren Voraussetzungen die Lebenskräfte, nach Art des Magnets, sich anziehen oder abstoßen, der so entstehende Strom wird Träger, Vermittler des heilenden Prana (Maxwell's „Magnetische Heilkunde“).

Bei der hypnotischen Kur vermittelt der hypnotische oder magnetische Schlaf die Heilkraft (Professor Dr. Nußbaum's „Neue Heilmittel“).

Die sympathetische und die mumiale Behandlungsweise sind bereits von Herrn Dr. du Prel an einigen Beispielen erläutert worden. Ich möchte daher an einem Beispiel die magnetische Kur beleuchten:

Eine Dame von 70 Jahren, welche in Berlin in der Charlottenstraße wohnte, hatte einen Gehirn-Schlaganfall erlitten. Außer einer halbseitigen Lähmung litt sie auch, wie das gewöhnlich der Fall ist bei solchen Zerstörungsprozessen in den Kopfnervencentren, an einem nie remittierenden intensiven Kopfweh, grenzenloser Ruhelosigkeit und Schlaflosigkeit. Die behandelnden Aerzte konnten der Patientin keine nennenswerte Erleichterung verschaffen, da der Gesamtzustand der Patientin starke Schlafmittel

Digitized by Google

nicht zuließ und selbst, wenn Schlafmittel gegeben wurden und wirkten, der Schlaf der Patientin ein ruheloser und gestörter war. Als diese mich nun eines Tages bat zu fühlen, wie heiß ihr Kopf wieder sei, legte ich meine linke Hand voll auf ihren Kopf derart, daß meine Fingerspitzen gerade auf den Herd des Nervenzerfalls zu liegen kamen. Meine Hand lag kaum einige Sekunden auf dem Kopfe der Patientin, als diese sich äußerte, es überkäme sie ein wunderbares Gefühl der Erleichterung, des Wohlbehagens, der Schmerzlinderung. Ich machte daraufhin die sogenannten Kopfstriche und hatte die große Befriedigung, zu sehen, daß mein Prana der Patientin die ersehnte Ruhe und Hülfe brachte. Nach einigen Wochen genügte schon meine einfache Anwesenheit im Zimmer der Patientin, um ihr die nötige Beruhigung zu verschaffen.

Den mechanischen Zerfall der Nervencentren, auf welchem Vorgang der Gehirnschlag beruht, kann natürlich auch der Prana nicht rückgängig machen. Wohl aber kann durch ihn der weitere Zerfall der Nervencentren verzögert und je nach der Körperbeschaffenheit und dem Lebensalter der Patienten auf unabsehbare Zeit ganz aufgehalten werden. Hauptsächlich aber lindert die magnetische Kur mittels des Prana die qualvollen Begleiterscheinungen des Gehirnschlages.

Was endlich die hypnotische Behandlungsweise betrifft, so ist diese die im Publikum am meisten bekannte Art der Behandlung der Nervenkrankheiten. Mit dieser besonderen Art der Anwendung der hypnotischen Kur ist jedoch deren allgemeine Anwendung noch lange nicht erschöpft.

Der mit Recht weithin berühmt gewesene Chirurge und Menschenfreund (weiland Geheimer Rat und Generalarzt in München) Professor Dr. von Nußbaum sagte: „Im hypnotischen Schlaf kann man jede Arzneiwirkung durch Suggestion erreichen, gleichgültig sogar, ob die Arznei wirklich vorhanden oder nur fingirt ist“. Aber in einer Versammlung im chemischen Hörsaal in München sagte dieser große Gelehrte ferner: „Ich bin mir wohl bewußt, daß ich eine sehr schlüpfrige Bahn betrete, wenn ich von der Hypnose zu sprechen wage, aber ich baue auf die vielen Beweise von Vertrauen, welche ich erlebt habe, so daß ich glaube, daß man mich nicht für fähig hält, einer Schwindelei das Wort zu reden“.

Professor von Nußbaum fühlte, daß die breite Oeffentlichkeit nicht der rechte Ort für die Behandlung dieses Gegenstandes ist, und er warnte ernstlich vor dem Mißbrauche der wunderbaren Kraft. Auch er erkannte an, daß nur durch das unbedingte Vertrauen, durch den unbedingten „Glauben“ Heilungen mittels des magnetischen Astralfluids (des Prana) bewirkt werden.

Jede mißbräuchliche Anwendung desselben, sei es mittels der Hypnose oder der Mumie, ist schwarze Magie. Nur Gotteswirker, nur Theurgen, die stark im Glauben sind an ihren Gott, von dem alle Lebenskraft fließt, mögen sich der Gotteskraft des nie versiegenden Lebens zum besten ihrer Mitmenschen bedienen.



Max Müller und der esoterische Buddhismus.

Von

Dr. Hübbe-Schleiden.

> Man kann Theosoph sein, ohne daß man in Verdacht kommen sollte, sich mit Geisterklopfen, Tischrücken oder anderen okkulten Wissenschaften und schwarzen Künsten zu beschäftigen.
>
> **Max Müller**, (Gifford Lectures 1892, Vorrede).

Was ist Esoterisch? — In den Nummern 82 bis 84 der „Zukunft" hat der Altmeister unserer Sanskrit-Forschung, Professor Dr. F. Max Müller in Oxford, die Behauptung aufgestellt, daß es keine Esoterik im Buddhismus gäbe, daß vielmehr der „esoterische Buddhismus" eine irrtümliche, wenn auch wohlmeinende Phantasie der „Theosophischen Gesellschaft" sei. Nun kann Niemand eine größere Hochschätzung für ihn, den geistvollen Bahnbrecher auf den Gebieten der Sprachforschung, der Kulturgeschichte und der Religionswissenschaft, hegen als ich, umsomehr da ich ihm für manche Freundlichkeit, die er mir erwiesen, zu besonderem Dank verpflichtet bin. Aber man wird es mir wohl nicht als Mißachtung auslegen, wenn ich trotzdem zweifelnd frage: „giebt es wirklich keine Esoterik im Buddhismus?"

Zunächst zur Steuer der Wahrheit hier die sachliche Berichtigung eines formellen Irrtums. Max Müller ist der Meinung, daß Frau Helene Petrowna Blavatsky, geb. Gräfin Hahn, den Begriff des „Esoterischen Buddhismus" erfunden habe. Das ist nicht so. Diese Wortzusammenstellung rührt ausschließlich von Percy Sinnett her, der allein dafür verantwortlich ist und sein will, und der überdies im Vorwort seines Buches[1]) ausdrücklich bemerkt, daß die esoterische Religionslehre nicht besonders dem Buddhismus eigen sei, und daher auch ebensogut „Esoterischer

Wir bringen diese Entgegnung hier zum Abdruck, welche ursprünglich für die „Zukunft" bestimmt war, aber in dieser nicht aufgenommen wurde. (Der Herausg.)

[1]) Engl. Ausgabe S. VIII; deutsche Ausgabe (Leipzig 1884, J. C. Hinrichs Buchhandlung) S. IX.

Brahmanismus" oder sonstwie genannt werden könne. Frau Blavatsky hat vielmehr die erste günstige Gelegenheit benutzt, sich in ihrem „Schlüssel der Theosophie" (bei Wilh. Friedrich in Leipzig, S. 7) ausdrücklich gegen die Bezeichnung „Esoterischer Buddhismus" zu verwahren.

Doch dies nur nebenbei! Immerhin behaupten thatsächlich die leitenden Vertreter der „Theosophischen Gesellschaft", daß es auch im Buddhismus eine Esoterik gäbe. Und sollte es die wirklich nicht geben?

Ich will versuchen nachzuweisen, daß Max Müller in allen Hauptpunkten seiner Ausführungen nicht sowohl mit uns Theosophen, als vielmehr mit sich selber uneins ist.

Zunächst: Was überhaupt ist Esoterik?

„Esoterisch" heißt: innerlich, im übertragenen Sinne auch: geheim, und wurde bei den Griechen von den Philosophen und von den Mysterien für die in das innere Verständnis der Lehren Eingeweihten gebraucht, im Gegensatz zu deren „exoterischen" Anhängern. Esoterik heißt also im eigentlichen, ursprünglichen Sinne, das innerliche, tiefere, geistige Verständnis der äußeren Formen und Lehren, deren Darstellung in irgend welcher Form ja immer eine sinnbildliche ist, da jede Form und jedes Wort an sich ein Sinnbild ist. Nun haben, wie wohl jeder Gebildete heute weiß, alle geistigen Lehrformen und zumal alle religions-philosophischen Lehren mehr als einen Sinn, sie haben noch eine andere als die blos äußerliche, prima facie Bedeutung der geschichtlichen und sprachlichen Betrachtung. Esoterische Anschauungs- und Behandlungsweise ist also die, welche die äußeren Formen, Thatsachen und Vorgänge aus ihrem geistigen Gehalte, Werte und Zwecke heraus zu vergleichen sucht und demgemäß beurteilt; sie legt mithin nicht so sehr auf Personen, Orte, Daten und Quellen der Lehren Gewicht, als auf deren Geist, Wesen und Endziel zum eigenen praktischen Nutzen.

Diese Esoterik hat aber wohl kein Gelehrter heutzutage geistvoller in seinen Arbeiten durchgeführt als eben unser Nestor der Sprachforschung Max Müller selbst, der auf diese Weise der hauptsächlichste Begründer der vergleichenden Religionswissenschaft geworden ist. Und eben dieses hat er neuerdings wieder in seinen Gifford Lectures, die er in den letzten Jahren zu Glasgow gehalten hat, aufs glänzendste bewährt. Den letzten Band dieser Vorlesungen aus dem Jahre 1892, den er ungefähr gleichzeitig mit jenem oben erwähnten, in der „Zukunft" abgedruckten Aufsatze veröffentlichte, hat er „Theosophie oder psychologische Religion" genannt.[1]) Diese überaus wertvollen und inhaltreichen Vorlesungen sind allen englisch lesenden Geistsuchern nicht genug zu empfehlen. Der auffallende Titel erklärt sich durch den Zusammenhang dieses Jahrgangs mit den vorhergehenden. Im ersten Kursus dieser Gifford-Vorlesungen

[1]) Theosophy or Psychological Religion. The Gifford Lectures 1892. By F. Max Müller, London 1893, Longman, Green & Co. (10 sh. 6 d.) — Dies Buch erschien im Frühjahr 1893. Der jetzt in der „Zukunft" abgedruckte Aufsatz aber ist eine Uebersetzung dieses im Maiheft 1893 des XIX Century veröffentlichten Artikels von Max Müller.

hatte Max Müller unter der Aufschrift „Natürliche Religion“ eine Uebersicht gegeben über das Thatsachen-Material, das zum Verständnis der geschichtlichen Entstehung der Weltreligionen vorliegt. Im zweiten Kursus wies er als „Physikalische Religion“ das zur Klarheit kommende Bewußtsein nach, daß hinter der gestalteten, sinnlich wahrnehmbaren Natur ein unendliches, einheitliches, allumfassendes Göttliches vorhanden sei, das an sich weder Namen noch Gestalt habe. Im dritten Kursus zeigte er als „Anthropologische Religion“, wie bei den verschiedenen Völkern das Bewußtsein der unsterblichen Menschenseele auftaucht, und wie auch dieses sich allmählich zur Erkenntnis der Unendlichkeit eben dieses geistigen Wesens im Menschen ausgestaltet. In dem jetzt vorliegenden letzten Kursus führt er als die letzte Stufe geistiger Erkenntnis in der Entwickelung der verschiedenen Religionen den Gedanken aus, daß Religion im wahren Sinne weder die Erkenntnis der Unendlichkeit des Gotteswesens, noch die des Menschenwesens sei, sondern vielmehr das lebendige Bewußtsein des Verhältnisses des einen zu dem andern. Und da es schon logisch betrachtet nicht zwei Unendlichkeiten nebeneinander geben kann, so gelangt die religiöse Erkenntnis zuerst theoretisch und dann praktisch zum Bewußtsein der Wesenseinheit der Gottheit und des Menschenwesens.

Das ist thatsächlich der wichtigste Gehalt aller religiösen Esoterik oder Mystik, selbstverständlich ebenfalls im Judentum und Christentum; das ist z. B. auch die esoterische Bedeutung der sinnbildlichen Ueberlieferung, daß der Mensch (Adam) nach dem „Ebenbilde Gottes“ gemacht und durch den „Atem Gottes“ belebt wird. Diese Esoterik weist Max Müller nun nicht bloß bei den Indiern, Persern und Griechen nach, sondern führt sie ganz besonders als die Theosophie in der Entwickelung des Christentums durch. Ja, er schildert nicht nur, wie die Esoteriker und Mystiker zu allen Zeiten von den Exoterikern und Theologen bekämpft und verfolgt worden sind, er scheut sich auch nicht, für sich selbst den gleichen Gegensatz freudig zu bekennen. So sagt er am Schlusse seines Aufsatzes in der „Zukunft“, von seiner eigenen Wirksamkeit: „sie wird fortleben und fort Gutes thun, so lange den Menschen das am Herzen liegt, was ihnen bisher am meisten am Herzen lag, nämlich die Religion, — nicht eine Religion, nicht diese oder jene Religion, die sie gerade selbst ererbt haben, sondern Religion als das wertvollste Erbteil der ganzen Menschenfamilie!“ Und noch deutlicher spricht er dies am Schlusse seiner ersten Gifford-Vorlesung 1892 (Theosophy, S. 26) aus: „Alle Religionen, das Christentum nicht ausgenommen, haben weit mehr durch ihre (dogmatischen) Vertheidiger als durch äußere Angriffe zu leiden gehabt. . . . Deshalb sind auch mir die Verfolgungen von seiten gewisser christlicher Theologen wirklich höchst willkommen gewesen, denn sie haben mir bezeugt, daß ich wenigstens von ihrem abgestempelten Erlaubnisscheine geistig befreit bin, und daß, wenn ich und alle, die aufrichtig meine Ueberzeugung theilen, uns Christen nennen wollen, wir durch unser Gewissen das volle Recht dazu erhalten.“

Digitized by Google

Im Gegensatz zu seinen früheren Kursen nennt Max Müller diesen letzten „Psychologische Religion", aber weil er eben hierin erst die Esoterik, den eigentlichen Kern und Endzweck aller Religion und Religiosität überhaupt, giebt, wählt er als Haupttitel dieses Bandes, das treffendste, allein richtige Wort, mit dem seit der Verschmelzung der hellenischen Philosophie mit dem aufkeimenden Christentume die religiöse Esoterik stets genannt ward, nämlich: Theosophie.

Schreibt doch schon der Apostel Paulus in seinem ersten Briefe an die Korinther (2, 7): „Wir reden von der heimlichen verborgenen Weisheit Gottes (im griechischen Urtext: Theosophie), welche Gott verordnet hat vor der Welt zu unserer Herrlichkeit usw." und fährt dem gegenüber (3, 2) fort: „Milch aber habe ich euch zu trinken gegeben, und nicht Speise; denn ihr konntet sie noch nicht, auch könnet ihr sie jetzt noch nicht vertragen". Ebenso sagt Jesus (Mark. 4, 11): „Euch ist es gegeben, das Geheimnis des Reiches Gottes zu wissen, denen draußen aber wird es alles nur in Sinnbildern und Gleichnissen zu teil"; und weiter (Joh. 16, 12): „Ich hätte euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt noch nicht vertragen. Wenn aber der Geist der Wahrheit über euch kommen wird, so wird er euch in alle Wahrheit leiten".

Das also ist Theosophie oder die eine allgemeine Esoterik, welche allen großen Religionen als letzter Kern zu Grunde liegt, im Gegensatz zu den in ihren Ausgestaltungen von einander abweichenden exoterischen Lehren der verschiedenen Religionsformen. Die Exoterik ist die äußere Betrachtung und geschichtliche Verfolgung der religionsphilosophischen Entwickelung bei verschiedenen Völkern, Menschenrassen und Kulturepochen. Esoterisch aber ist das innere Verständnis der Theosophie und Mystik völlig unabhängig von besondern Ausdrucksformen, die sie bei den Indiern oder Persern oder Christen oder Mohammedanern angenommen haben.

Und solcher Esoterik sollte wirklich der Buddhismus ganz entbehren? Diese weitest verbreitete aller Religionen der Menschheit sollte solcher inneren, geistigen Auffassung nicht fähig sein?

Aber Max Müller giebt dies eigentlich ja selbst zu -- sogar in Bezug auf den südlichen Buddhismus, das hausbackene Hinayana-System, wenn er („Zukunft" 84, S. 215) darauf hinweist, wie der Buddha Gautama seinen Lieblingsschüler Ananda warnte, sich auf irgend eine äußere Autorität zu berufen, und ihn ermahnte, stets der Stimme in seinem eigenen Inneren zu folgen und sich von nichts anderem leiten zu lassen als von dem Geist der Wahrheit in der eigenen Brust. Wer das wirklich thut, der muß sich über alle äußeren dogmatischen Formen ganz von selbst hinwegarbeiten und der wird unfehlbar zu dem esoterischen Verständnisse der Theosophie durchdringen. Einem solchen braucht dies dann auch nicht erst ausdrücklich als eine „esoterische Lehre" zum Unterschiede von der sinnenfälligen, exoterischen Auffassung der Lehrsätze dargestellt zu werden, wie dies auch der Buddha in der angeführten Stelle von sich abweist.



Was andererseits das phantastische Mahâyana-System des nördlichen Buddhismus betrifft, so heißt es u. a. im Saddharma Pundarika, das Max Müller als Band 21 seiner Sacred Books of the East herausgegeben hat (S. 59):

„Dieses ist die Meisterschaft der Führer. Sie mußten in vielen Geheimnissen reden; daher ist es schwer, sie zu verstehen. Aber versuche doch nur das Geheimnis der Buddhas zu erfassen! Lasse alles Zweifeln, alles Zagen! Du sollst selbst ein Buddha werden! Freue Dich!"

Mit Recht erklärt Max Müller das Vedanta-System des Brahmanismus für die vollendetste Darstellung der esoterischen Erkenntnis, der Theosophie. Aber selbstverständlich ist ihm auch bekannt, wie nahe die Yogâtschârya-Schule dieses Mahâyana-Systems den Lehrern des Vedanta kommt, sodaß deren Anhänger sogar bei ihren orthodoxeren Religionsgenossen als verkappte Vedantisten gelten, während andererseits die Adwaita-Vedantisten von den orthodoxen Hindus als verkappte Buddhisten bezeichnet werden. — Also Esoterik im Buddhismus kann Max Müller unmöglich ableugnen!

Bedarf es aber dabei — wie unser Altmeister zu fordern scheint — noch besonderer Schrift-Nachweise, die bezeugen, daß einst dieser oder jener Buddhist zu solcher theosophischen Erkenntnis und zum esoterischen Verständnisse des höchsten Strebensziels hindurchgedrungen war? Kann nicht ein jeder Esoteriker für sich allein beurteilen, daß der Buddhismus solche esoterische Erkenntnis zuläßt, und daß man auch auf Grundlage des Buddhismus Esoteriker (Adwaita-Vedantist) sein kann? — Wäre es z. B. nicht auch denkbar, daß einem Apostel Paulus, einem Dionysius Areopagita, einem Meister Ekhardt ihr esoterisches Verständnis des Christentums durch eigene Erleuchtung zuteil werden konnte, ohne daß sie das Evangelium Johannes vor sich hatten? Und warum sollte im Bereiche des buddhistischen Geisteslebens nicht ein Gleiches möglich sein?!

Vielleicht wird aber Max Müller hierauf erwidern, das „Esoterische", was er dem Buddhismus abgestritten habe, sei nicht die Theosophie darin, sondern nur etwelche Geheimniskrämerei.

Nun wohl. Freilich wird „esoterisch", abgesehen von jenem ursprünglichen tieferen Wortsinne, noch in dreifacher Bedeutung gebraucht: 1. für die nicht jedermann verständliche Formensprache, die zünftige Ausdrucksweise der Priester und Gelehrten; 2. für eine besondere Schulung und Entwickelung zum Zwecke der praktischen Verwirklichung der religiösen Strebensziele, und 3. für ein besonderes geheimes Wissen, sachlich-neue Lehren, die nicht jedermann bekannt sind und in früheren Zeiten auch nicht einmal jedermann zugänglich waren.

Die erste abgeleitete Bedeutung des Begriffes „esoterisch" beruht auf einer so allgemein verbreiteten und anerkannten Thatsache, daß man schon von vornherein den Buddhismus von diesem Uebelstande nicht ausschließen wird. Es handelt sich hier um die „Tempelsprache". Wird doch auch

unser heutiger wissenschaftlicher und philosophischer Jargon, dessen Termini technici für uns „Eingeweihte" völlig unentbehrlich sind, noch auf Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende hinaus für die nicht „akademisch" Gebildeten eine unverständliche „Tempelsprache" bleiben. Darüber wird sich Niemand täuschen. In unserem Mittelalter war dies noch weit schlimmer, und die Scholastik des Buddhismus hat sich auch in solcher Tempelsprache einiges geleistet. Dies giebt auch Max Müller insbesondere vom Mahâgana-System zu (Zukunft Nr. 84, S. 218), sogar für ganze Schriften dieses nördlichen Buddhismus. Da aber unser Professor genaue Citate liebt, so will ich hierzu auch aus seiner Ausgabe des Saddharma Pundarika noch eine kurze Stelle (S. 121 u. 122) im Auszuge wiedergeben. Es spricht dort der Buddha (Thatâgata, der vollendete Heilige) zum Kashyapa:

„Ich bin es, der, obwohl ich das Gesetz ganz kenne, dessen Wesen nur ein einheitliches ist, nämlich das Wesen der Erlösung, ewig friedreich, endend im Nirvana, dennoch nicht sofort alle Weisheit des Allwissenden enthülle, da ich auf die Fassungskraft der verschiedenen Hörer Rücksicht nehme.

„Du wunderst dich, Kashyapa, daß du das Geheimnis des Thatâgata noch nicht ergründen kannst. Dies ist so, Kashyapa; denn das Geheimnis, das die Heiligen verkünden, ist schwer zu erfassen.

„Die erhabenen Weisen wahren ihre Worte, wahren das Geheimnis, und enthüllen es nicht allen Wesen.

„Ich rede gemäß dem Bereiche ihrer Verständnisfähigkeit; vermittels der verschiedenen Auffassungsmöglichkeit der Weisheitslehren passe ich mich ihnen an".

Die Aehnlichkeit dieser Stelle mit den oben aus dem „Neuen Testamente" angeführten drei Aussprüchen beweist übrigens, daß es sich auch hier nicht bloß um „schwierige und dunkle Lehren" handelt, sondern um denselben Gegensatz zwischen den Anfängern und den Meistern in der Erkenntnis und der Heiligung.

Dies führt uns zu der zweiten technischen Bedeutung des Wortes „esoterisch". In diesem Sinne bezeichnet es nicht einen Gegensatz des reiferen zum keimhaften Verständnisse der Lehren, sondern den ihrer praktischen Verwirklichung zu der blos theoretischen Erkenntnis.

Die moderne, europäische Philosophie betrachtet diese praktische Seite, den eigentlichen Zweck aller Religion, als Privatsache, und alle Schulwissenschaft richtet sich bei uns nur auf die theoretische Erkenntnis. Anders aber war dieses schon bei den Griechen; für sie war Philosophie zugleich Religion. Ein Philosoph, der seine Weisheit blos gelehrt, nicht auch gelebt hätte, würde garnicht ernst genommen worden sein. Weit mehr ist dies im ganzen Morgenland der Fall und war von jeher dort so. Selbstverständlich ist dies auch im Christentume ebenso; fordert Paulus etwa von seinen Gemeinden, daß sie bloß die geschichtliche Thatsache glauben sollten, daß im Jahre 787 der Stadt Rom Jesus von Nazareth gekreuzigt worden sei und auferstanden sei? Nein, sondern daß sie den Christus

in sich selbst lebendig werden lassen (Römer 8, 9—10; 13, 14; 2. Kor. 13, 5; Gal. 2, 20; Kol. 1, 27) und daß jeder „ein vollkommener Mann werde nach Maßgabe der vollkommenen Größe Christi“ (Eph. 4, 13 u. 24). Was sollte es wohl auch für einen Nutzen haben, wenn man bloß intellektuell sich davon überzeugt, daß das eigene Menschenwesen (die Seele oder der Geist) mit dem Weltwesen (Gott) eines Wesens ist? — wenn wir nicht praktisch eben das in uns verwirklichen, was Jesus plastisch ausdrückt in den Worten: „Ich und der Vater sind Eins! Er in mir und ich in euch!“ — wenn wir also nicht in unserem Bewußtsein mehr und mehr das göttliche Bewußtsein wachsen lassen und wenn wir nicht immer mehr den Gotteswillen in uns und durch uns zur Wirkung bringen.

Diese praktische Verwirklichung der geistigen Erkenntnis als lebendige Erfahrung ist aber der einzige Sinn und Zweck aller indischen Religionsphilosophie, der buddhistischen sogut wie der brahmanischen. Es ist durchaus ein Irrtum oder vielleicht nur eine ungenügende Ausdrucksweise, wenn Max Müller bei seinen tausenden von Lesern die Meinung erweckt hat, er wolle diese Esoterik im Brahmanismus oder im Buddhismus leugnen. Ihm ist in Europa und Amerika und noch mehr und lauter von Indien herüber mit dem Aufschrei des energischen Protestes geantwortet worden. Die Brahmanen haben ihm (z. B. im Theosophist, Septbr. 1893, 749—55) erwidert, daß eben diese Esoterik, die sogar für jeden Einzelnen die geheimste Schulung sei, das Leben ihres Geistes und das Wesen ihrer Religion sei. Und die Buddhisten haben ihm erklärt, daß auch ihr Meister Buddha Gautama durchaus nicht diese Esoterik abgeleugnet oder abgeschafft habe, sondern daß wenn er sich gegen die priesterliche Exklusivität der Brahmanen gewandt habe, er damit durchaus nicht die notwendige mystisch-religiöse Selbstschulung beseitigt, sondern ganz im Gegenteil sie nur verallgemeinert und sie allen Kasten zugänglich gemacht habe. Also gegen das Priestertum, nicht gegen die Esoterik in irgend welchem Sinne habe sich Buddhas Reformbewegung gerichtet.

Alles das, was Max Müller in meisterhafter Kürze und Prägnanz als das Strebensziel der Indier („Zukunft“ 1883, S. 164) darstellt, weisen diese als Schulfuchserei zurück, so lange es nur im Sinne europäischer „Philosophie“, blos als Gelehrsamkeit gedacht wird; und es ist als solches auch kein „Geheimnis“, der Brahmanenschüler (Brahmatschari) hat dies vollständig zu lernen (Shravana). Aber Wert gewinnt es für ihn erst, wenn er es weiter in sich selbst verarbeitet (Manana) und es zuletzt in allen höheren Bewußtseinsstufen in sich selbst verwirklicht (Nididhyasana). Hierzu als Hülfsmittel zu dienen ist der einzige Zweck aller „Erkenntnis“; und wem sie nicht dazu dient — wer sie als Selbstzweck ansieht, der schafft sich dadurch das größte Hindernis seiner eigentlichen Zweckerfüllung, die garnicht im Lernen und im Wissen liegt, sondern im Wollen und im Werden.

Daß alle Vedantisten solche praktische Verwirklichung der Weisheit

Digitized by Google

(Gñana) durch mystische Uebung (Yoga) stets gefordert haben, kann und wird Max Müller auch nicht abstreiten. Ebenso aber dient das Yoga-System Patandjalis in irgend welcher Form der Ueberlieferung zur praktischen Ergänzung aller andern philosophischen Systeme Indiens; so auch den Yogatscharyas des nördlichen Buddhismus. Und es wäre selbst ein Irrtum, zu glauben, daß etwa doch der phantasielos-trockene, rationalistische Buddhismus Ceylons sich zu solchem geistigen Streben nicht habe aufschwingen können. Als authentischer Gegenbeweis genügt wohl der einschlägige Aufsatz des buddhistischen Hohenpriesters Sumangala, der das Haupt dieser ganzen südlichen Konfession ist. Ich habe diesen Aufsatz im 2. Bande meiner Monatsschrift „Sphinx", im Julihefte 1886, veröffentlicht. Das dort erwähnte lokuttara Samadhi ist nichts anderes als Yoga; und die verschiedenen Stufen des Dhyâna auch nicht. Als eigentliche Gemeinde Buddhas werden nur die Bhikkhus (Klosterbrüder, Bettelmönche) betrachtet, die sich vorschriftsmäßig solcher „Uebung in der innerlichen Versenkung" widmen sollen. Das Gleiche ist freilich auch den Mönchen der christlichen Orden vorgeschrieben; und wenn beide etwa heutzutage das nicht mehr thun, so ist solcher Mangel an Ernst ebenso wenig das Wesen der einen Religion wie das der anderen.

Obwohl nun Max Müller in seinem Angriffe auf die theosophische Gesellschaft dem Buddhismus ausdrücklich jede Art von Esoterik abspricht und dies auch für die zwei ersten technischen Bedeutungen dieses Wortes ausführt, so ist es doch wohl hauptsächlich der dritte Begriff einer esoterischen Lehre, den für den Buddhismus zu verneinen, ihm besonders am Herzen liegt. Er leugnet, daß der Buddhismus irgend eine kosmologische Geheimlehre habe, die nur den besonders Eingeweihten zugänglich sei und deren Quelle etwa irgend welche noch nicht aufgefundenen buddhistischen Schriften sein sollten.

Mit dieser Behauptung rennt aber unser verehrter Meister bei uns offene Thüren ein; denn Niemand von uns hat das Gegenteil jemals geäußert oder auch gedacht. Sinnett, der allein dafür verantwortlich ist, die von ihm veröffentlichte esoterische Kosmologie als „Esoterischen Buddhismus" bezeichnet zu haben, rechtfertigt diesen selbstgemachten Kunstausdruck nur damit, daß von allen exoterischen Religionslehren einige des nördlichen Buddhismus seiner „esoterischen Lehre" am nächsten kämen. Frau Blavatsky aber hat — wie schon erwähnt — für die von ihr als Secret Doctrine zusammengestellten 2 Bände Kosmogonie und Anthropogenie irgend welchen Zusammenhang mit dem Buddhismus aufs entschiedenste abgelehnt. Am meisten finde sich von dieser Lehre bei den Adwaita-Vedantisten; aber sie gehöre keiner einzelnen Religion an, sondern liege in mehr oder weniger unvollkommener Erkenntnis allen großen Kulturreligionen zu Grunde.

Indem aber Max Müller nachzuweisen sucht, daß die von Frau Blavatsky zusammengestellte Kosmologie nicht als „Esoterischer Buddhismus" bezeichnet werden könne, hat er offenbar garnicht den Zweck im Auge,

Digitized by Google

den Buddhismus zu verteidigen, sondern vielmehr überhaupt nur jene Secret Doctrine der Blavatsky zu entwerten, „weil sie ihm nicht einleuchtet“ oder, wie er scherzweise im Augustheft 1893 des Nineteenth Century (S. 299 unten) „bekennt, daß sie über seinen Verstand gehe“. Er findet keinen Geschmack daran, schätzt aber Hegel hoch; nun, es giebt jedenfalls sehr viel mehr Leute, die diese „Geheimlehre“ verstehen und Hegels Darstellungen für „Unsinn“ halten, als umgekehrt. Indessen hat ja diese Frage wohl schon Fritz Reuter endgültig erledigt: „wer't mag, de mag't; un wer't nich mag, de mag't ja wol nich mögen“.

Also darüber wollen wir nicht streiten! Soviel aber ist gewiß, daß all die Einwände, welche Max Müller gegen das Weltentwickelungssystem der Blavatsky erhebt, ganz und gar unzutreffend sind.

Vor allem fordert er genaue Quellennachweise, wo sie ihre Lehren hergenommen habe. Ja, muß man denn notwendig Alles irgendwo gestohlen haben? Haben Heraklit, Parmenides und Plato, Kant, Goethe und Hegel ihre Gedanken immer irgendwo „hergenommen“? Und kommen nicht zuweilen auch wohl andere Leute auf sogenannte „Gedanken“?

Aber thatsächlich sind wohl kaum die Schriften irgend einer Frau so voll von genauen Quellen-Citaten wie die der Frau Blavatsky. Und wenn freilich die Grundlage ihres Hauptwerkes, der Secret Doctrine, für die europäische Kultur vollständig neu ist, so schmückt sie sich auch hier durchaus nicht mit fremden Federn, sondern giebt ihre Quelle hierfür in vollständiger wörtlicher Ausführung an. Diese Quelle ist ein altes Werk in tibetanischer Sprache, das Buch Dzyan, das sie auf ihren Reisen kennen gelernt hat und aus dem sie nun in schöner englischer Sprache die Hauptverse wiedergiebt; sie nennt diese Sprüche „Stanzen“, da das Original in dichterischer Form geschrieben sein soll.

Max Müller beklagt sich, daß ihm nicht die Original-Handschrift vorgelegt werde. Daß das noch nicht möglich war und ist, beklagen sicherlich wir Theosophen selbst am allermeisten. Aber auch Max Müller weiß und sagt ja selbst, wie schwer es ist, an solche Handschriften hinanzukommen und nun gar sie in unsern Besitz zu bringen.

Mittlerweile sind wir Theosophen froh, daß Frau Blavatsky uns wenigstens diese höchst wertvollen und interessanten Bruchstücke aus jenem alten Buche mitteilen konnte und uns noch so ausführliche und geistvolle Erklärungen dazu geschrieben hat und zwar nach den ihr mündlich von ihren Lehrern in Tibet gegebenen Unterweisungen. Wir Theosophen gehören überdies zu den sonderbaren Leuten, die, wenn sie durstig sind und man ihnen Wasser bietet, nicht erst lange nach dem Ort der Quelle fragen und nach den Personen, die das Wasser brachten; wir greifen einfach zu und kosten selbst das Wasser auf seine Trinkbarkeit, Reinheit, Farb- und Geruchlosigkeit. Und wenn uns eine Lehre angeboten wird, die sämtliche Zweifelsfragen alles Daseins aufklärt, die das Welträtsel und auch das Menschenrätsel völlig löst, dann halten wir uns nicht erst lange bei der Sprache, beim Papier, beim Fundort und bei der Person des Ueber-

Digitized by Google

bringers auf; wir fragen einfach unsere eigene Vernunft und unser eigenes Gewissen, ob die Lehre gut ist und ob sie die Daseinsrätsel wirklich löst.

Uebrigens ist dies nicht so zu verstehen, als ob wir vor gründlichen, umfassenden Forschungen, besonders denen der Geschichte, der Religionsphilosophie und der sprachwissenschaftlichen Quellenforschung nicht die größte Achtung hätten. Selbstverständlich, denn das ist ja gerade die Grundlage der Theosophie, die Behauptung nämlich, daß die eine Grundweisheit den größten Weisen aller Völker aller Zeiten gemeinsam gewesen ist; und das ist nur durch solche Forschungen eingehend zu begründen. Auch hat ja Max Müller selber („Zukunft" 1884, S. 217) in der freimütigsten Weise die Verdienste anerkannt, welche die theosophische Gesellschaft sich durch die Beschaffung von Handschriften und durch Uebersetzungen von Original-Texten in das Englische erworben hat. Die sämtlichen 15 Jahrgänge des in Madras erscheinenden „Theosophist" sind voll von solchen Arbeiten, und was in dieser Richtung außerdem von der Gesellschaft noch geleistet wird, findet sich alljährlich im Januarheft dieser Monatsschrift bei der Berichterstattung des Vorsitzenden, Henry Olcott, für jede Jahresversammlung zusammengestellt.

Aber für uns Theosophen ist dies Alles nicht blos Wissenskrämerei. Zu wissen, daß der eine Weise so, ein anderer etwas anders gedacht und gestrebt hat, dient uns immer nur, um dadurch für uns selbst, für unser eigenes Denken und Streben das Beste, Richtigste zu finden. Das wissenschaftliche und geschichtliche Wissen ist für uns nie ein Gebäude, das wir aufbauen, um darin zu wohnen und uns recht behaglich einzurichten, sondern nur wie ein Gerüst, das wir uns zimmern, um darin das geistige Gebäude aufzubauen, in dem wir leben und nie rastend streben. Diejenigen Gelehrten aber, die etwa im Forschen und im Wissen den Selbstzweck ihres Daseins suchen, kommen uns vor wie Menschen, die ihr ganzes Leben mit dem Aufzimmern eines Baugerüstes verbringen.

Was hier aber noch die viel angefeindete Frau Blavatsky anbetrifft, so wird von Tausenden gelehrter Indier anerkannt, daß gerade sie es meisterhaft verstanden und besonders viel dafür gethan hat, ihnen das Verständnis ihrer heiligen Schriften zu erleichtern. Ein Beleg hierfür findet sich u. a. im „Theosophist" vom September 1893 (S. 750). Und gerade zu solchem feinsinnigen, intuitiven Verständnisse ist keineswegs, wie Max Müller fordert, die Kenntnis der Ursprachen, hier des Sanskrit und des Pali, unbedingt erforderlich. Hat doch Max Müller auch das überaus reiche Material zu seinen Gifford Lectures keineswegs alles durch eigene Quellenforschungen gewonnen. Er nennt selbst die Männer, deren Arbeiten er seine Angaben entnommen hat, gerade so wie Frau Blavatsky es thut; und ebenso hat keiner dieser Forscher seine geistvollen Gedanken gefunden, die er so treffend als „Theosophie" dargestellt hat. Und sollten denn z. B. etwa gerade diejenigen, die besonders gut Alt-Griechisch können, Christi Geist und Lehren am besten verstehen müssen, am geistvollsten erläutern können und ihnen am treuesten nachleben?!

Das aber hat Max Müller der Frau Blavatsky besonders sehr übel genommen, daß sie einige Sprachschnitzer im Alt-Griechischen gemacht hat. Jedoch gehören unserer Theosophischen Gesellschaft eine ganze Reihe gelehrter Brahmanen an, die unserem Max Müller in der selbstteigenen Erkenntnis des indischen Geisteslebens und im praktischen Verständnisse der vedantistischen Religionsphilosophie, die er selbst mit Recht als die höchste preist, ebenso weit überlegen sein dürften, wie er selbst etwa unserer Frau Blavatsky an Sprachkenntnissen. Also warum solche beiläufigen Unzulänglichkeiten betonen?! Ist es nicht stets besser, bei der Anerkennung aller guten Leistungen und alles guten Willens es bewenden zu lassen?!

Obwohl sich übrigens Sprachfehler bei der Frau Blavatsky nur in ihrem Erstlingswerke „Isis unveiled" finden (abgesehen natürlich von den unvermeindlichen Druckfehlern und nachweislichen Versehen der Abschreiber ihrer Manuskripte), so hatte sie doch freilich keine besonders guten Sprachkenntnisse, nicht mehr, als solche bei Russen gewöhnlich sind; sie wußte sich in dieser Hinsicht aber meistens sehr gut durchzuhelfen und sich zu verständigen. Indessen hat auch weder sie selbst, noch irgend Jemand sonst, ihr sonderliche Sprachkenntnisse jemals nachgerühmt. Doch jeder, der sie kannte, hat bezeugt, daß sie ein hoch genialer und originaler Geist war und daß sie besonders geniale Inspirationen hatte.

Aber dies ist wieder so ein wunder Punkt — der letzte und der wundeste. Max Müller hat die Frau niemals gesehen, und doch will er ihre vortrefflichen Inspirationen nicht gelten lassen! Warum denn aber nicht?! Sagt er doch selbst in seinen Gifford-Vorlesungen („Theosophy" S. 103): „Wir bilden uns leicht ein, daß die Idee der Inspiration und unser Glaube an die inspirierte Entstehung „heiliger Schriften" unsere eigene Erfindung oder unser ganz besonderes Vorrecht sei. Das ist nicht so, und die vergleichende Religionsforschung lehrt uns, daß ebenso wie die Idee des Wunderbaren, so auch die Inspiration in ganz bestimmten Phasen der geschichtlichen Entstehung religiöser Lehren fast ganz unvermeidlich ist. Damit will ich nicht die Bedeutung des Begriffes der Inspiration herabsetzen, ich will ihm vielmehr eine weitere und tiefere Bedeutung geben".

Trotz dieser Versicherung bleiben für ihn durchweg alle Inspiration und alles Wunderbare eine bête noire. Er ist darin eben vollständig Europäer und ein Kind unserer Zeit. Wer wollte ihm das auch verargen! Doch man sollte wohl mit seiner Zeit fortschreiten. Wer bei „Wundern" und „Inspiration" an übernatürliche Ursachen denkt, der ist freilich in einem Irrtume befangen. Wohl aber giebt es Ursachen, die über unsere sinnliche Wahrnehmung hinausgehen. Rechnet unsere Naturwissenschaft doch schon lange mit solchen Begriffen wie Kraft, Aether, Atom u. s. w.; auch ist jetzt nicht mehr die äußersinnliche Bewußtseinssphäre die allein unserer wissenschaftlichen Forschung zugängliche. Seit mehr als zehn Jahren ist der Hypnotismus eine amtlich-wissenschaftliche Disziplin geworden; und das exakte Beobachtungs-Material, was in den „Gesellschaften für Psy-

Digitized by Google

chische Forschung" hauptsächlich in London und Paris von Professoren und anderen amtlichen Gelehrten schon zusammengetragen ist, steht auf gleich sicheren Füßen wie die orientalische Sprachforschung.

Wir können die Entwicklung dieser Thatsachen sich selber überlassen; und Max Müllers etwaige Vorurteile dagegen werden auch daran garnichts ändern. Nur eine kleine Ungerechtigkeit scheint ihm unversehens in die Feder geflossen zu sein.

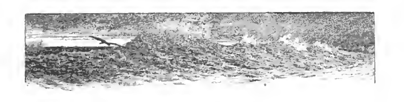
Sein oben als Motto hingesetzter Ausspruch am Schluß seiner Vorrede zu seinen Vorlesungen über „Theosophie" (S. XVI): „man kann Theosoph sein, ohne daß man in Verdacht kommen sollte, sich mit Geisterklopfen, Tischrücken oder anderen okkulten Wissenschaften und schwarzen Künsten zu beschäftigen" (oder dran zu glauben) — dieser Ausspruch ist so recht uns Theosophen aus der Seele geredet; er kennzeichnet die Haltung unserer Gesellschaft diesen Dingen gegenüber. Dennoch richtet Max Müller ihn offenbar in spöttischer Weise gegen diese Gesellschaft. Das ist wohl nicht recht!

Es ist ein Unterschied, ob man — wie wir — solche Thatsachen anerkennt als Thatsachen, als gefährliche Thatsachen und vor ihnen warnt, oder ob man wundersüchtig Wert auf solche Thatsachen legt — wie die Spiritisten. Von uns Theosophen hat sicherlich niemals Einer an Max Müller oder an sonst irgend Jemanden die Zumutung gestellt, daß er sich mit solchen Thatsachen beschäftigen solle. Es ist gerade von jeher bis heute unsere theosophische Bewegung gewesen, die aufs schärfste gegen solche thörichte Wunderjägerei des phänomenalistischen Spiritismus aufgetreten ist, und die diesem gegenüber immer auf den geistigen Spiritualismus oder, wie wir es mit Max Müller nennen, auf die Theosophie hingewiesen haben. Das war auch von Anfang an bis zum jetzt vorliegenden hundertsten Hefte die scharf ausgeprägte Geistesrichtung meiner Monatsschrift „Sphinx".

Mehr noch. Wenn jemals in unserer Gesellschaft leichtfertige Spielereien mit Wunderstücken vorgekommen sein sollten, so beweist zum mindesten die jetzt zum Juli nach London einberufene Verhandlung zur gründlichen Untersuchung etwaiger derartiger Thorheiten, daß es damit niemand ernster nimmt als unsere Gesellschaft selbst und vor allem unser Begründer und Vorsitzender, Henry Olcott, den ja auch Max Müller unumwunden in seiner verdienstlichen Thätigkeit lobt.

Was aber noch Frau Blavatsky anbetrifft, so ist sie ja schon seit drei Jahren tot († am 8. Mai 1891). Also warum heute noch auf ihre Persönlichkeit zurückkommen! Lassen wir die Toten ruhn, und halten wir uns nicht an die verstorbenen Personen, sondern an die lebendige Wahrheit





Aus dem Geistesleben des Menschen.

Von

Annie Besant[1].

Uebersetzt und im Auszug mitgeteilt von L. Delius.

✻

Was ich Ihnen vortragen werde, ist mir durch das Studium der esoterischen Philosophie und durch eigene Experimente zum großen Teil bestätigt worden. Alles aber, was der Redner thun kann oder darf, ist die Wahrheit so zu verkünden, wie er sie sieht, und es dann jedem Einzelnen zu überlassen, ob er das Gehörte annehmen oder verwerfen will; dazu hat Jeder das Recht und die Pflicht, mit Ausnahme des Redners selbst.

Im Osten ist der Mensch die Seele; die Seele, die lebt, um Erfahrung zu sammeln; die lebt, um sich die äußere Natur zu unterjochen, die lebt, um sich mit dem göttlichen Geist, dem sie entsprang, zu verbinden. Die nach einander folgenden Körper der Seele sind von einander verschieden; in langsam wachsender Entwickelung bildet die Seele dieselben Jahrhundert auf Jahrhundert, zu einem immer vollkommeneren Ausdruck ihrer selbst. Hier im Westen aber identifiziert sich der Mensch mit seiner äußeren Form, mit seinem Körper und seinem Intellekt. Uns Theosophen steht die Seele über dem Körper und Intellekt, die sie als ihre Werkzeuge benutzt, während die Menschen im Westen glauben, sie beständen aus Körper und Intellekt. Sie interessieren sich für Dinge, die den Körper affizieren. Den Intellekt halten sie für ihren Meister, und es fällt ihnen nicht im Traum ein, ihre eigenen Gedanken zu bemeistern oder das Gebiet ihres Intellekts ebenso zu beherrschen, wie ihren physischen Körper.

Die Wissenschaft des Westens ist einer großen Wahrheit auf der Spur; soweit sie vordrang, ist sie auf dem richtigen Weg; sie hat Recht,

---

[1]) „Theosophical Siftings" Vol. VI, No. 14 bringen unter dem Titel: Ein Wort über den Menschen, seine Natur und seine Kräfte, eine der vermutlich sehr zahlreichen Reden, welche Mrs. Annie Besant auf ihrer See-Reise nach Indien zur Unterhaltung und Belehrung der Passagiere an Bord des Schiffes „Kaisar-i-Hind" gehalten hat. Wir wollen nicht unterlassen, unsere Leser mit dem hauptsächlichsten Inhalt dieser bedeutenden Rede bekannt zu machen. (Der Uebersetzer.)

Digitized by Google

wenn sie sagt, daß die Mikroben in das System des menschlichen Körpers eindringen. Nur sollte sie noch weiter gehen und sagen: der ganze Körper besteht aus nichts Anderem, als aus solchen Mikroben und noch winzigeren Wesen. Ist doch der ganze menschliche Körper aus lauter kleinen Lebewesen zusammengesetzt, von denen jedes einzelne seine eigene unabhängige Existenz führt, in den Körper hinein und aus demselben heraus tritt und während seiner Verbindung mit dem Körper den Stempel des Individuums empfängt, von dem es eine Zeit lang einen Teil bildet.

Was wirkt eigentlich beim Redner? Sind es die gesprochenen Worte? oder ist es der den Worten zu Grunde liegende Gedanke? Wie kommt es, daß man ganz kühlen Blutes die packendsten Stellen einer großen Rede lesen kann ohne jede Empfindung von Leidenschaft oder Enthusiasmus? Hören wir sie dagegen gesprochen, so ist es ganz anders. Warum? Deshalb, weil der Gedanke des Redners durch seine Wirkung auf seine eigene astrale Atmosphäre diese in starke Schwingungen versetzt, Schwingungen der Liebe, des Hasses, der Leidenschaft, des Mitleids, Schwingungen von großem Enthusiasmus; und weil diese seine Schwingungen den ganzen Aether rund um ihn in Wellenbewegungen bringen, diese Wellen dann eine Person nach der andern treffen, dabei deren Atmosphäre in Vibration setzen, und auf solche Weise Einer den Andern ansteckt, bis sämtliche Zuhörer von einem einzigen Impuls, einem einzigen Willen astral bewegt werden. In derselben Weise d. h. durch Fortpflanzung astraler Schwingungen lassen sich auch verwandte Erscheinungen psychischer Ansteckung, z. B. das plötzliche Auftreten einer Panik in einer dichtgedrängten Volksmenge leicht erklären. Ohne Anerkennung des vom Okkultismus seit Jahrtausenden gelehrten, von unserer modernen Wissenschaft aber bis heute geleugneten Astralkörpers wird es der letzteren nicht gelingen, für diese Erscheinungen eine bündige Erklärung zu geben.

Die Seele ist das, was sich in uns als Intellekt, Vernunft, Urteilskraft und Gedächtnis manifestiert. Sie wirkt in einer subtilen Substanz, der astralen Sphäre, in welcher jeder Gedanke eine bestimmte Gestalt annimmt, eine Form, die nur im Trance oder im Zustand des Hellsehens erkennbar ist [1]).

Diese weittragende esoterische Lehre ist experimentell beweisbar. Man bringt eine sensitive Person in mesmerischen Trance-Zustand. Auf ein Blatt Papier, von dem eine größere Anzahl gleichartiger Blätter beschafft werden, legt man eine Spielkarte und umfährt deren Ränder mit einem Holz-Stückchen, indem man zu der eingeschläferten Person sagt: „Ich ziehe

[1]) Diese merkwürdige Lehre der esoterischen Philosophie wird vielfach bestritten, so auch von Seiten der Spiritisten. Allein ein Hauptvertreter dieser Geistesrichtung, Dr. Robert Friese, schrieb in seinem „Leben jenseits des Grabes" II. Aufl. S. 240: „Wir sind so wenig über das Wesen des Denkprozesses unterrichtet, daß uns nichts ferner liegt, als die Vermutung, es sei das Produkt unserer Gehirnthätigkeit etwas (für Wesen einer höheren Ordnung) körperliches, aber es wird dies von allen Seiten durch Geistermitteilungen festgehalten und bestätigt". (Der Uebersetzer.)

rund um diese Karte eine Linie, wie Sie sehen". Dann nimmt man die Karte weg, mischt das Papierblatt unter die andern und weckt die Person auf. Wenn diese in ganz normalem Zustand sich befindet, fordert man sie auf, unter den Blättern, die man ihr übergiebt, ein solches auszusuchen, auf dem sie eine Figur sehen kann. Sie wird in kurzer Zeit das herausfinden, auf dem die Karte lag, und auf dem man mit dem Holz herumgefahren ist. Auf Verlangen und zur Kontrolle wird die Person im Stande sein, das Papier längs der imaginären mit dem Holz-Stückchen unsichtbar markierten Linien, den Rändern der darauf gelegenen Karte, zu falzen. Diese Linien sind für den aus dem Trance Erweckten nicht imaginär, sondern wirklich, aber astraler Natur.

Mit Erfolg ausführbar ist ein anderer Versuch für einen Experimentator, der die Fähigkeit besitzt, seinen Willen in erheblichem Maße zu konzentrieren. Ein solcher versuche, nachdem er eine Person in Trance versetzt hat, das Bild eines vor ihm liegenden einfachen Gegenstandes, einer Uhr z. B. so in sich aufzunehmen, daß er, wenn er die Augen schließt, das Bild derselben deutlich vor seinem inneren Auge sieht. Nun projiziere er gewissermaßen dieses Bild auf ein Blatt Papier, so daß die Uhr für ihn auf dem Papier erscheint, merke sich dann die Stelle, wohin er die Uhr in Gedanken versetzt hat, mische das Papierblatt, das er ganz leicht gezeichnet hat, unter eine Anzahl ganz gleichartiger, und wecke, ohne ein Wort zu sprechen, seine Versuchsperson auf. Dieser giebt hierauf ein Dritter die Papiere zur Untersuchung. Sie wird alsdann bei vorausgegangener genügender Willenskonzentration Seitens des Operierenden nicht blos die Stelle bezeichnen, wohin ein Gegenstand in Gedanken projiziert wurde, sondern auch angeben, daß dieser Gegenstand eine Uhr war. Gelingt der Versuch, so beweist er, daß das konzentrierte Denken des Operierenden in diesem Fall eine Uhr aus astraler Substanz bildete, welche einer Person sichtbar ist, deren abnorm gesteigerter Gesichtssinn auch nach der Erweckung aus dem Trance noch andauert. Definieren wir im Sinne der esoterischen Philosophie das als ein Sehen mit dem inneren Auge, d. h. dem Auge des Astralkörpers, so wird der Eindruck, den das astrale Auge empfängt, auf das physische Auge übertragen, so daß auch dieses einen Eindruck zu empfangen wähnt. Das aber, was das astrale Auge beeinflußt, muß etwas derselben Sphäre Angehörendes sein, ein astraler Körper.

Hat man sich einmal durch solche Experimente das Rätsel des Denkens zu lösen versucht, — ist es uns klar geworden, wie wir durch unsere Denkthätigkeit in unendlich feiner astraler Substanz Gestalten bilden, dann ist nur noch ein Schritt bis zur Erklärung jener scheinbaren „Wunder", wie sie z. B. Frau Blavatsky bewirkte: der Bildung von Schriftzügen auf beliebige Entfernung. Wir brauchen nur an den Ausspruch eines Adepten zu erinnern: „Das menschliche Gehirn ist der wunderbarste Apparat für die Umwandlung mentaler Kräfte in physische und physischer Kräfte in mentale". Alles, was dazu notwendig ist, ist stark konzentrierter Wille.

Digitized by Google

Sie werden mich nun fragen: „Kann ich das auch?“ Meine Antwort lautet: „Nein, Sie können es nicht, weil Sie sich nicht trainiert haben“. Sie verzeihen mir wohl die sehr unhöfliche Behauptung, daß nach meiner Ueberzeugung sehr Wenige unter Ihnen überhaupt wirklich denken. Es geht im Kopf der meisten Menschen zu, wie in einem Taubenschlage. Die Gedanken in der mentalen Sphäre strömen beständig ein, bleiben nur kurze Zeit und strömen wieder aus. Kein Wunder, daß man auf solche Weise nicht lernt, seine mentalen Kräfte durch seinen Willen zu beherrschen. Ohne langjährige Uebung gehorchen diese der Seele nicht. Versuchen Sie es nur einmal später und denken Sie eine Minute lang an irgend etwas, z. B. an eine Uhr. Ehe noch 15 Sekunden vorüber sind, kommen Ihnen andere Gedanken, wie: „Was sagte sie doch darüber? Wie sah sie aus, als sie davon sprach? Was that mein Nachbar in diesem Augenblicke?“ und Aehnliches.

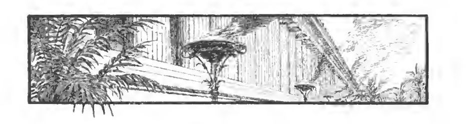
Und so geht es überhaupt im Leben. Bedrückt Jemanden ein trauriger Gedanke, so wird er ihn nicht mehr los; er verfolgt ihn Tag und Nacht und läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. Warum? weil der Gedanke ihn beherrscht, statt er den Gedanken. Wenn wir das Leben der Seele besser verständen, so würden wir nur an das denken, an was wir denken wollen, und nur an das, was uns zu irgend einem Zweck wünschenswert und nützlich erscheint.

Ein großer Lehrer des Ostens sagt:

„Jeder Gedanke des Menschen gelangt nach seiner Entwickelung in die innere Welt, um dort eine aktive Wesenheit zu werden durch Vereinigung mit einem Elementarwesen, mit einer jener halbintelligenten Kräfte des Alls. Er lebt dann als aktive Intelligenz, als eine vom Intellekt erzeugte Kreatur, kürzere oder längere Zeit gemäß der Intensität der ursprünglichen cerebralen Thätigkeit, die ihn ins Leben rief. Auf solche Art setzt sich ein guter Gedanke fort als eine Kraft, die das Gute, ein schlimmer Gedanke als ein Dämon, der das Schlimme schafft. So bevölkert der Mensch beständig seine Lebensbahn durch den Raum mit einer ihm eigenen Welt, den Geschöpfen seiner Phantasie, seiner Wünsche, seiner Impulse, seiner Leidenschaften, und diese Bahn wirkt wieder weiter auf jede sensitive oder nervöse Organisation, die mit ihr in Berührung kommt je nach ihrer dynamischen Intensität. Der Buddhist nennt diese Shandba, der Hindu Karma“ [1]).

[1]) „Die okkulte Welt“ von A. P. Sinnett, 5. Aufl. S. 89—90.





Annie Besant's Triumphzug durch Indien.

Von

Ludwig Deinhard.

❦

Die „Münchener Allgemeine Zeitung" u. a. Blätter brachten im Laufe des vergangenen Winters Berichte über die Tour der berühmten Rednerin durch das Heimatland des Buddhismus und Brahmanismus. Daß diese Reise sich zu einem wahren Triumphzug gestaltete, wurde allerdings auch dort zugegeben. Allein selbst die Münchener „Allgemeine", eine unserer vornehmsten und gediegensten deutschen Zeitungen, besitzt bis heute für die theosophische Gesellschaft und deren kühnste und edelste Vorkämpferin in der Gegenwart, Annie Besant, so geringes Verständnis, daß sie diesen Bericht mit folgenden Bemerkungen schließen konnte, die ich hier nur dem Sinn nach wiedergebe, da mir das betreffende Zeitungsblatt nicht mehr vorliegt: „Während Frau Besant in Indien auf die Erwerbung von Ruhm ausgeht, ist ihren Mahâtmas in ihrer Heimat, in London selbst, eine für sie sehr unangenehme Konkurrenz entstanden, wo jetzt in irgend einem Vergnügungs-Etablissement täglich sich „Mahâtmas" dem Publikum vorstellen". Diese Bemerkung richtet sich wohl selbst, und es genügt, dieselbe hier in der „Sphinx" wenigstens dem Sinne nach zu reproduzieren, um zu zeigen, wie wenig der betreffende Berichterstatter den Charakter einer Annie Besant zu würdigen und über theosophische Fragen überhaupt mitzureden imstande ist.

Es ist vielleicht manchem deutschen Spießbürger, der in seinem Museum oder in seiner Lesegesellschaft zuweilen auch die „Sphinx" in die Hand nimmt, mein kurzer Bericht über den Theosophen-Kongreß in Chicago (Novemberheft 1893) in Bezug auf die dortige Schilderung des Eindrucks der Persönlichkeit und der Beredtsamkeit von Frau Besant etwas überschwänglich vorgekommen. Solchen kühleren Naturen wäre nur zu wünschen, daß sie Gelegenheit hätten, die theosophischen Zeitschriften Indiens, namentlich den „Theosophic Thinker" vom vorigen Winter zu lesen, worin

Digitized by Google

der Eindruck wiedergegeben ist, welchen die große Rednerin auf Indiens warmherzige Bevölkerung hervorgerufen hat. Ein Résumé der durch Annie Besant's Vortragsreise durch Indien gewonnenen Erfolge und hervorgerufene Begeisterung entwirft nun der Präsident der theosoph. Gesellschaft Henry S. Olcott im „Theosophist" (April 1894), nach Beendigung dieser Tour, die er von Anfang bis zu Ende trotz seiner weit vorgerückten Jahre mitgemacht hat, in folgender Weise:

„Mit der am 20. März erfolgten Abreise Annie Besant's nach England schlossen die Aufzeichnungen über eine der merkwürdigsten Vortrags-Reisen in der Geschichte. Dieselben berichten über: 15,000 zur See zurückgelegte Meilen, 6,500 Meilen Land-Reisen auf Ceylon und in Indien; 121 öffentliche Reden vor einem Auditorium von mindestens 100,000 Köpfen; die Gewinnung der Sympathie verschiedener Nationen; die Anfachung einer Begeisterung des Volkes für die alten Religionen des Hinduismus und Buddhismus unter deren bedrängtesten Anhängern; endlich die Entfaltung so hoher Fähigkeiten als Rednerin, Philosophin und öffentlichen Lehrerin, daß das indische Volk ihrem Geist die höchste Bewunderung zollen mußte. Von der Südspitze von Ceylon bis Lahore, der Hauptstadt des Punjáb, von Calcutta, der Metropole des indischen Reiches bis Surat, dem Eingangsthor des arabischen Meeres für den Handel Indiens mit den westlichen Nationen ertönt heute nur eine Stimme des Lobes über ihr Entfalten von Eigenschaften, welche recht eigentlich den geistigen Führer der Menschen kennzeichnen. Vor November letzten Jahres war ihr Name im Osten kaum bekannt, höchstens einigen Lesern der Litteratur des Freidenker des Westens: jetzt spricht man ihn unter Segenswünschen aus in zehntausenden von Wohnstätten jeder Klasse der Bevölkerung in jenen Ländern, welche sie auf ihrer nun beendeten Tour im Triumph durcheilt hat. Nicht Uebertreibung werden mir unsere Freunde in allen jenen besuchten Städten vorwerfen, die diese Zeilen lesen, sondern höchstens Unterschätzung der Thatsachen; denn wo wir auch hinkamen, überall umringte uns dieselbe Menge von Menschen, die an ihren Lippen hingen; überall ergoß sich derselbe Strom von Thränen, wenn sie den Zustand des Verfalls der alten Religionen, die geistige Verkommenheit der Völker in erhabener Rede schilderte; überall ertönte derselbe frenetische Beifall, wenn sie nach packenden Schlußworten beinahe erschöpft sich niederließ. Mit geschlossenen Augen und nur auf das Gemurmel und den Beifall lauschend, der die tiefe Stille in den ungeheueren Versammlungen unterbrach, hätte man sich einbilden können, sie spräche jeden Abend vor demselben Auditorium ohne Aenderung der Lokalität; sah man aber auf dieses Meer von Köpfen, so genügte ein Blick, um sich zu überzengen, daß obwohl nur eine Seele Alle zu beleben schien und alle Herzen den liebevollen Worten der Rednerin gleichmäßig entgegenschlugen, nach und nach alle Hauptnationen von Ceylon und Indien uns gegenüberstanden, von denen jede in Kleidung, Gesichtszügen, Hautfarbe und Ausdruck sich von den anderen mehr noch unterscheiden, als dies bei einer Reise von gleicher Länge durch Europa der Fall wäre".

Digitized by Google

„Meine Pflichten als Reiseführer und Vorsitzender bei den Anna-Bai[1])-Vorträgen, gleichzeitig die fortwährenden Anforderungen der laufenden Arbeiten der theosophischen Gesellschaft verhinderten jede, auch die kürzeste Berichterstattung für meine Zeitschrift meinerseits während dieser Zeit. Meine willigen Redaktions-Gehülfen, die Herren Edge und Old, waren auf diese Weise genötigt, sich die Berichte aus indischen Tagesblättern zusammenzusuchen, und es ist deshalb kein Wunder, daß sie auf solche Art eine ganz inkorrekte und irreführende Vorstellung von dem erhielten, was Annabai sagte und that, Irrtümer, die sich zu meinem Leidwesen, in die letzte Nummer des Theosophist einschlichen[2]). Zur Steuer der Wahrheit muß ich ferner sagen, daß auch die Zeitungen, die wir gelegentlich während unserer Reise zu Gesicht bekamen, voll von greifbaren Irrtümern waren, und daß selbst der Indian Mirror (unser stets vertrauenswürdiger und loyaler Bundesgenosse und Anwalt) Niemanden auch nur eine annähernd wahrheitsgetreue Vorstellung von dem eigentlichen Inhalt ihrer Vorträge verschafft hat".

Um so weniger werden deutsche Blätter, die vielleicht englischen Zeitungen diese oder jene sensationell klingende Nachricht über die Reisenden und deren Empfang bei der Bevölkerung nachgedruckt haben, im Stande gewesen sein, über den Inhalt jener Vorträge und Reden irgend einen Aufschluß zu geben. Von diesen sollen die, welche Annie Besant auf der Jahresversammlung der Theosophischen Gesellschaft in Adyar gehalten hat, demnächst im Druck erscheinen. Man hat versucht Annie Besant in Indien zu überreden, alle ihre in Indien gehaltenen Reden in Buchform herauszugeben, eine Arbeit, wozu diese von den laufenden Arbeiten der Theosoph. Gesellschaft und der Herausgabe des „Lucifer" so sehr in Anspruch genommene Dame wohl kaum die Zeit finden wird. Leider! Das Thema, welches Annie Besant in den allerverschiedensten Wendungen den Indiern vortrug, bildete selbstredend die Theosophie, die ja den Kern aller Religionen, also auch der Religion der Hindus enthält, so daß Annie Besant wohl zu der Erklärung berechtigt war, die sie den Indiern anfangs thatsächlich gegeben hat, sie sei eine Anhängerin des Hinduismus. Selbstredend aber gab sich Annie Besant überall vor allen Dingen als Theosophin. Dies geht schon aus den Titeln ihrer Vorträge hervor, von denen nur einige hier genannt zu werden brauchen: Theosophie und Religion; Pantheismus; Theosophie und moderne Wissenschaft; Beweise für die Theosophie; die Entwickelung des Menschen; der Mensch, seine Natur und seine Kräfte; Theosophie und der moderne Fortschritt.

So oft Annie Besant vor ein neues Auditorium trat, wurde niemals

[1]) Anna-Bai ist Hindustáni und heißt Schwester Anna. Unter diesem Namen ist Annie Besant in ganz Indien bekannt geworden.

[2]) Von der dort aufgestellten Behauptung, Frau Besant habe „im Ganges gebadet" ist nicht eine Silbe wahr. Es ist dies eine böswillige Erfindung anglo-indischer Zeitungen. Ebensowenig erschien Mrs. Besant irgendwo in Hindutracht, noch ist sie in Indien zum Hinduismus übergetreten, was ja auch in Deutschland behauptet worden ist.

Digitized by Google

Seitens des immer anwesenden Präsidenten der T. S. versäumt, im Namen dieser Gesellschaft zunächst in einer kurzen Ansprache zu betonen, daß diese in Bezug auf religiöse Fragen einen durchaus neutralen Boden bilde, daß dieselbe Niemanden einen Glauben aufnötige und für die Ansichten ihrer Mitglieder weder verantwortlich sei, noch für dieselben irgend eine Verantwortung übernehme. Diese Erklärung Olcott's wurde aber von den Zeitungsreportern meistenteils mit Stillschweigen übergangen, und so war es denn auch nicht zu verwundern, daß während des vergangenen Winters die T. S. in anglo-indischen Blättern vielfach angegriffen wurde.

Doch wir wollen Olcott wieder selbst hören, wie er in drastischen Worten die Freuden und Leiden dieser anstrengenden Tour schildert.

„Die ganze Reise bestand“, — so schreibt er — „in einem monotonen Einerlei von aufregenden Szenen bei der Ankunft auf den Stationen und bei den Abfahrten, in Kundgebungen einer hochherzigen, ja beinahe übertriebenen Gastfreundschaft, in einem Regen von Blumen und Rosenwasser; in liebenswürdigen Adressen, die von Empfangs-Komités in geschmackvollen Kasetten überreicht wurden; in gesungenen Sanskrit-Versen, die mit orientalischen Komplimenten und Hyperbeln überladen waren und von orthodoxen, wie von heterodoxen Gelehrten vorgetragen wurden; in Schuljugendvereinen zur Pflege der Religion und Ethik des Hindus; in Besuchen von Heiligtümern und Heiligen; in Matinées, in denen Annie Besant zwei, manchmal drei Stunden lang die schwierigsten und verwickeltsten Fragen der Wissenschaft, Philosophie und Metaphysik aus dem Stegreif beantwortete; in täglich großen Reden vor einem dichtgedrängten, von Hitze durchglühtem Auditorium, das keine Räume fand, um es aufzunehmen, welches darum in den benachbarten Plätzen und Straßen sich zu hunderten und tausenden herumdrängte und von der Polizei vertrieben werden mußte; in Prozessionen in Tragsesseln, bei Nacht mit Fackeln, bei Tag zuweilen unter Begleitung von Hindu-Musikbanden oder weiblichen Chören mit Bayaderengruppen, die ihre nationalen Gesänge und Tänze aufführten, wie wenn wir zu einer religiösen Prozession gekommen wären; in Ueberreichungen kostbarer Cachemir-Shawls seitens unserer Wirte und seitens der Magnaten, die auf solche Art einer alten, aus grauer Vergangenheit überkommenen Sitte, Gelehrte zu ehren, huldigten; in Ritten auf Elephanten durch ganze Schaaren von Pilgrimmen hindurch; in Fahrten in niedlichen Booten die heiligen Ströme hinunter, an heiligen Städten wie Benares, Prayâg und Muttra vorüber, im Anblick der badenden Menschen und der nach dem Wasser zu gelegenen Façaden der Tempel, Häuser, Moscheen und Gräber verstorbener Potentaten, Weisen und Heiligen; in Wortgefechten mit Gelehrten; im Empfang in Privathäusern, wobei wir mit den bestunterrichteten und einflußreichsten Persönlichkeiten der großen Städte Bekanntschaft machten: ein 5 Monate lang fortgesetztes Durchrauschen der großen indischen Halbinsel, ein gewissenhaftes Erfüllen von Verpflichtungen, striktes Festhalten am ursprünglichen Programm, eine Reihenfolge von Begegnungen mit und Trennungen von lieben alten Kollegen und von neu

hinzugekommenen Bekanntschaften. Durch alle diese mannigfachen Erlebnisse hindurch klingt die Erinnerung wie an die süßen Klänge einer in der Ferne ertönenden Symphonie, an eine Reihe der herrlichsten Reden, die ich jemals in meinem Leben gehört, des intimen Zusammenlebens während dieser sonnigen Monate mit einer der reinsten, klügsten, intellektuell und geistig höchststehenden Frauen unserer Generation wie jeder vorangegangenen, von der die Geschichte berichtet".

Wenn ich dieser Darstellung noch beifüge, daß, wie Olcott weiterhin schreibt, für Annie Besant der Hinduismus, zu dem sie sich in Indien bekannt hat, mit dem hohen, beinahe unerreichbaren Ideal der Bhagavadgita zusammenfällt, dann kann man nicht ohne ein Gefühl des Widerwillens die Ausführungen von W. Emmette Coleman in San Francisco im „Light" vom 14. April 1894 lesen, daß „der maßlose Eifer von Frau Besant, in Indien Barbarismus, Götzendienst und Unwissenheit zu verbreiten, die schädlichsten Folgen nach sich ziehe". Coleman mag bei allen seinen Anklagen gegen die Theosophie und deren Pioniere, wofür ihm namentlich die Spalten des seit 1889 antitheosophisch gehaltenen „Religio-Philosophical-Journal" stets offen stehen, von den ehrlichsten Absichten geleitet sein; wenn man sich aber das harmlose Gesicht dieses Eiferers gegen die theosophische Bewegung (siehe Märznummer) vergegenwärtigt, so muß man sich doch fragen, ob sich theosophische Zeitschriften überhaupt mit den Behauptungen dieses Zeloten weiter beschäftigen dürfen, der gegen eine geistige Bewegung zu Felde zieht, für die ihm jedes Verständnis fehlt. Eine Annie Besant, die unter den schwersten inneren Kämpfen zu ihrer geistigen Höhe emporstieg, gegen die Angriffe eines harmlosen Philologen vom Schlage Coleman's der sich dadurch offenbar einen Namen machen will, verteidigen zu wollen, hieße dem letzteren eine Ehre anthun, die er garnicht verdient.

In dem Bestreben nach Mukti (Befreiung, Erlösung) führen uns, wie S'ri Krishna in der Bhagavadgita lehrt, zwei Pfade zum Ziele, der Pfad des Wissens und der Hingebung. „H. P. Blavatzky und ich", schreibt Olcott, „wandelten den ersteren, auch Annabai ist früher den Pfad des Wissens gegangen, hat sich aber neuerdings dem Pfade der Aufopferung zugewandt. Eine Frau von tieferer Religiosität, eine Frau von freudigerer Selbstaufopferung habe ich niemals getroffen".

Den deutschen Leser dürften wohl noch nähere Einzelheiten über die Begeisterung des indischen Volkes für Annie Besant und deren Reden interessieren. Wir wollen deshalb Olcotts Bericht weiter verfolgen:

„In Calcutta feierte Annie Besant die größten Triumphe, die jemals einem öffentlichen Redner in der Metropole Indiens beschieden waren. Die Stadthalle war bis zum Ersticken voll von Stehenden und Sitzenden, im Ganzen vielleicht 5000 Menschen, deren Empfindungen die Rednerin so vollständig beherrschte, daß, wenn diese mitunter in gedämpftem Tone Citate einflocht, das Auditorium atemlos lauschte, um jedes Wort zu erhaschen, bis es seine Gefühle in einem geeigneten Moment durch einen

Digitized by Google

Sturm von Beifall zu äußern Gelegenheit fand. So ging es in Calcutta bei allen ihren Vorträgen, und die Berichte in der Presse der Hauptstadt sowohl, wie in der ganzen Provinz beweisen den tiefen und nachhaltigen Eindruck, den sie dort durchweg bei der Bevölkerung, bei Hoch und Niedrig, bei Gelehrten und Ungelehrten hinterließ. Ihre Fahrt durch Bengalen und Behar glich, wenn ich an jene Begeisterung des Volkes denke, dem Zuge einer Königin. Sie konnte nicht durch die Straßen fahren, noch eine Halle zum Zwecke des Vortrags betreten, ohne durch dichte Schaaren schreiten zu müssen, die gekommen waren, die Kämpferin für ihren altehrwürdigen Glauben und die erklärte Schülerin der alt-arischen Weisheit zu sehen und sie ehrfurchtsvoll zu begrüßen, was sie in der Weise thaten, daß sie zwei Palmzweige vor der Stirne kreuzten, eine von den frühesten Zeiten an bis auf den heutigen Tag dort bestehende Sitte, dem Brahmanen und wahren Heiligen seine Ehrfucht zu bezeugen. In Berhampur hatten sich Nuddea und eine große Menge anderer Gelehrten versammelt, um Annie Besant zu begrüßen, die in ihrer gemeinschaftlichen Ansprache in Sanskrit den Namen Annie Besant geistvoll in den Ehrentitel „Annavasanti", d. h. „die Nahrungspenderin für die ganze Welt" verwandelten. Anna Purna ist ein Name Durga's, des Weibes von S'iva, die in Benares leidenschaftlich verehrt wird."

Worin besteht nun das Geheimnis des geradezu magischen Einflusses, den Annie Besant auf ihr Auditorium ausübt? Nach Olcotts obigen Ausführungen müssen wir hierauf antworten:

Sie wandelt den Pfad der Hingebung, der Selbstlosigkeit; sie geht in der großen Sache ganz auf, der sie dient. Sie wandelt diesen Pfad, nachdem sie den Pfad des Weisheitsstrebens Jahre lang mit großem Erfolg bereits betreten hat. Eine solche Pilgerin findet überall Einlaß, wo sie klopft, in der Hütte des Armen wie im Palaste des Fürsten, denn sie begehrt Nichts für sich, sicherlich auch nicht Ruhm, aber sie spendet selbst überall die herrlichen geistigen Früchte, die sie auf ihrer langen Pilgerfahrt gesammelt hat.





Aus dem Reich der sogenannten Geister.

An die Spiritisten.

Eine mediumistische Mitteilung des verstorbenen

Freiherrn Carl von Hartenstein.

Wenn ich über die Zustände in unserm Reiche berichten will, so geschieht es hauptsächlich deswegen, weil die große Menge der Spiritisten leider noch in vielen Irrtümern befangen ist. Sie nehmen nämlich an, daß wir in einem sogenannten „Sommerlande" wohnen, einem Orte, von dem sie eigentlich selbst nicht wissen, wohin sie ihn verlegen sollen. Ich will nun aber vor allen Dingen bemerken, daß wir keineswegs uns an einem besonderen Orte befinden, sondern nur eine ganz von der eurigen verschiedene Auffassung des Raumes haben, sonst uns aber in derselben Welt befinden wie ihr.

Nun zu einem zweiten Irrtume der Spiritisten. Viele meinen, wir seien nach dem Tode mit einem Male ganz vollkommene Wesen geworden, alles Unreine der menschlichen Natur sei abgestreift, und wir seien nun so ziemlich den Engeln gleich geworden und könnten auch auf alle nur erdenklichen Fragen Auskunft geben. In Wahrheit aber verhält sich dies alles ganz anders. Wir sind keineswegs durch unsern Tod auf einmal ganz umgewandelt worden. Nein, „wie der Baum fällt, so liegt er", und so auch hier. Durch den Tod sind wir um nichts besser geworden, nur unser Gesichtskreis hat sich erweitert und wir sehen die Welt eben mit anderen Augen an; wir werden aber ebenso wie ihr von denselben Gesetzen des Weltalls beherrscht und unterscheiden uns von euch in nichts.

Wir sind in allen Dingen von euch abhängig, die ihr mit uns verkehren wollt. Wenn sich uns Menschen von niederer Sinnesart nahen, so werden auch von uns nur solche angezogen, die von gleicher Geistesbeschaffenheit sind. Das beweist auch, daß nur gleichartige Wesen mit einander in Verbindung treten können. Nun aber wollen die Menschen mit einer so unsinnigen Auffassung der Welt der Geister mit uns in Verbindung treten; sie erwarten mit ihrem durchaus irdisch gesinnten Geiste ganz Unmögliches von uns. Diese werden nun aber nur von solchen

Digitized by Google

Mitgliedern unserer Welt angezogen, die auf gleicher Stufe mit ihnen stehen. Und die Antworten, die sie von diesen erhalten, werden ihnen für den Augenblick allerdings höchst wunderbar erscheinen, hinterher sich aber als Lüge und Täuschung erweisen; und wenn es ja einmal die Wahrheit trifft, so war die Frage so, daß man deren Beantwortung nicht erst bei uns zu suchen brauchte.

Wie ich nun schon sagte, haben wir eine ganz von der eurigen verschiedene Auffassung des Raumes, und es ist deshalb unsinnig, uns mit Fragen zu kommen, die von euren Raumbegriffen diktiert sind. Ebenso verhält es sich mit der Zeit. Die von euch gestellten Fragen setzen meist die Kenntnis eurer Zeitbegriffe voraus; und diese gelten doch nicht mehr für uns. Wir können uns auch absolut von dem eurigen Begriffe der Zeit keine Vorstellung mehr machen. Wenn wir alle eure Fragen beantworten sollten, müßten wir mindestens allwissend sein.

Wenn ich nun sage, daß ihr ganz irrige Begriffe von uns habt, so bezieht sich dies vor allem auch auf die Ansichten über unsere Existenz überhaupt. Wir sind keineswegs der ganze irdische Mensch oder dessen Seele, die vom Körper befreit ist, sondern nur ein Teil der ganzen Wesenheit des Menschen, der beim Tode sich aufgelöst hat. Freilich wissen dies nur wenige unter uns. Wir befinden uns in derselben Lage wie ihr, wenn ihr als Kinder den Schauplatz der Erde betretet. Erst allmählich wird einigen wenigen unter euch klar, daß sie eigentlich aus mehreren Teilen bestehen und daß ihr wahres inneres Selbst einer anderen Welt angehöre als der des äußeren Scheines. Auch wir wissen, daß das eigentliche Selbst sich ganz wo anders aufhält und von der Welt der Schatten nichts weiß; denn ein Schattenreich kann man es allerdings nennen das Reich der „Geister“.

Ewig aber bleiben wir nicht in diesem Zustande, denn Unsterblichkeit ist uns nicht gegeben. Wir lösen uns auf gleichwie der irdische Körper, und unsere Bestandteile nehmen wieder teil an der Bildung neuer Wesen.

Wenn ihr verstehen könntet, daß euere ganze äußere Welt nur Schein und Täuschung ist, so würdet ihr auch begreifen, daß man auf sinnlichem Wege nicht mit dem eigentlichen Wesen eines Verstorbenen verkehren kann; wißt ihr ja nicht einmal auf Erden auf andere Weise als auf sinnlichem Wege eure Gedanken mitzuteilen. Wenn ihr die Seele der Verstorbenen sucht, so sucht sie nicht auf sinnlichem Wege, sondern sucht euch innerlich bis zu dem Zustande zu erheben, in dem sich der Vorangegangene befindet. Dies freilich dürfte nur sehr wenigen gelingen; denn eure Seele ist noch zu sehr an das Irdische gebunden, als daß sie sich so leicht davon frei machen könnte.

Euer Verkehr aber mit unsrer Scheinwelt hat für euch, die ihr so irdisch gesinnt seid, nicht den geringsten Wert. Nur für die Erdgebundenen unter uns besitzt er großen Vorteil, giebt er ihnen doch Gelegenheit, wieder mit Bewohnern der Erde in Berührung zu kommen, von der sie sich noch immer nicht trennen können.

Es ist aber von großer Wichtigkeit für euch, zu wissen, daß der Verkehr mit Erdgebundenen große Gefahren in sich birgt, und deshalb muß ich euch sagen, daß zwar manche dieser „Geister“ euch günstig beeinflussen können, andere „Geister“ aber auch im stande sind, euch völlig zu ruinieren; hierdurch finden z. B. die Fälle von Besessenheit ihre Erklärung.

Reiner Sinn ist Vorbedingung, ehe ihr unser Gebiet betretet, sonst verfallt ihr den Mächten der Finsternis. Unser Reich ist kein von Engeln bewohntes „Sommerland“, sondern hier, wie im Erdenleben, giebt es Gute und Böse nebeneinander.

Mögen meine Worte von vielen gehört und beherzigt werden.



Die Vergebung der Sünden

besteht in der Erhebung des eigenen innern Wesens auf eine Bewußtseinsstufe von der aus die bereute That gleichsam nur einem fremden Leben angehört, wie die Thorheiten der frühesten Kindheit. Aber dennoch grämen manche Menschen sich über Fehltritte, die mit dem Wesen, das sie gegenwärtig sind, nichts mehr gemein haben.

Solche verzweifelnde Seele, deren ganzes Leben getrübt ward durch ein Unrecht, das sie vor langen Jahren begangen hatte, suchte einst Hülfe bei einem alten Weisen.

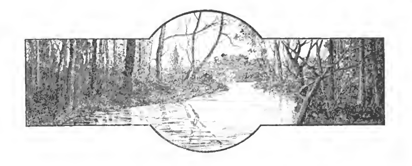
„Würdest Du dasselbe denn nicht heute wieder thun? fragte dieser.

„Wieder thun? Mein ganzes Leben ist ja nur ein Seufzer über diese That!“

„Dann bist Du auch der Daseinsebene entwachsen, auf der jenes Unrecht begangen ward. Dann bist Du selbst dafür nicht mehr verantwortlich, so wenig wie für das Vergehen deines Bruders. Blicke vorwärts, nicht zurück!“ Rel. Phil. Journ.



Digitized by Google



Läßt sich die Identität verstorbener Persönlichkeiten nachweisen?

Von

William Stainton-Moseyn.[1])

Im folgenden behandle ich ein wichtiges Problem: Woran erkennt man die Identität der Persönlichkeit, nachdem deren körperliche Erscheinung und alle sinnliche Wahrnehmung derselben aufgehört hat? Wie könnte ich, wenn ich gestern gestorben wäre, Ihnen beweisen, daß ich heute hier erscheine? Dies Problem ist viel verwickelter, als es im ersten Augenblick erscheint; denn ich bin nicht sicher, ob ich genau weiß, was eigentlich Bewußtsein ist, und wenn dies nicht der Fall ist, wie kann ich dann wissen, worin die Identität der Persönlichkeit beruht?

Diese Dinge sind möglicherweise sehr einfach; wenigstens meinen manche das. Aber diejenigen, welche am meisten darüber nachgedacht haben, halten sie für verwickelt. Nach den neuesten Forschungen auf dem Gebiete des Hypnotismus hätten wir Grund, ein Selbstbewußtsein anzunehmen, welches sich wahrscheinlich in unser Unterbewußtsein im nicht wachen Zustand d. h. im Schlaf oder im Trance einschleicht. Wie könnte man genau die Identität eines Menschen nachweisen, der sich als Zeuge vor Gericht nicht ausweisen kann? Worauf ich Ihre Aufmerksamkeit lenken möchte, ist: jede Art von Evidenz oder Beweiskraft, die überhaupt Wert besitzen soll, muß in das Gebiet der Moral reichen.

Jedes intellektuelle Wesen von hinreichendem Verstand — und es giebt solche Wesen innerhalb und außerhalb des Körpers, die hierbei in

[1]) Stainton-Moseyn war mehr als ein Jahrzehnt lang, bis zu seinem Tode, am 5. September 1892, der Herausgeber des ausgezeichneten Londoner Wochenblattes „Light“ und der geistig hervorragende Führer der „spiritualistischen“ Bewegung in England. Der hier mitgeteilte Aufsatz stammt aus seinem Nachlasse; er wurde von Fred. Myers am 22. Januar 1894 in der „London Spiritualist Alliance“ vorgetragen und im „Light“ Nr. 681 vom 27. Januar 1894 veröffentlicht. Wir geben hier nur den Anfang der sehr umfangreichen Sammlung von Fällen in diesem Aufsatze, obwohl dieser für Viele gerade dadurch besonders wertvoll wird, daß die Ueberzeugung von der Wirklichkeit solcher Thatsachen nur durch eine überwältigende Fülle ähnlicher Erfahrungen gewonnen werden kann. Wir glauben, daß unsere Leser wohl so zahlreicher Beweisstücke nicht mehr bedürfen. (Der Herausgeber.)

Betracht kommen — kann ohne besondere Mühe derartige Beweise liefern, seien sie nun wahr oder nicht. Allein ein solches Wesen, das, ob in oder außerhalb des Körpers, mir positive Beweise seiner Integrität gegeben hat, und das sich angelegen sein läßt, mir eine Evidenz der erwähnten Art zu liefern, hat sicher auch auf meine Aufmerksamkeit und meine Achtung Anspruch.

Ich habe nahezu 20 Jahre lang mit einem Wesen solcher Art in Beziehung gestanden. Wenn ich überhaupt zu irgend einem Urteil über die mir gebotenen Beweisgründe berechtigt bin, so verdient dasselbe Glauben, Hochachtung und Verehrung. Nun kommt der folgende Punkt: diese von ihm gelieferte Evidenz basiert aber nicht blos auf jenen guten Eigenschaften, sondern er garantiert auch selbst dafür. Wenn ich mich in meinem Vertrauen zu ihm täusche, so bin ich auch im Irrtum, wenn ich auf seine Evidenz baue. Und wenn ich mich in meinem Glauben täusche, so täusche ich mich auch in Allem, was ich tägtich thue. Es läuft somit darauf hinaus: das, auf was ich mich als Beweis für eine Fortdauer des Lebens nach dem Tode verlasse, ist für mich ebenso sicher, wie das, auf was ich mich in meinem täglichen Handel und Wandel stütze.

Als ich anfing, mit dem Spiritualismus bekannt zu werden, kam ich mit einem Spirit in Berührung, der sich „Imperator“ nannte. Diejenigen, die mit meinem Buch „Spirit-Lehren“ bekannt sind, werden sich erinnern, welche Mühe ich mir gab, um sicher zu gehen, daß ich nicht von irgend einem Spirit hintergangen werde. Wenn die Vorsichtsmaßregeln, die ich anwandte, irgend Jemand ungenügend erscheinen, so möchte ich gerne wissen, welche Maßregeln meinem Kritiker genügen würden. In Bezug auf die täglichen Begebenheiten bin ich viel sorgloser, und finde im Allgemeinen, daß die Leute nicht die Absicht haben, mich zu betrügen. Je länger ich lebe, desto mehr neige ich zu der Ansicht, daß es in der Regel nicht Sache solcher Leute ist, die auf einer gewissen moralischen Höhe leben, andere Leute zu betrügen, Ausnahmsfälle ausgeschlossen, wie sie überall vorkommen. Und in dieser Ueberzeugung lebend, und unter den von mir getroffenen Vorsichtsmaßregeln sind mir die Beweise zu Teil geworden, die ich Ihnen nun vorlege.

Es war im August 1872, als ich zuerst Beweise von der Identität verstorbener Persönlichkeiten erhielt. Herr und Frau Dr. Speer und ich hatten damals fast jeden Abend regelmäßig Sitzungen. Eine Freundin von Frau Speer, von der ich niemals hörte, kam und schrieb durch meine Hand ihren Namen: „A. P. Kirkland“. Dr. Speer sagte: „Ist das unsere alte Freundin?“ Dann schrieb ich: „Ja, ich komme, Euch zu sagen, daß ich glücklich bin, aber ich kann unsere Freundin heute Abend nicht beeinflussen“. — Hierauf änderte sich die Handschrift, und es kamen Mitteilungen von Herrn Callister, einem Freunde von mir; von meiner eigenen Cousine C. J. S., und von einem andern Geist, den ich hier nicht weiter zu erwähnen brauche.

Was diese Mitteilungen betrifft, so waren sie ausgezeichnet stilisiert,

und es ist wichtig zu bemerken, daß die Handschrift von Miß Kirkland viel Aehnlichkeit mit derjenigen zu ihren Lebzeiten hatte, welche ich vorher niemals sah; und daß Mr. Callister, nach seiner Identität befragt, mir eine Begebenheit ins Gedächtnis zurückrief, an welche ich nicht mehr gedacht hatte, und daß er an die letzte Conversation, welche wir auf Erden miteinander hatten, erinnerte. — Ich führe dies weder als Beweis für die Identität ein, noch weise ich es als solchen zurück. —

Das war am 21. August 1872, und am 4. September in demselben Jahre kam eine kleine Schwester von Dr. Speer; Einzelheiten über diesen Fall sind in meinem Buche „Spirit I'entity" (Seite 59) abgedruckt, wie folgt:

„Ich gehe zu einem Fall über, wo ein Geist zuerst am 4. September 1872 seine Gegenwart manifestierte und seitdem in ununterbrochener Verbindung mit uns geblieben ist. Ich hebe diesen Fall hervor, um zu zeigen, wie ein langdauernder Verkehr den Vorteil bietet, uns zu helfen, eine Meinung über Identität zu bilden, und weil der Geist nicht nur Beweise seiner charakteristischen Individualität gegeben, sondern auch seine Gegenwart auf die verschiedenste Weise bewiesen hat. — Dieser Fall beweist auch klar, daß einmal gegebenes Leben unzerstörbar ist, und daß der Geist, welcher einmal ein menschlichen Körper belebt hat, so kurz auch das Leben sein mochte, mit unverletzlicher Identität weiterlebt. —

„Der betreffende Geist kündete seine Gegenwart durch Klopfen an, indem er auf Französisch eine Botschaft gab. Er sagte, er sei eine Schwester von Dr. Speer und als 7 Monate altes Kind in Tours gestorben. Ich habe sie nie nennen hören, und ihr Bruder hatte ihre Existenz vergessen, denn sie lebte und starb vor seiner Geburt. Hellsehende hatten immer ein Kind beschrieben, welches sie in meiner Nähe sahen, worüber ich mich sehr wunderte, da ich keine Ahnung von solcher Verwandtschaft oder Freundschaft hatte. Hier war die Aufklärung. Von der Zeit ihres erstens Erscheinens an blieb sie der Familie attachiert, und ihr klares, deutliches kleines Pochen, vollkommen individuell in seiner Art, ist ein untrüglicher Beweis ihrer Gegenwart. Es verändert sich nie, und wir erkennen es so sicher, wie wir die Stimme eines Freundes erkennen würden. Sie gab uns Einzelheiten an, und nannte ihre 4 Taufnamen. Einer dieser Namen war Stanhope, welcher ihrem Bruder unbekannt war, und von dessen Richtigkeit er sich erst überzeugte, als er sich an ein anderes Familienmitglied, Mrs. Denis, wandte. Namen, Daten und Thatsachen waren uns gleichfalls fremd. Ich war vollständig unbekannt mit der Existenz einer solchen Person.

Dieser kleine „Geist" hat seine Gegenwart zweimal auf einer photographischen Platte manifestiert. Einer dieser Fälle wurde durch direkte Schrift beglaubigt; und beide Fälle finden sich klar detaillirt in meinen Schriften, ein Kapitel über Geisterphotopraphie, veröffentlicht in der Zeitschrift: „Human Nature" (Bd. VIII, S. 395. Man sehe auch „Spirit Identity" Anhang IV).

Wir haben es hier also mit einer Intelligenz zu thun, die durch Pochen einen Namen angiebt, welcher keinem der Anwesenden bekannt war und der erst später beglaubigt wurde. Dieses Wesen erscheint auf einer photographischen Platte mit seiner Mutter, wobei gewisse Züge in der Figur der Mutter weitere Beweisgründe für die Kinderfigur abgeben. Schließlich aber hatten wir noch für die Wahrheit des Ganzen das Zeugnis derer, welchen wir zu vertrauen gelernt hatten.

Ein andrer wichtiger Fall ist folgender: An einem Januar-Abend im Jahre 1874 sagte ich wiederholt zu Frau Speer: „Wer ist Emily Coles? Ihr Name klingt oft in meinem Ohr". Frau Speer erwiderte, daß sie Niemanden dieses Namens kenne. „Ja", sagte ich nachdrücklich, „Jemand dieses Namens ist in das Reich der Todten übergegangen". Sie konnte mich nicht darüber informieren, und ich fühlte mich beunruhigt wie immer, wenn solche Dinge vor sich gehen. Als die Abendzeitung gebracht wurde, sahen wir, wie gewöhnlich, nach den Sterbefällen. Ich muß sagen, daß wir darauf versessen waren, diese Identität herauszufinden. Bei unseren Sitzungen folgte Factum auf Factum, dieselbe zu beweisen und jeden Zweifel zu zerstreuen. Es wurde eine regelmäßige Sache für uns, Botschaften zu bekommen, welche Todesnachrichten enthielten; wir suchten deshalb auch nach dieser, und fanden die Todesanzeige von Emily, Witwe des verstorbenen Kapitain Cowper Coles. — An einem Abend des folgenden Tages kehrte sie wieder. Dr. Speer und ich gingen eines Nachmittags spazieren, — ich lebte damals mit ihm in Duelly Villa, Shantilin, Insel Wight, — und Abends in unserer Sitzung kam Emily Cowpes Coles. Ich fragte sie, was sie herbringe, und sie antwortete durch Klopfen: „Ihr seid an meinem Grabe vorübergegangen". (Hier muß ich bemerken, daß ich zu dieser Zeit niemals einen Kirchhof nahe kam, aber daß ich einen Geist anzog, der nachher als ein solcher identifiziert wurde, dessen Körper dort lag). Ich sagte: „Nein, das ist nicht möglich, denn ich bin durchaus nicht in der Nähe eines Kirchhofs gewesen"; und Dr. Speer bestätigte meine Worte. Der mitteilende Geist bestand jedoch darauf, und wir nahmen uns vor, am nächsten Tage denselben Spaziergang zu machen. Wir thaten es auch, und an einem bestimmten Punkt fühlte ich plötzlich den Impuls, auf eine Mauer zu klettern und hinüberzuschauen, und siehe da, meine Blicke fielen sofort auf das Grab von „Emily Cowper Coles", Daten und sonstige uns gegebene Einzelheiten, erweisen sich als vollkommen genau und zutreffend.

Ein andrer, diesem ähnlicher Fall, obgleich eine Freundin von Frau Speer betreffend, ist der von Cäcilia Teilden. (Siehe „Spirit Identity" S. 58.) Wir waren damals in Shanklin, jeden Abend regelmäßige Sitzungen abhaltend, als am 1. Januar 1874 ein uns neuer Ton erklang, ein leises Ticken in der Luft in der Nähe von Mrs. Speer.

Wir fragten, was das zu bedeuten habe, und es wurde uns gesagt, daß es die Gegenwart von Cäcilia Teilden anzeige, welche vor 17 Jahren gestorben war. Als wir frugen, warum sie komme, sagte sie, daß sie sich

durch mich zu ihrer alten Freundin hingezogen fühle, sowie auch in Folge meines und Dr. Speers Besuch an ihrem Grabe. Sie beantwortete viele meiner Fragen durch Klopfen und sagte schließlich: „Ich muß jetzt fort, Adieu". Dieses Wort gebrauchte Miß Teilden immer am Schlusse ihrer Briefe. Mrs. Speer sagte zu mir, daß sie selten einen Brief auf andere Weise endete. Ich hatte sie weder gekannt, noch von ihr gehört, bis Dr. Speer mir ihr Grab zeigte. Wir fanden, als wir uns vom Tisch erhoben, daß auf einem Stück markiertem Papier, welches wir zuvor unter den Tisch gelegt hatten, die Worte standen: „vergangen 17 Jahre". —

Noch ein andrer Fall von Henry Spratley ist folgender. — Wir waren damals derselbe Zirkel, und saßen in derselben Weise am 2. Jan. 1874; und ich kann bezeugen, daß nicht Einer von uns jemals von dieser Persönlichkeit gehört hatte. Er war kürzlich gestorben im Dezember 1873, und es wurde mitgeteilt, daß er durch den kontrollierenden Geist „Imperator" gebracht worden sei zu besonderen Zwecken und in Folge eines Planes, welcher zu dem Zwecke angelegt war, meinen andauernden Skepticismus zu besiegen. — Wir erhielten von ihm die gewöhnlichen Aussagen, wer er sei, wann er geboren, und wann er gestorben wäre. Wir fanden es schwer, diese Thatsachen zu bewahrheiten, aber endlich gelang es Mrs. Speer, indem sie nach verschiedenen vergeblichen Nachforschungen sich endlich an die Adresse des nächsten noch lebenden Verwandten unseres Geistes wandte, und von diesem mit einigem Erstaunen die Antwort erhielt, daß alle diese Dinge ganz wahr seien, u. a. heißt es: „Mein Vater, starb hier am 24. Dezember. —

Vielleicht ist es hier am Platze, einen Fall zu erwähnen, bei dem ich, wenn auch ohne Erfolg, einen sich mitteilenden Spirit irre zu leiten suchte. Wenn die Ausführungen jener superklugen Herren, welche die Gesellschaft für psychische Forschung bilden, auf Wahrheit beruhten, dann hätten die von mir erfundenen unwahren Angaben von meinem Gehirn auf dasjenige jenes unpersönlichen Wesens, mit dem ich verkehrte, übertragen werden müssen. Es kam aber ein „Geist", der sich als meine Großmutter vorstellte. Ich erinnerte mich ihrer wohl noch aus meiner Kindheit, und da ich selbst während dieser Sitzung völlig frei war von jedem abnormen Einfluß, so unterwarf ich meine „Großmutter" einem Kreuz-Verhör. Die Antworten wurden durch Klöpftöne gegeben, die von Allem, was wir vorher gehört, sich unterschieden; sie kamen während des größeren Teils der Sitzung ohne Kontakt mit dem Tisch zu Stande.

Ich frug den „Geist" nach allerhand unbedeutenden Geschichten und Daten, nach ihrem Geburtstag, ihrem Todestag, nach den Namen ihrer Kinder und einer Anzahl anderer Dinge, wie sie mir gerade in den Kopf kamen. Hierauf frug ich weiter, ob sie sich meiner noch als Kind erinnere, was sie bejahte. Nun fing ich an, einige Geschichten eigener Erfindung zu erzählen, wie sie wohl im Leben eines Kindes vorkommen können. Ich brachte dieselben aber so natürlich hervor, daß die Täuschung bei meinen Freunden eine vollständige war. Es fiel diesen gar nicht auf,



daß ich die Geschichten erfunden hatte, um den Spirit auf den Zahn zu fühlen. Allein mein „intelligenter Operator am andern Ende der Linie“ faßte die Sache ganz anders an. Die Großmutter verweigerte meinen Geschichten ganz einfach jeglichen Glauben, und stopfte mir plötzlich den Mund durch die einfache Bemerkung, sie erinnere sich von alle dem gar nichts. Davon war sie nicht abzubringen und von einem Zugeständnis eines Irrtums ihrerseits war gar keine Rede. Sie wiederholte immer wieder, sie erinnere sich dieser Geschichten ganz und gar nicht. Man hatte mir oft gesagt, „Geister“ gäben überhaupt alles zu, und der Zweck meiner wohlgemeinten Täuschung war ein doppelter, sowohl allgemein diese Behauptung auf ihre Richtigkeit zu untersuchen, als auch in diesem besondern Fall die Identität nachzuweisen .... Dieser „Geist“ wies aber Alles zurück, was ich ihm nur zu suggerieren versuchte. Und so stand ich vom Sitzungs-Tisch in der Ueberzeugung auf, mit einer Person gesprochen zu haben, die von dem Wunsche beseelt war, die Wahrheit zu sagen und die in ihren Angaben außerordentlich gewissenhaft war. Ich verificierte alle angegebenen Thatsachen und fand Alles genau richtig (Vergl. „Spirit Identity“, S. 53). Ich erinnere mich noch wohl, wie damals meine Mutter über die vermeintliche Treue meines Gedächtnisses für lang Vergangenes überrascht war. Diese Erzählung wird etwas monoton, allein es ist zum Zweck des Beweises unerläßlich, Thatsachen zu bringen, auf die Sie sich stützen können, wie sie mir geworden sind, wenn auch nur zu dem gleichen Zweck. Am 4. Januar 1874 hatten wir eine unserer gewöhnlichen Sitzungen. Breite Lichtmassen wurden sichtbar zwischen Mrs. Speer und mir, und dicht unter meinen Händen hörte man ein leises Klopfen. Sehr alteriert sprach Mrs. Speer: „Bist Du mein Bruder?“ „Ja!“ „Hast Du Dich auch früher schon manifestiert?“ Diese Frage wurde nicht aus Unsicherheit betreffs der Aehnlichkeit gestellt, sondern, weil wir uns auf diesem Weg versichern wollten, ob es wirklich George Eves war, den wir sahen und den seine Schwester erkannt hatte. Antwort: „Ja, allerdings, aber nicht hier; teilweise durch das Medium, das Du besucht hast“ (d. h. Holmes). „Dann war es Dein Gesicht, das ich sah?“ sagte Mrs. Speer. „Ja“. Dr. Speer frug nun, ob der „Geist“ eine Schwester bei sich habe. Antwort: „Nein“; allein ein viel tieferer Klopflaut gab durch das Alphabet den Namen „Augustus“ an. Mrs. Speer, die für Eindrücke sehr empfänglich war und gewöhnlich erriet, auf was angespielt wurde, sprach: „Bist Du mein Vater?“ „Ja“. „Und Du warst es, der sich bei Holmes manifestierte?“ „Ja“. Nach einer weiteren Konversation hörte man wieder unter den Händen von Mrs. Speer etwas klopfen. Es ist fast unmöglich, von dem Ungestüm einen Begriff zu geben, mit dem sich der Spirit mitzuteilen suchte. Diese eigenartigen Klopftöne hörten sich an wie die Laute einer heftigen menschlichen Stimme. Wir buchstabierten und der Name „Emma“ kam heraus. Mrs. Speer hatte eine Mutter und eine Schwester dieses Namens, — sie frug also: „Welche?“ „Schwester“. „Hast Du unsern Bruder Wilhelm gesehen?“ „Nein“. Es folgte weitere

Digitized by Google

Konversation; allein das einzige Resultat, welches deren Wiedergabe lieferte, wäre der Nachweis der Thorheit, in die man verfiele, wenn man glauben wollte, daß irgend ein Wesen in durchdachter Weise Menschen betrügen werde, deren einziger Wunsch es ist, zur Wahrheit zu gelangen. Ebenso wenig wird Jemand aus unserm Kreise, der die Atmosphäre empfand und das Licht sah, das uns umgab, der Auffassung beistimmen, daß es Teufel waren, die ihren Sport mit uns trieben. Niemals habe ich unter günstigeren Bedingungen, unter größerer Harmonie Sitzungen beigewohnt, und ich verlasse mich auf solche Empfindungen ebenso sehr, wie auf Beweise materieller Natur.

Weiterhin folgt noch eine Menge ähnlicher Identitäts-Beweise, mit denen wir aber unsere Leser nicht ermüden wollen. In einer Sitzung erschien der „Geist" eines Selbstmörders, der sich wenige Stunden zuvor durch eine Dampfwalze hatte zermalmen lassen.

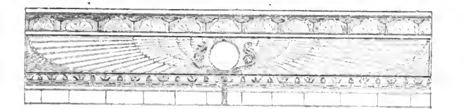


Das Unzufriedensein

wirkt wie eine ansteckende Krankheit. Dies Uebel ist um so schädlicher, je weniger es erkannt wird. Achte nur einmal darauf, wo immer Menschen sich zusammen finden, im Zimmer, auf der Straße, in der Pferdebahn, im Eisenbahnwagen! Wie bald äußert einer oder der andere seine Unzufriedenheit über irgend etwas. Entweder ist es etwas, das Niemand ändern kann; dann ist es völlig überflüssig und verdirbt den andern unnötig die Stimmung; — oder es betrifft einen andern Menschen, und wenn man der Sache dann genauer auf den Grund geht, so ist der Aerger des Redenden zuerst doch nur durch dessen eigenes Versehen oder Fehlgreifen veranlaßt; sonst würde er sich garnicht darüber ärgern. Aber gerade deshalb wäre es besser, wenn er nicht darüber spräche; es sei denn, daß er dadurch von den Angeredeten Rat oder Belehrung über sich selbst erzielen möchte. Dann freilich ist solches Reden wie der Rauch des Feuers, der gen Himmel steigt und in der Höhe sich im Sonnenlicht verliert, von dem er seinen Ursprung nahm.

W. v. St.





Das Idyll von der weißen Lotosblume.[1]

Niedergeschrieben von

Mabel Collins.

❦

Vorwort.

Die folgenden Blätter enthalten eine Geschichte, welche zu allen Zeiten und in jedem Volke erzählt worden ist. Es ist die Tragödie der Seele. Vom Triebe geleitet, fällt sie, als herrschendes Element in der niederen Menschennatur, der Sünde anheim. Durch Leiden geläutert und sich selbst besinnend, sucht sie Hilfe bei dem befreienden Geiste in sich; und bei dem letzten Opfer trägt ihre Vergöttlichung den Sieg davon und gießt Segen auf das Menschengeschlecht aus.

Prolog.

Ich stand allein, ein Einziger unter Vielen, ein vereinzeltes Wesen inmitten der vereinten Menge. Ich war allein: denn unter all diesen Menschen, meinen Brüdern, welche wissen, war ich der Einzige, der wußte und auch lehrte. Durch die Macht im Heiligtum getrieben, belehrte ich die Gläubigen am Thore. Es gab kein Entrinnen; denn in jener tiefen Finsternis des heiligsten Inneren gewahrte ich das Licht des inneren Lebens und hatte den Drang es zu offenbaren. Dieses Licht richtete mich auf und ließ mich erstarken. Denn obwohl ich starb, mußten doch zehn Priester des Tempels ihre ganze Kraft aufwenden, mich zu töten, und dann hielten sie sich noch in ihrem Wahne für kraftvoll.

[1] Das englische Original hat den Titel: „The idyll of tho white Lotus by M. C. Fellow of the Theosophical Society.“ (London: Reeves and Turner, 196 Strand). Es trägt die Widmung: „Dem wahren Verfasser gewidmet, der dieses Werk eingegeben hat“. Dieser Verfasser, ein Adept, erzählt hier seine eigenen Erlebnisse, durch die er vor Jahrtausenden in Aegypten zur Adeptschaft herangereift ist. Seitdem hat er das durchgehende Bewußtsein seiner Identität durch alle seine weiteren Verkörperungen hindurch behalten. (Der Herausgeber.)

Digitized by Google

Das Idyll von der weißen Lotosblume.

I.

In früher Jugend, ehe noch ein zarter Flaum als erste Spur des Bartes mein Kinn bedeckte, überschritt ich die Schwelle des Tempels, um als Novize in den Priesterstand zu treten.

Meine Eltern lebten außerhalb der Stadt als Hirten. Bis zu dem Tage, an welchem meine Mutter mich bis an die Pforte des Tempels begleitete, hatte, mit einer einzigen Ausnahme, mein Fuß das Innere der Stadt niemals betreten. Es war Festtag, und meine Mutter, eine einfache, arbeitsame Frau, verband mit diesem Gange in die Stadt noch einen andern Zweck. Sie brachte mich an den Ort meiner Bestimmung und ging dann weiter, um sich einen kurzen Feiertag zu machen, sich die Sehenswürdigkeiten der Stadt anzusehen und sich an dem bunten Treiben in den Straßen zu erfreuen.

Das Gewoge der Menschen und der Lärm in den Straßen fesselten mich. Ich glaube, meine Natur war von jeher derart, daß ich mich dem großen Ganzen, als dessen kleinen Teil ich mich fühlte, hingeben mußte und in dieser Hingabe das in mich einsog, was meinem geistigen Leben Nahrung gab.

Bald hatten wir dieses geräuschvolle Treiben hinter uns. Wir betraten eine breite grüne Wiesenfläche, an deren jenseitigem Rande unser heiliger Strom dahinfloß. Noch steht mir dieser Anblick deutlich vor der Seele; noch sehe ich den Tempel und die ihn umgebenden Gebäude am Ufer des Flusses emporragen und die Verzierungen und Schnitzwerke an den Dächern in der klaren Morgenluft glitzern. Ich hatte keine Furcht, denn ich hatte auch keine bestimmten Erwartungen. Nur der eine Gedanke, ob das Leben jenseits dieser Thore wohl so schön sein würde, wie ich es mir damals vorstellte, beschäftigte mich auf das Lebhafteste.

Am Thore des Tempels stand ein schwarzgekleideter Novize, im Gespräch mit einer Frau. Diese hatte Gefäße mit Wasser aus der Stadt gebracht und bat dringend, daß einer von den Priestern dasselbe segnen und somit zu einer kostbaren Ware machen möge — einer Ware, welche das abergläubische Volk ihr dann mit schwerem Gelde bezahlen sollte.

Während wir so standen und des Augenblicks harrten, wo an uns die Reihe kommen würde, unser Anliegen vorzubringen, schaute ich zwischen den Stäben des Gitterthors hindurch, und was ich erblickte, erfüllte mich mit ehrfurchtsvoller Scheu. Dies Gefühl verließ mich lange und selbst dann noch nicht, als ich mit der Person, die es mir einflößte, fast stündlich zu verkehren hatte.

Es war einer der weißgekleideten Priester, welcher jetzt langsam und gemessen die breite Allee herab, dem Thore zuschritt. Bis dahin hatte ich außer bei jenem einzigen früheren Besuche in der Stadt nie einen dieser weißgekleideten Priester gesehen; damals sah ich mehrere derselben in einem heiligen Boote, inmitten einer Prozession auf dem Flusse.

Nun aber war mir diese Gestalt ganz nahe, sie stand unmittelbar vor mir — ich hielt den Athem an.

Die Luft war sehr ruhig; mir aber wollte es scheinen, als ob diese prächtigen, weißen Gewänder, in denen der Priester unter dem Schatten der Bäume einherschritt, niemals von einem irdischen Hauche bewegt werden könnten. Und dieselbe Ruhe, derselbe Gleichmut kennzeichneten seine Schritte. Er bewegte sich; doch schien es mir als geschähe dies nicht in der Art, wie sich andere Sterbliche bewegen. Seine Augen waren zu Boden gesenkt, so daß ich sie nicht sehen konnte, und mit Bangen harrte ich des Augenblicks, wo diese gesenkten Lider sich heben würden. Seine Hautfarbe war hell, sein Haar hatte eine goldene Färbung. Sein Bart war lang und voll, aber auch dieser machte den Eindruck eines starren, unbeweglichen Schnitzwerkes. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß derselbe jemals von einem Lüftchen bewegt werden könnte. Er schien mir aus Gold geformt, und für die Dauer einer Ewigkeit gemacht. Der ganze Mann machte mir den Eindruck eines, dem gewöhnlichen Menschendasein völlig entrückten Wesens.

Der Novize sah sich plötzlich nach dem Priester um. Seine Aufmerksamkeit war wohl durch mein gespanntes Hinstarren nach demselben erregt worden — denn nicht das leiseste Geräusch von Fußtritten des Priesters drang an mein Ohr.

„Ach!“ sagte er, „hier ist der Hohepriester Agmahd; ich will ihn fragen“.

Er schloß das Gitterthor und zog sich zurück; wir sahen dann, daß er einige Worte mit dem Priester wechselte, welcher sein Haupt leicht neigte. Dann kam er zurück, nahm der Frau die Gefäße ab und trug sie zu dem Priester hin, welcher seine Hände einen Augenblick darüber hielt.

Mit Worten voll überflüssigen Dankes nahm die Frau sie zurück und dann wurden wir nach dem Zwecke unseres Kommens gefragt.

Bald war ich allein mit dem schwarzgekleideten Novizen. Ich war zwar sehr befangen, doch hatte ich keine Furcht. Um meine bisherige Beschäftigung, die Schafe meines Vaters zu hüten, hatte ich mich nie sehr viel bekümmert und damals schon war ich erfüllt von dem Gedanken, daß ich bestimmt sei, mich über die Masse der Menschen zu erheben. Solches Streben wird der armen Menschennatur über weit ernstere Prüfungen hinweghelfen, als über die Anforderung, seine Heimat für immer zu verlassen, um eine neue, ungekannte Laufbahn zu betreten.

Das Thor fiel hinter mir zu, und der schwarzgekleidete Mann verschloß es mit einem Schlüssel, der an seinem Leibgurte hing. Doch erweckte dies in mir nicht ein Gefühl der Gefangenschaft, sondern nur ein Bewußtsein, daß ich abgesondert und allein sei. Wer hätte auch die Vorstellung von Gefangenschaft mit einem Anblicke verbinden können, wie ich ihn hier vor mir hatte.

Die Thore des Tempels erhoben sich gerade gegenüber der Gitterthür am Ende einer breiten, herrlichen Allee. Es war dies nicht eine

Digitized by Google

natürliche Allee von Bäumen, die in den Boden gepflanzt sind, um dann nach eigener Wahl zu wachsen und sich auszubreiten. Sie bestand aus Büschen von riesigem Umfange, welche in große steinerne Becken gepflanzt und auf's Sorgfältigste gepflegt und zu seltsamen Gestalten geformt waren. Zwischen jedem Strauche war ein großer Quaderstein, auf welchem je eine, aus Stein gemeißelte Figur stand. Ich sah, daß diejenigen dieser Steinbilder, welche dem Gitterthor zunächst standen, Sphinxe und große Tiere mit menschlichen Köpfen darstellten; später wagte ich nicht mehr meine Augen aufzuschlagen, um neugierig nach diesen Gestalten hinzublicken, denn wieder sah ich, wie der goldbärtige Priester Agmahd auf seinem regelmäßigen Hin- und Hergange uns näher kam.

Gesenkten Blickes schritt ich an der Seite meines Führers dahin. Als er stehen blieb, stand auch ich stille, und meine Augen hafteten an dem Saume, der das weiße Gewand des Priesters begrenzte. Dieser Saum war kunstvoll mit goldenen Zeichen bestickt. Diese fesselten meine Aufmerksamkeit für eine Weile und erregten meine Bewunderung.

„Ein neuer Novize?" hörte ich eine äußerst sanfte und klangvolle Stimme fragen. „Gut, führe ihn in die Schule! Er ist noch jung. — Schau auf, mein Knabe; fürchte dich nicht!"

Durch diese Worte ermuntert sah ich auf und begegnete dem festen Blicke des Priesters. Seine Augen waren, wie ich trotz meiner Befangenheit sah, von wechselnder Farbe, bald blau, bald grau. Doch, welch mildes Licht ihnen auch innewohnte — die Ermutigung, die ich aus seiner Stimme zu hören geglaubt hatte, fand ich in ihnen nicht. Sie waren ruhig, ernst und klug; doch sie machten mich ängstlich.

Mit einer Bewegung seiner Hand entließ er uns, und setzte seine Wanderung die große Allee hinunter fort; ich aber, jetzt mehr zur Furchtsamkeit geneigt als vorher, folgte schweigend meinem schweigenden Gefährten. Wir betraten den Tempel durch den großen mittleren-Thorbogen, der aus riesigen Blöcken unbehauener Steine geformt war. Ich glaube, daß von dem Augenblick an, wo des Priesters durchdringender Blick auf mir geruht hatte, etwas wie Furcht sich meiner bemächtigt hat, denn selbst der Anblick dieser Steinblöcke flößte mir ein unbestimmtes Angstgefühl ein.

Innerhalb des Tempels sah ich, daß ein langer Gang von dem mittleren Thorweg aus durch das Gebäude in gleicher Richtung wie die Allee dahinlief. Diesen Weg schlugen wir jedoch nicht ein. Wir wandten uns seitwärts und betraten ein Gefüge von netzartig durcheinanderlaufenden Gängen und kamen dabei durch einige kleine, leere Zimmer.

Endlich befanden wir uns in einem großen herrlichen Gemache. Ich sage herrlich, obwohl dasselbe bis auf einen Tisch in einer Ecke leer und ohne jegliche Ausstattung war. Aber das Ebenmaß der Verhältnisse war so großartig und die Struktur so wunderbar, daß ich, obwohl ungeübt in der Beurteilung architektonischer Schönheiten, mit staunender Bewunderung erfüllt wurde.

An dem Tische, welcher in der Ecke stand, saßen zwei Jünglinge mit

Schreiben oder Zeichnen beschäftigt, — ich konnte das nicht genau unterscheiden, jedenfalls aber waren sie von ihrer Arbeit sehr in Anspruch genommen, und ich wunderte mich, daß sie bei unserm Eintritt ihre Blicke kaum erhoben. Doch weiterschreitend sah ich hinter einem der großen Mauer-Vorsprünge einen alten weißgekleideten Priester, dessen Blicke auf einem Buche hafteten, das auf seinen Knieen lag.

Er schien uns erst zu bemerken, als mein Führer dicht vor ihn hintrat und sich ehrfurchtsvoll vor ihm verbeugte.

„Ein neuer Schüler?" fragte er, indem er mich aus trüben, blöden Augen scharf betrachtete. „Was kann er?"

„Nicht viel, denke ich", sagte mein Führer mit einem leichten Ton von Geringschätzung. „Er war bisher ein Hirtenknabe!"

„Ein Hirtenknabe!" tönte es von den Lippen des alten Priesters zurück; dann wird er uns hier wenig nützen. Er mag im Garten arbeiten. Hast du zeichnen gelernt oder kannst du Geschriebenes abschreiben?" frug er, indem er sich mir zuwandte.

Ich war in diesen Dingen wohl einigermaßen, doch ungenügend unterrichtet worden; solche Kenntnisse waren selten anderswo zu finden als in den Priesterschulen und bei den wenigen gebildeten Klassen außerhalb der Priesterschaft.

Der alte Priester betrachtete meine Hände und wandte sich dann wieder seinem Buche zu.

„Er muß noch einige Zeit lernen", sagte er, „jetzt aber bin ich zu sehr mit Arbeit überhäuft, um ihn unterrichten zu können. Ich brauche zwar noch Schüler, um mir bei meiner Arbeit helfen zu lassen; aber da diese heiligen Schriften jetzt gleich abgeschrieben werden müssen, habe ich keine Zeit mich mit Neulingen abzugeben. Bringe ihn in den Garten, für einige Zeit wenigstens; später werde ich mich nach ihm umsehen".

Mein Führer wandte sich um und schritt zur Thür hinaus. Mit einem letzten Blick auf die Pracht dieses Raumes folgte ich ihm.

Ich ging mit ihm durch einen langen, langen Korridor, in dessen kühlem Dämmerlichte ich erleichtert aufatmete. Am Ende dieses Ganges war an Stelle der Thür ein Gitter angebracht, und hier zog mein Führer an einer weithintönenden Glocke.

Als die Glocke ausgeklungen hatte, warteten wir stillschweigend. Niemand kam, und dann läutete mein Führer ein zweites Mal. Ich hatte keine Eile. Mein Gesicht gegen die Stäbe des Gitters gedrückt, sah ich hinaus in eine Welt, so voll des wunderbarsten Zaubers, daß ich im Stillen zu mir sagte: „Mir soll's nicht leid sein, wenn der blödäugige Priester so bald kein Verlangen fühlt, mich aus dem Garten zurückzurufen".

Unsere Wanderung zur Stadt war sehr heiß und staubig gewesen, und das Umherwandern in den Straßen hatte meine, des Pflasters ungewohnten Füße unsäglich ermüdet. Bis jetzt hatte ich innerhalb der Tempelthore nur die große Allee betreten, wo Alles, was mein Auge sah, mich mit so heiliger Scheu erfüllte, daß ich kaum die Blicke zu erheben wagte. Hier

aber lag eine ganze Welt voll der köstlichsten, lieblichsten Pracht vor mir. Nie zuvor hatte ich etwas gesehen, was diesem Garten zu vergleichen war. Hier prangte Alles in tiefem, erfrischendem Grün; und ich hörte das leise Plätschern eines Bächleins, welches durch den Garten geleitet war, zu Nutzen und Erfrischung der Menschen während der brennenden Sonnenglut, welche die prächtigen Farben und üppigen Formen im Garten hervorzauberte.

Zum dritten Mal erscholl die Glocke — dann sah ich eine schwarz gekleidete Gestalt zwischen dem grünen Gezweig hervorkommen. Wie fremdartig und ungereimt erschien mir hier das schwarze Gewand! und mit Bestürzung kam mir der Gedanke, daß auch ich in kurzer Zeit wohl in ähnlicher Kleidung zwischen der üppigen Pracht dieses Zaubergartens einher wandeln würde, einem Geschöpfe gleichend, das aus einer Welt der Finsternis sich hierher verirrt hatte.

Die Gestalt näherte sich uns, indem sie mit ihrem rauhen Gewande das zarte Blätterwerk streifte. Mit plötzlich erwachendem Interesse starrte ich zu dem Gesichte des Mannes empor, der nun zu uns trat und dessen Obhut ich vermutlich übergeben werden sollte; und wahrlich, nicht ohne Grund, denn die Züge dieses Mannes mußten Sympathie in jeder Menschenbrust erwecken.

2.

„Was soll das?" fragte der Mann in klagendem Tone, während er durch die Gitterstäbe hindurch auf uns blickte. „Sandte ich nicht heute morgen Früchte im Ueberfluß in die Küche? Auch Blumen kann ich Euch für heute nicht mehr geben, denn alle, die noch abzuschneiden sind, müssen zur Prozession für morgen aufgehoben werden".

„Ich bedarf weder Deiner Blumen noch Deiner Früchte", sagte mein Führer und schien geneigt, einen hochfahrenden Ton anzunehmen. „Einen neuen Schüler bringe ich Dir, das ist alles". Er schloß das Thor und veranlaßte mich, durch dasselbe einzutreten. Dann schloß er' es hinter mir zu und ging, ohne ein Wort zu sagen, durch den langen Korridor, der vom Garten aus gesehen besonders dunkel erschien.

„Ein neuer Schüler für mich? Und was soll ich Dich lehren, Kind vom Lande?"

Schweigend starrte ich den seltsamen Menschen an. Konnte denn ich ihm sagen, was er mich lehren sollte?

„Sind es die Geheimnisse vom Wachstum der Pflanzen, die Du von mir lernen willst? Oder ist es das Geheimnis vom Wachstum der Sünde und der Verstellung? Nein, Kind, schau mich nicht so verwundert an; denk' über meine Worte nach, mit der Zeit wirst Du sie verstehen. Jetzt komm' mit mir; fürchte nichts!"

Dabei nahm er meine Hand und führte mich zwischen den großblättrigen Pflanzen hindurch, einer Stelle zu, von welcher her ich das Plätschern des Wassers vernommen hatte. Welch köstlicher Genuß für mein Ohr! diese sanften, klaren, rhythmischen Töne!

„Hier wohnt unsere Königin, die Lotosblume!“ sagte der Mann. „Lasse Dich hier nieder und bewundere ihre Schönheit, während ich weiter arbeite, denn ich habe noch Vieles zu thun, und Du kannst mir dabei nicht helfen“.

Mir war in der That nichts erwünschter, als mich dort auf den grünen Rasen hinzustrecken und mich ungestört der Betrachtung, dem Staunen, der Bewunderung hinzugeben.

Dieses Wasser, dessen liebliches Geplätscher ich vorhin vernommen hatte, war einzig und allein da, um die Blumenkönigin zu erquicken. Ich sagte zu mir selbst „ja, in der That, die Königin aller Blumen dieser Erde bist du —

„die weiße Lotosblume“.

Als ich träumerisch und in kindlicher Begeisterung in den Anblick dieser weißen Blüte mich versenkte, welche mir mit ihrem zarten, goldbestäubten Kelche das echte Sinnbild reiner Liebe zu sein schien — da war es mir als ob sich plötzlich ihre Form veränderte: sie schien sich auszudehnen, sich mir zu nähern. Und siehe! mit einem Male sah ich eine Frau von wunderbarer Schönheit, umflossen von einer Flut goldschimmernden Haares, sich zu dem leise plätschernden Wasser niederbeugen und die Lippen an dem klaren Quell benetzen. Voll Staunen starrte ich auf die Erscheinung und fühlte ein unbezwingliches Verlangen mich ihr zu nähern; doch ehe ich mich erhoben hatte, verließ mich das Bewußtsein, und ich vermute, daß ich ohnmächtig zusammenbrach; denn ich entsinne mich weiter nur, daß ich mich auf dem Rasen hingestreckt fand und kühlendes Wasser auf meiner Stirne fühlte. Als ich die Augen aufschlug, sah ich den schwarzgekleideten Gärtner mit den seltsamen Gesichtszügen über mich gebeugt.

„War Dir die Hitze zu groß, mein Knabe?“ fragte er, indem er seine Stirne in besorgte Falten zog. „Du schienst mir doch zu kräftig, um von der Hitze ohnmächtig zu werden und noch dazu an einem kühlen Ort, wie diesem hier“.

„Wo ist sie hin?“ war meine einzige Antwort, indem ich versuchte, mich auf meine Ellbogen aufzurichten, und mich nach der Wasserlilie umzuschauen.

„Was?“ rief der Mann, indem sein ganzes Aussehen sich veränderte und den Ausdruck einer solchen Verklärtheit annahm, wie ich es bei dem sonst so unschönen Gesicht nicht für möglich gehalten hätte. „Du hast sie gesehen? — Doch nein — ich bin wohl zu vorschnell in meiner Annahme. Was hast Du gesehen, Knabe, sag' es mir, geschwind!“

Das Wohlwollen, welches sich auf seinen Zügen malte, gab mir die Kraft, meine verwirrten Sinne zu sammeln. Ich erzählte ihm, was ich gesehen hatte, und während ich sprach, hingen meine Blicke voller Sehnsucht an der Wasserlilie; immer hoffend, jenes lichte Wesen möchte sich noch einmal meinen Blicken zeigen, möchte sich wieder zu der Quelle niederbeugen, ihren Durst zu stillen an der klaren Flut.

Digitized by Google

Allmählich, während ich sprach, veränderte sich das Benehmen meines sonderbaren Lehrers, und nachdem ich ihm die wunderbare Frau mit der Begeisterung eines Knaben beschrieben hatte, welcher niemals noch ein anderes als sein eignes dunkelfarbiges Geschlecht gesehen, fiel er neben mir auf seine Kniee nieder.

„Du hast sie gesehen!“ rief er mit tiefbewegter Stimme. „Heil Dir! Du bist ausersehen ein Lehrer unter uns zu werden, dem Volke ein Helfer — denn Du bist ein Seher!“

Verwirrt durch diese Worte, konnte ich nur sprachlos zu ihm aufblicken. Meine Unruhe aber verwandelte sich in Schrecken, als plötzlich der Verdacht in mir erwachte, der Mann möchte den Verstand verloren haben. Ich sah mich um und ging mit mir zu Rate, ob ich wohl zurück zum Tempel laufen könnte, um ihm zu entrinnen. Während ich aber noch bei mir selbst überlegte, ob ich dies wagen sollte, erhob er sich und wandte sich mit jenem eigentümlich sanften Lächeln zu mir, das die Häßlichkeit seiner grobgeschnittenen Züge vergessen ließ.

„Komm' mit mir“, sagte er; ich stand auf und folgte ihm — doch nur zögernd, denn der Garten, welchen wir nun wieder durchschritten, bot meinen umher irrenden Blicken eine wahre Fülle von Reizen: diese süßen Blumen! diese reichen Purpurfarben, diese feurig roten Kelche! Schwer wurde es mir, nicht vor jeder Blume stehen zu bleiben, nicht den süßen Duft einer jeden dieser lieblichen Blüten einzuatmen, obwohl sie alle mir in meiner neuerwachten Begeisterung für die Pracht der weißen Lotosblume, nur wie ein Wiederschein der Schönheit dieser Blume erschienen.

Wir gingen einer Gitterthüre des Tempels zu; doch war es nicht dieselbe, durch welche ich in den Garten getreten war. Als wir uns derselben näherten, kamen uns zwei Priester entgegen, welche mit den gleichen Linnengewändern bekleidet waren, wie sie der goldbärtige Priester Agmahd trug. Die Hautfarbe dieser Männer war dunkel. Auch sie bewegten sich mit würdevollem Gleichmut, — doch vermißte ich an ihnen ein gewisses Etwas, das dem Priester Agmahd eigen war, jene vollendete Ruhe und Sicherheit, mit welcher dieser auftrat. Sie waren jünger als er, das erkannte ich sogleich, und darin mochte wohl der Unterschied liegen. Mein dunkelfarbiger Führer winkte sie zur Seite, indem er mich in dem kühlen Schatten jenes gewölbten Thorbogens stehen ließ. Er sprach mit ihnen im erregten Tone, wenn auch voller Ehrerbietung, während sie mit sichtlichem Interesse seinen Worten lauschten und hin und wieder einen Blick zu mir herüberwarfen.

Gleich darauf näherten sie sich mir, indeß der Mann im schwarzen Kleide sich wieder nach dem Garten wandte und auf demselben Wege zurückkehrte, den wir gekommen waren. Während die weißgekleideten Priester auf den Thorweg zuschritten, unter dem ich stand, sprachen sie flüsternd miteinander, dann winkten sie mich, ihnen zu folgen, und so that ich. Während wir nun durch kühle hohe Gänge weiterschritten, ließ ich meine Augen, wie es eben meine kindische Gewohnheit war, gedankenlos an

jedem Gegenstande haften, an welchem wir vorüberkamen; die Beiden gingen vor mir her und schauten dann und wann auf mich zurück, und zwar in einer Weise, die ich mir nicht erklären konnte.

Bald verließen sie die Gänge und wir traten nun in ein großes, jenem ähnliches Gemach, in welchem ich den alten Priester seine Schüler hatte unterrichten sehen. Ein schwerer, reich gestickter Vorhang, der in majestätischen Falten von der hohen Decke bis zum Fußboden herabhing, teilte dieses Gemach in zwei Hälften. Stets hatte ich Sinn für alles Schöne und bemerkte sogleich, wie der Saum des Vorhangs, steif durch seine reiche Goldarbeit, auf dem Boden stand.

Einer der beiden Priester trat an diesen Vorhang und indem er ihn ein wenig zur Seite schob, hörte ich ihn sagen:

„Darf ich eintreten, mein Gebieter?“

Wieder kam es wie ein leises Zittern über mich. Es lag nichts Unfreundliches in dem Benehmen dieser Priester gegen mich, und doch bangte mir vor dem, was mir nun wohl bevorstehen würde! Aengstlich starrte ich nach dem gestickten Vorhang hin und fragte mich, wer wohl dahinter verborgen sein möchte.

Doch ich hatte nicht lange Zeit, mich vor dem Unsichtbaren zu ängstigen. Nach wenigen Augenblicken kam der Priester wieder hinter dem Vorhange hervor, und ihm zur Seite erschien der goldbärtige Priester Agmahd.

Er redete mich nicht an; doch zu den Andern sprach er:

„Wartet hier mit ihm, während ich zu meinem Bruder Kamen Baka gehe“.

Mit diesen Worten ließ er uns in dem großen öden Zimmer allein.

Meine Besorgnis kehrte um so stärker zurück. Hätte der Hohepriester mir nur einen freundlichen Blick gegönnt, so hätte ich mich von diesem Angstgefühl nicht so sehr übermannen lassen; nun aber war ich aufs neue dem Bangen und der Angst vor dem, was mir bevorstehen mochte, preisgegeben, und ich fühlte mich überdies noch geschwächt durch die Ohnmacht, die mich kurz vorher befallen hatte. Zitternd ließ ich mich auf einer der Steinbänke nieder, welche rings an den Wänden hinliefen, während die beiden schwarzgelockten Priester miteinander sprachen.

Ich glaube, dieses bange Harren hätte in kurzer Zeit einen nochmaligen Anfall von Bewußtlosigkeit veranlaßt, hätte nicht der Eintritt Agmahds, der in diesem Augenblicke in Begleitung eines andern Priesters von edler Erscheinung zurückkehrte, meine Zweifel und Besorgnisse über meine Lage womöglich noch vermehrt.

Die Gesichtsfarbe und das Haar des andern Priesters waren hell; jedoch nicht so hell, wie die Agmahd's; er teilte die stolze Unbeweglichkeit der Haltung, welche Agmahd mir zum Gegenstande ehrfurchtsvoller Scheu machten, und aus seinen dunkeln Augen leuchtete ein Wohlwollen, wie ich es bis jetzt in den Zügen keines der andern Priester bemerkt hatte. Meine Angst verminderte sich, als ich zu ihm aufschaute.

Digitized by Google

„Der ist's", sagte Agmahd mit seiner klangvollen, kalten Stimme.

Staunend fragte ich mich, warum man wohl in dieser Weise von mir spräche. Ich war doch nur eine Novize, und war bereits meinem Lehrer übergeben worden.

„Brüder", rief Kamen Baka, „wäre es nicht am besten, wir kleideten ihn sogleich in das weiße Gewand des Sehers? Führt ihn zu den Bädern; laßt ihn baden und salbt ihn. Dann wollen mein Bruder Agmahd und ich ihm das weiße Kleid anlegen. Dann mag er der Ruhe pflegen, während wir den vereinigten Hohenpriestern Bericht erstatten. Wenn er gebadet hat, bringt ihn hierher zurück!"

Die beiden jungen Priester führten mich aus dem Gemache. Erst jetzt sah ich, daß dieselben einer niederern Rangstufe angehörten, und als ich sie aufmerksam betrachtete, bemerkte ich, daß ihre weißen Kleider nicht dieselben goldenen Stickereien trugen, sondern nur mit schwarzen Linien und mit Stichen in den Ecken ausgenäht waren.

Wie köstlich und wohlthuend nach all meinen Aengsten war das duftende Bad, zu welchem sie mich führten! Es beruhigte meine erregten Sinne und erfrischte meine Lebensgeister. Als ich es verließ, wurde ich mit einem weichen, süßduftenden Oele eingerieben, dann hüllten sie mich in ein leinenes Tuch und brachten mir Erfrischungen — Früchte, Oelkuchen und würzigen Trank, welche mich kräftigten und zugleich anregten. Dann wurde ich wieder nach jenem Gemache zurückgebracht, wo die beiden Priester mich erwarteten.

Es war jetzt noch ein anderer Priester von geringerem Range bei ihnen, welcher ein feines leinenes Gewand von blendend weißer Farbe in den Händen hielt. Die beiden Hohenpriester nahmen ihm dasselbe ab und warfen es mir über, während die Andern das große Tuch, in das ich gehüllt war, entfernten. Nachdem sie dies gethan, vereinigten sie ihre Hände über meinem Haupte, und die übrigen Priester knieten nieder.

Ich begriff nicht, was all dies bedenten sollte, und fühlte mich dadurch aufs neue beunruhigt. Jedoch die Erfrischung des Körpers hatte viel zur Beruhigung meines Gemütes beigetragen, und als sie mich dann ohne weitere Ceremonien mit den beiden jüngern Priestern, mit denen ich mich nun schon etwas vertrauter fühlte, fortschickten, da stieg mir der Mut wieder und ich ging leichten Schrittes von dannen.

Sie führten mich in ein kleines Gemach, in welchem ein langes, niederes Lager bereitet war, das mit einem Linnentuche bedeckt war. Sonst war nichts in dem Zimmer, und mir schien es in der That, daß meine Augen und mein Kopf für eine Weile alles Weiteren entbehren könnten; denn was hatte ich nicht alles schon erlebt und gesehen, seitdem ich am Morgen den Tempel betreten hatte! Wie lange schien es mir doch her zu sein, seitdem ich die Hand meiner Mutter an der Gitterthür zum letzten Mal gedrückt hatte!

„Ruhe in Frieden!" sagte einer der Priester. „Genieße den Schlaf nach Möglichkeit! in den ersten kühlen Stunden der Nacht wirst du geweckt werden". — Mit diesen Worten verließ er mich.

3.

Ich ruhte auf meinem Lager, welches weich genug war, um meinen ermüdeten Gliedern eine willkommene Ruhestätte zu bieten, und es währte nicht lange, so lag ich, trotz der Fremdartigkeit meiner Umgebung, in tiefem Schlummer. Eine gesunde Natur und jugendliche Unbefangenheit ließen mich in augenblicklichem Genusse ungestörter Ruhe all das Ungewohnte meiner Lage vergessen. Nicht lange nach jener Zeit, als ich einmal wieder in diese Zelle trat, um die Stätte, an der ich damals geruht, zu betrachten, fragte ich mich staunend, wohin der Friede meiner Seele geflohen, der mir in meiner harmlosen Knabenzeit zu eigen war.

Als ich erwachte, umgab mich völlige Dunkelheit; sofort aber hatte ich das lebhafte Gefühl, daß jemand im Zimmer anwesend sei, und erhob mich deshalb in sitzende Stellung. Nach dem plötzlichen Erwachen war ich noch nicht sogleich meiner Sinne mächtig. Ich wähnte mich zu Hause und dachte, daß meine Mutter schweigend an meiner Seite stehe und mein Erwachen erwarte.

„Mutter“, rief ich, „was giebt es? Warum stehst Du hier? Bist Du krank? Hat die Heerde sich zerstreut?“

Einen Augenblick blieb alles stille, und als ich nun in jener tiefen Finsternis mir allmählich bewußt wurde, daß ich nicht daheim war — daß ich thatsächlich an einem ganz anderen Orte mich befand, — daß ich nicht wissen konnte, wer es sein mochte, der in meinem Zimmer hier so lautlos mich beobachtete, — da begann mein Herz heftig zu schlagen. Zum ersten Male sehnte ich mich zurück nach dem heimischen Kämmerlein und nach dem Klang der mütterlichen Stimme; und obgleich ich sonst ein tapferer Junge war und nicht geneigt zu weibischer Schwäche, — in jenem Augenblick sank ich auf mein Lager zurück und fing laut zu weinen an.

„Bringt Lichter“, sagte eine sanfte Stimme; „er ist erwacht!“

Ich hörte Geräusch und dann bemerkte ich, daß starker Weihrauchduft zu mir emporstieg. Gleich darauf traten zwei junge Novizen mit silbernen Lampen herein, welche das Gemach mit strahlendem Lichte erfüllten. Dann gewahrte ich — und dieser Anblick erschreckte mich dermaßen, daß ich darüber Weinen und Heimweh vergaß —, daß der ganze Raum voll weißgekleideter Priester war, welche alle regungslos dastanden. Kein Wunder, daß mich das Gefühl menschlicher Anwesenheit überwältigt hatte. Ich war umringt von einer Menge schweigender, Bildsäulen ähnlicher Menschen, die mit zu Boden gesenkten Blicken und mit über der Brust gekreuzten Armen dastanden. Wieder sank ich auf mein Lager zurück und verbarg das Gesicht in meinen Händen; das helle Licht und die Menge der fremden Gesichter übermannten mich, und nachdem ich mich von meinem ersten Schrecken erholt hatte, wäre ich beinahe aus bloßer Verwirrung über all das Unbegreifliche, das mich umgab, aufs neue in Weinen ausgebrochen. Der Duft des Weihrauches wurde immer stärker und betäubender; mir war's, als wäre der ganze Raum mit brennendem

Räucherwerk erfüllt, und als ich um mich her schaute, sah ich zu beiden Seiten meines Lagers junge Priester mit Becken in den Händen, die das Räucherwerk enthielten. Das Zimmer war, wie schon erwähnt, voll von Priestern; dicht um mich her aber stand ein engerer Kreis derselben, und voll banger Erwartung blickte ich auf die Mienen dieser Männer. Unter ihnen befanden sich Agmahd und Kamen. Doch auch die Uebrigen zeigten jene seltsame Unbeweglichkeit der Züge, welche einen so beängstigenden Eindruck auf mich gemacht hatte. Ich schaute einem nach dem andern in das Angesicht, und bedeckte dann wieder zitternd meine Augen. Mir war's, als wäre ich von unübersteiglichen Schranken umgeben; ich war von diesen Männern umringt, und wie gefangen innerhalb eines gewissen Etwas, das noch unendlich viel undurchdringlicher war als Steinmauern. Endlich wurde das Schweigen gebrochen. Agmahd sprach:

„Steh' auf, Kind, und komme mit uns". Gehorsam erhob ich mich, obwohl es mir weit lieber gewesen wäre, allein in dem dunkeln Zimmer zurückzubleiben, als dieser unheimlichen, schweigenden Menge zu folgen. Als ich jedoch die kalten, unerforschlichen, blauen Augen Agmahds auf mich gerichtet sah, da wußte ich, daß mir keine Wahl blieb, als schweigend zu gehorchen. Ich stand auf und bemerkte, daß ich, sobald ich mich in Bewegung setzte, von denselben engeren Kreise eingeschlossen war: vor mir, hinter mir und zu beiden Seiten schritten jene Priester. Die Uebrigen aber folgten außerhalb des Kreises in regelmäßiger Reihenfolge. So bewegten wir uns einen langen Gang hinab, bis wir an das große Eingangsthor des Tempels kamen. Dasselbe stand weit offen, und als ich für einen Augenblick den klaren Sternenhimmel draußen gewahr wurde, da fühlte ich meinen Mut sich aufs neue beleben, wie beim Anblick eines alten Freundes. Doch dieser Anblick war nur kurz. Innerhalb des großen Thores machten wir halt, und einige der Priester schlossen und verriegelten dasselbe. Von dort wandten wir uns jenem großen Mittelgange zu, den ich bei meinem ersten Eintreten bemerkt hatte. Jetzt fiel es mir auf, daß, so schön und geräumig dieser Gang auch war, keine Thür in denselben einmündete, mit Ausnahme einer einzigen, tief gewölbten, welche ganz am andern Ende, und dem von der großen Tempel-Allee hereinführenden Thore gerade gegenüber lag. Ahnungslos dachte ich, wohin wohl diese einzige Thür führen möchte.

Dann wurde ein kleiner Stuhl gebracht und in die Mitte dieses Ganges gestellt. Man hieß mich auf denselben niedersetzen, das Gesicht der Thüre am fernen Ende des Ganges zugewandt. Ich that dies, schweigend, doch voll Bangens. Was sollten all diese sonderbaren Vorbereitungen bedeuten? Warum mußte ich mich hier setzen, während alle die Hohenpriester rings um mich her standen? Was mochten sie mit mir vorhaben? Doch ich nahm mir vor, mich jedenfalls tapfer zu halten und keine Furcht zu zeigen. War ich denn nicht schon in das reine, weiße Linnengewand gekleidet? Es war freilich nicht mit Gold gestickt, doch war es auch nicht mit den schwarzen Linien ausgenäht, wie das

der jüngeren Priester. Es war von reinem Weiß und indem ich mir selbst einredete, daß dies wohl eine Art von Auszeichnung bedeuten müsse, suchte ich dadurch meinen schwindenden Mut wieder aufzurichten.

Der Qualm des Weihrauchs wurde so stark, daß mir ganz wirr davon im Kopfe wurde; ich war nicht gewöhnt an die Wohlgerüche, deren sich diese Priester so verschwenderisch bedienten.

Plötzlich — ohne ein vorbereitendes Wort oder auch nur ein Zeichen — erloschen alle Lichter; ich befand mich abermals im Finstern und umringt von einer fremden, schweigenden Menge.

Ich versuchte, mich zu sammeln und mir zu vergegenwärtigen, wo ich mich befand. Ich erinnerte mich, daß die Menge der Priester hinter mir stand; daß die vor mir Stehenden, als die Lichter ausgelöscht wurden, zur Seite getreten waren, sodaß ich zwar noch immer durch den engeren Kreis von den Uebrigen getrennt blieb, aber doch in gerader Linie den Gang hinab gegen die tiefgewölbte Thür hinsah.

Ich fühlte mich beängstigt, beunruhigt. Ich kauerte auf meinem Sitze zusammen und nahm mir vor, mich, wenn die Umstände es erforderten, tapfer zu zeigen, mittlerweile aber die Aufmerksamkeit so wenig als möglich auf mich zu ziehen. Vor allem fürchtete ich die regungslosen Gesichter der Hohenpriester, die, wie ich wußte, unbeweglich neben mir standen. Die unheimliche Stille der schweigenden Menge hinter mir erfüllte mich mit Angst und Grauen. Einen Augenblick faßte mich das Entsetzen dermaßen, daß ich überlegte, ob es mir wohl gelingen könnte, von den Priestern unbemerkt zu entfliehen, wenn ich jetzt aufstände und den Flurgang gerade hinabeilte. Aber ich wagte nicht, dies zu versuchen; auch war durch den starken Duft des Räucherwerks und durch das eigentümliche Getränk, das ich genossen, in der völligen Stille um mich her eine ungewöhnliche Müdigkeit über mich gekommen.

Ich hatte meine Augen halb geschlossen und war, glaube ich, nahe daran einzuschlafen, als meine Aufmerksamkeit plötzlich durch einen schmalen Lichtstreifen erregt wurde, welcher an den Kanten jener Thüre, am Ende des langen Ganges erschien. Ich öffnete meine Augen so weit als möglich und sah, daß die Thür langsam — langsam geöffnet wurde. Endlich stand sie zur Hälfte offen, und ein trübes gedämpftes Licht kam daraus hervor. Aber dasselbe reichte nicht bis zu dem Ende des Ganges hin, an welchem wir uns befanden; hier blieb die Finsternis so undurchdringlich wie bisher; ich hörte kein Geräusch, kein Zeichen von Leben, außer dem leisen, unterdrückten Athmen der Männer, welche mich umringten.

Sehr bald aber wurden meine Augen von dem angestrengten Hinausstarren aus der Dunkelheit müde, und ich schloß dieselben. Als ich sie nach einiger Zeit wieder öffnete, sah ich eine Gestalt gerade außerhalb des Thüreinganges stehen. Ihre äußeren Umrisse waren deutlich sichtbar, aber die Formen und das Gesicht waren wenig zu erkennen, da das Licht von hinten kam. Und doch, so unvernünftig es auch sein mochte, ich fühlte mich plötzlich vom Schrecken ganz wie gelähmt — es überlief mich

Digitized by Google

eiskalt, und ich mußte all meine Kraft zusammennehmen, um nicht laut aufzuschreien. Und dieses unerträgliche Gefühl von Furcht steigerte sich mit jedem Augenblicke, denn die Gestalt fing an sich zu bewegen; langsam — wie in überirdischer Weise gleitend, näherte sie sich mir. Jetzt sah ich auch, daß sie mit einer Art von schwarzem Gewande bekleidet war, welches ihr Gesicht und ihre Formen beinahe gänzlich verhüllte. Doch sah ich alles nur ganz unklar, denn der Lichtschein, welcher aus der Thüröffnung hervorkam, war sehr schwach. Aber mein Entsetzen steigerte sich, als ich gewahrte, daß die gleitende Gestalt, welche mir nun schon ganz nahe war, eine Art von Licht ausstrahlte, welches ihre dunkle Umhüllung beleuchtete. Dieses Licht aber ließ sonst nichts sichtbar werden. Mit übermenschlicher Anstrengung riß ich meine vom Schreck gebannten Blicke von der unheimlichen Erscheinung los und blickte mich um, in der Hoffnung, die Gestalten der Priester neben mir zu sehen; allein vergebens; ich konnte ihre Umrisse nicht erkennen — wohin ich schaute, war nur tiefe, dichte, undurchdringliche Finsternis. Da brach der Bann, der auf mir lag; ich schrie laut auf — ein Schrei des Entsetzens und der Todesangst — und begrub mein Gesicht in meinen Händen.

Agmahd's Stimme traf mein Ohr.

„Fürchte Dich nicht, mein Kind", sagte er in seinem ruhigen, melodischen Tone.

Ich bemühte mich, meine Furcht zu überwinden, und darin unterstützte mich der Klang dieser Stimme, welche mir die Gewißheit gab, daß wenigstens etwas in meiner Nähe war, was mir minder schrecklich, minder unheimlich erschien, als die verhüllte Gestalt vor mir. Ja, da stand sie — nicht ganz dicht vor mir, aber nahe genug, meine ganze Seele mit unsagbarer Angst zu erfüllen.

„Sprich, Kind", ertönte wieder die Stimme Agmahd's, „sage uns, was ist's, das Dich so ängstigt?"

Ich mußte gehorchen, obwohl die Zunge mir am Gaumen klebte; und wirklich gab mir in diesem Augenblicke eine neue Ueberraschung die Kraft zum Sprechen, die mir sonst wohl gefehlt hätte.

„Wie!" rief ich, „seht Ihr denn das Licht nicht, welches aus der Thüre kommt — und die verhüllte Gestalt? O! laßt sie gehen; mir graut vor ihr!"

Ein leises, unterdrücktes Gemurmel der ganzen Menge wurde sogleich hörbar. Offenbar hatten meine Worte sie in große Aufregung versetzt. Dann hörte ich wieder die ruhige Stimme Agmahd's —

„Uns're Königin ist willkommen; wir begrüßen sie voller Ehrfurcht".

Die verhüllte Gestalt neigte ihr Haupt. Dann kam sie noch näher. Wieder sprach Agmahd nach einem Augenblick vollständiger Stille —

„Kann unsere Gebieterin die Augen ihrer Diener nicht mehr öffnen und ihnen Befehle geben, wie früher?"

Die Gestalt bückte sich und schien etwas auf den Boden zu zeichnen.

Ich schaute hin und sah in Flammenschrift die folgenden Worte, welche ebenso schnell verschwanden, wie sie gekommen waren —

„Ja; doch das Kind muß in mein Heiligtum eintreten, allein, mit mir".

Ich sah die Worte, wie gesagt, und mein ganzer Körper erbebte vor Entsetzen. Die unbeschreibliche Angst, welche mir dieses verhüllte Wesen einflößte, war so mächtig, daß ich lieber gestorben wäre, statt solch einem Befehle zu gehorchen. Unter den Priestern herrschte lautlose Stille, und daraus schloß ich, daß, wie die Gestalt, so auch die feurigen Buchstaben ihren Augen nicht sichtbar sein mochten. Sofort kam mir der Gedanke, daß, wenn dies sich wirklich so verhielte, — so seltsam und unbegreiflich es mir auch erschien, — sie auch von dem Befehle nichts wüßten und derselbe ihnen verborgen bleiben könnte. Wie wäre ich auch fähig gewesen, so außer mir vor Schrecken, wie ich war, mich zum Ueberbringer eines Befehles zu machen, der so Fürchterliches über mich verhängen sollte?

Ich schwieg. Plötzlich wandte die Gestalt sich mir zu und schien mich anzusehen. Dann schrieb sie wieder, mit den schnell verschwindenden feurigen Buchstaben: — „Teile ihnen meine Botschaft mit!"

Aber ich konnte nicht; jetzt hatten Schrecken und Grauen es mir körperlich unmöglich gemacht. Meine Zunge war angeschwollen und schien meinen Mund ganz auszufüllen.

Wieder wandte die Gestalt sich mir zu und diesmal mit einer Geberde heftigsten Zornes; dann schoß sie plötzlich mit einer raschen, gleitenden Bewegung auf mich zu und riß den Schleier von ihrem Gesichte.

Meine Augen schienen aus ihren Höhlen treten zu wollen, als dieses Angesicht mich so aus unmittelbarer Nähe anstarrte. Es war nicht eigentlich häßlich, doch diese Augen strahlten einen so eisigen Zorn aus — einen Zorn, welcher nicht entflammend, sondern erstarrend wirkte. Es war nicht häßlich, doch erfüllte es mich mit so grenzenlosem Abscheu, mit so namenlosem Entsetzen, wie ich es niemals für möglich gehalten hätte, und das Grauenvolle lag in der Unnatürlichkeit der Gesichtszüge. Zwar schien dieses Gesicht aus Fleisch und Blut gemacht, und doch machte es mir den Eindruck einer menschlichen Maske, — eines schauerlichen geistleeren, unwirklichen Wesens — eines Dinges, das, wenn überhaupt aus Fleisch und Blut gemacht, doch ohne das Leben von Fleisch und Blut war. All diese Schrecken drängten sich mir in einem Augenblicke auf. Dann stieß ich einen durchdringenden Schrei aus, und zum zweiten Male schwand mir das Bewußtsein an diesem Tage — — meinem ersten Tage im Tempel.



Digitized by Google



Heinrich Pudors Selbstbekenntnisse.

Von

Dr. Ewald Röder-Frerichs.

Heinrich Pudors letzte Kundgebungen verraten wieder Einen der jüngsten Propheten, der Nietzsches Wege geht. Wir gewöhnen uns bei Pudor daran, daß er von Jahr zu Jahr neue Weisheit predigt, welche seine früheren Orakel aufhebt. Es sind erst wenige Jahre her, als Pudor mit allem Feuer der Begeisterung für Herrn von Egidy Propaganda machte. Selbst als Redner trat er in Berliner Versammlungen für das „einige Christentum" auf. Das ist aber längst wieder ein überwundener Standpunkt. In seinem nicht ohne Geist geschriebenen Menu „Guten Appetit!" widerruft er es und spricht mehr witzelnd und spöttelnd als edel und folgerichtig sein Urteil über Herrn von Egidy aus.

Es ist ja ganz brav, daß Pudor den Mut hat, nach Monaten das als Unsinn preiszugeben, was er vor Monaten als kühne Wahrheit gepriesen hat. Nur ist es nicht nötig, daß die Welt diesen ganz gewiß noch lange nicht abgeschlossenen Mauserungsvorgang von Monat zu Monat in neuen Gedankensplitterchen mit erlebt. So interessant ist dieses Schauspiel nicht. Man muß auch den Mut und die Kraft haben zu schweigen, wenn man noch lallt: man muß sich in Stille zurückhalten können, wenn man noch Flaum und verräterische Bruchstücke der Eierschale an sich trägt, aus der man erst kürzlich gekrochen ist. Die Monatsschrift „Neue deutsche Schule" hat den jungen Mann, der am 29. August 1865 in Dresden geboren wurde, allzu ernst genommen und ihm Gelegenheit gegeben, seine Geistesthaten zu rühmen, die ja wohl für Dresden ein Ereignis waren. Seit Mai 1889, also nicht ganz 24 Jahre alt, ist er nach diesem Berichte als Schriftsteller aufgetreten. („Neue deutsche Schule", Monatsschrift von Dr. Hugo Göring, Leipzig, Th. Griebens Verlag, 3. Jahrgang Februar und März 1892, Seite 524—543). Dort sagt Pudor zu seinen religiösen Schriften (Seite 543): „Dem Anstoß, den M. von Egidy gegeben hat,

Digitized by Google

indem er den Laien daran erinnerte, daß die christliche Religion, auf die der Laie getauft wird, auch für den Laien vorhanden ist, ist volle Anerkennung zu zollen („Ernste Gedanken zu den Ernsten Gedanken")".

Jetzt spricht er von „Egidyscher Mildsuppenreligion" (Guten Appetit Seite 55), in einem höhnischen Scheininserat von „nivellirendem Christentum" (Seite 94).

Den Gipfel der Abgeschmacktheit erreicht Pudor in seinem Schriftchen „Muttermilch. Offenbarungen der Natur von Heinrich Scham". Dort sagt er Seite 13: „Religiosität ist eine — Nervenkrankheit". Dabei fällt mir der Satz ein, daß man den Teufel den Affen Gottes genannt hat. (Vergl. Dr. Hübbe-Schleiden: „Nietzsche, Grün-Deutschlands Verführer" im 100. Hefte der „Sphinx".)

Religion und Ethik kann man sich doch nicht von Jedem predigen lassen, der schreiben und lesen gelernt hat und das Umschreiben versteht. An wen muß man denn sofort denken, wenn man bei Pudor (Seite 79) den schein-originalen Satz findet: „Die heutige Blutfurcht könnte Einen zu folgender excentrischer Hymne begeistern: „O, Ihr Mörder, wie ich Euch liebe! — Ihr habt noch etwas Raubtierartiges, Ihr könnt noch Blut sehen . . ." Nach Nietzsche konnte sich Pudor dies sparen!

Es gehört wahrlich viel kindliche Unbefangenheit dazu, heutzutage von Blutfurcht zu sprechen. Lebt denn Heinrich Pudor schon unter den Spirits, an die er nicht glaubt? Da möchte man ja sagen:

> Den Teufel spürt das Völkchen nie,
> Und wenn er sie beim Kragen hätte!

Man braucht heute nicht tagelang zu warten, bis Blut fließt. Vergeht denn ein Tag, an dem nicht empörende Roheiten verübt werden? Kann man eine Zeitung in die Hand nehmen, ohne der verruchten Vertierung in Mordlust und Mißhandlungswut zu begegnen? Wer den Teufel an die Wand malt, den holt er: Herrn Pudor würde der tändelnde und ästhetelnde Ton vergehen, wenn er einmal aus der weichlichen Atmosphäre der Selbstbespiegelung herausgerissen, von derben Fäusten gepackt und aus dem Wolkengebiet in das Reich des Antaeus versetzt würde, welcher Riesenkraft besaß, so lange er mit der Erde in Berührung stand. Aber mit Antaeus hat Pudor seit seinen nach der „Neuen Deutschen Schule" gesunden Kinderjahren leider längst alle Fühlung verloren. Man sieht dies an seinen drei letzten Schriftchen, an dem Tone der Scheininserate in dem Heftchen „Guten Appetit", an seinem Verkehr und an seiner „Einer-Ausstellung".

Pudor nannte sich vor Jahresfrist „Scham" und redete alle Menschen, die ihm als „Menschen" erschienen, mit „Du" an. Das hielt er gewiß für „genial" und außergewöhnlich mutig.

Damals erschien seine Schrift „Nackende Menschen", die ein Rezensent in der „Sphinx" „genial" nannte. Pudor revanchierte sich und pries den Rezensenten wieder als „genial". Die „Sphinx" könnte in Gefahr kommen,

von Pudor als „genial“ redigierte Zeitschrift gerühmt zu werden, da sie auch Pudors „Guten Appetit“ schon gelobt hat.

Darum ist es höchste Zeit, daß man an das bekannte Wort erinnert:

Ich bin des trocknen Tons nun satt,
Muß wieder recht den Teufel spielen.

Das Tragische ist an Pudor der furchtbare Gegensatz seines Könnens zu seinem weltstürmenden Wähnen, welches nicht einmal ein Wollen wird. Er zwingt sich nur zum Lachen und ruft der Welt zu: „Nietzsche suchte einen lachenden Philosophen: — hier habt ihr einen!“

Wen meint denn Pudor mit dem „ihr“? Wohl sich selbst. Nein, das glaube ich nicht einmal, daß es ihm in der Einsamkeit so lustig zu Mute ist. Sonst würde er nicht so viel darnach fragen, was die „dummen und bösen“ Menschen zu der wechselnden Proteusgestalt sagen.

Nein, Pudor ist kein lachender Philosoph, ja nicht einmal ein Philosoph. Sonst würde er nicht so viel Wesens von sich machen. Ich fürchte, daß ihm noch einmal bei seinem gezwungenen Lachen und seiner noch gezwungeneren „Genialität“ bange wird. Wenn er einmal jahrelang nichts von sich hören ließe, in Stille und in ernster anstrengender Thätigkeit sich sammelte, so würde ich hoffen, daß noch einmal etwas Tüchtiges ausreift, da der Kern gut ist: die Wahrheitsliebe. Wenn das Aphorismenstammeln aber so weiter geht, so ist es Zeit, daß man Pudors eigenes Wort (G. App. Seite 81) zur Geltung bringt: „Giebt es denn gar keine wirklichen Männer mehr, die den arroganten weiblichen Männern den Mund stopfen können?“

Wenn man bewiesen hat, daß man reden kann, so beweist man in den meisten Fällen mehr Mut durch Schweigen als durch Schwatzen.

Pudor hat in München seine Bildwerke ausgestellt und begleitet sie in seinem kleinen Katalog mit einem beachtenswerten Vorwort. Was soll aber auf dem Titelblatt der laienhaft verzeichnete, wie mit einem Beil modellierte, eckig verschobene Knabenkopf mit drei schwindsüchtigen, vom Friseur einzeln auf Draht gezogenen Barthaaren bedeuten? Man kommt auf böse Gedanken, die man gar nicht anzudeuten sich erlaubt.

Ehe ich noch ein Wort über diese „Einer-Ausstellung“ hörte, war sie schon in Berlin. An den Berliner Litfaß-Säulen sah man eine große Ankündigung: „Einer-Ausstellung von Werken der bildenden Kunst von Heinrich Pudor. Hôtel Victoria, Unter den Linden 46, vom 23. Mai bis 6. Juni“. Eintritt 75 Pf., Katalog 50 Pf.

Gegen eine Einer-Ausstellung wird Niemand etwas einwenden, ebenso wenig gegen Pudors Vorwort zu seinem Katalog, — außer daß diese 9 Duodezseitchen Text 50 Pf. kosten. Es sind ja freilich schöne, höchst beachtenswerte Worte, die Pudor da sagt:

„Ich trete also hier vor das Publikum hin, als Einer, als ich, als Heinrich Pudor. Ich bin dem größeren Publikum bekannt als sogenannter Schriftsteller. Aber ich bin weder Schriftsteller, noch Maler oder Bild-

hauer, sondern eben Heinrich Pudor, welcher allerdings manches Mal malerische Stimmungen hat und zum Malen angeregt wird, manches Mal zum Bildformen. Hierin besteht nun in den Augen der Zünfte und Zunftkünstler gerade meine etwaige geringe Bedeutung. Und gerade hierin liegt thatsächlich die große Bedeutung. Ich „mache" nicht Bilder wie die heutigen Kunstmaler und verdiene nicht mein Brot damit: nein, ein Fachmann, ein Berufsmensch, ein „Kunstmaler" bin ich nicht: ich bin Heinrich Pudor. Aber gerade deshalb, weil ich nicht Fachkünstler bin, bin ich in diesem Sinne der erste wirkliche Künstler.

Und dieses neue zweite bedeutungsvolle Prinzip, das ich mit meiner Einer-Ausstellung einführe und vorführe, steht mit dem obigen Prinzip der Individualität in engem Zusammenhang. Denn eine Kunstgenossenschaft besteht natürlich aus Fachkünstlern, aus Zünftlern, denen die Kunst so gut als das Apothekerwesen ein Fach ist, während der Eine, der individuelle Mensch, eben er selbst ist, der Allmensch, der kein Fach hat, sondern nur seine Individualität. Ebenso wie daher die heutigen Sezessionistenbewegungen zu den Einer-Ausstellungen führen werden, so werden sie auch zu der Ausrottung der Künstler z ü n f t e, der Fachkünstler, der Kunstmaler führen. Auch dies zeigt sich heute schon bei den Sezessionisten-Ausstellungen: an Stelle der fachmännischen, zunftmäßigen, eingepaukten geist- und inhaltlosen einseitigen Verherrlichung des technischen Prinzipes tritt das Individualitätsprinzip, welches es mit dem Menschen Heinrich Pudor, nicht mit dem „Kunstmaler" Heinrich Pudor zu thun hat. Ich bin weder Schriftsteller, noch Komponist, noch Bildhauer, noch Verlagsbuchhändler oder sonst etwas, sondern eben Heinrich Pudor, ich bin Einer, ich bin Ich, und ich muß es mir höflich verbitten, mich bloß nach meinen schriftstellerischen oder musikalischen Leistungen zu beurteilen, ähnlich wie es Unrecht ist, wenn man die Erde nur nach dem Wasser und nach den Meeren beurteilen würde. Und so wenig als die Erde eine Facherde, also etwa eine Wassererde ist, so wenig bin ich ein Fachmensch, also etwa ein Kunstmaler. — — —

Jedenfalls habe ich, ich wiederhole es, alle Künste nötig, um mein Empfindungsleben entäußern zu können. Ich habe zuzeiten rein malerische Empfindungen, entstanden sowohl durch die Qualität meines augenblicklichen Stimmungslebens, als auch durch die Qualität der Sinneseindrücke, und zuzeiten habe ich wieder rein plastische Empfindungen usw. Jedesmal aber kommt es darauf an, gerade das Eigentümliche der Empfindung mit den eigentümlichen Mitteln der betreffenden Kunst auszudrücken. Ich thue es also nicht, wie mancher andere, welcher dichterische Empfindungen in allegorischer Weise malt, sondern wenn ich male, dann sind es wirklich malerische Empfindungen, die ich habe, und die mich zwingen, zu malen. Und dies ist ein drittes Prinzip, das ich mit meiner Einer-Ausstellung einführe: Nicht nur Eigenart des Künstlers, sondern auch Eigenart der Kunst. Malerei ist keine Plastik, und Musik ist nicht Baukunst. Deshalb wird man, hoffe ich, in meiner Malerei F a r b e n, in meiner Plastik

Formen und in meiner Zeichenkunst Linien und Schatten finden, weder in dieser noch in jener aber Novellen, Geschichtchen und dergleichen. Und dies Prinzip der Eigenart einer jeden Kunst steht wiederum im engsten Zusammenhang mit dem eingangs aufgestellten Prinzip der Einer-Ausstellung: denn der Mensch, welcher als „Einer“ ausstellt, wird im Gegensatz zum Fachmenschen nicht eine Kunst zur Darstellung aller möglichen Eindrücke herabwürdigen, sondern er wird je nach der Art der Eindrücke sich seine Kunst wählen. Dem „Einen“ ist weder der Mensch ein Fach, noch die Kunst ein Fach, noch die Welt ein Fach. Der Eine ist das All und das All ist der Eine . . . . .

Seit einer langen Reihe von Jahren habe ich die Kunstausstellungen des Kontinentes und Englands mit regstem Eifer besucht und mir dorten die fruchtbarsten Anregungen geholt. Und je mehr Jahre hierbei verstrichen, desto mehr kräftigte sich mein Einertum — klärte es sich und verselbständigte es sich. Als ich daher endlich einmal denken konnte, eine meiner „heißesten Sehnsuchten“ zu erfüllen und mich eine Zeit lang ganz und ausschließlich der bildenden Kunst zu widmen, wußte ich auch, wohin ich mich zu wenden hatte. Für die Malerei und Zeichnung gab es nur England für mich und für die Bildhauerei Belgien. Denn moderne Malerei schien mir nur jene zu sein, welche auf J. F. Millet-Fontainebleau fußt, in Claude Monet einen Durchgangspunkt hatte und heute durchaus nicht nur in Frankreich, sondern auch in Amerika und namentlich England sich weiter entwickelt hat zur eigentlichen modernen Malerei, wie sie fast nur Landschaftsmalerei ist. So war Whistler zum Beispiel ein Vorbild, zu dem ich in Verehrung aufblickte. Im Gegensatz also zu den Künstlern der Nazarener-Zeit ging ich nicht nach Italien. Die Zeiten der Schule von Fontainebleau waren vorüber, ich ging nicht nach Paris, sondern nach England, dem Lande, das uns auf so vielen Gebieten um zehn bis zwanzig Jahre voraus ist. Hier in London, bei Ludovici und Cuttler, die selbst in Paris ihre Wurzeln hatten, gab ich mich ganz der Malerei hin.

Anders mit der Bildhauerei. Man kann es noch heute alljährlich auf den Münchener Kunstausstellungen sehen, wie weit alle anderen Bildhauerschulen hinter den Brüsseler Bildhauern zurückbleiben. Brüssel, diese ebenfalls durch und durch moderne Stadt, hat auch bisher allein eine wirklich moderne Bildhauerkunst hervorzubringen vermocht, welche nicht antike Fechter, sondern moderne Menschen darstellt. War daher in der Malerei Whistler mein Vorbild, so war es hier Constantin Meunier. Und in Weygers fand ich einen Lehrer, wie ich ihn kaum besser hätte finden können.

So sehr ich also auch der Technik gegenüber das eigentlich künstlerische Moment der empfindenden Einer-Persönlichkeit betone, ist doch natürlich das, was rein technisch an der Kunst ist, mir nicht aus mir selbst zugefallen, sondern vielmehr von außen her geworden, und zwar, wie ich meine, von der allein mich selig machen konntenden Quelle“.

Soweit wörtlich Heinrich Pudor. Auch „konntenden“ steht wörtlich da.

Darnach erwartet man doch **etwas**. Und was fand ich in der Einer-Ausstellung? Grobe, plumpe Kindereien, Klexe, Fratzen und Klötze. Alles andere als Kunst, alles andere als eine Individualität! Unbeholfenes Stammeln. Entweder war das Alles eine dreiste Verhöhnung der Menschen oder des Menschen, der diese „Ausstellung" besuchte, oder die kläglichste Impotenz.

Das Ganze wirkte in seiner Armseligkeit zuerst so überwältigend komisch auf mich, daß ich Mühe hatte, vor den zwei biederen bayrischen Dienern das Lachen zu verbergen. Draußen überfiel mich ein Lachkrampf. Aber zu Hause bekam ich Katzenjammer. Tiefstes Mitleid ergriff mich mit dem dämonisch verblendeten Sinne des armen Menschen, der dies Zeug für Kunst hielt und teuere Räume mietete, um es seinen Mitmenschen zu zeigen, statt es in tiefster Nacht zu verhüllen.

Pudors Einer-Ausstellung erschütterte mich wie eine **Tragödie der Selbstvernichtung**.



Kant-Aphorismen.

Der Unwissende hat keinen Begriff von seiner Unwissenheit, weil er keinen von der Wissenschaft hat. **Kant.**

Geburt, Leben und Tod sind nur Zustände der Seele, denn die Seele ist eine einfache Substanz; also kann sie auch nicht erzeugt werden, wenn der Körper erzeugt, und auch nicht aufgelöst werden, wenn der Körper aufgelöst wird; denn der Körper ist nur die Form der Seele. **Kant.**

Zwischen dem Zustande der Seele **vor** der Geburt und **nach** dem Tode ist eine große Uebereinstimmung. **Kant.**





Alle weltbewegenden Ideen und Thaten, sowie alle bahnbrechenden Erfindungen und Entdeckungen sind nicht durch die Schulwissenschaft, sondern trotz ihrer ins Leben getreten und anfangs von ihr bekämpft worden.

Mehr als die Schulweisheit träumt.

Spiritistische Experimente in München.

Das seit längeren Jahren in Hamburger und Berliner Spiritisten-Kreisen sehr vorteilhaft bekannte Privatmedium Fräulein T. gab in der ersten Juniwoche dem Freiherrn Carl du Prel und der von ihm geleiteten Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie in München freiwillig und unentgeltlich einige Sitzungen, die im allgemeinen recht befriedigend ausfielen.

An zwei Nachmittagen wurden in einem halb verdunkelten Atelier Materialisations-Sitzungen abgehalten, wobei mehrere weibliche Phantome sich zwischen den Vorhängen und kurze Zeit außerhalb derselben zeigten. Das Photographieren der Phantome, die das im Trance sprechende Medium als Verwandte einzelner Anwesenden bezeichnete, wofür auch einzelne charakteristische Züge, Bewegungen usw. deutlich zu sprechen schienen, gelang der Kürze ihrer Erscheinungszeit wegen nur unvollkommen. Dagegen zeigten sich Medium und Phantom einmal gleichzeitig, und es konnte auch die Dematerialisierung eines Phantoms beobachtet werden. Besonders überzeugend wirkte das plötzliche Verschwinden der Phantome; nachdem sie einen Moment vorher sichtbar gewesen waren, erfolgte plötzlich das Oeffnen der Vorhänge durch die Hand des Mediums, welches nun allein im Kabinet befindlich war. Am Schluß jeder Materialisations-Sitzung zeigte sich das Phantom eines etwa dreijährigen Kindes.

Es wurden auch Dunkel-Sitzungen abgehalten, die außer sehr starken Lichterscheinungen die folgenden Phänomene ergaben: es wurde von unsichtbarer Hand in einen mit frischer Erde gefüllten Topf Samen einer Kaktusart eingesetzt, die vielfach unter dem Namen „Herkuleskeule" bekannt ist; es entwickelte sich nämlich in diesem Topfe in etwa 3 Stunden ein Kaktus-Pflänzchen dieser Spezies bis zu einer Höhe von 3 cm, wozu unter gewöhnlichen Verhältnissen immerhin ein Vierteljahr erforderlich sein würde.

Noch andere „Apports" traten in diesen Sitzungen mit Fräulein T. auf, die auch als Heilmedium hervorragend ist, wie sie auch die Gabe des Hellsehens und Hellhörens im Astrallicht besitzt, und die Astralkörper Verstorbener deutlich erkennt und beschreibt. Die „Sphinx" hat schon so viele Mitteilungen ähnlicher Art gebracht, so daß ich mich hier auf das Wichtigste beschränken zu sollen glaubte. **Deinhard.**

Digitized by Google

Die Hamburger Nachrichten und der Spiritismus.

Diejenigen unserer Leser, welche die ersten Jahrgänge der „Sphinx“ miterlebt haben, erinnern sich vielleicht aus eigener Anschauung oder aus unsern Berichten der höchst abfälligen Kritiken, welche die „Hamburger Nachrichten“ allen Heften unseres ersten Jahrganges widmeten. Es war immerhin merkwürdig, daß dieses hervorragende Blatt des Nordens für jedes unserer Hefte ein Feuilleton von meist einem halben Dutzend Spalten erübrigte und nicht uns ganz totschwieg; indessen waren diese Besprechungen, die von einem Geistlichen hergerührt haben sollen, allem Uebersinnlichen abgeneigt. Wenn wir uns hätten entschließen können, statt des wissenschaftlichen Begriffes des „Uebersinnlichen“, d. h. des nicht unmittelbar mit unsern äußern Sinnen Wahrnehmbaren, den theologischen Begriff des „Uebernatürlichen“ anzuerkennen, so hätten wir vielleicht mehr Gnade gefunden.

Inzwischen sind die Zeiten ganz andere geworden. Der Hypnotismus hat die Bahn gebrochen und ist, wie Du Prel richtig voraussagte, mehr und mehr in den Spiritismus gemündet. Ganz besonders ist es jenes starke physikalische Medium, Frau Eusapia Palladino in Neapel, die einen Thomas nach dem andern bekehrt hat. Professor Lombroso hat in dieser Richtung schon ein stattliches Gefolge unter seinen gelehrten Kollegen gefunden.

Diesen Ereignissen konnten sich selbst die zweifelsüchtigsten Tagesblätter auf die Dauer nicht widersetzen. Dem Beispiele des „Berliner Tageblattes“, das schon im Dezember 1891 durch seinen Spezialberichterstatter Dr. Barth die Echtheit der mediumistischen Kundgebungen durch die Eusapia anerkennen ließ, sind nun auch unsere „Hamburger Nachrichten“ in einem langen Feuilleton vom 25. Mai d. J. gefolgt. Dieses Feuilleton wird den Vorgängen in diesen Sitzungen völlig gerecht. Nur die Schlußfolgerungen, zu denen es kommt, sind offenbar nicht stichhaltig.

Zwar stimmen wir diesem Berichterstatter zu, wenn er gegen die Geisterhypothese anführt, daß sich „das Gefühl dagegen empört, Geistern solchen kindischen Spuk zuzutrauen“. Jawohl, auch unser „Gefühl“ empört sich dagegen, nicht aber unser Verstand. Denn wenn den Menschen, die sterben, alles genommen wird, was ihr Leben in der Sinnenwelt ausmachte, so ist das, was noch bleibt, bei neun von zehn Verstorbenen in der That wohl „kindisch“; und, mögen auch diese Kundgebungen noch so „kindisch“ erscheinen, wenn es sich für einen Verstorbenen nur darum handeln soll, das Fortleben seiner Willenskraft zu äußern, so können wir diese handgreiflichen Willensäußerungen garnicht einmal „kindisch“ finden, sondern ganz im Gegenteil höchst zweckmäßig.

Der Hamburger Benachrichtiger, der mit Recht die bisherige „Straußenpolitik“ der Wissenschaftler sehr bestimmt zurückweist, kommt zu dem Ergebnisse, daß es sich hier um eine neue „fluide Kraft des Mediums“ handele. Diese Annahme widerspricht jedoch seiner eigenen Beobachtung: „Der Wille des Mediums hatte augenscheinlich keinen Einfluß auf die Vorgänge“.

Ist es daher freilich wohl kein Geist, der sich in diesen Kundgebungen äußert, so sind es doch offenbar die sogenannter „Geister", d. h. der Willenskräfte von anderern als den anwesenden lebenden Persönlichkeiten.

H. S.

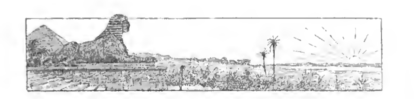
*

Bölsche und der geistige Spiritismus.

Weniger erfolgreich als der Hamburger Berichterstatter ist Wilhelm Bölsche in seinem Feuilleton im „General-Anzeiger der Stadt Frankfurt a. M." vom 14. und 16. März 1894 gewesen. Es liegt dies wohl hauptsächlich an denselben Ursachen, die ihm schon bei seinem dreibändigen Roman „die Mittagsgöttin" hinderten, sich ein genügendes Beobachtungsmaterial als Unterlage für seine Anschauungen zu verschaffen. Er anerkennt zwar die günstigen Urteile seines Meisters Professor Fechner über mediumistische Thatsachen, würde er aber jemals solchen Sitzungen, wie denen der Eusapia Palladino, beigewohnt haben, so würde er es wohl kaum für der Mühe wert halten, immerfort noch wieder die ja nicht zu leugnenden Schwindeleien und Selbsttäuschungen bei spiritistischen Experimenten zu betonen. Und wenn er nur ein wenig eigene Erfahrung im geistigen Spiritismus hätte oder auch nur ein wenig von der recht gehaltreichen englischen Literatur des „Spiritualismus" kennte, so würde er wohl endlich von der so oft widerlegten Behauptung ablassen, daß man durch Schreibmedien keine „verständigen Sachen" mitgeteilt erhielte. Zu solchen „verständigen Sachen" rechnet Bölsche sogar schon, wenn ihm im Voraus die Nummer des nächsten großen Loses angegeben würde. Das würde nun allerdings in unsern Augen das allerungeistigste, wenn nicht unverständigste sein. Vorgekommen ist es trotzdem oft genug. Mir sind Fälle davon in England, Amerika, Italien und Spanien bekannt geworden, wobei auch die Vorherangabe des siegenden Pferdes im bevorstehenden Wettrennen wiederholt eine Rolle spielte. Aber nicht allein Verständiges, sondern vielmehr Mitteilungen höchster geistiger Weisheit sind zu allen Zeiten durch innerlich reine und edelgesinnte Medien gegeben worden, sogar schon von den ersten Anfängen des heutigen Spiritismus an. Andrew Jackson Davis ist dafür ein lautredendes Beispiel; und schon 20 Jahre früher sind Justinus Kerners Aufzeichnungen aus dem Geistesleben der „Seherin von Prevorst" ein Beweis für die Tiefe der Quelle, aus der solche Mitteilungen strömen können. Im Verlaufe der Jahrzehnte aber hat sich das Geistesleben der angelsächsischen Weltwirtschaft immer mehr über den physikalischen Phänomenalismus hinausgearbeitet; und was heutzutage in Amerika und England als tonangebend in spiritistischen Kreisen betrachtet wird, läßt teilweise an Reinheit und an Geistesadel, ja sogar an tiefer Innerlichkeit der Erkenntnis nur wenig zu wünschen übrig. Leider scheint diese Geistesbewegung dem materialistischen Urwalde Deutschlands durch unsere sprachliche Abgeschlossenheit versagt zu bleiben.

H. S.

*



Anregungen und Antworten.



Unruhe und Askese.

An den Herausgeber — . . . . . ich fühle mich ohne sicheren Halt, ich bin ganz unzufrieden mit mir selber; und dennoch sehe ich keine Möglichkeit wie ich es ändern kann. Ich komme mir wie der selbstsüchtigste Mensch vor, weiß aber nicht, wie ich die Selbstsucht überwinden soll . . . Was soll ich thun, daß ich Festigkeit erlange?

Ich glaube mirs zu erleichtern, indem ich wenig esse, ein Drittel von dem, was Andere essen, und durchaus kein Fleisch. Aber es scheint nichts zu helfen . . . Vor einiger Zeit glaubte ich Herrschaft über mein Gemüt erlangt zu haben . . . Wie kann ich wieder Herr über mich werden? **P. R.**

Ihr Fehler liegt darin, daß Sie glauben, etwas Besonderes zu sein oder werden zu müssen. So würden die Lilie auf dem Felde und die Lerche in der Sommerluft auch nicht gedeihen. In dem unbewußten Gott-dienen und im Ewigen leben liegt es. Und das Einzige, was wir Menschen vor den Tieren und Pflanzen voranshaben, ist das, daß wir unsern Menschenbrüdern Liebe erweisen können Aber mit dem bloßen guten Willen ist dies auch noch nicht gethan, sondern vielmehr durch die Art, wie man den ganzen Tag seine Pflicht thut, als ein Opfer, das wir der Gottheit, die in uns lebt und wirkt, darbringen, oder — wie wir's schon im Esoterischen Kreise nannten — als „Gebet ohn' Unterlaß."

Der innere Unfriede liegt allein in dem persönlich etwas Besonderes sein wollen. Wer diesem Irrtume eine Zeit lang verfallen ist, findet nachher in der Regel plötzlich aus, wenn er um sich schaut, daß all die unbewußt um ihn her lebenden Menschen viel mehr göttliches Bewußtsein als er in sich fühlen — ohne es zu wissen, und auch Gottes Willen durch sich wirken lassen — ohne dies als etwas Besonderes zu ahnen oder zu empfinden. —

Endlich meine ich auch, daß jede Askese, die zu dem Zwecke geschieht, um damit sich das „Himmelreich" zu erzwingen, ganz verfehlt ist. Dadurch werden Sie es sich nie erleichtern, wohl aber erschweren, Ihren Körper und Ihre Seele geistig zu beherrschen. Etwas ganz anderes ist diejenige Askese (Uebung), welche da, wo der Geist den Leib bereits beherrscht, ein Bedürfnis ist und dazu dient, so die vergeistigte Seele im Leibe besser zur Geltung zu bringen. Aber diese ist keine Entbehrung, sie ist vielmehr nur Entlastung und ist ein fast unbewußtes Bedürfnis.

Es kommt für jeden Menschen darauf an, herauszufinden, welcher Lebenszweck oder Beruf ihm für die gegenwärtige Lebenszeit gegeben ist und den dann treulich zu erfüllen. Schon das erstere ist oft sehr schwer, selbst bei der vollständigsten Gottergebenheit. Aber auch das Wartenkönnen ist eine sehr nötige Haupttugend; und dabei ist gewissenhaft die Tagespflicht zu thun!

Digitized by Google

Also verzagen Sie nicht, und glauben Sie nicht in der Ferne suchen zu müssen, was Sie immer nur in sich selber finden können. — Wer außen zu finden glaubt, was ihn befriedigt, der findet eben da ein Spielzeug. Doch Sie sollten solcher geistigen Kindheit bald entwachsen. Der Boden dieses Wachstums aber ist Geduld und Gottvertrauen, der Trieb des Wachsens guter Wille, Werdelust und Liebe. H. S.



Geistes-Schulung.

An den Herausgeber. — Seit langer Zeit beschäftigte mich der Gedanke, wie ich meine Willenskraft erhöhen könnte, um meine Begierden mehr und mehr in die Gewalt zu bekommen. Meinen früheren Schlendrian habe ich so ziemlich dadurch überwunden, daß ich mir sagte, ich wolle alles aus Pflicht thun. Was raten Sie mir weiter dafür in's Auge zu fassen? — Mir kommt der Gedanke, daß, da man doch auch in seinem Berufe vollkommen sein soll, mir hierzu die Erwerbung besonderer Fertigkeit in Gegenständen wie Stenographie, Englisch und Französisch dienen könnte. P. D.

Ein Mittel, das Ihnen dienen wird, ist folgendes: Sie müssen sich bei allen Leidenschaften und Störungen, die sie anfechten, klar werden, welchem der Grundteile Ihres Wesens jede einzelne angehört, ob mehr dem Leben Ihres Leibes (Sharira) oder dem tierischen Willen (Kama Rupa) oder dem niederen Verstande (Manas). Dadurch lernen Sie Ihr ganzes Wesen objektiv behandeln, als ein Werkzeug des Gottesgeistes in Ihnen, und das sind Sie, Ihr Leib und sogar Ihre Seele, ja thatsächlich nur. Beispielsweise kann sich dies in Ihrer Vorstellung schließlich so gestalten, daß wenn Sie sich baden, dies für Sie etwas ganz ähnliches wird, wie wenn etwa eine Mutter ihr Kind wäscht.

Was die Fertigkeit anbetrifft, wegen deren Sie anfragen, so haben diese mit der höheren Geistesentwickelung garnichts zu thun. Wir alle haben jeder die ihm gesetzte Pflicht nach Kräften zu vollbringen. Bedürfen Sie jener Fertigkeiten für Ihren Lebensberuf, dann sollten Sie sie sich natürlich aneignen; aber sie haben nur für dieses Leben Wert für Sie. Allerdings bleibt Ihnen für später die dadurch gewonnene Gewandtheit des Geistes; doch Ihre Stenographie, Ihr Englisch und Französisch in diesem Leben reichen selbstverständlich nicht in Ihre nächste Verkörperung hinüber. Und jene Entwickelung Ihres Geistes (Manas) können Sie natürlich auch auf manche andere Weise erzielen. Aber wenn ich nicht irre, ist Ihr Lebensberuf der eines Kaufmannes. Dazu sind ja allerdings jene Fertigkeiten besonders wertvoll; mir scheint sogar, daß man ohne sie kaum „Kaufmann“ sein könnte. Wenn Sie sie sich aneignen, werden Sie jedenfalls diesen Lebensberuf besser als sonst erfüllen und sich für dieses Leben leistungsfähiger machen. Dieser Vorteil würde aber doch nur sehr gering oder gar zweifelhaft sein, wenn Sie dabei nur an sich dächten und nur wünschten Ihr gegenwärtiges Leben besser zu gestalten. Dagegen setzt Sie größere Tüchtigkeit und Erwerbsfähigkeit vor allem in den Stand, anderen Menschen besser als sonst zu helfen. Nur, wenn Sie sich in diesem Sinne Fähigkeiten und Fertigkeiten aneignen im Hinblicke auf andere, aus Liebe zu der Göttlichkeit, die sich in allen Ihren Mitmenschen offenbart, nur dann werden Sie — ohne daran zu denken — auch für die Gottheit, die in Ihnen lebt, am besten wirken. H. S.

Gottes Reich.

Wenn du willst, daß „das Reich zu dir komme“, so mußt du mehr thun, als mit Worten und Wünschen darum beten; vor allem mußt du dafür arbeiten und wirken. Ruskin.



Bemerkungen und Besprechungen.

Die theosophische Gesellschaft in München.

Die Münchener Loge der Theosophical Society hat seit ihrer Gründung zehn regelmäßige Versammlungen abgehalten, die von den Mitgliedern eifrig besucht wurden. Zur Besprechung gelangte eine Reihe der vom esoterischen Kreise in Berlin aufgestellten Fragen. Ferner wurden vom Vorsitzer, Herrn Ludwig Deinhard, mehrere Uebersetzungen englischer theosophischer Schriften vorgelesen, die wiederholt zu regem Meinungsaustausch Anlaß gaben. Unter Anderem kam der Vortrag der Frau Annie Besant „Theosophie und soziale Frage", und Frl. Hillert's Auszug aus der Secret Doctrine von H. P. B. zur Besprechung.

In der kurzen Zeit des Bestehens ist bereits ein kleiner Zuwachs an Mitgliedern zu verzeichnen. Hoffentlich hat dieser bedeutsame Anfang eine stetige, erfreuliche Entwickelung vor sich. Alle, die sich dafür interessieren, werden hiermit nochmals an die Adresse des Vorsitzers, Herrn L. Deinhard, Georgenstraße 13, II, und des Schriftführers, Herrn O. Huschke, Georgenstraße 36, II, in München verwiesen. **F. W. R.**

Arme Wahrheit!

Der Dresdener Schriftsteller Heinrich Pudor hat im eigenen Verlag ein Broschüre erscheinen lassen, die er: „Guten Appetit, modernes Erbauungsbüchlein" betitelt, und worin er als lachender Philosoph aufzutreten beflissen ist. Bei Erwähnung des Spiritismus und der Theosophie aber vergeht ihm das Lachen. Er sagt darüber ganz ernst: Sie sind „auch ein Merkmal unserer Schwäche; schon das Gehirn scheint bei diesen Leuten angegriffen zu sein; sie sind als Nervenkranke zu behandeln". Heinrich Pudor, das Kraftgenie, möchte gerne, „nachdem er mit Schriftstellern, Dichtern, Komponisten konkurriert hat, auch noch als Maler und Bildhauer hervortreten". Wie es aber im Kopf dieses Universalgenie's aussieht, dies beweisen am besten die folgenden Sätze: „Heilig ist allein die Wahrheit ... und die Liebe". Weiter unten: „Es giebt nur eine Wahrheit, — die, daß es nämlich überhaupt keine Wahrheit giebt"....

Also immer wieder Nietzsche! — und ein von ihm Verführter. **L. Delius.**

Digitized by Google

Friedrich Nietzsche.

Zu dem Vortrag-Aufsatze über „Nietzsche, Grün-Deutschlands Verführer" im Junihefte ist uns von D. Th. von Schack eine entgegnende Ergänzung in der Form eines längeren „offenen Briefes" zugegangen, während dieses Heft bereits im Druck war. Die Veröffentlichung kann daher erst im Augusthefte erfolgen. Bei dem Interesse an diesem Gegenstande, das von vielen unserer Leser bekundet worden ist, mag es Manchem von Wert sein, schon jetzt darauf hingewiesen zu werden. **H. S.**

❦

Die Heilkraft farbigen Lichtes.

Ein kleines Heftchen: „Die Licht- und Farbengesetze und deren therapeutische Anwendung", das soeben im Verlag von Otto Nemnich in Karlsruhe erschienen ist, verdient wohl gelesen und experimentell nachgeprüft zu werden.

Dr. med. Georg von Langsdorff hat es sich angelegen sein lassen, uns im selbständig bearbeiteten Auszuge, Professor Edw. D. Babitt's „Principles of Light and Colour", die dieser bereits im Jahre 1876 in New-Yorker und Chicagoer Zeitungen erschienen ließ, wiederzugeben.

Georg von Langsdorff widmet seine kleine Schrift „allen Aerzten, denen es um Heilung ihrer Patienten und um das Wohl der Menschen zu thun ist". Diese sollten vor allem die Heilkräfte der verschiedenen Farben prüfen. Doch, ich meine, daß nicht nur die Aerzte an unserer Heilung Interesse hätten, sondern vor allen Dingen wohl wir selber, und daß wir in dieser Sache ebenso gut prüfen und entscheiden könnten wie die Aerzte. Somit rate ich Jedem, der gegen die mächtige Einwirkung des Lichtes in seinen verschiedenen Färbungen nicht unempfindlich ist, die kleine Schrift zu lesen und dann selber zu experimentieren. Große Schwierigkeiten werden sich dabei nicht bieten, nur muß man dazu frei sein von dem so weit verbreiteten Vorurteil gegen alles Neue und „Seltsame". **H. v. B.**

❦

Die Sektiererei,

das Sichabsondern von dogmatischen Glaubensgenossenschaften durch Aufstellung von abweichenden Glaubenssätzen, hat einige Aehnlichkeit mit dem Sichvordrängen am Eingange eines Theaters oder eines Zirkus zu Plätzen, die nicht nummeriert sind. Jede Sekte glaubt sich durch ihr besonderes Bekenntnis einen besseren Platz im Himmel zu verschaffen. **W. v. St.**

❦

Moltkes Bewußtsein der Unsterblichkeit

zeigt sich aufs Deutlichste in seinen vor Kurzem erschienenen Briefen an und über seine Frau,[1]) die den von allen Deutschen, ja von seiner ganzen

[1]) Hellmuth von Moltkes Briefe an seine Braut und Frau und an andere Anverwandte. 2 Bände. Stuttgart 1894. Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

Zeit, als größten Feldherrn bewunderten Mann, so recht in seiner liebenswürdigen, echt menschlichen Natur groß und tief erscheinen lassen. In demselben Maße, wie dieses der Fall ist, kann aber auch seine in diesen Briefen zum Ausdruck kommende Vorstellung vom Fortleben der Seele nach dem Tode als eine Wiedergabe derjenigen Anschauung gelten, welche heute wie zu allen Zeiten im Gemüte jedes unbefangen fühlenden und ungezwungen denkenden Kulturmenschen leben, der noch nicht „von des Gedankens Blässe angekränkelt" ist. Moltke, als der beste Typus eines solchen, giebt sich nicht mit eingehenden Ueberlegungen des Wie? ab. Er weiß nichts von einem „Astralleibe"; aber ihm liegt auch die scholastisch-kalte Darstellungsweise erlebnisarmer Prediger ebenso fern wie die altkluge Geistesöde der „Kraftstoffler". Sein natürliches Bewußtsein sagt ihm ganz von selbst das, was die reifere Erfahrung alle diejenigen lehrt, die sich in praktischen Versuchen und Untersuchungen mit eben diesem Gegenstande beschäftigen. Ganz besonders sind in dieser Hinsicht folgende Briefstellen Moltkes für uns wertvoll. Am 17. Dezember 1869, ein Jahr nach dem Tode seiner Frau, schreibt er an seine Schwägerin:

„Mit Deinen Gedanken bist Du gewiß in dieser traurigen Zeit oftmals hier. Es ist so natürlich, daß man die ganze Leidenszeit noch einmal durchmacht . . . Und doch möchte ich die Erinnerung nicht einbüßen. Es ist so ein schlechter Trost, jemand zu vergessen; mir ist es stets eine Freude, über Marie mit jemand zu sprechen, der sie gekannt und — was dasselbe ist, lieb gehabt hat.

Die Bleistiftzeilen an Dich sind die letzten, die sie überhaupt geschrieben hat. Sie kennzeichnen recht ihre mutige Ergebung. Ich höre noch, wenn die Aerzte fragten: ‚Haben Sie Schmerzen, Excellenz?' und sie verwundert sagte: ‚Nein!' Vielleicht steht sie jetzt hier neben mir und sagt in ihrer kecken Weise: ‚Ach! Was für Aufhebens; ich hab' es hinter mir und Ihr werdet es auch bald haben'. Sie war eine tapfere Seele. Es ist ja auch eigentlich unrecht, immer nur an das kurze Schmerzenslager, nicht an die Vergangenheit eines doch im ganzen sehr glücklichen Lebens zu denken und an die Zukunft, von welcher die Schrift verheißt: ‚Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen'. Und sie war ein selten reines Herz".

Am 20. Dezember 1870 richtete Moltke von Versailles aus die folgenden Worte an seine Schwester Auguste (S. 243):

„Gerade heute, glaube ich, war es, wo Du nach durchwachter Nacht mich mit der Freudenbotschaft wecktest, daß Marie ruhig geschlafen hatte. Unsere stets wieder sich belebenden Hoffnungen sollten nicht in Erfüllung gehen, Gott hatte es anders beschlossen, und so wird es am besten sein. Er hat sie in der Fülle des Lebens, in Kraft und Schönheit an sich genommen und sie aller Bitterkeiten des Alters überhoben. Es ist mir tröstlich, daß auch in den lieben Briefen, die Du mir zugeschickt, stets Zufriedenheit mit ihrem Los sich ausspricht. Wie manches Unrecht habe ich ihr dennoch abzubitten, aber ich habe die Ueberzeugung, daß sie mir alles verzeiht und wie sie mich 1866 nach dem Feldzug auf dem Bahnhof freudig empfing, so hoffe ich, daß sie mich jenseits empfangen wird, wenn die Qual dieses Erdenlebens endlich abgelaufen sein wird. Und darnach kann ich mich oftmals herzlich sehnen".

Die von uns hier gesperrt gedruckten Stellen hat natürlich Moltke selbst nicht unterstrichen, da sie eben nur der ganz natürliche Ausdruck seines unbefangenen Bewußtseins waren. **H. S.**

Neue Bücher.

Dr. **A. von Bentivegni**, Gerichtsassessor: Anthropologische Formeln für das Verbrechertum. Eine kritische Studie. Leipzig, Ambr. Abel (Arthur Meiner). — 1 Mk. 20 Pf.

Dr. **Freiherr von Schrenck-Notzing**, prakt. Arzt in München: Ein Beitrag zur psychischen und suggestiven Behandlung der Neurasthenie. Berlin, Hermann Brieger, 1894.

Richard Fugmann: Glückliche Menschen. Excelsior. Eine Wanderung. Vogtsberg bei Oelsnitz i. V., Richard Fugmann, 1894.

Dr. **Georg Simoni**: So werdet Ihr alt! Unentbehrliches Handbuch zur Naturheilkunde für Alle, die gesund werden und bleiben wollen. 5. verm. Aufl. 1894, Jos. Jurik in Feistritz-Lembach, Steiermark.

Andrew Jackson Davis: Geistesstörungen des Gehirns und der Nerven, ihre Ursachen, Symptome und Heilung. Ins Deutsche übertragen von Dr. S. von Langsdorff. Leipzig, Wilhelm Besser, 1883. — 6. Mk.

A. J. Davis: Der Kulturkampf. Uebersetzt von Dr. G. von Langsdorff. Ebenda, 1881. — 1 Mk. 50 Pf.

A. J. Davis: Penetralia. Harmonische Antworten auf wichtige Fragen. Bearbeitet von Dr. G. von Langsdorff. Ebenda, 1894. — 3 Mk.

A. J. Davis: Die Philosophie des geistigen Verkehrs. Uebersetzt von Gregor Constantin Wittig. Ebenda, 1894. — 3 Mk.

A. J. Davis: Der Lehrer. Zweiter Band der großen Harmonie. Uebersetzt von W. Besser. Ebenda, 1880. — 4 Mk. 50 Pf.

Ina Gutfeldt: Warum? Balladen, Romanzen und Lieder. 1. Tausend. Reval, 1893: Kluge und Stroehm; Leipzig: Rudolf Hartmann. — 1 Mk.

Travaux du premier Congrès national pour le libre exercice de la médecine, 9 fascicules in — 18. Prix 12 fr. le cent, 20 centimes l'exemplaire, à la Librairie du magnétisme, 23, rue Saint-Merri, Paris.

I Compte-rendu des des Travaux du Congrès. Discours. — Discussions. — Réponses aux questions du programme. — Vœux et Résolutions, etc.

II. — Rapport au Congrès sur les travaux de la Ligue et l'organisation du Congrès, appréciations de la Presse, arguments en faveur du libre exercice de la médecine, par H. Durville, délégué du Comité.

III. — Thèse sur le libre exercice de la médecine, soutenue en faveur de l'humanité souffrauté, par le Dr G. de Messimy.

IV. — I. La liberté de tuer, la liberté de guérir. II. Le Magnétisme et l'Alcoolisme, par G. Fabius de Champville.

V. — La liberté de la médecine. II. Pratique médicale chez les modernes, par Rouxel.

VI. — Le Magnetisme et la maladie sociale, par Bouvéry.

VII. — II. Le libre exercice de la médecine réclamé par les médecins. II. (Documents divers, correspondance).

VIII. — I. L'art médical, par Daniaud. — II. Note zur l'enseignement et la pratique de la médecin en Chine, par un Lettré Chinois. — III. Extrait de la Correspondance; IV. Articles de journaux.

IX. — Sur un cas d'internement arbitraire, par Mme Deronzier.

Aus dem Verlage von **Oswald Mutze** in **Leipzig:**

Der Spiritualismus und die Wissenschaft. Experimentelle Untersuchungen über die psychische Kraft. Von William Crookes, Mitglied der Royal Society zu London. Nebst bestätigenden Zeugnissen von Gelehrten zu St. Petersburg und London. — Preis: 2 Mk., geb. 3 Mk. 2. Aufl. 1884.

Dr. med. **G. von Langsdorff:** Ein Wegweiser für das Magnetisieren und die Massage. Mit 5 Abbildungen. — 1 Mk.

Hermann Claus: 25 Thesen über Menschentum nach Körper, Seele und Geist. — 40 Pf.

L. Baron von Hellenbach: Die Lösung der sozialen Frage. 1893. 2 Mk.

Prof. Dr. **Friedrich Zöllner:** Beiträge zur deutschen Judenfrage mit akademischen Arabesken als Unterlagen zu einer Reform der deutschen Universitäten. Mit 1 Tafel und 7 facsimilierten Briefen. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Moritz Wirth. 1894. — 4 Mark.

Dr. **Robert Bebla:** Die Abstammungslehre und die Errichtung eines Institutes für Transformismus. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer. 1894. — 2 Mk.

A. H. Braasch, Superintendent in Jena: Beiträge zum Kampf um die Weltanschauung. 1. Heft: Ernst Häckels Monismus. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn (Appelhans & Pfenningstorff.) 1894. — 50 Pf.

Dr. **Münninghoff,** prakt. Arzt und Augenarzt: Das eigentliche Wesen der Krankheiten. Enth. die Physiologie des tierischen Magnetismus und des Hellsehens. 2. Aufl. Leipzig, Wilhelm Besser. — 1 Mk. 50 Pf. geb. 2 Mk.

Dr. med. **J. Großmann:** Die Bedeutung der hypnotischen Suggestion als Heilmittel. 25 medizinische, 3 juristische Gutachten und Heilberichte im Originaltexte. Berlin, Deutsches Verlagshaus, Bong & Co. 1894. — 2 Mk. 50 Pf.

Eingegangene Beiträge im Mai 1894.

Von Carl Dorafil in Troppau: 4 Mk. 85 Pf. — R. Th. in Bern: 4 Mk. — Fritz Lincke in Dresden: 3 Mk. — Dr. Eugen Kühtwetter in Goslar: 3 Mk. — Frau Alice Faendrich zur Rabenau in München: 50 Mk. — Willy Bauch in Leipzig: 10 Mk. — Ernst von Weber in Dresden: 6 Mk. — H. und B. S in Berlin:

2 Mk. — Herausgeber der heiligen Dramas I—III von Chr. Heinr. Seeber in Dresden: 6 Mk. — Karl Bohne in München: 3 Mk. — Doris Funcke in Braunfels: 2 Mk. 50 Pf. — R. K. in Heidelberg: 1 Mk. 50 Pf. — Zusammen: 95 Mk. 85 Pfg.

Ueber die für den E. K. eingegangenen Beträge wird hier nicht quittiert.

Steglitz bei Berlin, den 31. Mai 1894.

Der Vorstand der Theosophischen Vereinigung
Hübbe-Schleiden.

Unsere nächsten Hefte

werden unter anderem folgende Aufsätze bringen:

Leopold Aëtius: Von einem, den der Teufel geholt haben soll.
Annie Besant: Theosophie und die sozialen Fragen. — Meditation. — Ein Interview.
Thesi Born: Bruder Ernsthaft.
Johannes Calvin: Mein Bekenntnis
Ludwig Deinhard: Das Rätsel des Astralkörpers.
Jakob Duncan: Der Lebensweisheit Kern.
Martin Fließ: Wie ich zum Spiritismus bekehrt wurde.
Alexander Fullerton: Unsere Stellung zum Gesetz des Karma.
Dr. **Hugo Göring**: Zaubersprüche unserer Vorfahren. — Der Hypnotismus auf der Bühne. — Nietzsches Uebermensch als Theaterspuk. — Erziehung zur Religiosität als erster Schritt zur Theosophie.
Dr. **Hübbe-Schleiden**: Karma, die theosophische Begründung der Ethik. — Theosophie und Sozialismus. — Das Gebet. — Was ist Gott?
Dr. **Max Kaltenborn**: Der Tod des Kusses.
Dr. **Ludwig Kuhlenbeck**: Giordano Bruno und die Wiederverkörperung.
Professor Dr. **Raphael von Koeber**: Das Bewußtsein der Wiederverkörperung bei den Parsen und Mohammedanern. — Ein durchlaufender Faden im Geistesleben des alten Hellas. — Ein theosophischer Grundgedanke in der römischen Kulturwelt. — Das Unsterblichkeitsbewußtsein bei den Neu-Platonikern.
Alexander Kruglow: Erzählungen an der Tafelrunde. — Aus der Welt der übersinnlichen Erscheinungen.
Leon Landsberg: Die Gottheit im Menschen.
Adolf Leopold: Uebersinnliche Erfahrungen eines Sinnenmenschen.
Franz M. Litterscheid: Ein Bekenntnis.
M. —: Eine Vision des Christus.
Jasper Niemand: Die Vision eines Weibes.
Raymund Norman: Veilchen und drei Stäbe.
M. M. Phelon: Ein Gleichnis der Wiederverkörperung des Menschen.
John M. Pryse: Thatsachen Beweise für die Wiederverkörperung.
Dr. **Hugo Röder**: Crookes, der Begründer eines wissenschaftlichen Spiritualismus.
Wilhelm von Saintgeorge: Liebe. — Theosophische Erziehung.
D. Th. von Schack: Nietzsche, ein Doppelgesicht.
E. T. Sturdy: Die Religionssysteme Indiens.
Graf **Leo Tolstoi**: Religion und Moral.
Sebastian Troyden: Die große Eibe.
Gisela Vlahov: Ekstase oder Sprechmediumschaft? — Ein lehrreichrs Erlebnis.
Gräfin **Constance Wachtmeister**: H. P. B. und die T. S.
Eduard W. Wilman: Der Christus in uns.

Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Hübbe-Schleiden in Steglitz bei Berlin.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig

An die betr. **Vereins-Vorstände** richtet der Naturprediger **Johannes Guttzeit** in Söflingen bei Ulm a. D. das Anerbieten, im Laufe der ersten Monate des nächsten Jahres **Vorträge** zu halten, über leibliche, geistige und sittliche Gesundheitspflege, Erziehung, über Scheinsucht und frei-christliche, reinmenschliche Religion. Da Viele übergroßen Wert auf das Aeußere legen, bemerkt er, daß er in dunkler Bluse oder einem ähnlichen, nicht besonders auffälligen Anzuge auftreten wird. Die zahlreichen uns vorliegenden Urteile von Vereinen und Zeitungen über Guttzeit's Auftreten sind sehr empfehlend. Wegen des Näheren, sowie wegen des Bezuges seiner Schriften wende man sich an ihn selbst in **Söflingen bei Ulm a. D.**

Alleinstehender Sphinxleser, Industrieller 35 Jahre, sucht mit einer Dame, Vegetarierin, Mitglied der T. V. zwecks Annäherung in Korrespondenz zu treten. Off. u. Chiff. T. V. 35 an die Expedition der „Sphinx", Braunschweig.

Honig!

Die wiederholt prämiierte Bienenwirtschaft von C. Burgdorf jun., **Dungelbeck** bei Peine in Hannover offeriert ihren hochfeinen naturreinen **Schleuderhonig** zu 1 Mk., **Seimhonig** zu 60 Pf. pro Pfund in Postkolli von 4½ Kilo.

Im Anschluß an vorgedruckte Zeilen erlauben wir uns hierdurch, unsern Lesern noch ganz besonders die obenbezeichnete Firma als bestens altrenommiert und durchaus leistungsfähig zu empfehlen.

Die Verlagshandlung.

Verlag von **C. A. Schwetschke und Sohn** (Appelhans & Pfenningstorff) in **Braunschweig.**

Soeben erschienen:

Kunstbeilagen der Sphinx

von

Fidus und Diefenbach

Preis Mk. 1,—; in eleganter Mappe Mk. 1,50.

Fromm und Frei.

Ernste Betrachtungen für eine Freie christliche Gemeinde.

Preis 1,50 Mark, gebunden 2,40 Mark.

Beiträge zum Kampf um die Weltanschauung.

Erstes Heft.

Ernst Häckels Monismus

kritisch beleuchtet

Preis 80 Pfg. von **A. H. Braasch.** Preis 80 Pfg.

Die Beiträge zum Kampf um die Weltanschauung wollen in allgemein-verständlicher Sprache Fragen behandeln, welche in einer Zeit weitgehender Glaubenserschütterung viele Tausende bewegen. Sie wollen dadurch zu ihrem Teile helfen Mißverständnisse zu beseitigen, Zweifel zu überwinden und eine glückliche Zukunft herbeizuführen, eine Zukunft, in welcher die verschiedenen Wahrheitsmomente, die in den auseinandergehenden Zeitmeinungen vertreten sind, wieder zu einem einheitlicheren Bewußtsein im Volksleben zusammengefaßt sein werden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie gegen freie Einsendung des Betrages direkt von der obenbezeichneten Verlagsbuchhandlung.

Im Interesse weiterer Benutzung des Anzeigenteiles wird gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen auf die Sphinx Bezug zu nehmen.

Digitized by Google

Verlag von **Rauert & Rocco Nachf.** (D. Janssen) in **Braunschweig.**

Soeben erschien:

Weltschöpfung, Sintflut und Gott. Die Urüberlieferungen

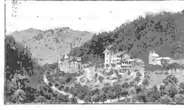
auf Grund der Naturwissenschaft erklärt von Arthur Stentzel. Mit drei Tafeln. 183 S. Preis Mk. 4,50.

Jene Probleme, welche Jahrtausende lang den Menschengeist beschäftigt, und mit deren Erklärung so Viele sich abgemüht haben, sie hat der Verfasser zum grossen Teile gelöst und seine Resultate in klarer, knapper Form mitgeteilt. Nichts Geringeres als **die Entstehung des gesamten Götterkultus und aller Religion, das Wesen, die Gestalt und das Erscheinungsjahr Gottes, das Datum des Anfangs der ganzen Menschengeschichte und Mythologie, sowie der grossen Ereignisse der Sintflut und Weltschöpfung, ferner eine neue natürliche Erklärungsmethode aller wichtigen Mythologien** und vieles Andere wird in dem Buche in populärer Fassung erörtert. Für den Laien eine Quelle der interessantesten Wissensgegenstände und für den Gelehrten eine Fundgrube neuer Ideen, darf das Werk mit Recht als ein eigenartiges litterarisches Unternehmen von weittragender Bedeutung bezeichnet werden.

Naturheilanstalt Bad Sommerstein

bei Saalfeld a. d. Saale

in herrlicher Waldlage im Thüringer Walde.



Erfolgreiche **milde** und **strenge** Diät- und Wasserkuren, **Kneipp-** und **Schroth**'sche Regenerations-Kuren, Sonnen- und Luftbäder, Massage, Magnetismus usw.

Ausführliche aufklärende Prospekte frei durch die Kurleitung.

Ferd. Liskow.

Das Institut für Graphologie u. Chiromantie

(Erfurt in Thüringen).

beurteilt nach der Schrift (Siehe Sphinx Januar 1891) und der Hand (lebensgroße Photographie oder Abdrücke beider innern Hände in Gips erforderlich) Eigenschaften und Schicksale der Menschen.

Verlag von **C. A. Schwetschke und Sohn** (Appelhans & Pfenningstorff) in **Braunschweig.**

Zu dem vor Kurzem komplett gewordenen XVIII. Band der **„Sphinx"** haben wir wie zu den früheren Bänden die den Abonnenten bereits bekannte

solide und geschmackvolle Einbanddecke

anfertigen lassen und bieten dieselbe hiermit zu dem billigen Preise von 80 Pfg. an.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie gegen freie Einsendung des Betrages direkt von der Verlagshandlung.

Diesem Hefte der „Sphinx" liegt ein Prospekt der Firma **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig** bei, den wir unseren geehrten Lesern zur gefl. Beachtung empfehlen.

Im Interesse weiterer Benutzung des Anzeigenteiles wird gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen auf die Sphinx Bezug zu nehmen.

August 1894 XIX, 102.

SPHINX

Herausgeber: Dr. Hübbe-Schleiden.

Organ der Theosophischen Vereinigung

und

der Deutschen Theosophischen Gesellschaft.



Inhalts-Uebersicht:

Braunschweig.
C. A. Schwetschke und Sohn.
1894.

Digitized by Google

Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die in dieser Zeitschrift ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm gezeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Beiträge haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Unbefugter Nachdruck aus drm Inhalt dirser Zeitschrift wird auf Grund der Gesetze und internationalen Verträge zum Schußr des grïstigen Eigentums untersagt.

Der **Abonnementspreis** beträgt halbjährlich (ein Band):

		einzelne Hefte:
für Deutschland und Österreich . .	M. 9,—	M. 2,— (portofrei)
„ Frankreich	frs. 11,25	frs. 2,80.
„ England, Indien und Kolonien	9 sh.	2 sh. 3 d.
„ Amerika	$ 2,25 cts.	$ —,55 cts.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie die Verlagshandlung von **C. A. Schwetschke und Sohn** in Braunschweig entgegen.

Mitglieder der „Theosophischen Vereinigung" erhalten die „Sphinx" gegen vierteljährliche Baranszahlung von Mk. 3,75 an die Verlagshandlung portofrei zugesandt.

Probehefte: 1 Mark. — Prospekthefte: gratis.

Wir bitten unsere Leser und Freunde, ihre Wünsche um Ueberweisung von Exemplaren der „Sphinx" an Gesinnungsgenossen direkt der Verlagsbuchhandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig zugehen zu lassen, da wir selbst teils aus Mangel an Zeit, teils auch aus Mangel an verfügbaren Exemplaren nicht immer in der Lage sind, sie zu erfüllen. Die Redaktion der Sphinx.

☛ Aufruf! ☚

Aus **A. J. Davis** Bücherschatz soll demnächst erscheinen in deutscher Uebersetzung:

„Der harmonische Mensch" oder **„Gedanken für das Zeitalter".**

Preis: 2 Mark, gebunden 3 Mark

ein längst von den Anhängern Davis erwartetes Buch. Die Kosten sollen auf dem Wege durch Zuwendungen gedeckt werden; bitte daher um recht rege Unterstützung und Bestellungen. Der Ueberschuß wird für den „Sternenschlüssel" „Seher und Denker" benutzt.

Gleichzeitig empfehle meine Buchhandlung zur Besorgung aller Bücher. Neu erschien soeben:

Davis, Der Lehrer, Volksausgabe. Preis: 2,50 Mk.
Schleuter, Hypnotismus und Hellsehen. Preis: 30 Pf.
Guttzeit, Reinmenschliche Kindererziehung. 100 Seiten. Preis: 50 Pf., 10 Stück 4 Mk.

☛ **Versendungen in alle Weltteile.** ☚ **Wilhelm Besser,**
Leipzig, Markt 2.

Verlag von **C. A. Schwetschke und Sohn** in Braunschweig.

Beiträge zum Kampf um die Weltanschauung.

Erstes Heft.

Ernst Häckels Monismus

kritisch beleuchtet

Preis 80 Pfg. von **A. R. Braasch.** Preis 80 Pfg.

Die Beiträge zum Kampf um die Weltanschauung wollen in allgemein-verständlicher Sprache Fragen behandeln, welche in einer Zeit weitgehender Glaubenserschütterung viele Tausende bewegen. Sie wollen dadurch zu ihrem Teile helfen Mißverständnisse zu beseitigen, Zweifel zu überwinden und eine glückliche Zukunft herbeizuführen, eine Zukunft, in welcher die verschiedenen Wahrheitsmomente, die in den auseinandergehenden Zeitmeinungen vertreten sind, wieder zu einem einheitlicheren Bewußtsein im Volksleben zusammengefaßt sein werden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie gegen freie Einsendung des Betrages direkt von der obenbezeichneten Verlagsbuchhandlung.

Im Interesse weiterer Benutzung des Anzeigenteiles wird gebeten, bei allen Anfragen und Bestellnugen auf die Sphinx Bezug zu nehmen.

Sphinx

Kein Gesetz über der Wahrheit

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XIX, 102. August 1894.

Karma.

Die theosophische Begründung der Ethik

Von [1])

Hübbe-Schleiden

Dr. jur.

✻

Wissen wir nicht alle ganz von selbst, was gut ist und was böse? — Jawohl! Wir alle halten ein Ziel unseres Strebens für besser als das andere, manches gar für schlecht, eins für das beste, höchste. Aber haben alle Menschen darüber die gleiche Ansicht? Sagt wohl etwa jedem Menschen das „Gewissen", daß das eine gut ist und das andere nicht?

Freilich sagt jedem Menschen sein Gewissen, was gut und was böse sei; aber sein Gewissen sagt nicht jedem Menschen dasselbe.

Warum nicht? — Weil alle auf verschiedenen Entwickelungsstufen stehen. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß es Menschen gäbe, in denen sich gar kein Gewissen rege. Es ist aber ein ebensogroßer Irrtum, ein offenbarer Mangel an Erfahrung und an Kenntnis der Kulturgeschichte und der Ethnographie, zu glauben, daß das Gewissen allen Menschen dasselbe sage. Die Thatsache des Gewissens ist unleugbar, und aus ihr sind folgenschwere Schlüsse zu ziehen. Der Inhalt des Gewissens aber wechselt sehr mit Zeit und Ort, mit individueller Anlage und mit Altersreife. Wie der Vorstellungsinhalt des Bewußtseins eines Menschen, so ist auch der Inhalt und die Art seines Gewissens jederzeit ein individuelles Entwickelungsprodukt auf Grundlage allerdings einer Vorentwickelung, die sehr weit vor die Geburt des betreffenden Individuums hinausreicht.

Wenn nun die Frage nach verschiedenen Ethiken aufgeworfen wird, nach der christlichen, der sozialistischen, der positivistischen, der theosophischen

[1]) Dieser Aufsatz erschien in den Nrn. 16 und 17 der Wochenschrift „Ethische Kultur" (Ferd. Dümmlers Verlag, vierteljährlich Mk. 1,60) als Glied einer Reihe von Artikeln, in denen die Vertreter der verschiedenen Geistesrichtungen ihre „Lebensanschauungen darstellen.

Digitized by Google

u. s. w., so könnte wohl jemand glauben, es handele sich darum, was jede der verschiedenen Geistesrichtungen für gut oder böse halte und danach solle etwa deren Wert und Entwickelungsstufe ermessen werden. Dabei aber würde kaum etwas herauskommen, weil alle Richtungen, die hier in Frage kommen können, in den Grundbegriffen übereinstimmen werden. Von Wert dagegen wird ein solcher Wettstreit für die Beurteilung der verschiedenen Weltanschauungen im Hinblick auf die beste, vernunftklare Begründung des, warum das von allen als das gute Wollen und Verhalten Anerkannte gut ist.

Welche Geistesrichtung also kann die Ethik am besten theoretisch rechtfertigen und begründen?

Und das scheint mir zweifellos: Tyrannen und Fanatiker, die Sklavenhalter, Ketzer-Inquisitoren, Hexenrichter und andere hätten ihre Greuelthaten nicht verübt, wären sie Theosophen gewesen.

Theosophen? Wer ist denn ein Theosoph? Was ist Theosophie? Was lehrt sie?

Theosophie ist die übereinstimmende Lehre aller Weisen aller Zeiten, daß allen individualisierten Erscheinungen eine und dieselbe Wesenseinheit zu Grunde liegt, (oder daß das Wesen alles Daseins eines ist) und daß allen Individuen abstrakte Wesenskerne (Individualitäten) innewohnen, die den Kreislauf ihrer Fortentwickelung vollenden durch das schließliche Aufgeben und Aufgehen ihrer eigenen Selbstheit (Individualität) in die Wesenseinheit alles Daseins (in die absolute Selbstheit, in das absolute Sein). Der Werdegang dieser Vollendung ist Inbegriff aller Glückseligkeit, wechselnd und wachsend mit dem Werden selbst, mit dem bewußten Sichnähern der Vollendung.

Grund und Wesen alles Daseins ist das Daseinwollen, die Lust am individuellen Dasein. Alles Dasein ist Werden, und alles Werden stellt sich uns als ein ursächliches Entwickeln, als beherrscht von der Kausalität, dar. Nun ist aber alles Dasein, alles Werden individualisiert; es ist seinem Wesen nach individuelles Daseinwollen. Mithin muß auch das Wesen aller Ursächlichkeit (der Kausalität) individuell sein. Alles Individuelle, so in der Natur (im Makrokosmos), wie im Menschentum (im Mikrokosmos) taucht in seinem hochentwickelten Erscheinungsformen nicht unmittelbar aus dem all-einen Wesen alles Daseins auf und verschwindet ebensowenig unmittelbar in dieses, wenn die zeitweilige Individualform zerfällt. Die Entwickelung alles Daseins (aller Individualität) beruht vielmehr auf dem individuellen Fortwirken aller zu einer Individual-Einheit gestalteten Kausalität. Und diese individuelle Kausalität wirkt auch nicht nur in allen materiellen Erscheinungsformen des Daseins, sondern ebenso gewiß auch in der Geisteswelt des ethischen Lebens: „Was der Mensch säet, das wird er ernten“, das wird seine Individualität werden.

Dies Werden der individuellen Kausalität im Geistesleben nennt seit uralter Zeit die Sanskritsprache Karma.

Digitized by Google

Jedes Wesen, jeder Mensch ist jederzeit sein eigenes Entwickelungsprodukt, und zwar nicht nur im gegenwärtigen Leben. Alle Anlagen des Geistes und Charakters, mit denen der Mensch geboren wird, die sehr verschieden sind, bei allen Menschen, selbst bei Zwillingen oft grundverschieden, — all diese individuellen Eigenheiten beweisen, daß jede Individualität ihre eigene Vorentwickelung gehabt haben muß, durch viele, sehr viele verschiedene Leben hindurch, vor ihrer letzten Geburt. Und zwar sehen wir diese Thatsache nicht allein beim Menschenwesen, sondern in der ganzen Natur, die überall individualisiert ist. Die ganze „Darwinistische" Entwickelung ist nicht zu begreifen, wenn es nicht Individualitäten wären, welche sich entwickeln durch unzähligen Wechsel der Erscheinungsformen hindurch.

Auch die Thatsache der Vererbung gewinnt ein inneres Verständnis nur im Lichte dieser Erkenntnis. Sie ist ein Spezialfall des Gesetzes innerer Wahlverwandtschaft, das wir alles Dasein, alles Werden auf allen Entwickelungsstufen beherrschen sehen. „Wir sind — wie Hugo von Gizycki treffend sagt — nicht unsern Eltern ähnlich, weil wir deren Kinder sind, sondern weil wir in irgendwelchen Eigenschaften unserm Vater und (in anderen) unsrer Mutter ähnlich waren, wurden wir deren Kinder", und diese Eigenschaften, welche Zwillinge zu gleicher Zeit zu Kindern eines und desselben Elternpaares machen, können sehr verschieden sein.

Diese theosophische Erkenntnis war und ist nachweislich [1]) die Weisheit der Weisesten aller Zeiten bei allen großen Kulturvölkern — nicht ohne Grund, denn sie ist thatsächlich der einzige Schlüssel, welcher alle Daseinsrätsel, alle anscheinenden Widersprüche der Weltordnung und des Menschenlebens löst.

Nur sie erklärt die Thatsache des jedem Menschen innewohnenden Gefühls einer Vernunft, einer Gerechtigkeit der Weltordnung trotz aller anscheinenden Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten des individuellen Daseins.[2]) Alle diese Unterschiede sind verschiedene Entwickelungsstufen aller Wesen; nur durch Ueberwindung aller Stufen einer nach der andern ringt sich jeder allmählich zu immer höherer Vollendung und Glückseligkeit empor. Aber jedes Wesen kann und muß sich diese immer höheren Ziele selbst erringen. Niemand kann dem andern das Heranreifen seines Wesens schenken, es durch Stellvertretung für ihn besorgen. Glücklicherweise nicht, denn eben dieses Selbsterringen ist ja der Inbegriff der wachsenden Glückseligkeit. Auch schätzt niemand geschenktes Gut so hoch wie selbst erworbenes.

Nur diese Weltanschauung erklärt uns ferner die rätselhafte Thatsache, daß man sich für sein Thun und Lassen, Denken, Wollen selbst

[1]) Ich werde dies demnächst im Einzelnen nachweisen in einer Studie, welche die ganze Geistesentwickelung unserer Kulturgeschichte einschließlich der Gegenwart umfaßt.

[2]) Nur weil man heutzutage diese Thatsachen mit jenem Gefühl nicht in Einklang zu bringen versteht, herrscht so viel Pessimismus.

Digitized by Google

verantwortlich fühlt, obwohl man sich doch sagen muß, daß all dies Wollen, Denken, Thun und Lassen nur die kausal notwendigen Folgen der in unseren Geburtsanlagen und Schicksalen gegebenen Ursachen sind. Eben diese Ursachen sind unser eigenes Entwickelungsprodukt; unser Bewußtsein ist ein eigener selbständiger Faktor innerhalb der Kausalität. Das was wir „freien“ Willen nennen, ist bewußt gewordener Wille; nur für die Folgen unseres „bewußten“ Wollens oder Nicht-Wollens fühlen wir uns verantwortlich; und alle Freude, alles Leid, daß wir bewußt empfinden, kann — da jede Wirkung ihrer Ursache gleichwertig (adäquat) sein muß — auch nur die Ursache eines früheren bewußten Wollens oder Nichtwollens unseres eigenen Selbstes sein. Daß mein äußeres Sinnenbewußtsein sich dieser in meinem inneren Selbst (meiner Individualität) sich fortspinnenden Kausalität nicht erinnert, ist kein Gegengrund, denn, — abgesehen von dem Wechsel der auf einander folgenden Persönlichkeiten meiner Individualität, jedesmal mit einem neuen Gehirn — erinnere ich mich auch nicht der Einzelheiten, wie ich Englisch und Französisch und Klavierspielen lernte, und befinde mich doch im Genusse dieser Fähigkeiten.

Von sehr vielen anderen Gesichtspunkten sei hier nur noch einer der hauptsächlichsten hervorgehoben.

Hätte unser ganzes Dasein nicht den Sinn, daß das Werden unserer Individualität zur endlichen Vollendung im All gelangen wird, daß also unser Individualbewußtsein allmählich zum All-Bewußtsein heranwächst, so wäre die Thatsache der Entwickelung irgend welches Daseins überhaupt nicht zu begreifen. Alles Dasein wird, es strebt nach etwas, das es wünscht, das es für etwas Besseres hält. Alles wächst, will wachsen an Wissen und an Macht, an Erkenntnis und an Kraft. Wozu all dieses Streben aller dieser Individualitäten nach Vollendung, nach Vervollkommnung, wenn keine dieses Ziel erreichen könnte?! Und wieviel von seinen höchsten Idealen kann ein Mensch in einem Leben denn erreichen? Welchen andern Sinn sollte für ihn das winzig kleine Entwickelungs-Stück seines einen Erdenlebens zwischen seiner letzten Geburt und seinem nächsten Tode haben, als eben den, daß es ein Teil ist seines ganzen Entwickelungsganges vom Atom zum Gotte (oder Gottmenschen) zum Ideale, das wir alle, das ein jeder von uns einst erreichen will, erreichen muß, erreichen wird?!

Welchen Sinn und Zweck sollte es für uns haben, wenn gerade unsere heißesten Kämpfe, die wir mit uns selbst durchkämpfen, nur für unsere jetzige kurzleibige Persönlichkeit Wert haben sollten, wenn uns unsere schönsten wertvollsten Errungenschaften, die wir völlig subjektiv nur für uns selbst erringen, ohne daß davon noch andere Menschen Gewinn haben und ohne daß davon nach unserm Tode objektiv ein Nutzen übrig bleibt, — wenn uns in unserer Individualität nicht alle diese inneren geistigen und ethischen Errungenschaften erhalten blieben, wenn nicht auch alles Wissen, das wir uns mit vieler Mühe angeeignet haben, uns in der

Digitized by Google

nächsten Verkörperung unserer Individualität als hochgesteigerte Anlage, die Fortsetzung unserer Geistesentwickelung erleichterte, wie dies Platon und Lessing ganz besonders anschaulich gemacht haben?

Doch ich muß hier abbrechen[1]), da der Zweck dieser Zeilen ja die ethische Nutzanwendung dieser Erkenntnis sein soll. Diese liegt nun freilich so sehr auf der Hand, daß sie ein jeder leicht von selber findet.

Unser Verhalten gegenüber unsern Mitmenschen wird hauptsächlich bestimmt durch das Bewußtsein, daß das Wesen in uns allen ein und dasselbe ist. Wir fühlen uns vollkommen solidarisch verbunden in dem großen ganzen Wesen, das in uns und allen unsern Zeitgenossen lebt, wir leiden mit dem großen Ganzen an den vielen Unvollkommenheiten und den sogenannten „Schlechtigkeiten" unserer gegenwärtigen Gesellschafts-, Staats- und Wirtschaftsordnung oder vielmehr Unordnung, wir freuen uns mit ihm über jeden Schritt zur Besserung in unseren barbarischen Kulturverhältnissen.

Ich weiß, daß ich für mich keine mir irgend annehmbare Glückseligkeit erringen kann, wenn sie nicht alle meine Mitmenschen mit mir erringen. Ein „Himmel" mit dem Bewußtsein, daß daneben eine „Hölle" ist, wäre für uns eine Vorstufe zur Hölle, in die wir so lange wieder zurückkehren, bis es endlich uns gelungen sein wird, das große Ganze vollständig herauszuarbeiten.

Ich identifiziere mich durchaus nicht mit meiner Persönlichkeit, noch weniger mit meinem Körper, nicht mehr als mit dem meiner Mitmenschen, die mit mir bewußt demselben idealen Ziele zustreben. Es hat freilich ein jeder zunächst für den Körper seiner eigenen Persönlichkeit zu sorgen, (etwa wie die Mutter für ihr Kind) denn in dem Maße, wie wir unser Werkzeug, das wir uns für diese Lebenszeit herausgebildet haben, in gutem, tüchtigem Stande halten, um so besser, wirksamer kann jeder dem gemeinsamen Ziele Aller dienen; aber eben deshalb wird man auch nach Kräften jedem andern helfen, dem gemeinsamen Ziele auf das beste und wirksamste dienen zu können.

Ein Kampf ums Dasein gegen irgend jemanden ist für uns ein sinnloses Beginnen unbewußter Menschen, die noch in der kindlichen Täuschung eines Strebens nach persönlicher Glückseligkeit befangen sind. Der Kampf ums Dasein ist für uns in der Hauptsache nur ein Ringen nach Erkenntnis, nach Verbreitung des Bewußtseins der Wesenseinheit aller, des Gefühls der Solidarität des Geistes in allem Menschentum. Als eine unerläßliche Vorbedingung dazu halten wir es für notwendig, daß ein jeder Mensch wirtschaftlich und intellektuell in so gute

[1]) Die nähere Ausgestaltung dieser theosophischen Erkenntnis in der Sprache der Darwinistischen Wissenschaft und der modernen Philosophie habe ich in meiner kleinen Schrift gegeben: „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe; die altindische Weltanschauung in neuzeitlicher Darstellung; ein Beitrag zum Darwinismus. Mit Titelbild, 2 Tondrucken, 24 Zeichnungen und 10 Tabellen. (Braunschweig, 1891 bei C. A. Schwetschke und Sohn.)

Digitized by Google

Verhältnisse versetzt werde, daß er solches geistige Streben fassen und demselben Raum geben kann. Solche Verhältnisse können auch nur durch Zusammenwirken theosophischer Bestrebungen mit richtiger gerechter wirtschaftlicher Organisation erzielt werden.

Haß und Lieblosigkeit, Neid und Mißgunst sind für uns unmöglich, — es sei denn als Rückfall in eine kindliche Verirrung oder als das Fieber einer zeitweiligen Geistes und Charakterkrankheit. Wie sollte ich den hassen können, der doch seinem Wesen nach ich selbst bin?! Ist auch einmal ein solcher „Andere" meines Selbstes etwa so thöricht mich zu hassen, zu befeinden, so werde ich nur um so mehr bemüht sein, ihm zu zeigen, daß er nur sein eigenes Wesen haßt, befeindet. — Und wie sollte ich jemand beneiden, da ich mir doch sage, daß sein „Glück" allein die Wirkung der von ihm in einem früheren Leben selbst gegebenen Ursachen sein muß, mag er sich in seinem gegenwärtigen Leben solches „Glücks" auch noch so unwürdig erweisen, und da ich mir ferner sage, daß es lediglich von meinem jetzigen Verhalten, meinem jetzigen Wollen, Denken, Reden, Thun abhängt, mir später ähnliche oder noch bessere Verhältnisse zu schaffen.

Aber auch Hochmut und Verachtung sind unmöglich, denn mag jenes Wesen, jener Geist, der in uns allen lebt, auch noch in vielen Individulitäten sich auf niederen Entwickelungsstufen darstellen: wie wenige Verkörperungen mag es hinter mir liegen, daß auch meine Individualität noch selbst auf solcher Stufe stand?! Ja, wer sich selbst vor irgend einer Schwäche eitel sicher wähnt und rühmt, der hat oft gerade die noch innerlich nicht überwunden!

Mitleid paart sich von selbst mit Nachsicht, Langmut und Geduld. Ist sich ein jeder nicht bewußt, wie oft und viel er mit den Schwächen und Verkehrtheiten seiner eigenen Persönlichkeit Geduld haben muß, wie oft er in Versuchung ist, sich an seiner eigenen Person zu ärgern?! Warum denn in aller Welt sollte die andere Individualität neben ihm weniger Nachsicht und Geduld beanspruchen können?!

Ohne diese Erkenntnis, dies Bewußtsein, dies lebendige Gefühl scheint uns die Lösung der sozialen Frage ganz unmöglich. Ohne sie werden alle Verbesserungen nichts als Umgestaltungen von äußeren Einrichtungen sein, aber kein wesentlicher Fortschritt zur Glückseligkeit, zum friedlichen und freudigen Zusammenleben und -arbeiten aller Menschen. Nun verbreitet sich glücklicherweise dies Gefühl der Bruderliebe, dies Bewußtsein der Solidarität des Menschentums in immer weiteren Kreisen der Gebildeten und Ungebildeten; aber die einzige Erkenntnis, durch die Grund und Ursache erklärt werden, warum dies so ist, und warum es so sein sollte, ist die theosophische.

Nur nebenbei und beispielsweise sei hier darauf hingewiesen, daß diese Erkenntnis auch alle einzelnen Beziehungen zwischen den Menschen tiefer begründet. Nehmen wir z. B. die Elternliebe. Dankbarkeit und Liebe zu den Eltern finden ihren Grund in der Kindesseele schon durch

jedes einigermaßen naturgemäße Verhalten der Eltern. Wo dies aber nicht der Fall ist, macht sich bei heranwachsenden Kindern leicht die Erwägung geltend, daß sie ihren Eltern eigentlich nur zu zürnen hätten dafür, daß deren Lust die Ursache geworden sei, daß sie in solchem leidenvollen Erdendasein leben. Das ist aber nicht so: vielmehr ist es gerade die Individualität jedes sich wieder verkörpernden Menschen selbst, welche die Eltern wesentlich mit beeinflußt hat. Die Eltern dienten ihr als Mittel und Werkzeuge, um durch sie wieder körperliches Leben in der Sinnenwelt zu gewinnen, und ihr Streben nach Vollendung fortsetzen zu können; alles Leiden unseres Lebens aber hat ja unsere eigene Seele selbst gewollt als unentbehrliches Mittel zu dieser Vervollkommnung. Deshalb wird jeder Theosoph empfinden, daß er seinen Eltern ganz besondere Dankbarkeit schuldet.

Und weiter. Auch für alle Strafrechtspflege (die der Ausdruck unseres ethischen Bewußtseins sein sollte) bietet die theosophische Erkenntnis die einzige vernunftvolle Begründung, nämlich eine Begründung, die über die bloßen Zweckmäßigkeits-Rücksichten der Abschreckung und der Besserung hinausgeht. Da redet man von Rache und Vergeltung. Ja, an wem und gegen wen denn? Ist nicht jedem nachdenkenden Menschen klar, daß all und jede Handlung streng kausal bedingt sein muß durch die Gesamtheit der Ursachen, die man kurz als Geistes- und Charakter-Anlagen und Schicksale des Menschen zusammenfassen kann?! Wenn also für diese alle nicht der Verbrecher selbst verantwortlich gemacht werden kann, wenn man ihn dennoch „strafen“ will, daß er in diesem jetzigen Leben eine unerlaubte Handlung gethan hat, so wäre das ihm gegenüber sinnlos. Man rächt sich an seinen Anlagen und Schicksalen. Erst dadurch, daß man einsieht, daß er selbst durch seine bewußten früheren Leben der alleinige Urheber all seiner jetzigen Anlagen und Schicksale ward, (positiv und negativ) nur dadurch ist der Gedanke einer Selbstverantwortlichkeit und daher „Bestrafung“ im eigentlichen Sinne zulässig.

Soweit die Hauptgesichtspunkte unseres Verhaltens zu unseren Mitmenschen. Das ist die eine Seite der Pflichten, welche unser ethisches Gefühl uns auferlegt; die andere Seite sind die Pflichten hinsichtlich unserer eigenen Individualität.

Ich wies schon oben darauf hin, daß ohne die theosophische Erkenntnis der Möglichkeit, daß jede Individualität das Ziel ihrer Vollendung erreichen könne, jedes thatsächliche Streben nach Vervollkommnung unerklärbar sei, und jedes solche bewußte Streben mag gar manchem praktisch Denkenden sinnlos erscheinen. Zwar ist das nie für den, der schon so weit vorangeschritten ist, daß er in sich das Leben des großen Ganzen pulsieren fühlt, und daß es ihn befriedigt für dies große Ganze zu leben und zu sterben. Wer dies aber noch nicht kann, für den lohnt die verhältnismäßig geringe Befriedigung, die er für sich selbst durch die Errungenschaften eines kurzen Erdenlebens erzielt, kaum die Mühe, wenn all dies subjektiv Errungene, all die Selbstüberwindung,

Digitized by Google

all das Ringen nach der eigenen Läuterung und nach Vergeistigung des Tierischen in uns, wenn alles dieses mit unserm nahen Tode verloren ginge.

Wer dies glaubt, wer wirklich glaubt: „wir sind nur einmal jung!" für den ist die mit diesem Satze ausgesprochene Selbst-Nachgiebigkeit ganz konsequent. Warum sollte er nicht seiner selbstischen Sinnenlust folgen, wenn er nur niemanden anders dabei schädigt?! — Wir aber wissen, daß wir immer wiederkehren werden in dies Leben, immer wieder „jung", mit neuen frischen Kräften unsern Lauf zur endlichen Vollendung fortzusetzen haben, bis wir sie erreichen. Für uns heißt es nicht: „nach uns die Sündflut!" sondern: „nach uns und auch für uns selbst die Ernte dessen, das wir säen!"

Nur wer dies erkennt, weiß klar, warum und zu welchen Endzwecken für sich selbst er das Leben ernst nimmt. Das Zeittotschlagen sogenannter „Vergnügungen" und das „Gesellschaftsleben", bei dem niemand weiser und besser wird, ist für ihn ein überwundener Standpunkt. Aber er wird auch sich nicht selbstquälerischer Askese hingeben, sondern wird seinen Körper sowie seine Seele bestmöglich als Werkzeuge seines geistigen Strebens ausnutzen.

Wem ferner einmal die Thatsache der nicht nur im materiellen Leben, sondern auch im Geistesleben individuell fortwirkenden Kausalität klar zum Bewußtsein gekommen ist, der wird nicht bloß sagen: „Was der Mensch ißt, das ist er", sondern: was er denkt, das wird er!"

Die Lust, die im Gedankenleben auftaucht, wird zu Wort und That früher oder später, je nachdem sie mehr oder weniger durch gleiche Gedanken genährt wird, wenn sie nicht durch andere Lust und andere Gedanken überwunden oder umgestaltet wird. — Böser Wille im Gedanken trifft denjenigen, gegen den er sich richtet, auch schon ohne das gesprochene Wort und ohne die gethane Handlung. Aber mehr noch schadet jeder häßliche Gedanke dem Wollenden und Denkenden selber. Ja, sie schaden ihm vielleicht mehr als Wort und That, denn diese bringen oft den Thäter besser zur Erkenntnis seiner häßlichen Gesinnung und zur Umkehr, je stärker sich aber die böse Lust, der häßliche Gedanke in des Menschen Seele einfrißt, desto nachhaltiger wird er selbst geschädigt. Und diese Wirkung hört nicht mit dem Tode auf; als andere Persönlichkeit wird er die Folgen solches bösen Willens und Gedankens ernten, wie auch andrerseits die Früchte jedes edlen reinen Strebens. Sei es auch nur ein Augenblick der Hingabe des Selbstes für andere ohne Gegenleistung gewesen, er war nicht umsonst!

Nur nebenbei sei hier erwähnt, daß Selbstmord für den Theosophen ganz unmöglich ist, weil er nicht nur die Zwecklosigkeit solches Eingriffes einsieht, sondern weiß, daß er dadurch sein Los nur noch verschlimmert, denn die Aufgabe, die ihm zu lösen schwer ward, bleibt ihm immer noch zu lösen, nur wird sie ihm noch erschwert durch die hinzu-

Digitized by Google

tretenden Folgen solches willkürlichen Eingriffs in die natürliche Entwickelung. Ruhe und Befriedigung ist im Tode nicht zu finden, sondern nur in der Befreiung von den eigenen Begierden und Bedürfnissen.

Todesfurcht ist ausgeschlossen durch die sichere Erkenntnis, das der Tod ein Uebergang von einem Leben in ein anderes, von einem Zustande in einen anderen ist, — beständig unter dem Gesetze der kausalen Fortwirkung des individuellen Geisteslebens.

Selbst die Trennung durch den Tod von denen, die man liebt, ist leichter zu ertragen im Bewußtsein eines Wiedersehens im nächsten Leben und Wiedererkennens in der gleichen Liebe, denn — wie Platen sagt —

„Ein jedes Band, das noch so leise
die Menschen an einander reiht,
wirkt fort in seiner stillen Weise
durch unberechenbare Zeit".

Vor allem ist jede Art des Pessimismus für den Theosophen ganz unmöglich, rückschauend oder in die Zukunft blickend. Er hat die Gerechtigkeit der Weltordnung erkannt. Er weiß, daß alle Ungleichheiten in der Welt nur neben einander gleichzeitig erscheinende Entwickelungsstufen sind, die für jede einzelne Individualität nach einander folgen. Er erkennt, daß in einem Weltall, das von der Kausalität beherrscht wird, alle anscheinenden Ungerechtigkeiten nur scheinbar sein müssen, daß, wenn jede Wirkung der Summe aller ihrer Ursachen gleichwertig ist, er notwendig für irgend etwas, das er jetzt bewußtermaßen leidet, irgend wann einmal im jetzigen oder in irgend einem früheren Bewußtsein seiner Individualität die Ursache dazu gegeben haben muß.

Aber wir wissen nicht nur, warum wir das gleiche Selbstverantwortungsgefühl für alles, was wir geworden sind und wollen, denken, thun, hauptsächlich in uns haben, sondern wir haben das gleiche Selbstverantwortungsgefühl auch für unsere Zukunft. Wir wissen, daß das Früher oder Später unserer Erlösung, unserer vollendeten Glückseligkeit in geistiger Befreiung, lediglich von unserem eigenen ernsten Wollen abhängt.

Alles „Leid" und „Unglück", das uns trifft, sehen wir als Erziehungsmittel an, die uns zu eben jenem Ziele dienen. Die meisten Menschen werden durch Unglück und Leid mehr demoralisiert oder verbittert als veredelt und geläutert; ihre Kraft erlahmt, sie werden trotzig oder sie verzagen ganz. Noch andern nützt das eigene Leid nur, insofern es sie Leid und Not der Mitmenschen verstehen lehrt und so durch das Gefühl des Mitleids Liebe zu den Nächsten weckt; und dabei kann sogar durch hingebendes Wirken für die andern das eigene Leid zeitweilig vergessen werden. — Uns wird aber eigenes und fremdes Leid nie trotzig und verzagt machen, denn wir fühlen seine Ursache und seinen Zweck, und wissen, daß das Leid nur eine kurze Durchgangsstufe ist. Wir wissen, daß wir unser bewußtes Empfinden als „Kulturmenschen" nicht zum Maßstabe des Weltdaseins zu machen haben; wir betrachten das Ge-

Digitized by Google

schehene „sub specie aeterni“, vom Standpunkte des Ewigen, Unwandelbaren in uns, und es wird uns leicht, uns in den Weltwillen zu fügen, unser Leid und Unglück zu ertragen und zu überwinden dadurch, daß wir uns bemühen, einerseits deren Grund und Ursache, und andererseits deren Zweck und Nutzen für uns selbst in jedem Einzelfalle zu erkennen — jenen Zweck nämlich, der durch die selbstthätige Wirkung, durch die Thatsachen-Logik, der Entwickelung gegeben ist.

Indem es uns unmöglich ist, unser Herz an unsere Person (persona heißt Maske) zu hängen, kann auch das Ungemach des gegenwärtigen Erdenlebens unsern Geist (unsere bleibende Individualität) niemals erdrücken. Wie stürmisch um uns her das Meer des Lebens brausen mag: wer je den Fels, den innern unerschütterlichen Kern des Wesens der Unendlichkeit und Ewigkeit in sich empfunden und erkannt hat, dem kann nichts den Seelenfrieden rauben.

Ein Giordano Bruno, der die Wahrheit der Theosphie im vollsten Umfange erkannt hat, dessen Geistesleben sie verwirklichte, er stirbt auf dem Scheiterhaufen in Gelassenheit, — vielmehr noch, in der vollen Geisteskraft der Ueberzeugung, daß sein Selbst hier seinen letzen Ueberwindungs-Kampf vollbringt, daß hier das „göttliche“ Selbst in ihm von allen Fesseln sich befreit, die es bisher an viele leidvolle Gestaltungen des äußern Selbstseins banden, und daß es sich nun zu einer unermeßlichen Glückseligkeit auf höheren Bewußtseinsstufen der Fortentwickelung bis zur endlichen Vollendung aufschwingt.

Das war eine letzte Probe auf das Exempel der theosophischen Begründung der Ethik, soweit sie die eigene Individualität betrifft. Mögen auch Brunos Biographen kaum diesen innern Zusammenhang seiner Erkenntnis mit seinem Feuertode verstehen, einige ahnen wenigstens die Größe dieser vorbildlichen Leistung, wenn sie ähnliches bei ihm berichten, wie es uns erzählt wird, als einst das „Es ist vollbracht“ am Kreuze auf den Lippen jenes Meisters der barmherzigen Liebe erstarb:

„Noch war der Scheiterhaufen nicht verglommen, noch sangen die Totenbrüder ihre Litanei, da erbebte die Erde und ein rollender Donner entdröhnte dem Boden. Der ferne Vesuv begann einen Ausbruch, und dessen Wirkungen spürte Nola und Rom. Viele Häuser begannen zu wanken, fallende Trümmer beschädigten die auf den Straßen sich drängende Menge. Der Pöbel, vom plötzlichen Entsetzen erfaßt, an ein Strafgericht Gottes glaubend, drängte sich mit wüstem Geschrei hierhin und dorthin. Viele erstickten im Gedränge. — Auf der Piazza Farnese standen zahlreiche Ochsen, bestimmt zur Ernährung der frommen Pilger, welche die Stadt füllten; von der Erderschütterung erschreckt, rissen sie sich los, und rannten rasend bis zum Platze der Hinrichtung. Da war kein Halten mehr, in wenigen Minuten war der Platz leer, und nur Tote und Verwundete lagen noch in der Nähe des rauchenden Aschenhaufens“.

Mag das nun Phantasiegebilde oder Wirklichkeit gewesen sein, soviel ist zweifellos, daß solche Meisterschaft praktischer Ethik von unendlich weit-

Digitized by Google

ragender Wirkung ist. Nimmt vielleicht auch nicht die leblose anorganische Natur an solchem Akte teil, so bewegt er doch die Herzen ungezählter Tausende, Millionen auf Jahrhunderte hinaus, sogar die Herzen Derer, die kaum besser als die leblose, unbewußte Natur verstehen, was da eigentlich vorgeht.

Doch wer ist heute reif zu solcher Meisterthat?! Ja, wer? Ist das aber Grund zu verzweifeln ob des langen Weges, den wir vor uns haben?! Bruno bahnte sich seinen Richtweg steil den Berg hinan durch Dornengestrüpp und über Schlangengewürm hinweg. Wir andern gehen langsamer den sich bequemer schlängelnden Promenadenweg hinauf. Das Kraftmaß, welches nötig ist, die Last hinaufzuschleppen, ist das gleiche: wir verteilen uns die Mühe auf längere Zeit, so lange wie wir wollen: und — „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?!“ ruft Lessing zuversichtlich aus, beim Ausblick auf den langen Weg, den jeder Einzelne in der „Erziehung des Menschengeschlechtes“ bis zum Gipfel der Vollendung vor sich hat.

„Könnte ich doch mein Leben noch einmal beginnen, um dies oder jenes anders machen zu können!“ So hat mancher schon geseufzt, geblendet von dem sinnlichen Bewußtsein der heut herrschenden, kurzsichtigen Weltanschauung. Selbstverständlich kann nicht nur, nein, muß ein jeder immer neu beginnen, bis er nicht nur dieses oder jenes besser machen kann, sondern bis er alles ganz und gar vollendet haben wird! Ohne dies wäre alles Dasein sinnlos, unerklärlich in seiner Entstehung und Entwickelung, unverständlich in seinem Zweck und Ziel. Die treffendste Darstellung alles Werdens aber als ein Wachsen des Bewußtseins und ein Aufgehen in den All-Willen giebt Rückert in seiner „Weisheit des Brahmanen“:

„Aufgeben sollst Du nur das Selbst, das Du nicht bist,
Nicht jenes, das in dir die Gottheit selber ist.





Das Rätsel des Astralkörpers.

Von

Ludwig Deinhard.

✻

Im verflossenen Jahr fing ich an, unter diesem Titel in der „Sphinx“ interessante Berichte über Alles zusammenzustellen, was sich in der neueren Litteratur des Okkultismus ganz speziell mit dem Astralkörper befaßt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das Schicksal des Okkultismus in Bezug auf die Anerkennung seiner Thatsachen Seitens der modernen Welt der Naturforscher, die ja das Gedankenleben unserer Zeitgenossen vollkommen beherrscht, ganz und gar davon abhängt, ob es gelingt, diese nur dem sinnenfälligen zugewandten Forscherkreise von der Existenz eines im physischen Körper jedes Lebewesens vorhandenen ätherischen (astralen) Körpers zu überzeugen.

Der Gewährsmann für die im Folgenden möglichst kurz wiedergegebenen Berichte ist nun kein Geringerer, als der gegenwärtige Präsident der Theosoph. Gesellschaft, H. S. Olcott in Adyar, ein Mann, dessen Charakter und Gewissenhaftigkeit sogar von seiten eines der hartnäckigsten Gegner der theosophischen Bewegung, Prof. Max Müller (siehe dessen Artikel über esoterischen Buddhismus in der „Zukunft“ Nr. 82, 83, 84), anerkannt wird.

In den „Alten Tagebuchblättern“, welche — wie die Februarnummer der „Sphinx“ S. 133 Fußnote mitteilte — Olcott seit Jahren in seiner Monatsschrift veröffentlicht, finden sich im Kapitel XXV (Theosophist vom April 1894) besonders wichtige Erlebnisse, Erinnerungen aus einem Leben, das sich, wie kaum ein zweites unter unseren Zeitgenossen, seit etwa 25 Jahren in der Sphäre des Uebersinnlichen bewegte und deshalb in Bezug auf die Erkenntnis dieses transcendentalen Gebietes außerordentlich viele interessante Daten zu liefern vermag. Olcott beginnt das erwähnte Kapitel mit einem Hinweis auf die umfangreiche englische Litteratur über den Astralkörper (Phantasms of the living etc.) und fährt dann fort: „Die wirkliche Existenz des Astralkörpers und die Möglichkeit seiner Trennung von seiner physischen „„Scheide““ kann während des Lebens nur auf einen

der zwei folgenden Wege anerkannt werden: entweder dadurch, daß man den Astralkörper einer andern Person sieht, oder dadurch, daß man seinen eigenen Astralkörper aussendet, und seinen physischen Körper von außen betrachtet. Besitzt Jemand eine dieser Erfahrungen, so kann er sagen, daß er weiß; mit beiderlei Erfahrungen wird seine Kenntnis zu einem absolut unumstößlichen Wissen. Ich besitze beide".

Olcott's erste Begegnung mit einem Meister.

Olcott erwähnt zunächst, daß er H. P. Blavatsky oftmals in ihrem Astralkörper gesehen habe, z. B. in den Straßen von New-York, wenn ihr physischer Körper in Philadelphia war. Er geht dann zur ausführlichen Erzählung eines Erlebnisses aus der Mitte der 70er Jahre über, das, wie kein zweites in seinem Leben, diesem eine ganz bestimmte Richtung gab. Er lebte damals in der nordamerikanischen Metropole und arbeitete mit H. P. Blavatsky zusammen an der „Isis unveiled". Eines Abends hatte er sich nach der Arbeit in sein Schlafzimmer zurückgezogen, nachdem auch H. P. Blavatsky sich in ihr entfernt von dem Olcott's gelegenes Schlafgemach begeben, und las in einem Buch über Reisen in Yucatan. Die Hausthüre war natürlich, wie Abends immer, fest verschlossen. Nichts, weder der Inhalt des Buches, noch das Thema des vorausgegangenen Gespräches zwischen beiden, noch der Gegenstand der beendeten Tagesarbeit stand in irgend einem Zusammenhang mit dem nun folgenden Ereignis. Olcott war ganz in seine Lekture vertieft, als er plötzlich aufblickend, einen Mann vor sich bemerkte, der in weiße orientalische Gewänder gekleidet war, bedeckt mit einem gestickten Turban, mit langen schwarzen Haaren und einem nach Art der Rajput in der Mitte geteilten schwarzen Bart — eine majestätische Gestalt mit lebhaft glänzenden Augen und ausnehmend milden Zügen in dem edel geformten Gesicht. Olcott hatte sich von seiner Ueberraschung noch kaum erholt, als die Erscheinung ihm gegenüber auf einem Sessel Platz nahm, mit klarer Stimme das Wort ergriff und Olcott auseinanderzusetzen begann, daß für die Menschheit ein großes Werk zu verrichten sei, an dem er sich beteiligen könne, wenn er wolle, da Olcott mit H. P. Blavatsky durch ein unlösbares mysteriöses Band verknüpft sei. Nachdem Olcott längere Zeit diesen Worten zugehört, kam ihm plötzlich der Gedanke, ob dies alles nicht am Ende eine bloße Hallucination sei, die ihm von H. P. Blavatsky vorgezaubert werde, und der Wunsch stieg in ihm auf, einen greifbar bleibenden Beweis dafür zu erhalten, daß seinen Sinnen nicht etwas vorgegaukelt worden sei. Kaum war Olcott diese Idee gekommen, so knüpfte der seltsame Gast auch schon lächelnd seinen Turban auf, legte ihn grüßend auf den Tisch und — verschwand. Olcott stürzte sofort nach der Zimmerthür H. P. Blavatsky's, klopfte an und teilte ihr sein Erlebnis mit, das diese freudig aufnahm. Er schließt seinen merkwürdigen Bericht mit den Worten: „Auf dem Tisch aber lag das gestickte Kopftuch, als greifbarer Beweis dafür, daß ich nicht das Opfer einer psychischen Täuschung geworden, sondern vielmehr Kopf an

Digitized by Google

Kopf einem der älteren Brüder der Menschheit gegenübersaß, einem der Lehrer unserer stumpfsinnigen Schüler-Race. Aus diesem Gedanken, dieser Ueberzeugung heraus entwickelte sich später meine ganze Thätigkeit für die Theosophie und der Gehorsam gegen die hinter unserer Bewegung stehenden Meister, den kein noch so roher Angriff von außen, keine noch so grausame Enttäuschung jemals erschüttern konnte. Seit jener Zeit ist mir der Segen einer Begegnung mit diesem Meister wie mit anderen oft zuteil geworden".

Aussendung des Doppelgängers (Astralkörpers).

Vor Besprechung einiger von ihm selbst erwähnter Fälle der Loslösung des Astralkörpers tritt im Weiteren Olcott dem vielfach verbreiteten Glauben entgegen, daß das Vermögen, den Astralkörper auszusenden, den Beweis höherer geistiger Entwickelung involviere: „Man darf" — sagt er — „aus dem Umstand, daß Jemand im Astralkörper umherzuwandeln vermag (Fälle dieser Art sind ja zu tausenden von der Londoner Gesellschaft für psychische Forschung gesammelt worden) durchaus nicht den Schluß ziehen, daß eine solche Person besser, weiser, geistig fortgeschrittener oder besser qualifiziert zum Guru sei als eine, die diese Anlage nicht besitzt". Olcott hat denn auch — wie er versichert — niemals in seinem Leben sich einer Yoga-Trainierung unterzogen, seitdem er praktisch in der theosophischen Bewegung thätig ist. Er hat niemals nach der Entwickelung solcher psychischen Kräfte gestrebt; der Menschheit zu dienen, erschien ihm die beste Art von Yoga, und der beste Lohn dafür das Bewußtsein, zur Ausbreitung von Wissen und zur Bekämpfung der Unwissenheit das Seinige beigetragen zu haben.

Folgendes Erlebnis, daß ihm ohne besonders darauf gerichteten Willen selbst passierte, erzählte Olcott aus dem Jahre 1876, eine Geschichte, die ebenfalls in New-York und während der Arbeit an der „Isis unveiled" spielt, nur in einer andern Wohnung. H. P. Blavatsky bewohnte diesmal den 2. Stock eines Hauses, dessen 3. Stock Olcott inne hatte. Die Arbeitszimmer der beiden waren im 2. Stock. Olcott legte eines Abends nach Beendigung eines Kapitels einen ganzen Stoß Manuskripte in eine Kartonschachtel auf seinen Schreibtisch, den Anfang des Textes oben hin, den Schluß unten hinein. Nachdem er die Korridorthür fest verschlossen hatte, begab er sich hinauf, verschloß die Eingangsthüre zu seiner Wohnung und begann sich auszukleiden. Während dem kam ihm plötzlich der Gedanke, wenn er am Schlusse seiner soeben beendeten Arbeit nur noch drei Worte beifüge, so würde dadurch der ganze Absatz viel klarer werden. Während er darüber weiter nachdenkt, steigt ihm die Befürchtung auf, er könne am Ende über Nacht die drei Worte wieder vergessen; so verfällt er auf die Idee, einmal zu versuchen, die drei Worte während der Nacht im Astralkörper auf dem im unteren Stockwerk liegenden Manuskript anzufügen, wozu er, wie er wußte, sich während des Einschlafens geistig auf dieses Vorhaben konzentrieren mußte. Mit diesem konzentriert gedachten Wunsch schlief er dann wirklich ein.

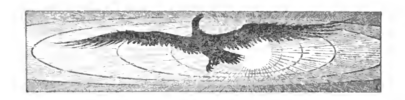
Am andern Morgen begrüßt er auf dem Weg zu seinem Arbeitszimmer im untern Stock zunächst H. P. Blavatsky, die ihn folgendermaßen anredet: „Was der Teufel haben Sie denn diese Nacht, nachdem Sie schon längst zu Bette gegangen waren, noch hier unten getrieben? Ich war schon zu Bett, als ich plötzlich den Astralkörper meines lieben Olcott durch die Wand huschen sah. Recht dumm und schläfrig sahen Sie dabei aus. Ich sprach Sie an, Sie gaben aber keine Antwort. Sie gingen in Ihr Arbeitszimmer, ich hörte Sie in Ihren Papieren herumsuchen. Was hatten Sie denn vor?"

Olcott berichtete H. P. Blavatsky von seinem beabsichtigten Experiment, und sie gingen zusammen in das Arbeitskabinet. Dort fanden sich richtig die drei Worte auf dem zu unterst liegenden Blatt, zwei davon deutlich in Olcott's Handschrift geschrieben, das dritte nur angefangen. Die Kraft der Konzentration schien dabei ausgegangen zu sein, denn das Wort verlor sich in einem undeutlichen Gekritzel. Olcott schließt den Bericht mit den Worten: „Wie ich dabei den Bleistift in der Hand geführt, oder ob ich die Worte geschrieben, ohne den Bleistift in die Hand zu nehmen, vermag ich nicht zu sagen. Vielleicht konnte ich gerade in diesem Falle die Worte mit Hülfe von H. P. Blavatsky's liebenswürdigen Elementargeistern projizieren, dadurch daß diese die Moleküle eines auf dem Tisch neben dem Manuskript liegenden Bleistiftes dazu benutzten. Sei dem, wie ihm wolle, die gemachte Erfahrung erwies sich jedenfalls als eine nützliche".

Ich will noch zum Schluß einen Fall von Astralkörper-Aussendung anführen, den ebenfalls Olcott erlebt und beschrieben hat — wo ähnlich den in den Juli- und August-Heften 1893 beschriebenen Fällen Repercussion, d. h. Rückwirkung auf den physischen Körper eintrat. Olcott hatte eines Abends vergessen, die neben dem Schlafzimmer H. P. Blavatsky's hängende Kuckucks-Uhr aufzuziehen. Als er morgens beim Ankleiden sein Gesicht im Spiegel betrachtete, bemerkte er, daß sein rechtes Auge blau und schwarz unterlaufen war, was er sich zuerst gar nicht erklären konnte. Eine mit H. P. Blavatsky zusammen wohnende Dame löste das Rätsel dadurch auf, daß sie Olcott erzählte, sie habe ihn trotz verschlossener Thüre in der Nacht in das Vorzimmer mit der Uhr hereinkommen und die Uhr aufziehen gehört. Als Olcott dann bemerkte, daß auf dem Wege zur Uhr ein Bücherständer hing, an dem er sich allerdings mit dem rechten Auge gestoßen haben könnte, und als ihm dann die dunkle Erinnerung an einen während der Nacht plötzlich gespürten Stoß kam mit darauffolgendem Flimmern vor dem rechten Auge, da wurde ihm der Vorgang klar, wie er hoffentlich auch für den Leser der „Sphinx", der die oben erwähnten früheren Berichte kennt, nichts allzu Ueberraschendes mehr hat.



Digitized by Google



Das Bewußtsein der Wiederverkörperung

bei den Parsen und Mohammedanern.

Von

Raphael von Koeber,

Professor und Dr. phil.

Schon in der alt-persischen Religion, d. h. in der Weltanschauung des Sarathustra (Zoroaster), finden wir alle Vorstellungen enthalten, welche dem Gedanken einer sich wiederholenden Verkörperung des sich entwickelnden Menschenwesens zu Grunde liegen: Unsterblichkeit und Vordasein der Seele, individuelle und kosmische Wiederkehr, endliche Dauer der Bußzeit („Höllenstrafen") und schließliche Erlösung aller.

Der (in unseren Augen nicht sehr wesentliche) Unterschied zwischen der zoroastrischen Seelenlehre und derjenigen der Inder und Aegypter ist, daß jene, erstens, gleich der Edda, die kosmische Wiederkehr stärker hervorhebt, und zweitens, die Vielheit der individuellen Wiederverkörperungen oder Strafen in einen Akt zusammenzieht, wobei sie sich freilich selbst gewissermaßen korrigiert, indem sie, nach der bereits erfolgten allgemeinen Auferstehung der Todten und der Wiederkehr des Kosmos, noch eine allgemeine, Bösen und Guten bevorstehende Läuterung annimmt, und dadurch gleichsam eine zweite Wiederkehr der Individuen lehrt.

Der Glaube an das Vordasein (Präexistenz) der Seele drückt sich in der Lehre von den Feruers aus.

Unter „Feruer" verstehen die Parsen etwas der platonischen „Idee" Aehnliches; es ist der individuelle Geist, das eigentliche Wesen eines Dinges, der ewige Gedanke der Gottheit, der bereits vor der Schöpfung der sichtbaren Welt da war. Man kann ihn Seele nennen, wenn man unter der letzteren nicht die an den Körper gebundene und vergängliche Lebenskraft versteht.

Aus diesen drei Teilen ist der Mensch und jedes lebende Wesen zusammengesetzt.

Der Körper und die Lebenskraft vereinigen sich nach dem Tode wieder mit den Elementen, aus denen sie bestehen. Der Geist, der Feruer,



aber kehrt — sofort oder nach vollbrachter Buße, je nach des Menschen Thaten im irdischen Leben — in die himmlischen Regionen zurück, aus denen er zur Erde niedergestiegen war.

Der Feruer ist der eigentliche (geistige, höhere, reinere) Wesenskern. So heißt es im Bundehesch (XVII. Kleuker's Zend-Avesta Bd. III, S. 90):

„Nachdem der Menschenkörper im Mutterleibe gebildet ist, kommt die Seele (d. h. der Feruer) vom Himmel und belebt ihn. So lange er durch sie lebt und sich bewegt, begleitet sie ihn unablässig. Wenn der Mensch stirbt, wird sein Leib Staub und die Seele (Feruer) kehrt zum Himmel zurück".[1])

Das Schicksal der Feruer entscheidet sich auf der Brücke Tschinevad, die von der Spitze des Berges Albordsch in den Himmel führt und von den abgeschiedenen Seelen überschritten werden muß. Nur die reinen vermögen dies, die unreinen dagegen werden von ihr in den Abgrund Duzakh hinabgestürzt, der nicht sowohl der christlichen Hölle als mehr dem Fegefeuer entspricht. Hier verbleiben die Seelen, bis ihre Reinigung, welche auch nach der Vorstellung der Perser durch Gebete der Hinterbliebenen beschleunigt werden kann, erfolgt. Die schlimmsten Sünder verlassen den Strafort erst am Tage der allgemeinen Auferstehung der Toten, mit dem die vierte und letzte Weltperiode, die der vollkommensten Glückseligkeit, beginnt.

An dieser Glückseligkeit werden alle Geschlechter der Menschen seit Erschaffung der Welt teilnehmen. Die Wiederbelebung der Toten geht in der Ordnung vor sich, wie die Menschen auf Erden entstanden sind. Zuerst kehrt der Urmensch, Kaiomorto, und das erste Menschenpaar, Meschia und Meschiane, wieder; sodann das übrige Menschengeschlecht nach seiner Reihenfolge. Mit den neubelebten Leibern vereinigen sich wieder ihre Feruers. Ehe aber die Auferstandenen zur Seligkeit gelangen, müssen sie von allen Ueberresten des Bösen, die ihnen trotz der Reinigung im Duzakh noch anhaften, befreit werden, da in der zukünftigen Welt nichts Unreines sein darf.

Zu diesem Ende müssen alle ohne Ausnahme, Böse wie Gute, eine letzte, kurze, jedoch für die Bösen unsäglich schmerzhafte Läuterung durch ein Feuer erdulden, welches alle Berge und Metalle schmelzen und das böse Prinzip, den Ahriman selbst, mit seinen Dews (den bösen Geistern) verwandeln wird.

Nach diesem Weltbrande erfolgt die kosmische und individuelle Verjüngung. Die neue, reine Erde wird eine vollkommene Ebene bilden, denn die Berge sind ja geschmolzen. Die gereinigten Leiber der Menschen sind alsdann verklärt, ätherisch, ohne Schatten zu werfen, und unsterblich; d. h. sie leben fort während der letzten 3000 Jahre. Um diese Zeit ist die Schöpfung vollendet. Was hernach geschieht — ob eine neue Schöpfung,

[1]) Vergl. auch Kleuker, Bd. I, 12 ff. Anqnetil du Perron, Zend-Avesta (Paris 1771) II, 384. E. Röth, Gesch. unserer abendländ. Philos. (Mannheim 1846) I, 419. 429 f. F. Nork, Mythen der alten Perser als Quellen christlicher Glaubenslehren und Ritualien (1835) S. 148.

Digitized by Google

oder gänzliche und ewige Ruhe der Gottheit, oder Thätigkeit und Ruhe abwechselnd? — darüber sagt die parsische Religion nichts.[1])

Eine eigentliche Seelenwanderung hat Zoroaster nicht gelehrt.[2]) Man findet diese aber bei der parsischen Sekte der Jezdianer oder Huschianen; welche vor Zoroaster bestanden haben soll und sich bis in das 17. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung fortpflanzte.

Wer — so lehrten sie — die höchste Stufe der geistigen Entwickelung, die in der Vereinigung der Seele mit dem göttlichen Geiste besteht, noch nicht erreicht hat, gelangt nach dem Tode zu der Sphäre, mit der er die meiste Aehnlichkeit hat. Hat eine Seele gute Gedanken und Werke geäußert, aber die zu ihrer Befreiung erforderliche Reinheit noch nicht erlangt, so wandert sie so lange von Körper zu Körper, bis sie durch vollkommene Gedanken und Handlungen die Befreiung von ihrer irdischen Hülle und zugleich eine höhere Stufe in der Ordnung der Geisterwelt verdient hat. Die Seelen, welche niederen Lastern anhängen, treten aus der Ordnung der Menschheit heraus und wandern stufenweise abwärts, durch Thierkörper, selbst durch Pflanzen und Mineralien, was möglich ist, insofern „alle Wesen Strahlen des Lichtes alles Lichtes", d. h. einander wesensverwandt sind.[3])

Unter den Mohammedanern sind es gleichfalls die Sektierer — nicht die orthodoxen Anhänger des Koran —, bei denen der Glaube an Wiederverkörperung und Seelenwanderung zu finden ist. Es sei denn, daß man die Auferstehungslehre des Koran, das Leben im Paradiese, als eine exoterische Ausmalung, eine dem sinnlichen Geschmacke der Orientalen schmeichelnde Umgestaltung des Gedankens der Wiederverkörperung in einem späteren vollendeten Leben ansehen wollte. Wahrscheinlich ist damit aber nur der Zwischenzustand des persönlichen Bewußtseins nach dem Tode (bis zur nächsten Verkörperung), der „Himmel", gemeint.

Auch, daß die Gottheit oder der göttliche Logos sich in verschiedenen menschlichen Gestalten zu verschiedenen Malen in der Welt manifestiere, ist

---

[1]) Ueber die persische Auferstehungslehre s. Bundehesch c. XXXI (Kleuker, o. a. O. III, 111 ff.).

[2]) Eine Andeutung dieses Gloubens darf mon ouch kaum in Auquetil du Perron's Darstellung der zoroostrischen Auferstehungslehre erblicken (Mémoires de Litterat. otc. T. 37, Paris 1774, VIIe sect.). So sagt er u. a. (p. 665): „La nature, sortie des mains d'Ormuzd, ne souffre point d'anéantissement: les êtres changent seulement de forme. Par exemple, à la mort de l'homme, l'eau de son corps se réunit à l'eau; les os, les veines, le sang etc. s'identifient en quelque sorte avec la terre, le poil avec les plantes, la vie animal se réunit à l'air et le fen au fen. L'âme, qui voit que les êtres qui entraient dans la composition de son corps ne cessent pas d'exister, peut donc toujours espérer de l'habiter une seconde fois". Oder (p. 666): „L'âme, après la mort, rode dans le lieu où elle a quitté le corps, et dans celui où le cadavre a été déposé, dans l'espérance de lui être unie une seconde fois".

[3]) A. Neander, genet. Entwickel. der vornehmsten gnostischen Systeme (Berlin 1818) S. 79 Anm. 6.

eine dem Islam sehr geläufige Vorstellung, der man schon in der ersten Zeit des Mohammedanismus, zu Lebzeiten Alis,[1]) begegnet. Die Schiiten huldigten ihr sowohl in Rücksicht Alis selber als seiner Nachkommen.

In Chorasan war vielfach die Meinung verbreitet, daß Abu Moslim, der Feldherr, welcher (durch die Schlacht am Zab im Jahre 750) die Dynastie der Omajjaden stürzte, eine Verkörperung des göttlichen Geistes sei.

Im Anfang des 3. Jahrhunderts der Hedjra trat in Persien ein Mann, namens Babek auf, der Kommunismus und Seelenwanderung lehrte. Er war von dem Glauben beseelt, der Geist eines alten Fürsten und Gesetzgebers wohne in ihm, und er leistete mit seinen Anhängern dem Chalifen lange erfolgreichen Widerstand.[2])

Die theosophische Sekte der Motaziliten (entstanden in der 1. Hälfte des 8. christlichen Jahrhunderts) hatte ebenfalls die Anschauung, daß der göttliche Logos sich verkörpere, und entwickelte eine ganz „heidnische" Doktrin der Metempsychose.[3])

Beides finden wir wieder in der Religion der Drusen, die im elften christlichen Jahrhundert von Hamsa gestiftet wurde, und ferner im Pantheismus der Sufis, der mohammedanischen Mystiker, unter denen einige persische Dichter des 12. bis 14. Jahrhunderts als die bedeutendsten Vertreter gelten.

Die Drusen sind ein syrisch-arabischer Volksstamm, der (etwa 80000 Menschen stark) den westlichen Abhang des Libanon und zum Teil auch den Antilibanon bewohnt. Ihre Religionslehren haben sie lange geheim gehalten, dennoch sind ihre heiligen Bücher jetzt in Abschriften auch in Europa bekannt geworden. Ihre religiösen Anschauungen beruhen auf mohammedanischen Grundlagen und lehnen sich an christliche, parsische und andere philosophische Systeme an; die Geheimlehre ihrer „Eingeweihten" (Akkal) ist eine Art von Gnosis (innere Erleuchtung).

Die Grunddogmen ihrer Religion[4]) sind: Gott ist all-einig. Er kann weder durch die Sinne gefaßt, noch begrifflich definiert werden. Die Gottheit offenbart sich den Menschen zu verschiedenen Zeiten in menschlicher Gestalt, ohne jedoch mit den Schwächen der menschlichen Natur behaftet zu sein. Die letzte göttliche Verkörperung war der Khalif von Aegypten Hakem oder Hakim (am Ende des 4. Jahrhunderts der Hedjra, 996—1020), der am Tage des Gerichts wieder erscheinen, seine Feinde besiegen und ein Weltreich gründen wird.

Die erste Schöpfung Gottes ist die Vernunft des Alls („l'intelligence universelle", die wohl nicht anders denn als der Logos zu verstehen ist),

[1]) Ali (602—661), der vierte Nachfolger (Stellvertreter, Chalif) und Schwiegersohn Mohammeds.

[2]) A. v. Kremer, Gesch. der herrschenden Ideen des Islams (Leipzig 1868) S. 73 f.

[3]) Ebd. S. 33. vgl. S. 27 ff. H. Ritter, Gesch. d. Phil. VII, 760.

[4]) Silvestre de Sacy, Exposé de la Religion des Druzes, Paris 1838.

Digitized by Google

das einzige aus Gott unmittelbar hervorgegangene. Sie erscheint auf Erden immer gleichzeitig mit einer Menschwerdung Gottes. Zur Zeit Hakems trat diese göttliche Vernunft in der Gestalt des Religionsstifters Hamza oder Hamsa auf.[1]) Diesem allein kommt demnach die Kenntnis aller Wahrheiten zu; er allein steht auch in unmittelbarem Verkehr mit Gott. Alle Seelen sind von dieser göttlichen Vernunft geschaffen. Ihre Zahl ist von Anfang an bestimmt; sie kann weder vermehrt noch vermindert werden. Während der Leib nach dem Tode nicht wiederkehrt, nimmt die unvergängliche und sich selbst stets gleiche Seele eine neue und zwar ihrer inneren Natur entsprechende Gestalt an. So kommt ein Heide als Heide, ein Druse als Druse wieder. Die Seelen wandern wechselnd von einem Körper in einen anderen, und ihre Vollkommenheit nimmt zu oder ab, je nach dem Grade ihres im Leben bekundeten Religionseifers.[2])

Die Seelenwanderung wird dadurch begründet, daß der Mensch der Weltzweck ist und alle Wesen nur da sind, um ihm zu dienen: die gänzliche Vernichtung seiner Individualität, während doch alles Uebrige so lange wie die Welt bestehen bleibt, wäre demnach mit der göttlichen Weisheit unvereinbar.[3]) Daß uns aber die Erinnerung an unsere früheren Zustände versagt ist, wird damit begründet, daß wir nicht, gleich Gott, allwissend sein sollen.[4])

Ob die Drusen auch eine Wanderung der Seelen durch Thierleiber annehmen, ist nach Sacy fraglich, wird aber in den Mitteilungen anderer verneint.[5]) Ihre Behauptung, die Christenseelen gingen nach dem Tode in Affen und Säue über, ist wohl nur symbolisch zu verstehen.[6]) Die Christen sind ihnen besonders verhaßt, weil die unter dem Papste stehende Sekte der Maroniten in ihrer unmittelbaren Nähe, zum Teil mit ihnen in denselben Dörfern vermischt, angesiedelt sind, und weil die Drusen die Vertilgung der Ungläubigen für eine besondere Notwendigkeit halten. Diese uralte Feindseligkeit brach am schlimmsten in den Gemetzeln vom Mai bis Oktober 1860 hervor, besonders in Damaskus vom 9. bis 16. Juli. Dabei ging von jener Christensekte ein großer Teil zu Grunde. — Diese Feindschaft ist um so widersinniger, als die Drusen glauben, daß in ihrem eigenen Begründer, dem Khalifen Hakem, die Seele Jesu von Nazareth wieder verkörpert gewesen sei.

Nicht gerade äußerlich freundlicher gesinnt, wohl aber innerlich dem geistigen Christentum nahe verwandt ist der Sufiismus, die Mystik des Mohammedanismus.

---

[1]) Während der Perser Mohammed Ibn Jsmail ed Darasl besonders die Lehre Hakems verbreitete, brachte Hamsa sie in ein System im Anfange des 5. Jahrhunderts der Hedjra, also unseres 11. Jahrhunderts.

[2]) Silv. de Sacy, a. a. O. T. I. Introd. p. III. vgl. T. II. p. 408—411.

[3]) Ebd. II, 412.

[4]) Ebd. p. 414.

[5]) Caernarvon, The Druses of the Lebanon (London 1860); Curchbill, Mount Lebanon, Bd. 4 (2. Aufl., London 1862); Guys, La nation druse (Paris 1864).

[6]) Silv. de Sacy, p. 432, 434.

Sylvestre de Sacy und auch noch Goethe im „West-Oestlichen Diwan“ nehmen an, daß diese Mystik hauptsächlich durch indische Einflüsse in den Mohammedanismus hineingetragen worden sei. Aber schon Tholuck hat bewiesen, daß der Sufiismus[1]) durchaus auf mohammedanischem Boden gewachsen und auch nicht etwa auf irgend eine frühere persische Sekte zurückzuführen ist. Und wenn in späterer Zeit auch Persien und Indien stark dazu beigetragen haben, diese islamitische Mystik zu hoher Blüte zu bringen, so wirkten doch bei ihrer Entstehung vor allem christliche und neu-platonische Einflüsse mit.

Obwohl Mohammed im Koran alles Mönchstum verworfen hatte, so vereinigten sich doch schon 623 (im Jahre nach der Hedjra) Männer aus Mekka und Medina und begründeten als Sufis eine kommunistische Gemeinde. Einen großartig begeisterten Ausdruck erhielt diese Geistesrichtung freilich erst durch eine Frau, namens Rabia, die 757 starb. Aber als eigentlicher Begründer des Sufiismus gilt sogar erst Abu Said Abul Cheir (um 820), ein armer Handwerker, der sich vom göttlichen Geiste beseelt fühlte.

Die Litteratur dieser Mystik ist zum Teil arabisch und türkisch, das Beste in derselben aber haben die persischen Dichter geliefert, und unter diesen ist es wieder Mewlânâ Djelal-ud-din Rûmi (gest. 1162), der mit seinem Lehrgedichte Mesnewi-Mânwi ein Werk geschaffen hat, das von allen geistig lebendigen Mohammedanern nur dem Koran nachgestellt, von manchen sogar diesem vorgezogen wird. Diese spätere Mystik, in der sich der gnostische Pantheismus zu klarer theosophischer Erkenntnis erhebt, ist der eigentliche Sufiismus. Auf diesem Boden ist das Schönste und Tiefsinnigste erwachsen, was der Mohammedanismus überhaupt an Poesie hervorgebracht hat.[2]) Davon giebt uns selbst Tholuck in seinen leider recht unbeholfenen Uebersetzungen zahlreicher Fragmente aus den Dichtungen der hervorragendsten Sufi[3]) ein deutliches Bild.

Nachfolgende Stelle aus dem Mesnewi des Djelal-ud-Din Rumi (aus dem 13. Jahrh.), den Tholuck mit Recht zu den Mystikern erster Größe rechnet, spricht auch für den Seelenwanderungs- und Präexistenz-Glauben der Sufi.[4])

Der Khalif Omar unterweist einen griechischen Boten in den Wahrheiten des Sufiismus:

---

[1]) Der Name stammt entweder von dem Worte sûfîy, weise oder von sûf, was einen Kittel aus Schafwollstoff bedeutet. Ein solches weiß-wollenes Gewand trugen die Asketen in den ersten Zeiten des Islam. Letztere Ableitung des Wortes wird seit Sprenger (Dictionary, I, 262) jetzt allgemein angenommen. Vgl. auch Kremer (a. a. O., 65).

[2]) Vgl hierüber besonders Prof. F. Max Müllers Vorlesungen über Theosophy (The Gifford Lectures 1892, London, Longmann & Co. 1893, Lecture XI).

[3]) Professor F. A. G. Tholuck, Blütensammlung aus der morgenländ. Mystik, Berlin 1825.

[4]) Ebd. S. 77 ff. — In der berliner Original-Handschrift S. 93 f.

„Wüste war des Griechen Herz, erstarrt und rauh,
Omar macht's im Nu zur Paradiesesau.
Von der Weisheit Höh' und Unergründlichkeit
lehrt er ihn und Gottes Sein und Wesenheit'
lehrt vom Liebeskuß, den Gott den Seinen giebt,
von Verzückung und Entrückung deß, der liebt.
Was Verzückung, das ist manchem wohlbekannt,
doch Entrückung ist ein unbekanntes Land!
Omar kündet seiner Seele langen Pfad,
Was für Sphären schon der Geist durchwandert hat.
Von der Zeit ohn' Zeitverlauf am Weltenschluß,
von dem Zionssitz und seinem Hochgenuß.
Von dem Aether, da der Vogelfürst der Seel',
einst herabsank in der Erde dunkle Höhl'.
Ob der Sternwelt einst den Fittig kühn er schwang,
wußte nichts von Hoffnung und Begierdedrang.

Da Rûmi für einen der bedeutendsten Dichter der Perser gilt, wird die Form des Originals wohl etwas weniger schwerfällig sein. Doch kommt es hier ja nur auf den Sinn der Verse an, nicht auf den dichterischen Ausdruck. Auch Tholuck weist in einer Anmerkung zu diesen Versen auf die darin enthaltene Vorstellung der Wiederverkörperung oder „Seelenwanderung", was beides er wohl nicht zu unterscheiden verstand, hin und fügt hinzu, daß sich auch sonst von dieser Lehre Spuren bei den Sufis finden.

Noch deutlicher als in der eben angeführten Stelle spricht sich Rûmi im 4. Buche jenes Mesnewi-Manwi aus.[1]) Dort heißt es:

Wenn ein Mensch, der viele Jahre in einer bestimmten Stadt gewohnt hat, im Schlafe für kurze Zeit eine andere Stadt voll Gutem und voll Bösem sieht, so erinnert er sich nicht seiner eigenen Stadt (in der er im wachen Bewußtsein lebt). Er erinnert sich auch nicht der Thatsache, daß er in dieser Stadt gelebt hat, und daß die neue Stadt nicht diese andere ist, und daß er jetzt in der neuen (Traum-)Stadt (nur für kurze Zeit) weilt. Er glaubt vielmehr, daß er immer dort gewesen ist, und daß er in dieser selben (Traum-)Stadt geboren worden und zu Hause ist.

Was Wunder (ebenso), wenn die Seele sich nicht der Orte ihrer früheren Geburten und Wohnsitze erinnert?! Denn dieses Leben ist wie ein Traum und verhüllt (uns unsere früheren Verkörperungen), wie die Wolke uns die Sterne verdeckt. Du hast solchen Schlaf oftmals erlebt: fasse doch den Traum in der Welt dieses gegenwärtigen Lebens ganz ebenso auf.

Du bist schon durch sehr verschiedene Städte gewandert und hast noch nicht den Staub (das Karma [H. S.]) von dir abgeschüttelt, der dich in jenen Orten beschmutzt hat. Du hast dich noch nicht ernstlich bemüht, deine Seele soweit zu reinigen, daß sie deine Verhältnisse (in früheren Verkörperungen) klar sehen kann. Sobald deine Seele aus dem wunderbaren Meere (des Nicht-Wissens) auftauchen sollte, würde sie, mit geöffneten Augen, ihren Anfang und ihr Ende sehen Zuerst war sie im Mineralreich dann kam sie in das Pflanzenreich. Lange Jahre blieb sie im Pflanzenreich, und während sie in diesem Reiche weilte, erinnerte sie nichts von ihrem Aufenthalt im Mineralreich. Als sie sodann vom Pflanzen- in das Tierreich überging, verlor sie alle Rückerinnerung an ihre Zustände als Pflanze.

— — — — —

[1]) Cf. Vol. I No. 4 der New Series des Oriental Department der European Section of the Theosoph. Society zu London N. W., Frühjahr 1893.

Weiter zieht der Schöpfer, den du kennst, sie von dem Tierreich in das Menschendasein hinüber. Auf diese Weise wanderte sie von Welt zu Welt (verwandelte sich von einer Daseinsform in die andere), bis sie jetzt den Zustand der Vernunft (als Mensch) erreicht hat. Sie erinnert sich nicht ihrer früheren Bewußtseinszustände. Dazu hat sie sich erst über die Grenzen ihres gegenwärtigen Bewußtseins zu erheben, so daß sie frei wird von diesem Bewußtsein (Intellekt) voller Begierden und Lüsten (Geiz und Habsucht) und erst Tausende von (neuen) außerordentlichen (Graden von Bewußtseinszuständen erlebt (erfährt).

Obwohl die Seele ihre Vergangenheit verschlafen und vergessen hat, wie sollte sie wohl in diesem Zustande des Vergessens bleiben können?! Sie wird von dem gegenwärtigen Schlafe (zum vollen Bewußtsein) erwachen, und wird dann über ihren gegenwärtigen Zustand lächeln (denkend): In welch unglücklichem Zustande war ich während jenes Schlafes! Warum hatte ich doch die wahre Sachlage nicht gewußt? Warum erkannte ich doch nicht, daß alle meine Sorgen und Leiden damals nur von Handlungen und Einbildungen (Vorstellungen) in meinem damaligen Schlafe herrührten!

Auch eine andere Stelle aus Tholuck's „Blütensammlung aus der morgenländischen Mystik"[1]) sei hier angeführt. Sie ist dem Lehrgedichte Gülschen Ras (Rosenbett des Geheimnisses) aus dem Jahre 1339 entnommen. Der Verfasser wird nur Mahmud genannt:

Im Menschen liegt verhüllt der Keim der Weisheit;
er strebt, bis daß er kommt zu letzter Einheit.
Als Einzelwesen bleibt er vor sich selbst stehn,
fragt was er ist, muß über sich hinausgehn.
Vom Teil macht seinen Weg er zur Gesamtheit,
nur dann kehrt wieder er zurück zur Teilheit.
Die Welt, das sieht er klar, ist nur ein Gleichnis,
in Zahlen aller Art kreist nur der Einer.

Zum Schlusse mag hier noch eine Stelle aus demselben Gedichte nach Whinfield,[2]) wenn auch nur in Prosa, wiedergegeben werden. Sie ist nicht nur für die Weltanschauung der Sufi überhaupt bezeichnend, sondern insbesondere auch für die darin geäußerte geistige Brüderlichkeit gegenüber dem Christentum. Eben dies theosophische Bewußtsein, daß alle Menschen, ja alle Wesen ohne Ausnahme nur Verkörperungen von Ausstrahlungen der Gottheit und deshalb Brüder sind, eben dies Bewußtsein, führt von selbst zu der Erkenntnis der notwendigen Wiederverkörperung jedes Einzelwesens, bis es endlich sein Wesen ganz in dem der Gottheit verwirklicht und damit sein Sonderdasein vollendet:

Weißt du, was das Christentum ist? Ich will's dir sagen. Es ruft dein eigen Ich aus dir hervor und trägt zur Gottheit dich empor. Deine Seele gleicht der Klause, in der stets das Eine wohnt. Du bist Jerusalem, die Stadt, in der das Ewige thront. Der heilige Geist wirkt dieses Wunderwerk; denn wisse, daß der Gottheit Wesen in dem Heiligen weilt. Der Gottheit Geist giebt deinem Geist die Geisteskraft; und unter einem dünnen Schleier waltet er in deinem Geist. Wenn du vom Geist befreit wirst aus dem Menschentum, dann findest du den ewigen Frieden in dem Heiligtum der Gottheit. In wem alle Leidenschaften schweigen, der wird, wie einst Jesus Christ, gen Himmel steigen.

[1]) S. 194. Nach einer Handschrift der Dinzischen Bibliothek.

[2]) Max Müller, a. a. O. 343.

Wahrlich, Max Müller hatte recht, wenn er am Schlusse seines Vortrags über die Theosophie im Sufiismus (S. 360) sagt: „Wenn Christentum und Mohammedanismus einst einander die Hände reichen werden, um vereint die höchsten Ziele zu erreichen, denen beide zustreben, so wird der Sufiismus die beiden gemeinsame Grundlage sein, auf der sie einander am besten treffen, am besten verstehen und am besten helfen können". Sicherlich, denn nur in der Erkenntnis der Theosophie und im Streben der Mystik wird die Menschheit eines Sinnes und eines Geistes werden!



Hoffnung.

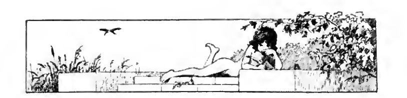
Von

Otto Schönermark.

O, monddurchglänztes Wolkenbild,
Im sternbesäeten Himmelsraum,
Wie malst du mir so gnadenmild
Den alten oft geträumten Traum!

Ist's doch, als sprächest du zu mir
Von reichem Trost und schönem Lohn,
Scheint's doch, als winkten traulich mir
Die fernen Lichtgefilde schon.





Die chemischen Elemente im magischen Quadrat.

Von

Karl Aug. Hager.

❦

II

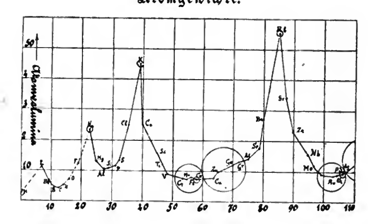
In meinem ersten Aufsatze über die Ordnung der chemischen Elemente im magischen Quadrat (Sphinx, Maiheft 1894) fehlten leider die beiden Figuren. Während dieselben hier nachfolgen, wird es zweckmäßig sein durch Zufügung noch einer dritten Figur und kurze Andeutungen das Gefundene in Kürze etwas näher zu erläutern.

In äußerst liebenswürdiger Weise hatte Herr Dr. Maack meine allerdings knappe Darstellung im Maihefte erweitert. Dabei führte er auch an, daß es mir, wie ich ihm mitgeteilt hatte, nicht gelungen sei magische Quadrate für die Kurvenbögen ohne Metalle zu finden und daß bei Aufeinanderlegung der Quadrate mit der Wurzel 3 die in der Natur meist gemeinsam anzutreffenden Elemente K bis Ni, Ni bis Rb, Rb bis Pd, Pd bis Cs, aufeinanderfallen. Auf Letzterem fußend habe ich alle Elemente in magischen Quadraten von der Basis 3 untergebracht, obgleich auf den ersten Blick Ungenauigkeiten vorhanden sind, die mich damals bei den beiden ersten Quadraten stutzig machten. Die von Professor Dr. Lothar Meyer angenommenen Zahlen für die noch unbestimmten Elemente habe ich gelassen und nur auf das vereinte Vorkommen der betreffenden Elemente in der Natur geachtet. Man ist alsdann genötigt zwei Quadrate zwischen H und Na (Fig. 1) zu bilden, die sich ergeben als

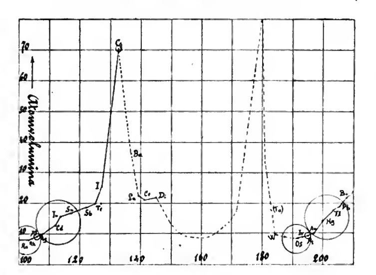
			38
B 10,9	Na 23	Li 7	40,9
Be 9	C 12	O 16	37
F 19	H 1	N 14	34
38,9	36	37	36,9

Figur 1.

Atomgewichte.



Figur 2.



70
60
50
40
30
20
10
100
120
140
160
180
200
Cs
Ba
La
Ce
Di
I
Te
Sb
Sn
In
Cd
W
Os
Ir
Tl
Hg
Pb
Bi

Figur 3.

Daß dieses Quadrat schon wegen der Zahlen als gültig angesehen werden darf, zeigt $38 + 36{,}9 = 74{,}9 : 2 = 37{,}45$
$38{,}9 + 36 + 37 = 111{,}9 : 3 = 37{,}3$
Also auch hier ist H unbedingt als polare Größe einzusetzen, H nimmt keine gesonderte Stelle ein. Man beachte auch C = Kohlenstoff als das Hauptelement bei den leichtesten chemischen Körpern. Das 2. Quadrat umfaßt die Elemente O bis Cl, denn Na muß auf K liegen

			78
Mg 24	Cl 35,4	F 19	78,4
Na 23	Al 27	P 31	81
S 32	O 16	Si 28	76
79	78,4	78	79

Auch hier ist das Quadrat nicht völlig rein, aber immerhin sind die Summenzahlen überraschend gleichmäßig (mittel 78,5). Man denke sich nun das 2. Quadrat um 90 Grad um Al links herumgedreht und auf das erste gelegt, so daß die beiden O zusammenliegen. Nun folgen die vier damals erwähnten Quadrate: K bis Ni, Ni bis Rb, Rb bis Pd, Pd bis Cs (Fig. 1) und nun noch drei weitere: Cs bis Element 170 (?), 170 (?) bis Pt, Pt bis Element 222 (?). Man lege sie derartig, daß K auf Na fällt und achte, daß das folgende Quadrat auf die vorhergehenden so aufgelegt wird, daß sich zwei gleichnamige Elemente decken; jedoch beginne das letzte Quadrat: Pt bis 222 (?) um 180 Grad gegen die andern Quadrate versetzt; das Pt des innersten und das Pt des vorhergehenden Kreises stehen sich also gegenüber (Figur 3). Alsdann ergiebt sich das höchst Wichtige damals schon angedeutete: Die aufeinanderliegenden, in Figur 3 radial gesetzten Elemente, kommen in der Natur meist gemeinsam vor! z. B. N—J—Ca—Si — Salpeter, Jod, Kalk, Sand; Pd nur mit Pt. Daß Wasserstoff bei Palladium steht ist ebenfalls interessant; man denke an die einzige Palladium-Wasserstoff-Legierung. Die Reihe (Fe, Cu, Ag, Au,) (Mg B) ist ebenfalls sehr deutlich, ebenso (Cs, Rb,) (K, Na). Die Reihe Li—Tl scheint im ersten Augenblick nicht so vollkommen; bei näherer Betrachtung aber ergiebt sich: Das seltene Chrom (Cr) findet sich meist mit Eisen (Fe), letzteres viel mit Schwefel (S) gebunden; Thallium (Tl) und Tantal (Ta) kommen meist in Eisenkiesen vor und Lithionglimmer (Li) findet sich vorzugsweise auf Eisenerzlagern (Zinnwald). Das Dreieck Pt, Au, As, Ir ist ebenfalls sehr merkwürdig. Aus unserer Figur kann man demnach ersehen, wo die noch ungefundenen Elemente vergesellschaftet liegen. — Ich habe nun versucht, die 9 Werte für die Mittelfelder der 9 Quadrate in ein magisches Quadrat von der Basis 3 zu setzen, und es ergiebt sich, wenn man für Vanadin 51,1 = 52 setzt:

304,3 10,7 B

Gr 72	Pb 206,6	Al 27	305,6	12 C
V 52	Nb 93,7	Di 145	290,7	−2,9 / −4,3 } 7,2 Li
W 183,6	C 12	Sn 117,3	312,9	19,3 F
307,6	312,3	289,3	283	
14	18,7	−4,3		10,6 B
N	F			

Subtrahiert man von den Summenwerten die Zahl $293,6 = \frac{(304,3 + 283)}{2}$ so erhält man die darunter stehenden kleineren Zahlen. Polarisiert man, so ergiebt sich:

206,6 / −52; 52 / −12; 145 / −206,6; 12 / −145

154,6; 40 Ca; −61,6; −133 Cs

72 / −183,6	27 / − 72	−111,6 Cd	− 45
183,6 / −117,3	117,3 / − 27	+ 66,3	Zr 90,3

Addiert man die absoluten Werte $154,6 + 45 = 199,6$ Hg. $61,6 + 66,3 = 127,9$ Te : 2 = Cu! Das alles kann unmöglich Zufall sein, und tritt auch hier wieder zu Tage, daß ein tiefes Geheimnis im magischen Quadrat verborgen liegt.[1])

Gehen wir nun zu den rückständigen Figuren über. Die Figur 1 ist wie damals erwähnt, gemäß den wissenschaftlichen Funden derartig hergestellt, daß in der Horizontalen die Gewichte, in der Vertikalen die Volumina der Atome der verschiedenen Elemente aufgetragen sind. Durch kleine Kreise sind die magischen Kreuze, z. B. $\frac{\text{Cr} \mid \text{Mn}}{\text{Fe} \mid \text{Ni}}$, je 2 elektronegative spröde und 2 elektropositive dehnbare Elemente $\underset{-\quad\;\; +\quad\;\; +\quad\;\; -}{(\text{Cr} + \text{Ni} = \text{Fe} + \text{Mn})}$ und durch größere die Kreuze über je vier dehnbare Metalle angedeutet.

[1]) Wie aus der letzteren Zusammenstellung der Centrumwerte im magischen Quadrate folgt, müßte eigentlich Nb = 93,7 nicht C = 12 in der Mitte der Figur 3 stehen (Statt Mb = 92 im inneren Kreis muß es Nb = 93,7 heißen). Weil aber die Centrumwerte kein magisches Quadrat bilden, ist dieses unterblieben. Es könnte dadurch der Glaube erweckt werden Nb nehme nun eine neutrale Stellung unter allen Elementen ein, sei nicht polar zu andern, und sei als Urelement anzusehen. Die Centrumwerte sind in Figur 3 nur nach der Größe geordnet, der kleinste steht in der Mitte.

Digitized by Google

— Wie früher erwähnt, sind 3 Quadrate mit der Wurzel 5 möglich. Diese drei magischen Quadrate legen wir einfach aufeinander (Fig. 2) und sehen was wir bekommen. Die Elemente, die in einem Kreuz standen sind durch Linien verbunden und zwar sind jene Kreuze mit 2 spröden und 2 dehnbaren Metallen durch punktierte Linien, jene zu 4 dehnbaren mit dicken Strichen angedeutet. Es treten nun zwei in den Ecken durch einfache und doppelte Kreise markierte Dreiecke hervor, die sich offenbar ergänzen. Die Summe der durch einfache Kreise umrahmten Werte ist im Mittel 273! Die Summe in jedem Doppelkreis im Mittel 335 = 273 + 62 (63!?) Die Zahl 63 trat auch bei der Polarisation der Centrumwerte von Figur 3 besonders hervor. Da Cu = 63 und Cs = 132,7 (tritt auch bei Pol. d. Centrw. von Fig. 3 auf) bei Figur 2 in zwei aufeinanderliegengen Quadraten vorkommen, sind sie doppelt zu rechnen und es ergiebt sich die Summe der Durchmesser mit je 6 Elementen (ohne die 3 Werte der Mitte natürlich) zu 2445,5. Die anderen Durchmesser zu je 12 Elementen 4915,8. Letztere Zahl müßte, wenn die Quadrate richtig wären, doppelt so groß sein wie die erstere und das ist bis auf einhalb Prozent genau der Fall!

Prof. Dr. L. Büchner kommt in „Zur guten Stunde" (1894, Seite 273 u. flgd.) in seinem Aufsatze „Einheit des Stoffes und der Kraft" zur Ansicht, daß die heutigen Elemente durch zufällige Vereinigung von Urelementen, und immer weiter sich vollziehender chemischer Bindung derartiger Kombinationen, entstanden sind und führt den Satz Moldenhauers an: „Sobald zwei Atome des Urstoffes sich verbanden, entstand das Molekül eines Stoffes mit vollständig neuen chemischen, wie physikalischen Eigenschaften. Schon allein hierdurch war die Möglichkeit zur Erzielung der großartigsten Mannigfaltigkeit gegeben. Indem Moleküle des neuen Stoffes unter sich oder in Verbindung mit den Atomen des Urstoffes in verschiedene Verhältnisse zusammen traten, mußte jedes mal wieder ein neuer Stoff entstehen, und um unsere 64 Grundstoffe ins Dasein zu rufen, genügte eine sehr geringe Anzahl solcher primitiven Verbindungen".

Dieser allmächtige Herr Zufall! — Bei den organischen Körpern läßt sich das Gebiet nicht mit Zahlen angreifen, da mag man, wenn auch unlogisch, sagen, alles Organische komme aus einer Urzelle und habe durch Zufall die heutige Form. — Woher aber der Umschwung der Materie? — Immer gewesen! — Woher der Urkeim? — Durch Zufall oder von selbst aus dem Anorganischen entstanden. — In jenem Artikel finden wir genau denselben Gedanken vorgetragen wie bei der Schilderung der Entstehungsweise der verschiedenen Organismen. Aber hier sind Zahlen! Diese bezüglichen 73 Zahlen sagen mehr als eine philosophische Abhandlung von vielen Bänden. Durch die magischen Quadrate ist deutlich gezeigt, daß von Zufälligkeiten gar keine Rede sein kann und daß diese 73 Elemente in sich ein polarisiertes Ganze bilden. Im ersten Augenblicke glaubten wir einen Widerspruch zu sehen, weil die Figur 3 $9 \times 9 = 81$ Zahlen,

die Figur 2 $3 \times 25 = 75$ Zahlen enthält; aber, so vorzüglich Figur 3 und Figur 2 in sich selbst stimmen, so ausgezeichnet passen beide zusammen; denn jede der beiden reicht bis Element 222 und umfaßt 73 Elemente! (Ni = Co = 58,6).

Prof. Büchner schließt obigen Artikel mit dem sehr interessanten Satz: „Die Einfachheit jener Verdichtungsvorgänge ist die Einfachheit der Natur selbst". Wir aber sehen uns vor einem großartig angelegten Systeme und können uns demnach zu einem solchen Satze niemals versteigen.



Neues Leben.

Von

Otto Schönermark.

Ist dies das langgeträumte Leben?
Das Land voll Licht und Sonnenschein?
Soll für mein unermüdlich Streben
Der langersehnte Lohn dies sein?

Da fing es um mich an zu tagen,
Ein Licht erstand in seltner Pracht,
Verschwunden waren alle Klagen,
Entwichen auch die Grabesnacht.

Rings lag ein wunderbarer Frieden,
Nur Ruhe herrschte weit und breit,
Ein Engel kam und trug mich Müden
Auf Flügeln hin zur Ewigkeit.





Theosophie gegen Anarchie.

Von

Dr. Ernst Ewald.

Eine That, von Knaben geplant, von Männern ausgeführt war die Ermordung Julius Cäsars, des würdigsten der Römer kurz vor dem Untergang der einst stolzen Republik. Haß, Eifersucht und Neid waren die Beweggründe. Es ist die uralte Form des grünen Anarchismus, der nicht ertragen kann, daß ein anderer mehr besitzt und mehr Macht ausübt. Knaben, in denen kein sittlicher Instinkt entwickelt ist, Knaben, die zu träge waren, darüber nachzudenken wie entsetzlich langsam sich der Mensch entwickelt, wie schneckenhaft der Schritt der Menschheit zu höherer Sittlichkeit geht, Knaben, die sich und andere mit Redensarten von Idealismus belügen, Knaben, die sich für Genies halten, denen die Aufgabe der Weltverbesserung zufällt, Knaben, die nicht gehorchen gelernt haben und befehlen wollen, eitle, unerfahrene, kurzsichtige, kindisch selbstsüchtige Knaben, mit sich und der Welt bis zum Irrsinn zerfallen, das sind die haltlosen Träger der Idee des Anarchismus. In Knabenköpfen zwanzig- bis fünfzigjähriger Träumer erwachen die teuflischen Theorien des Anarchismus: der Gedanke kleidet sich in Wort und Schrift und vergiftet verkommene wie wirklich oft idealistisch unschuldige Gemüter. Meistens scheitert ihre Ausführung an der Feigheit und Trägheit ihrer Jünger. Aber wo sie einen thatkräftigen Anhänger findet, da wird der Knabengedanke zum Verbrechen der That.

Solange wir in Haus, Schule, Kirche, Parlament und Presse Haß gegen den Erbfeind und gegen verkümmerte Menschenrassen aufwühlen, fördern wir den Anarchismus. Denn Anarchismus ist nichts, gar nichts weiter als Haß, boshafter, blinder, viehischer Haß, den ein nachdenkender Mensch mit Ekel abweisen muß.

Unsere öffentliche und häusliche Erziehung muß brechen mit dem kindischen Geschwätz vom Erbfeind, vom Rassenhaß, vom verkommenen

Stand, von der Kanaille und wie der Hochmut und seine Quelle, die heuchlerische Lieblosigkeit, die geistig und sittlich tiefer Stehenden nennt. Unsere Erziehung der Kinder und Erwachsenen muß das Bewußtsein kräftigen, daß wir Deutschen, die sich für die Denker und Erzieher der Menschheit halten, die Aufgabe haben, unsere sogenannten Erbfeinde, die Franzosen als unsere besten Kulturfreunde zu betrachten, von deren findigem Geist und feurigem Wesen wir viel Gutes lernen können, wie wir als die Ruhigeren, Besonneneren verpflichtet sind, jedes aufreizende Wort zu meiden und ihr Vertrauen zu gewinnen. Wie leicht es ist, die gehässige Verstimmung und Erbitterung der Franzosen in das Gegenteil umzustimmen, sieht man ja an der Wirkung der im vornehmsten Sinne warmherzigen Teilnahme unseres Kaisers an dem Unglück der Ermordung des Präsidenten Carnot. Und wie lebhaft äußerte sich die Begeisterung und Rührung der feindlichsten Gemüter bei der Nachricht von der Begnadigung der französischen Spione! Man muß Kaiser Wilhelms impulsive Natur kennen, um sofort zu begreifen, daß dies eine That des Herzens, ein Ausdruck theosophischer Gesinnung, nicht kühler politischer Berechnung war. Wer den Kaiser in der Nähe beobachten konnte, muß sich sofort von der echten Geistesrasse überzeugen, die sich bei ihm in gesundem Gemüt kundgiebt. Sein Wesen ist Wahrheit. Sein Temperament ist lebendige Frische, die aus natürlichem, durch nichts verkümmertem Gefühl hervorgeht. Was er sagt und thut, ist unmittelbar und ursprungsecht. Der Kern seines Wesens ist gemütvolle, kräftige Gutherzigkeit. Es bedarf für ihn nur eines bewußten Schrittes zur Theosophie.

Der Theosoph strebt darnach das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller Rassen zu einem großen Ganzen zu festigen und die Forderung wahr und wirklich zu machen, daß das Band der Freundschaft alle Menschen und Völker zu gemeinsamer Arbeit für die Ziele der Geisteskultur umfassen muß. Jede Art von Hetzerei gegen Menschen, Stämme und Völker ist also ein knabenhaftes Schimpfen, welches lieblose Gedanken in lieblose Handlungen umsetzt wie der Fluch der bösen That, die fortzeugend Böses muß gebären. Liebe und Güte übt man als Mann, Haß und Hetzerei schickt sich nur für Knaben und für Wilde. Die Theosophie will die Menschen zu Männern erziehen, die wissen, daß sie das beste nationale Erbe ihrer Väter als Heiligtum zu wahren, zu beleben und geistig fortzupflanzen haben, daß sie aber alle Menschen als Träger unsterblichen Geistes achten. Ist die leibliche und nationale Hülle dieses Geistes, d. h. das Gehirn und der individuelle Verstand und Wille mancher Menschen und Rassen noch nicht fähig, höhere Aufgaben des sittlichen Lebens und der Religion zu erfassen und zu erfüllen, so soll der höher Gebildete die nur der gereiftesten Männlichkeit mögliche Milde anwenden, um die Aeußerungen der Roheit zu bekämpfen. Der wahre Anarchist, dessen Verbrechen der Ausfluß eines ziellosen Hasses gegen alle Inhaber irgend einer Macht ist, verfolgt für seine Person keinen selbstsüchtigen Zweck, er macht nur der rohen Selbstsucht seines trocken abstrakten Hasses Luft wie ein

Digitized by Google

Bluthund, der auf einen ihm persönlich ganz gleichgiltigen Menschen gehetzt wird. Die Hetzer sind die Verbrecher, die weit tückischeren Bestien als die gehetzten, wütend gemachten Bluthunde der That. Listig und feige wie Giftschlangen lauern die Hetzer im Hintergrunde und reizen durch freche Lehren in Wort und Schrift unreife Fanatiker gegen die Gesellschaft auf, die ihnen irgend ein Unrecht gethan hat.

Warum lassen sich so viele zum blinden Bluthunddienst aufhetzen? Weil sie glauben, daß das armselige bischen Erdenleben allen Raum und alle Zeit umfaßt, innerhalb deren eine ausgleichende Gerechtigkeit möglich sei. Der Anarchismus der That ist die letzte Folge des Materialismus, welcher in dem Körpertode des Menschen das Ende aller Dinge für ihn sieht. Die Beschränktheit des Bluthundes, der den plumpen Gedanken des materialistischen Aufhetzers ziellos und wahllos ausführt wie eine Maschine oder Sprengpatrone, ist der vernunftlose Haß gegen alles, was die Freiheit hemmt. Von Freiheit ahnen freilich jene Bluthunde nichts, da sie selbst blinde, leibeigene Sklaven eines anarchistischen Schwätzers, Blattes oder Buches sind. Die blinden Bluthunde der That wissen darum auch so wenig, was sie thun oder thaten, wie ihre tierischen Brüder, die gehorsamen Menagerietiere der südamerikanischen Sklavenpeiniger: hier sind es skavische Tiere, dort zum Tier gesunkene Sklaven roher Despoten. Den rohesten Tyrannen gehorcht der Tiermensch am meisten, und Tiermensch ist der, welcher einen Menschen mordet.

Einen Mörder hinzurichten ist ein simples Verfahren — d. h. einfach und sinnlos, was man unter simpel versteht. Zur Hinrichtung gehört nicht viel Nachdenken: es erfordert nur den simpelsten Tierverstand. Hunde, Bären, Löwen, Ratten beißen ihre Rassenfeinde tot. Das ist Sache des Tierverstandes. Ueber diesen Tierverstand erhebt sich der Mensch nicht, der mordet und hinrichtet; ebensowenig das Gesetz, welches die Hinrichtung fordert.

„Unpraktische Träumereien!“ ruft da der weise „Realpolitiker“ aus.

Ich glaube, daß unsere Vorfahren gesunde, nüchterne Menschen waren. Warum verachteten sie denn das Gewerbe des Scharfrichters als „unehrlich?“ Weil sie mit dem Menschenmorden nichts zu thun haben wollten. Heute ist es wohl weniger schwer, Bewerber um das Scharfrichtergewerbe zu bekommen als in der Blütezeit der deutschen Städte. Das Bewußtsein der Vornehmheit wird durch Geldgier im materialistischen Kampf ums Dasein abgestumpft, und ein bequemes Leben mit leichtem Erwerb ist manchem lieber als makelloses Dasein in mühsamer Arbeit.

Ein Mensch, der gemordet wird, verliert die Möglichkeit, die Entwickelung im Erdenleben zu vollenden, zu der ihn sein Geist bestimmt hat. Die Seele eines hingerichteten Anarchisten ist mitten im Wirrwarr ihrer selbstsüchtig blinden Erregung in die neue Daseinsform übergegangen und kann und muß sich in der Freiheit von den Körperfesseln erst recht unheilvoll bethätigen durch Gedankenbeeinflussung der Ueberlebenden. Eine solche halbtierische Seele pflanzt Mord und Gewaltthat fort, weil sie noch

Digitized by Google

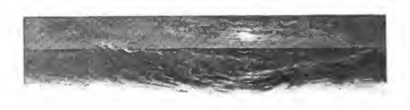
nicht über materialistische Erdeninteressen und niederen Haß, Neid und Feindessinn sich erhoben hat. Lebenslängliche Gefangennahme hätten diese Höherentwickelung gefördert. Nicht morden, sondern in Liebe und Strenge erziehen sollte unsere Gesellschaft und der Worte unseres Meisters gedenken: „Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun!"

Als wichtigstes Erziehungsmittel gegen den Anarchismus betrachte ich nun die Festigung der Ueberzeugung, daß mit dem Körpertode das Leben nicht zu Ende ist, sondern daß der Mensch nur eine Form seines Lebens ändert, während sein Bewußtsein unverändert bleibt. Wer behauptet, daß noch kein Verstorbener auf die Erde zurückgekehrt sei, behauptet eben etwas Thörichtes, da jede ehrliche Spiritistensitzung das Gegenteil beweist. Freilich kehrt der im Grab zerfallende oder im Feuer zersetzte Körper nicht zurück, wie ja schon im Körperleben dieser Körper in jedem Jahr etwas Neues wird und nicht viel von dem enthält, was er im Jahr vorher war: aber die den Körper formende Seele lebt und zeigt sich in der dem Erdenbewußtsein verständlichen Form.

Haus- und Schulerziehung sollte mit dem Materialismus brechen, der alles nur für diese armselige Zeitspanne des Erdendaseins froschperspektivisch berechnet. Hat man erst einmal die Unsterblichkeit des Geistes wieder zum Bewußtsein der Massen gebracht, so läßt sich auch die einfache Wahrheit der Theosophie lebendig machen, daß jeder Mensch selbst das sät, was er erntet, daß dieses Leben zu kurz für die Geistesentwickelung und zur Vergöttlichung des Menschen ist, daß nur viele Leben das Aufsteigen zu Gott möglich machen und daß jeder Mensch seine Erdenbahnen erst dann zurückgelegt hat, wenn er jede Schuld bezahlt und das Göttliche in sich zur Reife gebracht hat. Wie Theosophie den Egoismus vernichtet, so wird eine theosophische Erziehung alle Umsturzbestrebungen unmöglich machen, die aus Haß, Rache, Neid und Lieblosigkeit erwachsen. Theosophie ist der Todfeind des Materialismus und seiner natürlichen Konsequenzen — des Nihilismus und Anarchismus. Beide wuchern als Zeitunreife. Aber ewig war und ist die Theosophie die Retterin der Menschheit.



Digitized by Google



Spiritismus oder Theosophie?

Bemerkungen zu der mediumistischen Mitteilung:
„Aus dem Reich der sogenannten Geister" (Sphinx, Juli 1894, Seite 59).

Von

Ludwig Deinhard.

❦

Ich weiß nicht, ob die Zahl solcher Leser dieser Zeitschrift eine große ist, welche der spiritistischen Auslegung und Erklärung der mediumistischen Phänomene, ihrer größeren Einfachheit wegen, vor derjenigen Auffassung dieser Erscheinungen den Vorzug geben, welche den Lehren der esoterischen Philosophie entspricht. So viel aber weiß ich aus eigener Erfahrung, daß für einen von den Wahrheiten dieser Lehren überzeugten Menschen im Verkehr mit Spiritisten eine große Zurückhaltung geboten ist, wenn ihm der Friede lieb ist. Dies gilt namentlich von den Spiritis-Sitzungs-Räumen, wo es mit aller gerade hier so notwendigen Harmonie aus und vorbei wäre, wenn es hier zu einer Auseinandersetzung zwischen Spiritisten und Theosophen käme. Dort werden überhaupt die Theosophen, die wohl immer die Minderzahl bilden, am besten thun, ganz zu schweigen. Oder wäre es etwa rücksichtsvoll und klug, einem Menschen, der soeben vielleicht das Phantom seiner verstorbenen Mutter gesehen zu haben glaubt, und über diese unerwartete Begegnung sich in einer sehr begreiflichen Aufregung befindet, nun auseinandersetzen zu wollen, daß es nach den Lehren der Theosophie zunächst äußerst fraglich ist, daß das erschienene Phantom in irgend einem Zusammenhang mit seiner verstorbenen Mutter steht, daß vielmehr diese Erscheinung nichts anderes gewesen sein wird, als der ungeformte Astralleib des Mediums, da es ja diesem astralen Wesen „keine Mühe macht, aus dem Gedankenstrome der Umsitzenden sich die Formen zu verschiedenen Gestalten zu entlehnen, welche stets an Deutlichkeit und Lebendigkeit zunehmen, in je tieferm Trancezustand das Medium versinkt?" Den Herren Spiritisten kann die kleine Abhandlung von A. Besant über die sieben Prinzipien oder Grundteile des Menschen, die der soeben

angeführten Stelle entnommen ist[1]) — garnicht warm genug empfohlen werden.

Nun giebt es aber auch eine Menge von durch automatisches Schreiben entstandenen mediumistischen Mitteilungen, welche den Spiritisten, wofern sie dieselben nur ohne Voreingenommenheit aufmerksam lesen wollten, klar und deutlich beweisen, daß sie sich mit ihren Theorien auf dem Holzwege befinden. Eine derartige Mitteilung ist eben das Mahnwort des Freiherrn Carl von Hartenstein (Sphinx XIX, 101. Juli 1894). Damit aber dieses Mahnwort bei den Spiritisten auch williges Gehör findet, ist es allerdings unerläßlich, zwei Einwürfe gegen die Verfasser derselben — die übersinnliche Intelligenz und das Medium — von vorneherein abzuschneiden, die der spiritistisch gesinnte Leser sofort dagegen erheben wird, die nämlich, die beiden Genannten seien eben entweder alle beide, oder wenigstens einer von ihnen „theosophisch angekränkelt", und daraus erkläre sich naturgemäß der theosophische Charakter jener Mitteilung.

Hierauf ist zu erwidern: Das Medium, durch das diese Mitteilung vor kurzer Zeit erfolgte, ist, wie aus einem Briefe desselben an den Herausgeber der „Sphinx" hervorgeht, sicher eher spiritistisch als „theosophisch angekränkelt", ein Mann, der der ganzen okkultistischen Bewegung bis vor kurzem ganz ferne stand. Die sich kundgebende Intelligenz gab, wie aus dem nämlichen Brief klar und deutlich zu ersehen ist, in einer andern mediumistischen Mitteilung ausdrücklich an, im Leben von Theosophie garnichts gewußt zu haben, sondern richtiger Spiritist gewesen zu sein. Er lebte in Bayern in einer Zeit, als dort von Theosophie fast gar niemand sprach.

Und nun, nachdem durch das Vorausgegangene die nötige Klarheit geschaffen ist, lese man noch einmal die folgenden Sätze jener Mitteilung aufmerksam durch:

„Wir sind keineswegs der ganze irdische Mensch oder dessen Seele, die vom Körper befreit ist, sondern nur ein Teil der ganzen Wesenheit des Menschen, der beim Tod sich aufgelöst hat". Und ferner: „Auch wir wissen, daß das eigentliche Selbst sich ganz wo anders aufhält und von der Welt der Schatten nichts weiß; denn ein Schattenreich kann man es allerdings nennen, das Reich der „Geister".

Hier wird freilich von spiritistischer Seite wiederum die Frage entstehen: Ja, um Himmels Willen, wo soll denn dann dieses eigentliche Selbst sich aufhalten? worauf dem also Fragenden zu erwidern ist: „Wenn Sie, lieber Herr, die theosophischen Publikationen eines Studiums würdigen wollten, dann erführen Sie, daß es entsprechend den sieben Grundteilen oder Prinzipien des Menschen sieben Daseins-Ebenen in der äußeren Natur, im Universum geben muß, von denen die Astralebene die der physischen Ebene zunächstliegend ist, wobei Sie aber ja nicht an Ebenen im geometrischen Sinne denken wollen, sondern an besondere Stufen der Existenz mit besonderen

[1]) Siehe: Lotusblüten, Heft VII, S. 265.

Digitized by Google

Raum- und Zeit-Verhältnissen, für welche unsere menschlichen Raum- und Zeit-Begriffe also keine Geltung haben können. Sobald Sie dies einmal erfaßt haben, dann werden Sie jene Frage nach dem Wo des Aufenthaltsortes des eigentlichen Selbst nach dem Tode nicht mehr stellen.

Sehr wichtig für den Spiritisten ist ferner die folgende Stelle jener Mitteilung: „Ewig aber bleiben wir nicht in diesem Zustande, denn Unsterblichkeit ist uns nicht gegeben. Wir lösen uns auf gleichwie der irdische Körper, und unsere Bestandteile nehmen wieder Teil an der Bildung neuer Wesen".

Denjenigen Herren Spiritisten aber, die sich bei dieser ihnen unbequemen, aus dem „Jenseits" stammenden Aeußerung mit der Bemerkung aus der Affaire ziehen möchten: „Diese mediumistischen Mitteilungen haben ja bekanntlich inhaltlich überhaupt keinen Wert", ist hierauf zu erwidern:

„Mit Unterschied, mein Verehrter! Wenn Sie freilich diese offenbar in bester Absicht gegebene Belehrung des verstorbenen Freiherrn von Hartenstein, die ausdrücklich von ihm an die große Masse der Spiritisten zu deren Aufklärung gerichtet ist, mit dem kindischen Geschreibsel in einen Topf werfen zu müssen glauben, das bei unentwickelten automatischen Schreibversuchen gewöhnlich herauskommt, — dann allerdings bleiben Sie ruhig beim Spiritimus, solange er Ihr Erklärungs-Bedürfnis vollauf befriedigt, und fahren Sie fort, der Theosophie den Rücken zu kehren. Zu dieser flüchten sich ja nur Diejenigen, deren dunklem Drang nach Wahrheit des Spiritismus nicht mehr genüge leistet. Streiten wir uns aber nicht über die Wahrheit selbst, zu der jeder von uns sich wohl des rechten Weges wohlbewußt zu sein glaubt, und vergessen wir nicht jenen Ausspruch Lessing's: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen".





Nietzsche — ein Doppelgesicht?

Offener Brief an den Herausgeber der Sphinx.

Von

P. Th. von Schack.

❦

Wollen Sie einem getreuen Sphinxleser und nebenbei warmen Anhänger Ihrer eigenen Geistesrichtung gestatten, zu ihrem Aufsatz über Nietzsche (Juniheft dieses Jahres), noch ein Wörtchen hinzuzufügen?

Ich sage absichtlich „hinzuzufügen" — nicht etwa „zu entgegnen", denn ferne sei es von mir, Ihrer Kritik der Nietzsche'schen Paradoxieen entgegentreten, oder deren eventuelle verderbliche Wirkungen auf einige jugendliche „Gründeutsche" bestreiten zu wollen. — Was ich von meinem unmaßgeblichen Standpunkte aus versuchen möchte, das ist in gewissem Sinne eine Ehrenrettung, nicht des Philosophen, sondern des Menschen Nietzsche, resp. seines eigentlichen Ideals, das ihm in guten Stunden vorgeschwebt haben mag und wohl an gewissen Stellen seiner Schriften heller hindurchleuchtet, an anderen freilich sich gänzlich in sein Gegenteil verkehrt und geradezu zum moralischen Ankläger für ihn wird.

Sie sehen also, daß ich gewiß nicht in blinder Weise für Nietzsche eingenommen bin, und doch kann ich es nicht leugnen, daß dieser seltsame, widerspruchsvolle und trotz allem gewaltige Grüblergeist mich vom ersten Augenblick der Bekanntschaft mit seinen Werken an, in eigenartiger Weise angezogen und gefesselt hat; und zwar geschah dies mehr in einem objektiven als subjektiven Sinne, denn mein eigener Standpunkt wurzelt, wie ich gern und freudig bekennen will, durch und durch in theosophischen Anschauungen. — Aus diesem Grunde ist mir Nietzsche auch niemals ein Gegenstand der Anbetung, ein göttlicher Prophet, wohl aber ein interessantes Problem, eine weit über die Durchschnittsgröße hervorragende Menschennatur gewesen.

Sie sagen, Nietzsche's Schriften, besonders seine letzten, seien voll cynischer Bosheit, bestienhaft, brutal — ich bestreite das nicht, ebensowenig, wie ich die verderbliche Wirkung solcher schriftlichen Wutausbrüche auf

alle diejenigen bestreiten möchte, welche an Nietzsche nur die Untugenden und Ausgeburten jubelnd begrüßen und nachahmen, weil sie sich zu ihnen hingezogen fühlen, und das Paradoxe vieler seiner Aussprüche, das „Doppelgesicht", welches sich möglicherweise darunter verbergen könnte, als nicht mit ihren Wünschen harmonierend, übersehen. — Ich möchte mich vielmehr der im Maiheft ausgesprochenen Ansicht Paul Lanzky's zuneigen, welcher seine begründeten Zweifel darüber zu hegen scheint, ob Nietzsche wohl ein ebenso überzeugter Bewunderer seiner Bewunderer sein würde, falls er noch im stande wäre, die wahre Willensbeschaffenheit eines großen Teiles derselben zu durchschauen. Sie selbst haben ja im Hinblick auf das beste der Nietzsche'schen Werke, den Zarathustra, das geistige Aufwärtsstreben des Verfassers durchaus gewürdigt, wie ich mich denn auch bei meinen weiteren Ausführungen keineswegs im Gegensatz zu Ihnen zu befinden glaube. —

Wenn Sie in Nietzsche's späteren Werken das gänzliche Verzerren seines „Uebermenschen" zum „Unmenschen" überzeugend betonen, so muß eine solche Kritik den Autor, der sie herausgefordert hat, allerdings mit gerechter Gewalt treffen, ob aber nicht etwa für den Menschen auf irgend eine Weise Absolution zu finden wäre? — Deutlicher gesprochen, möchte ich hier die Frage aufwerfen: War der Nietzsche'sche „Uebermensch" von Anfang an auf einen solchen „Unmenschen", ein solches „Uebertier" hin angelegt?

Auf der vorurteilslosen Beantwortung dieser Frage, beruht meiner Ansicht nach, die moralische Ehrenrettung Nietzsche's — nicht als Philosoph, (den gebe ich Ihrem Seziermesser preis!) wohl aber als hochstrebenden und das beste wollenden Menschen! — Diese Ehrenrettung möchte ich meinerseits wenigstens versuchen, an Stelle dessen, der nicht mehr für sich selber zeugen und sprechen kann! — Ich habe meinem Briefe die Frage voraufgestellt: „Nietzsche ein Doppelgesicht?" und dieses Doppelgesicht ist es, auf welches ich, im erbetenen Einverständnisse mit Ihnen, dem gerechten und unvoreingenommenen Theosophen, die Aufmerksamkeit freundlicher Leser lenken möchte. —

Man wird mir, denke ich gern zugeben, daß nichts in der Welt ohne seine geheimen verborgenen Ursachen vor sich geht, die dann in oft verblüffenden und unbegreiflichen Wirkungen zutage treten. Dem zündenden Blitz, dem rollenden Donner, geht die schwere elektrische Spannung in der Luft voraus, und sie ist die eigentliche Ursache des Blitzes, welcher nun gewissermaßen wie eine That der Willkür und der schrankenlosen Freiheit dem Uneingeweihten erscheinen könnte. Wenn ein Mensch wie Nietzsche sich zu solchen Ausfällen gegen alle herrschenden Ideale und Glaubensgüter hinreißen lassen kann, so muß hierfür ein zwingender Grund irgendwie vorhanden sein, und zwar muß dieser Grund sowohl in der Prädisposition der eigenen zügellosen Natur, als auch in gewissen äußeren Faktoren zu finden sein, welche jenen Ausbrüchen gewissermaßen den geeigneten Nahrungsstoff zugeführt haben. Wenn wir zunächst den ersten

Punkt ins Auge fassen: die individuelle Prädisposition — so wird kein ehrlicher Mensch leugnen können, daß Nietzsche's Werdegang und sein tragisches Ende, vorurteilslos betrachtet, eine bereits in jener Natur vorhandene Krankhaftigkeit und anormale Reizbarkeit voraussetzen läßt; wie aber ein jeder Mensch, nach Georges Sand, die Fehler seiner Tugenden, und umgekehrt, auch die Tugenden seiner Fehler besitzt, so konnte diese Ueberempfindlichkeit und Reizbarkeit gleichermaßen auch die Ursache für ein hochgesteigertes Wahrnehmungs- und Empfindungsvermögen im geistigen Sinne werden. Mit anderen Worten: Nietzsche war nicht allein nur „anormal“, im niederen Sinne des Wortes, er war in gewisser Hinsicht auch „übernormal“ veranlagt, d. h., er war in glücklichen Augenblicken seines inneren Schaffensdranges, ein hellseherisches und intuitiv veranlagtes Genie. —

Daß sein „Uebermensch“, wie er ihm als Ideal vorschwebte, seine Entstehung einem solchen „übernormalen“ Schauen verdankte und nicht der ausschweifenden Einbildungskraft seiner niederen Wesenshälfte entsprang, das beweist uns sein eigenes persönliches Leben in und mit der Welt, welches nirgends eine Spur von jenem bestienhaften Zerstörungswahnsinn aufzeigt, sondern ihn einsame Wege führte, die ihn über die flache Alltäglichkeit hinaustragen sollten. Wohin auch immer er sich also in seinen Theorien verirrt haben möge, in der Praxis blieb er doch immer sich selber gleich, d. h. seinem wahren, eigentlichen Selbste getreu. —

„In die Höhe will es sich bauen mit Pfeilern und Stufen, das Leben selber: in weite Fernen will es blicken und hinaus nach seligen Schönheiten, darum braucht es Höhe!“ — — — —

„Und weil es Höhe braucht, braucht es Stufen und Widerspruch der Stufen und Steigenden! Steigen will das Leben und steigend sich überwinden“.
(Zarathustra, Seite 29, II Teil).

Zarathustra — resp: sein Schöpfer — lebt in einer traumhaften Idealwelt, die weniger vielleicht vom wachen Verstande voll erschöpft und kritisch zergliedert wird, als vielmehr, dem Schlafwachen ähnlich, nur ruck- und sprungweise ins hellseherische Bewußtsein tritt. Still wandelt der weltscheue, aber harmlose Sonderling seine Pfade dahin; wie ein tiefsinniges Kind mit wertvollen Edelsteinen spielend, die es im Geiste seiner „schenkenden Tugend“ weitergeben möchte, und für die es doch überall nur geschlossene Hände findet:

„Ein Ungestilltes, Unstillbares ist in mir; das will laut werden. Eine Begierde nach Liebe ist in mir, die redet selber die Sprache der Liebe“. (Seite 33, II).

„Sie nehmen von mir: aber rühre ich noch an ihre Seele? Eine Kluft ist zwischen Geben und Nehmen; und die kleinste Kluft ist am letzten zu überbrücken“.
(Seite 36, II).

„Ach, Eis ist um mich, meine Hand verbrennt sich am Eisigen! Ach, Durst ist in mir, der schmachtet nach Eurem Durste!“ (Seite 37, II).

Wie ist es möglich, daß derselbe Zarathustra-Nietzsche, der solche Worte geschrieben, sich in kurzer Zeit so völlig verwandeln — daß aus

Digitized by Google

dem willigen Schenker seiner Ueberfülle ein wütender Zerstörer alles Menschenwürdigen werden konnte? Die Ursache ist, wie mir scheint, nicht schwer zu finden. — Die völlige Verständnislosigkeit der Menschen, die Erkenntnis ihrer Kleinlichkeit, ihre sich so erhaben und weise dünkenden Mittelmäßigkeit, war es, welche gleichsam dem Faß den Boden ausstieß und alle bereits in Nietzsche vorhandene Reizbarkeit aufs Höchste steigernd, die anormalen Seiten seines unglücklichen, vielleicht erblich belasteten Wesens, zur Entfaltung brachte.

Im Schonen und Mitleiden lag immer meine größte Gefahr; und alles Menschenwesen will geschont und gelitten sein!" — — — —

„Zerstochen von giftigen Fliegen und ausgehöhlt, dem Steine gleich, von vielen Tropfen Bosheit, so saß ich unter ihnen und redete mir noch zu: unschuldig ist alles Kleine an seiner Kleinheit!" — — — —

„Mich selber verbergen und meinem Reichtum — das lernte ich da unten: denn Jeden fand ich noch arm am Geiste. Das war der Lug meines Mitleidens, daß ich bei Jedem wußte — daß ich es Jedem ansah und anroch, was ihm Geistes genug und was ihm schon Geistes zu viel war! — " (Seite 50 u. 51, III).

Hier also liegt des Rätsels Lösung für die Verwandlung des „mitleidigen" Weisen in die verfolgungslustige Bestie: der Geist der Dummheit hatte ihn seine „unergründliche Klugheit" fühlen lassen und an dieser war seine philosophische Gelassenheit gescheitert, sein Mitleid plötzlich zu Grunde gegangen! — Ist das nicht immerhin ein interessantes Problem auch für den Theosophen, der Ursache und Wirkung, nach Seite der Schuld sowohl als auch der Entschuldbarkeit gegeneinander abzuwägen trachtet? Sollte Nietzsche der erste und letzte sein, dem dergleichen je begegnet ist? — Gern will ich zugeben, daß eine gewisse Disposition zur Selbstverherrlichung und zum Größenwahn bei ihm bereits im „Zarathustra" geschlummert hat, nicht aber kann ich zugeben, daß alle seine Werte deshalb auch wertlos sein müssen und daß sein Ideal schon im Zarathustra auf jene Entwertung aller Werte hin angelegt war, sondern vielmehr auf eine Steigerung der menschlichen Selbsterkenntnis.

Erst der im Uebermaß gereizte Nietzsche verliert die philosophische Unparteilichkeit und hält für jene Leute, denen er den „Uebermenschen", das Hinausstreben aus dem Geiste der pygmäenhaften Blindheit und Gebundenheit, umsonst zu lehren versuchte, nunmehr die zerstörungslustige Bestie, die „katilinarische Existenz" für gerade gut genug, weil sie die Offenbarung der elementaren Kraft ist im Gegensatz zur unbewußten Schwäche, welche sich so gern für Stärke ausgeben möchte!

„Ach, daß sein Bösestes so gar klein ist", „Ach, daß sein Bestes so gar klein ist!" (Seite 97, III) ruft Nietzsche verzweifelnd über diese Unfähigkeit des Menschen über sich selbst hinauszukommen und er setzt hinzu: „Zerbrecht, zerbrecht mir die Guten und Gerechten — O meine Brüder, verstandet Ihr auch dies Wort?" (Seite 89, III).

Die „Guten und Gerechten" sind für Nietzsche diejenigen: „Denen einmal Einer ins Herz sah, der da sprach: „Es sind die Pharisäer". Aber man verstand ihn nicht". (Seite 88, III).

Die Pharisäer und Schriftgelehrten, die Duckmäuser jeglicher Art, die alles Neue und Große, das sie überragen und ihnen ihre egoistische Kleinheit zum Bewußtsein bringen könnte, von Anbeginn hassen und verfolgen. Diese hatten ihm ihr wahres Antlitz gezeigt und so nannte er ihr Widerstreben: „Feigheit", ob es schon „Tugend" heißt! (Seite 27, III). Nietzsche muß in seinem Leben bittere Erfahrungen an den Menschen gemacht haben, und seine Biographie giebt uns einen Fingerzeig hierfür an der engen geistigen Atmosphäre, in welcher er, der frühreife Knabe seine Jugendjahre verlebte und wodurch eine um so größere Spannung in ihm erzeugt werden mußte. Wie der Mensch sich von gewissen ersten Eindrücken niemals völlig befreien kann, sondern durch sie immer von neuem beeinflußt wird, so sind Nietzsche's heißblütige Ausfälle gegen Sitte und Moral, im eigentlichsten und tiefsten Sinne doch hauptsächlich immer nur Ausfälle gegen die Sitte und Moral jener herrschsüchtigen Mittelmäßigkeit, welche sich den Namen der Tugend und Pflicht erborgt, um desto ungestörter den höherstrebenden Geist zu knechten und zu unterdrücken. Nicht so sehr gegen Christus („den Christus") richtet sich also seine haßerfüllte Verachtung, als vielmehr gegen jene nachchristlichen Pharisäer, welche keine Herren, sondern Sklavenseelen sind:

> „Tugend ist ihnen das, was bescheiden und zahm macht: Damit machten sie den Wolf zum Hunde und den Menschen selber zu des Menschen besten Haustiere".
> (Seite 27, III).

Als Moses mit den Gesetzestafeln vom Berge Sinai herabstieg und das thörichte Volk im Dienste des goldenen Kalbes versunken erblickte, da übermannte ihn der Zorn und er zerbrach die heiligen Tafeln, weil er jene Abtrünnigen derselben nicht länger würdig erachtete. — Der moderne Zarathustra mag ein Gleiches erlebt und erlitten haben, denn auch er that ein Gleiches wie Moses, ohne doch dessen geistige Größe und Selbstbeherrschung zu besitzen. Er, der mit der Absicht gekommen, auszuteilen und zu verschenken, zeigt nunmehr dem Volke sein anderes Gesicht und wird zum teuflischen Lästerer, zum rücksichtslosen Wertezerbrecher. Und wie ein Mensch im höchsten Zorn nicht allein sich selbst vergißt, sondern auch in seinen Anklagen und Verdächtigungen weit über das gerechte Maß hinausstürmt, so tritt nunmehr bei Nietzsche die anormale Wesensdisposition, der stiere, stets auf denselben Punkt gerichtete Blick des Wahnsinnigen, mehr und mehr zutage. Jene von ihm selbst erfundene Moral des „ressentiment", die wütende Rachsucht des beleidigten Intellekts, macht sich in wilden Verwünschungen und Verdächtigungen Luft. — Es ist ihm nunmehr eine grausame Wollust, jenen zaghaften und in ihrer Zaghaftigkeit aufgeblasenen Durchschnittsmenschen, ihre kleinen, so wohl und sicher verwahrten Werte, Kraft seines vivisektorischen Geistes aus der Hand zu winden, ihnen zu zeigen, wie viel Problematisches, Ungewisses und Anfechtbares noch an diesen bequemen Schlupfwinkeln ihrer Geistesträgheit zu finden ist:

Digitized by Google

„Mißtraut allen denen, die viel von ihrer Gerechtigkeit reden! Wahrlich, ihren Seelen fehlt es nicht nur an Honig!" — — — —

„Und wenn Sie sich selber die Guten und Gerechten nennen, so vergeßt nicht, daß ihnen zum Pharisäer nichts fehlt als — Macht!" (Seite 28, II).

„In Allem aber thut Ihr mir zu vertraulich mit dem Geiste; und aus der Weisheit machtet Ihr oft ein Armen- und Krankenhaus für schlechte Dichter".

„Ihr seid keine Adler: so erfuhrt Ihr auch das Glück im Schrecken des Geistes nicht. Und wer kein Vogel ist, soll sich nicht über Abgründen lagern". (Seite 34, II).

Wenn wir das intensive Leiden Zarathustra's an der pharisäerhaften Mittelmäßigkeit, bezw: ihrer unbewußten inneren Verlogenheit in bezug auf die eigentlichsten tiefsten Ursachen ihrer sogenannten „tugendhaften Neigungen", als „sujet sousentendu" aller seiner krankhaften Reizbarkeit annehmen, so könnte man möglicherweise zu der Ueberzeugung kommen, daß auch jener Begriff „Jenseits von Gut und Böse", nicht auf die Vorstellung eines „Jenseits von aller individuellen Verantwortlichkeit" hin angelegt war, sondern nur ein Hinausgehen über viele, derzeitig im Ansehen der Durchschnittsmenschheit gültige Begriffe von „Gut" und „Böse" zu bedeuten hatte.

Nicht alles „Gute" braucht deshalb unbedingt gut zu sein, weil es der heutige unvollkommene Mensch als „gut" (bezw. für sich selbst gut!) erachtet. Nicht alles „Böse" braucht deshalb unbedingt „böse" zu sein, weil es die heutige Durchschnittsmenschheit als „böse" (bezw. für sich selbst böse!) erachtet. — In aller „geglaubten" und „gewollten" Wahrheit bleibt vielmehr ein subjektives, relatives Bestandteil zurück, welches „viel verrät, aber noch mehr verbirgt" und vielleicht, im objektiven Sinne betrachtet, nur eine „Vordergrundsschätzung", eine „vorläufige Perspektive" ist; „ein Zeichen und Symptom, das erst der Auslegung bedarf" und an der „Herkunft der Handlung" seine verschiedenwertige Abschätzung findet. —

„Es ist zu viel Zauber und Zucker in jenen Gefühlen des „für andere", des „nicht für mich", als daß man nicht nötig hätte, hier doppelt mißtrauisch zu werden und zu fragen: „sind es nicht vielleicht Verführungen?" „daß sie gefallen, dem, der sie hat, und dem, der ihre Früchte genießt, auch dem bloßen Zuschauer, dies giebt noch kein Argument für sie ab, sondern fordert gerade zur Vorsicht auf. Seien wir also vorsichtig!" —
„Jenseits von Gut und Böse", Seite 45).

Diese Vorsicht (im guten Sinne), — dieses Mißtrauen (im krankhaften Sinne), blickt als das Doppelgesicht Nietzsche's aus allen Spalten seiner Werke hervor. Die bittere Erfahrung, daß so manche pomphaft betonte „Wahrheit" und „Uninteressiertheit" des Einzelnen nichts weiter als ein kleines egoistisches Machtstreben, ein Pharisäerkniff und eine Gewissensfälschung ist, daß aus aller individuellen „Wahrheit" das unvollkommene Subjekt „Mensch" herausschaut, welches noch garnicht das Recht hat seine moralischen Impulse, bezw. das, was er für einen solchen Impuls ausgiebt, für unantastbar im absoluten Sinne zu halten, weil es weit davon entfernt ist, sich selbst zu kennen und in seinen letzten Beweggründen zu durchschauen, hat Nietzsche schließlich zu der Vorstellung gebracht, daß es so etwas wie eine absolute Wahrheit, ein unfehlbares, allgemeingültiges

Digitized by Google

Gewissen überhaupt nicht giebt, und daß daher die Wahrheit des „Starken", seine Werte schöpferisch in sich selbst Tragenden, die einzig plausible und anzuerkennende Wahrheit und Wirklichkeit ist. „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt", so heißt fortan seine philosophische Devise und er will damit sagen: „Wahr ist nur der unverfälschte Impuls, welcher aus so und so vielen kausalen Vorbedingungen seine unabänderliche Entstehung nimmt und je nach der Beschaffenheit des Menschen mit derselben unfehlbaren Sicherheit zum Vorschein kommt, wie man es z. B. dem Feuer nicht verwehren kann zu brennen, und wobei es im letzten Grunde ja auch nichts zu „erlauben" giebt. — Ebenso sicher indessen wie das Feuer seiner Natur nach „brennen" muß, muß auch das Wasser seiner Natur nach das Feuer löschen; und so ist menschliche Erlaubnis ihm im letzten Grunde so belanglos wie menschlisches „Verbot", weil alles schon im Entstehen seinen Ueberwinder, Ankläger und „Neinsager" findet! — Es ist also im letzten Grunde nur eine dialektische Begriffsverwirrung, wenn Nietzsche aus der Relativität aller Werte, bezw. alles Machtstrebens, auch die unterschiedslose Berechtigung desselben im objektiven Sinne ableiten zu können scheint, da dies gewissermaßen seiner eigenen Theorie widerstreiten würde, insofern als die „Berechtigung" nur mit der „Uebermacht" zugleich gegeben ist. Welcher qualitativen Beschaffenheit diese „Uebermacht des Starken" sei, hat aber Nietzsche-Zarathustra der Menschheit überhaupt nicht in deutlichen Worten gelehrt. —

Offenbar hat ihm bei seinen Verdächtigungen der Wahrheit als solcher wieder jener Gegensatz von „ehrlich" und „unehrlich" vorgeschwebt, der ihn sein Leben lang verfolgte. Alles „gute Gewissen" erscheint ihm dergestalt gleichbedeutend mit „Glauben an sich selbst, Stärke, Macht, Ehrlichkeit"; alles „böse Gewissen" identisch mit „Schwäche, Furchtsamkeit und infolgedessen — Unehrlichkeit: „Laßt uns ja nicht thun, wozu wir nicht stark genug sind usw.". — Darum auch ist ihm das gewaltige Raubtier, der Träger ungezügelter kraftvoller, wenn auch „böser" Instinkte lieber als der zahme, auf engherzige Mittelmäßigkeit angelegte Durchschnittsmensch, weil dieser sich seine Kraft vorlügt, ohne sie zu besitzen, jener aber wie ein reinigendes Gewitter daherfährt und die Menschen aus ihrer selbstzufriedenen, satten Ruhe aufscheucht. Denn zu aller Wertesteigerung gehört Leid, bezw. Kampf der Gegensätze, und es ist gut, daß der Mensch, der kleine, nichtige an sich selbst leiden lerne! —

„Also heißt es meine große Liebe zu den Fernsten: schone Deinen Nächsten nicht! Der Mensch ist etwas, das überwunden werden muß!" (Seite 69, III).

So trägt auch Nietzsche's Verlästerung des Mitleids und der Moral ein Doppelgesicht: Er fürchtet die Schwäche des Mitleids, das Hindernis zeitlich wandelbarer Moralgesetze da, wo es gilt der Menschheit neue Bahnen zu noch unentdeckten Geisteshöhen zu weisen; denn die schwache Mittelmäßigkeit könnte dieses Mitleid nur zu leicht zu eigener Machtsicherung ausbeuten. —

Digitized by Google

„Und wer Schöpfer sein muß im Guten und Bösen: wahrlich, der muß Vernichter erst sein und Werte zerbrechen. Also gehört das Böse zur höchsten Güte: diese aber ist die schöpferische". (Seite 51, II).

Zarathustra's praktische Beweggründe stehen also in scheinbarem Widerspruch zu vielen seiner paradoxen Theorien, denn es ist ihm nicht so sehr um subjektiv-egoistische, als vielmehr um objektive Machtentfaltung und Wertesteigerung der ganzen Menschheit zu thun. — Er liebt und vergöttert seine Macht nicht nur, weil sie „individuelle Macht" ist, sondern um der lustvollen Erkenntniskraft willen, die sich in seinem Innern neu und immer neu gebären wollte, gegen die er, als gegen seine heiligste, intuitive Mission, nicht ankämpfen kann; denn der Wille des Menschen, das ist der Mensch selbst mit seinen unausgeschöpften Möglichkeiten und seinen sich stetig weitenden Horizonten:

„Das ist die Hingebung des Größten, daß es Wagnis ist und Gefahr und um den Tod ein Würfelspielen". (Seite 49, II).

„Was ich auch schaffe und wie ich es auch liebe — bald muß ich Gegner ihm sein und meiner Liebe: so will es meine Liebe". (Seite 50 II).

Kann der Wahrheitstrieb Nietzsche's, sein eigenes Ideal der unbedingten gewissenshaftesten Ehrlichkeit in bezug auf die Glaubensgüter des eigenen Selbstes in beredterer Weise zum Ausdruck kommen? Verlangt er denn überhaupt, daß man seine eigene individuelle Wahrheit unbedingt glaube? — Dies würde ja seine ganze Philosophie von vorn herein auf den Kopf stellen! Ist er doch vor allen Dingen der mißtrauische Zweifler, der in jeder individuellen „Wahrheit" nur einen „Pfeil über dem Abgrunde", einen Fingerzeig zu neuen Höhen und Erfahrungen erblickt? —

„Euren Feind sollt Ihr suchen, Euren Krieg sollt Ihr führen und für Eure Gedanken! Und wenn Euer Gedanke unterliegt, so soll Eure Redlichkeit darüber noch Triumph rufen!" (Seite 63, I).

Was ist das anderes, als die unbewußte Anerkennung des „Gewissens", als die Verpflichtung des Menschen dem gegenüber, was er für seine heiligste Wahrheit erachtet?

„Das stolze Gewissen um das außerordentliche Privilegium der Verantwortlichkeit, das Bewußtsein dieser seltenen Freiheit, dieser Macht über sich und das Geschick hat sich bei ihm, (dem machtvollen Menschen) bis in seine unterste Tiefe hinabgesenkt und ist zum Instinkt geworden, zum dominierenden Instinkt: wie wird er ihn heißen, diesen dominierenden Instinkt, gesetzt, daß er ein Wort dafür bei sich nötig hat? Aber es ist kein Zweifel: dieser souveraine Mensch heißt ihn sein Gewissen!" (Genealogie der Moral, Seite 45).

So hat auch das „Gewissen" anscheinend bei Nietzsche ein Doppelgesicht: Zarathustra ist gewissenlos allem fremden „du sollst" gegenüber, dessen vollkommene Ehrlichkeit, bezw. unbedingte Berechtigung, ihm zweifelhaft erscheint, nicht aber jenem höheren „ich will" gegenüber, das er als seine edelste und beste Verantwortlichkeit empfindet. Das brutale „Uebertier" ist also nur eventuell die niedrigste und unterste Vorstufe zu jenem kraftvollen „ich will nicht mehr Tier sein" des Uebermenschen.

Sie selbst haben in Ihrem mir so sehr einleuchtenden Buche: „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe", allen Lebenswillen in dem Begriff der „Lust" zusammengefaßt, und ist solche „Lust" in gewissem Sinne nicht auch „Macht"? qualitativ verschieden ausgeprägte Macht? Muß diese individuell vorhandene „Lust" sich nicht ihren inneren Gesetzen gemäß ausleben und ihre evolutionistische Bestimmung erfüllen, mit Rückbeziehung auf die Relativität aller Willensfreiheit?

Die Erkenntnis dieser Relativität war es, welche bei Nietzsche zu immer stärkerem Argwohn und zu immer krankhafterer Gereiztheit die Veranlassung bot und schließlich sein Verhängnis auch im philosophischen Sinne geworden ist, denn sie hat seine Theorieen mehr oder weniger blind für die qualitativen Unterschiede des menschlichen Machtstrebens, sowie für die Thatsache gemacht, daß es im Wesen der höheren Kraft liegt, die niedere zu sich empor zu ziehen, anstatt sie selbstherrlich zu vernichten. Auch giebt er jenem Kampf der Gegensätze und Werte innerhalb der eigenen Individualität, auf welchem im letzten Grunde alles „Gewissen" beruht, in keiner Weise genügenden Ausdruck.

Daß diese Fehler und Schwächen jedoch mehr auf einer unbewußten Unterlassungssünde, als auf einer absichtlichen Negation beruhen, oder daß sie, wie Sie so richtig bemerken, aus Nietzsche's Einseitigkeit und Unwissenheit in betreff aller höheren Bewußtseinsstufen entsprungen sind, ohne doch im moralischen Menschen selbst zu wurzeln, das beweist uns, wie schon gesagt, die unbedingte Ehrlichkeit seines Wahrheitsstrebens, welche ihm höher galt als das zeitliche Wohl, und womit er der Menschheit nicht zum Fluche, sondern zum Segen zu gereichen gedachte.

Je mehr ich mich in Nietzsche hineinzuversetzen suche, desto klarer scheint mir die Thatsache vor Augen zu treten, daß all sein rücksichtsloses und brutales Machtverlangen im eigentlichen Sinne nur auf geistige Wertesteigerung aller menschlichen Erkenntnisfähigkeit und Selbstbesinnung abgesehen war, also eine intellektuelle Revolution, nicht aber eine moralische Anarchie bezweckte. Erstere mündet in einer höheren Objektivität, letztere in einem niederen subjektiven Egoismus.

Es könnte mir nun freilich vorgeworfen werden, daß ich, von meinem voreingenommenen Standpunkt als überzeugter Theosoph, diese Gedanken nur in Nietzsche hineinlege und ich vermag mich dagegen nur mit obigem Versuch einer Gegenbeweisführung zu verteidigen. — Meiner unmaßgeblichen Ansicht zufolge, könnte es jedoch ebensogut möglich sein, daß Zarathustra's unbewußtes Ideal ihn der Theosophie mehr oder weniger entgegengeführt haben würde. Je nachdem man also das „Doppelgesicht" Nietzsche's in Erwägung zieht, dürfte vielleicht die eine oder die andere Meinung an Wahrscheinlichkeit gewinnen:

„Und erst wenn Ihr mich alle verleugnet habt, will ich euch wiederkehren! Wahrlich, mit anderen Augen, meine Brüder, werde ich dann meine Verlorenen suchen, mit einer anderen Liebe werde ich Euch dann lieben!" (Zarathustra, Seite 112, I).

Es könnte eine Zeit kommen, wo diejenigen, welche ihm jetzt zujauchzen,

Digitized by Google

sich enttäuscht von ihm abwenden werden, in der Erkenntnis, daß seine scharfen Waffen sich plötzlich gegen sie selbst kehren! — Es könnte eine Zeit kommen, wo viele, die jetzt einen bitteren Groll gegen ihn im Herzen tragen, als gegen den gewissenlosen Angreifer heiliger Werte, jenes verborgene „Doppelgesicht" zum ersten Male voll erschauend, ein tiefes Mitleid mit den Verirrungen jenes unglückseligen Denkers empfinden und ihm in seine lichtlose Finsternis die Klage nachrufen werden:

„Welch' hoher Geist ward hier zerstört!"

Nachschrift des Herausgebers.

Mit den Ausführungen dieses „Briefes" bin ich einverstanden. Nietzsche war in seinen früheren Perioden ein anderer Mensch; und ohne diese früheren wäre sogar seine letzte Periode ungefährlich gewesen. So aber bedurfte sie der Zurückweisung.

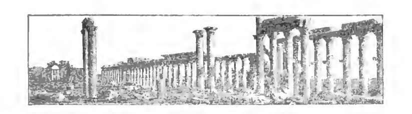
Tout comprendre, c'est tout pardonner. Aber die „Dummheit" anderer wird freilich einen Theosophen nie zu Stolz und Hochmut treiben; denn diese selbst sind ja die allergrößte „Dummheit", die nur denkbar ist. Das schlimmste Verbrechen und die gemeinste Leidenschaft hindern nicht den Fortschritt zur geistigen Vollendung so sehr wie solche selbstsüchtige Eitelkeit. Sie ist der schlimmste Feind alles Göttlichen im Menschen, ganz gleichgültig, ob sich der Mensch etwas auf seinen Stand und seine Lebensstellung oder seine Gelehrsamkeit und seine Tugend oder sein Wollen und sein Können oder auf sonst etwas einbildet. Die „Demut" ist für jeden Wesensaufschwung ebenso sehr Maßstab wie die Liebe. — Freilich werden durch den Hochmut nicht die Leistungen des Menschen ganz entwertet, wohl aber wird dadurch die Fortentwickelung seines eigenen Wesens lahm gelegt.

Zorn dagegen, Zorn im Kampfe für das Heilige, kann eine der letzten Leidenschaften sein, die auch noch den Gottmenschen ausnahmsweis entflammen, — niemals aber Rachsucht; und in eben diese tiermenschliche Schwäche, die Nietzsche so scharf gegeißelt hat, verfiel er selbst. Der Unterschied dabei ist die Grundlage der selbstlosen Liebe. Aus dieser kann Zorn erwachsen, aber nie Rachsucht; jener kann unpersönlich sein, diese ist stets persönlich.

Sicherlich empfindet keiner von uns Theosophen Groll gegen Nietzsche. Mein Mitleid, nein, mein brüderliches Mitgefühl mit ihm klingt nur in dem Bedauern aus, daß es mir nicht vergönnt war, ihm vor etwa zehn Jahren persönlich nahe zu treten. Vielleicht wäre dann sein Geist jetzt nicht umnachtet — nicht Dank meines eigenen Verdienstes, sondern Dank der Wahrheit, der ich als ein unpersönliches Werkzeug diene.

Hübbe-Schleiden.





Der „Uebermensch“ als Bühnenspuk.

Von

Dr. Hugo Göring.

Ein Weltgericht im kleinen hat am 16. Juni den Titanenknaben Friedrich Nietzsche's, den „Uebermenschen" verurteilt: d. h. das immer gutartige und dankbare Publikum des Königlichen Schauspielhauses hat das Drama „Ikarus" von Victor Naumann in mitleidslos gezischter Einstimmigkeit abgelehnt. Ja, — was auch im Königlichen Schauspielhause nie vorkommt, — im vierten, dem letzten Akte gingen ganze Reihen von Zuhörern aus dem Parquet, in einem Augenbicke, in welchem der „Uebermensch" für seine brutalen Aeußerungen des Größenwahnes die Peitsche verdiente. Als nach dem zweiten Akte der Verfasser der verunglückten psychologischen Studie herausgerufen wurde, hatte ich meine Bedenken gegen den Beifall, weil man schon eine Nietzsche-Sackgasse als unnatürliches Ende argwöhnen konnte. Obgleich ich von meinem höchst ungünstigen Platze aus nur mit gequälter Spannung aller Sinne die Handlung verfolgen konnte, ohne einen Gesichtszug der Darsteller beobachten zu können, peinigte mich doch schon nach dem ersten Akte die Haltlosigkeit des Uebermenschen, von dem man nur knabenhafte Eingriffe in sein und anderer Leben zum Zwecke zwecklosen Spieles im Leben und auf der Bühne befürchten mußte. Vieles klang sogar an Wildenbruch's „Marlow" an, der ja auch an seiner Uebermenschen-Unkraft zu Grunde geht.

Der Verfasser hat offenbar die lobenswerte Absicht gehabt, „Nietzsche als Verführer Grün-Deutschlands", wie ich ihn mit Dr. Hübbe-Schleiden kennen möchte (100. Heft der „Sphinx") ad absurdum zu führen und die armselige Haltlosigkeit des großphrasigen, orakelblökenden „Uebermenschen" als Ohnmacht in ihren Konsequenzen an der Grenze des Irrsinns nachzuweisen. Prinzipiell und psychologisch hat Naumann dies folgerichtig ausgeführt, aber künstlerisch ist es ihm nicht gelungen. Daher fehlt es ihm nie an dem äußerlich technischen Apparate des heutigen

Digitized by Google

Realismus und anderer Routine eines noch im Sinne Ibsens zulässigen Naturalismus. Die irrenärztliche Diagnose der Krankheit des Uebermenschen, welcher so ziemlich auf die wandelnden Kraftmeier und Uebermenschen der gründeutschen Nietzsche-Richtung passen dürfte, würde ich einfach formulieren als Vorstufe der Gehirnerweichung, wie der Volksmund das in der psychiatrischen Klinik bekannte Krankheitsbild eines Prodromalstadiums der progressiven Paralyse bezeichnet. Die Symptome sind melancholische Depression, schrankenlose Größenideen, Verfolgungswahn, launenhafte Unbeständigkeit, reizbare Schwäche, Menschenverachtung, Absonderung von der Welt, gekränkte Eitelkeit, Neid und prahlerische Leistungsunfähigkeit bei zeitweise ausschweifend gehobener Stimmung.

Daß solche Individuen auf der Straße und im Salon sich frei bewegen dürfen, ist ein Mangel unserer Gesetzgebung, da sie mehr Unheil anstiften als Gutes und dafür nicht bestraft werden können. Daß aber diese Gespenster Nietzsche's vier Akte lang auf der Bühne herumspuken dürfen, ist dramaturgisch strafbar und könnte selbst als pädagogisches Experiment gegen „Gründeutschland“ keine Entschuldigung finden.

Der Uebermensch in Naumann's Psychodrama ist der Schriftsteller Lambrecht, den die Triumphe des jüngeren Kraftmeiers Brunner nicht schlafen lassen. Er ist im Besitze alles dessen, was seinesgleichen nicht leicht zu teil wird: eigener Herd, ein pflichttreu sorgendes Weib und liebende Kinder könnten ihn beglücken. Aber er ist unbefriedigt von allem, unzufrieden mit sich und der Welt. Hysterisch jammert er über die beschränkte Welt, zimperlich empfindsam in weibischer Wehleidigkeit klagt er über die Schranken, die dem Adlerfluge seiner Ikarusnatur gezogen werden. Gegen sein Weib ist er kühl, gleichgiltig, launenhaft gereizt, fast brutal, wenn sie seinem Willen entgegentritt, dem sich alles beugen soll. Er schließt sich von ihr und ihren Lebensinteressen ab. Seine innere Entfremdung von ihr scheint sie in ihrer harmlosen Leichtlebigkeit noch nicht wahrgenommen zu haben.

Da tritt das Verhängnis an ihn heran — in Gestalt eines Kindes. Es ist Martha Bode, seine Nichte, ein gemütreiches, phantasievolles junges Mädchen, an welchem er bisher achtlos vorübergegangen ist. In dem stillen Hause ihres Großvaters, des Pastors Gotthold Böhmel, eines Mannes von einfachem, edlem Wesen, tiefer Frömmigkeit und gesundem Kunstsinn, ist sie, früh verwaist, wenn auch ohne führende Liebe einer Mutter, so doch in Pflichttreue aufgewachsen und hat den Sinn für alles Hohe und Ideale gepflegt. Die ländliche Einsamkeit vertauschen Großvater und Enkelin einige Zeit mit der Großstadt als Gäste Lambrecht's. Es ist begreiflich, daß dem geistig regen Mädchen der Onkel Lambrecht als ein höheres Wesen erschien. Sie vertiefl sich in seine Schriften und verwirrt sich mit seinen Nietzsche'schen Zügellosigkeiten das weltunerfahrene Köpfchen so, daß sie in ihrer liebebedürftigen idealisierenden Jugendseele in dem Onkel und seinen Ideen sich und ihre wahre eigene Welt gefunden zu haben glaubt. In dieser Gemütsverfassung weist sie die Werbung des

durch seinen Erfolg verwöhnten Schriftstellers Brunner ab, der an dem Korbe leichter trägt als an ihrer geringschätzigen Beurteilung seiner Dichtungen.

Nach dieser Abweisung des ihr innerlich fremden ist es ihr Bedürfnis, ihrem Onkel Lambrecht ein volles Geständnis ihrer Verehrung abzulegen, die unbewußt zu einem Liebesbekenntnis wird. Eitelkeit und Sinnlichkeit, phantastische Selbstherrlichkeit und die Zügellosigkeit seines Trieblebens drängen diesen rasch zur Katastrophe. Sein Traumleben hat jetzt ein Ziel. Martha ist die erste, die mit ihrem Wesen an ihn glaubt, und sich ihm geistig ganz ergiebt. In ihr glaubt er wieder an sich, in ihr sieht er seine immer gesuchte, endlich gefundene Geistesgenossin, der er sofort für immer gehören will. Mit dem leidenschaftlichen Ungestüm seiner Selbstsucht betäubt er in Martha's kindlichem Gemüte das erste Bedenken, daß dieser zerstörende Eingriff in das Glück seines Weibes und seiner Kinder eine Sünde sei. Sein erster Kuß regt ihr Gewissen als Sünde auf. Aber was heißt für einen Ikarus und Uebermenschen Gewissen und Sünde?

Er lügt ihr dieses Bewußtsein als täuschenden Wahn der vorurteilsvollen, autoritätsgläubigen Menge weg. Dadurch gewinnt sie den Mut, auf ein Bündnis mit ihm einzugehen und kommt rasch dahin, den zweiten Kuß von ihm zu verlangen.

Aber von diesem Augenblicke an lastet die Schuld bereits wie ein schwerer Fluch auf ihrem Gewissen, sie kann trotz der Ikarus-Sophistik das lodernde Feuer nicht ersticken, welches das Herz des bis dahin unschuldigen, nur irregeführten Mädchens verzehrt. In ihrer quälenden Angst fühlt sie sich getrieben, ihre Schuld dem ahnungslosen Weibe Lambrecht's zu gestehen. Der Haß der Eifersucht, die Erbitterung über die Zerstörung ihres egoistischen Scheinglückes preßt der tiefgekränkten Frau nur Worte des Fluches aus. Mit der zügellosen Wildheit einer Furie verdammt sie das arme irregeleitete Kind. Aber dieser Fluch trifft das Mädchen nicht in der beabsichtigten Wucht. Ganz im Geiste ihres Verführers träumt Martha noch von einem „Muß“, welchem sie und der von ihr geliebte, aber schon durch die Pflicht gebundene Mann nachgegeben haben. Erst die Vorstellung von dem furchbaren Schmerz, den sie dem würdigen Greise, ihrem liebevollen Großvater bereiten muß, bringt sie um alle Fassung. Der unglückliche Mann ist niedergeschmettert, er begreift die schwere Strafe nicht, die der Gott, an dessen unwandelbare Güte er glaubt, über ihn verhängt hat. Er will seine pflichtvergessene Enkelin verfluchen, doch das kann er nicht, er dient ja einem Gotte, welcher dem verruchtesten Sünder liebend verzeiht. Er weiß ja auch, daß das Kind durch das Gift der Schriften ahnungslos in das Garn des Verführers gelockt worden ist. Er bestimmt sofort die Abreise mit ihr aus dem Hause des Unheils und legt ihr die ihr gebührende Buße auf. In diesem entsetzlichen Kampfe wagt es Lambrecht noch einmal, das Gewissen des in seinen Tiefen erschütterten Mädchens zu verwirren. Er will sie zur Flucht mit ihm zwingen. Aber sie ist nun gefestigt und giebt ihm nicht mehr nach. Die



verletzte Eitelkeit des Phantasten äußert sich in schwächlicher Verwünschung der Willensschwäche des Kindes, welches ihm nun auch schon wieder entwertet ist wie die große Masse, von der er sich verachtend abwendet. Martha hat die Kraft dieser neuen Versuchung zu widerstehen.

Im Pfarrhause finden wir sie in den qualvollen Fieberphantasien, in welche eine so jähe Gemütserschütterung sie gestürzt hat. Das Bewußtsein ihrer Schuld beherrscht sie ganz, nur manchmal flackert der Wahn eines täuschenden Glückes und die verwirrende Vorstellung von dem inneren Zwange auf, dem sie folgen mußte.

Vorwiegend tritt das Bild des Erlösers vor ihre kranke Seele. Sie sieht seine Gestalt auf sie zukommen. Es ist ihr eine tröstende Erinnerung, daß Jesus einst etwas auf die Erde schrieb, während die Pharisäer auf sein Verdammungsurteil über eine Ehebrecherin warteten, es ist ihr Bedürfnis, sich die schöne biblische Erzählung von der verzeihenden Liebe des Meisters der Milde aus dem Munde ihres Großvaters wiederholen zu lassen, sie fühlt sich dadurch beruhigt und getröstet; aber ihr Zustand ist hoffnungslos, das Fieber hat zu sehr die zarte Kraft des jungen Wesens verzehrt, zu heftig hat der innere Kampf sie zerrissen, sie fühlt immer mehr ihr Ende herankommen. Unter den nahenden Todesschatten erkennt Martha hellsehend die Frau ihres Onkels Lambrecht. Es ist ihr letzter Wunsch, ihre Tante noch einmal zu sehen, um deren Vergebung zu erflehen. Martha weiß, daß sie nur dann wieder zum Leben zurückkehren kann, wenn sie von ihrer Tante die Verzeihung erlangt hat. Erst der Beredtsamkeit des verständigen und wohlwollenden Arztes, des vertrauten Freundes ihrer Tante, gelingt es, den Widerstand der unaufhörlich heftig zürnenden Frau zu brechen. Frau Lambrecht tritt in das Krankenzimmer, läßt sich aber weder durch die besonnenen Vorstellungen des Arztes noch durch die liebevolle Fürbitte des würdigen Greises zur Milde stimmen. Sie bleibt in der Härte ihres Grolles und weist jede Versöhnung mit einer den Zuschauer bis zur Pein des Widerwillens verletzenden Eiseskälte ab. Auch die rührende Bitte des todkranken Kindes erweicht ihr hartes Herz nicht. Erst, als die sterbende Martha die letzte Kraft verliert und nur noch todesmatt flüstert, um ihr Leben auszuhauchen, da bricht der Bann des Hasses, und das kalte Weib verzeiht. Mit diesem Strahl verzeihender Liebe kehrt das Leben der Armen noch einmal, wenn auch nur auf einige Minuten zurück. Im Todesschauer erkennt die Sterbende wieder hellsehend das Nahen des einst Geliebten. Während sie in das Nebenzimmer gebracht wird, tritt schamlos, gegen aller Erwarten, der Unselige ein. Der greise Prediger bietet die ganze Kraft seiner sittlichen Persönlichkeit auf, den wahnbethörten Schwächling zum Bewußtsein seiner Schuld zu bringen. Sein Weib bemüht sich, ihm den Gegensatz seines früheren persönlichen Wertes zu dem Zerrbild in seiner gegenwärtigen Schwäche und Haltlosigkeit vor Augen zu führen. Auf den Knieen fleht sie ihn an, ein neues Leben an ihrer Seite zu beginnen. Nur einen Augenblick schwankt der Verblendete, nur einen Augenblick erschüttert ihn der Edelmut und das

Uebermaß verzeihender und rettender Liebe, nur einen Augenblick kehrt das natürliche Wohlwollen und Pflichtgefühl zurück, da durchfährt wie Geierkrallen der zügellose Freiheitswahnsinn und der sinnbethörende Rausch seines Größenbewußtseins sein schwaches Gehirn, und er stößt alle Liebe und Güte mit empörender Roheit zurück. In diesem Moment ist die unglückliche Martha ihren Seelenqualen erlegen — Lambrecht ist der Verbrecher, der das knospende Leben zertreten hat. Soll ihn auch diese Katastrophe nicht zur Vernunft und Pflicht zurückrufen? — Nein, sein Wahnsinn ist vollendet, sein Irrsinn unheilbar: er krönt sein Zerstörungswerk mit dem wahnwitzigen Ausrufe:

„Ich bin ein Uebermensch, ich kann Tote erwecken“.

Damit endet das Stück.

Ich war empört über diesen Triumph des armseligsten Irrsinnes, der sich vier Akte lang als himmelstürmende, willenstitanische Genialität aufspielt. Ich meine damit den Größenschwachsinn Lambrecht's, der nur noch vergessen hat, auf dem Standesamt seinen prosaischen Philisternamen in „Prometheus“ umzuschreiben.

Daß Victor Naumann das Richtige *gewollt* hat, ist mir zweifellos: die Konsequenzen der Nietzsche-Richtung plastisch und drastisch darzustellen. Aber er ist doch nur bei der *naturalistischen Photographie* stehen geblieben. Damit verletzt er aber das Gesetz der Dichtung, welche den *Weg aus dem Labyrinth* zu zeigen verpflichtet ist, wenn sie nicht eine Atelier-Studie bleiben soll. Deshalb wirkte der schrille Mißklang des Schlußakkordes so verletzend auf mich wie auf die Hunderte, welche zischten. Die Dissonanz wirkte störend noch stundenlang in mir nach, bis der erlösende Schlaf das häßliche Bild verwischte. Erst an dem sonnigen Sonntag-Morgen, als ich im Lenzesgrün das Ganze noch einmal überblickte, traten die guten Seiten des talentvoll entworfenen und mit sicherer Bühnentechnik ausgearbeiteten Stückes mir vor Augen, jene Vorzüge, welche in der realistischen Charakterzeichnung und dem natürlichen Dialog liegen. Aber mein sittliches Bewußtsein fordert auf der Bühne die hausbackene Kindermoral, nach welcher das Gute seinen Lohn in sich hat, das Böse aber bestraft wird. Lambrecht wird ja bestraft: sein Irrsinn ist die göttliche, menschliche und naturgesetzliche Strafe für seinen zügellosen Egoismus. Aber ein Irrsinniger — und nichts weiter — ist doch nicht wert, in vier Akten immer wieder als der narrenhafte Schwächling wiederzukehren, der sich vom ersten bis zum vierten Akte als willensmächtiges Genie geberdet. Die Hauptsache fehlt: der Irrenarzt, der den Affen des Genies zu mehrjährigem, vielleicht lebenslangem Aufenthalt in einer Heilanstalt zwingt. Daß eine innere sittliche Wandlung nicht akut eintreten konnte, hat Victor Naumann richtig erkannt, wie er durch die quälende Scene beweist, in welcher Lambrecht's Weib sich vergeblich bemüht, den verblendeten Träumer zur Liebe zu retten.

Viel richtiger ist doch Lambrecht's Zwillingsbruder im zügellosen

Digitized by Google

Größenwahn, — Christopher Marlow von Ernst von Wildenbruch gezeichnet. Dieser wüste Großsprecher prahlt der zartfühlenden, phantasievollen und liebesenergischen Tochter seines aristokratischen Wohlthäters ein überschwenglich großes Glück und thatkräftige Freiheit vor, lügt ebenso wie Lambrecht des unerfahrenen Mädchens sittliche Bedenken als Vorurteil und Schwäche weg, reißt sie in sein haltloses Leben fort, vernichtet aber nicht nur sie und ihren Vater, sondern folgerichtig auch sich selbst durch sein Ikarisches Uebermenschentum. Das ist doch wenigstens Wahrheit und Logik des Lebens und der Kunst, wenn auch ein häßliches Bild und schrille, verletzende Dissonanzen dabei den Gesamteindruck ausmachen.

Nach solchen Zeitgemälden von Willensschwäche und Phantasie-Entartung ist es mir immer eine Wohlthat, mich an der kernigen Kraft der Bühnencharaktere Wilhelm Jordans zu erfrischen, dessen zahlreiche psychologisch feinsinnige Dramen von den „Liebesleugnern" bis „Tausch enttäuscht" geradezu Kabinetsstücke für das Königliche Schauspielhaus mit seinen vorzüglichen Kräften unter Herrn Grubes künstlerisch gewissenhafter und findiger Leitung werden könnten.[1])

Was das Königliche Schauspielhaus mit seinen Bühnenkräften leisten kann, sieht man an der Darstellung Shakespeare'scher Dramen. Daß die vollendetste Aufführung aber einen „Ikarus" vor dem Abfallen der Flügel und dem Absturz des Uebermenschen in das Wasser nicht schützen konnte, wird Niemanden befremden. Dabei wurden ungewöhnlich übertriebene Anforderungen an das Künstlerpersonal gestellt. Das Unmögliche wurde aber von Frau Conrad verlangt. Diese hochbegabte und in jeder Richtung streng gewissenhafte Künstlerin, die in jeder ihrer Rollen so aufgeht, als lebte sie diese wirklich aus, hat mich stets durch ihr geniales Spiel überrascht und so gefesselt, daß ich an ihrem Auftreten immer eine neue psychologische Erfahrung mache. Oft ist schon ihre Haltung etwas, was ihr kein Dichter vorschreiben kann: ein Monolog von überwältigender Komik, ein schelmischer Witz, ein Lied ohne Worte, die wortlos hinreißendste Beredtsamkeit des übermütig neckischen, stets gutherzigen Humors. Diese innerlich erlebte Wahrheit ihres Spieles hat sie auch befähigt, eine Gestalt von tief erschütternder Tragik in „Hannele" zu schaffen, an deren herzzerreißendes Elend nur die fadeste Leichtfertigkeit nicht glauben möchte. Wenn ich annehmen darf, daß eine in ihrer Rolle so congenial auftretende, in ihrer Rolle leidende, liebende und lebende Künstlerin durch eine Hanneledarstellung seelisch und körperlich stark erschüttert wird, so möchte ich mit Bestimmtheit behaupten, daß sie durch ihre Rolle in Ikarus als Martha geradezu krank geworden ist. Wie peinlich war schon Martha's Stim-

[1]) Wenn ich mich wie sonst anerkennend über die Leistungen des Königlichen Schauspielhauses ausspreche, so pflege ich mich nicht zu nennen. Bei dieser Art der Aeußerung hielt ich aber es für Pflicht, meinen Namen zu nennen, wenn ich auch nicht als Theaterkritiker von Profession gelten möchte. Denn so lange persönliche Motive das Urteil mancher „Kritiker" beeinflussen, kann ich nicht in deren Reihen stehen.

mung nach dem umfassenden Geständnis. Wie qualvoll aber mußte sich dieser Seelenzustand gestalten, als dem ja noch knospenden Kindesgemüt die eigene unschuldige That, das bloße Liebesgeständnis, als Sünde und Ehebruch erschien. Dieser Uebergang eines Gedankens in seinen äußersten Gegensatz geschieht so jäh und grauenhaft unvermittelt, daß selbst ein weniger zartes Wesen als Martha von den Krallen des Wahnsinns geschüttelt und zerrissen werden könnte. Das alles wird nicht mit Worten ausgedrückt, sondern durch die zuerst siegesglückliche, dann glücktrotzige, endlich plötzlich verzweifelte Haltung der gequälten, mit Unnatürlichkeiten der Dramaturgie belasteten Darstellerin dem Zuhörer anschaulich gemacht. Der furchtbarste Kampf hat Martha durchwühlt, bis sie mit dem markerschütternden Rufe „Sünde!“ von ihrem Schuldbewußtsein und dem unheilvollen Vorspiel eines tödlich wühlenden Fieberschauers erfaßt wird. In ihren Halluzinationen martert sie sich wieder mit den Schreckbildern einer verbrecherischen That und dem trügerischen Bilde ersehnten und erlaubten Glückes. Wehrlos und durch die krankhaften Phantasiequalen geschwächt, erlebt sie zweimal die Todesermattung, als die Kaltherzigkeit ihrer Tante ihr den Trost der Verzeihung versagt. Das ist ein schrecklicher Augenblick, da ihr die Stimme versagt und bei ihrem Todeskampfe nur noch näselnde Laute hörbar sind. Die Darstellung solcher Zustände erfordert übermenschliche Kraft und muß als Autosuggestion eine feinfühlige Künstlerin direkt krank machen. Naturalistisch, aber nicht künstlerisch sind solche Anforderungen des Dichters an die Darstellung. Jeder Zuhörer mochte fühlen, daß Frau Conrad eine übermenschliche Leistung geliefert hatte, und jeder mußte es peinlich empfinden, daß man ihr nicht danken konnte, ohne mit der Adresse des Beifalls mißverstanden zu werden.

Außer Frau Conrad traten Frau von Hochenburger und Herr Ludwig als Ehepaar Lambrecht, Herr Molenar als Marthas Großvater und Herr Keßler als Arzt in den Vordergrund. Herr Molenar hatte dieselbe Seelenqual darzustellen wie Frau Conrad: den jähen Sturz vom stillen Glück des reinsten Seelenfriedens in den tobenden Kampf des tiefverletzten Gewissens. Der feinsinnige, takt- und kraftvolle Künstler fand wie in allen seinen Rollen das edle Maß, welches seine jüngeren Kraftkollegen oft durch widerliches Geschrei oder geistesschwächliches Flüstern in unvermittelter Disharmonie überschreiten. Herr Molenar machte es uns glaublich, daß das Geständnis Martha's den würdigen Pastor einen Augenblick um alle Fassung, ja in Lebensgefahr bringt. Dies ohne Uebertreibung zu treffen hat Herr Molenar künstlerisch verstanden, wie auch Herr Ludwig seine Rolle als Ikarus folgerichtig durchführte. Daß alle Darsteller um den verdienten Dank kamen, lag an dem Weltgericht über — Nietzsche!

Berlin, 17. Juni.





Das Idyll von der weißen Lotosblume.

Niedergeschrieben von

Mabel Collins.

❦

4.

Als ich wieder zum Bewußtsein erwachte, fühlte ich, daß mein ganzer Körper mit kaltem Schweiß bedeckt war. Meine Glieder schienen leblos. So lag ich hilflos da und wußte nicht, wo ich mich befand.

Um mich her war alles still und finster. Anfangs that mir diese einsame Ruhe wohl, bald aber zogen die Ereignisse, welche mir den vergangnen Tag wie ein Jahr erschienen ließen, vor meinem Geiste vorüber. Die liebliche Gestalt der weißen Lotos-Blume stand deutlich vor meinen Augen; schnell aber schwand sie dahin, als die Erinnerung an die nächtliche Erscheinung wieder vor meine erschreckte Seele trat, an jene entsetzliche Erscheinung, die das Letzte war, was ich gesehen, bis zu dem Augenblicke, wo ich nun hier, in der Dunkelheit erwachte.

Und wieder sah ich sie: sah im Geiste wieder dies zu mir aufstarrende Gesicht — sah die gespensterhafte Wesenlosigkeit, den kalten Glanz ihrer erbarmungslosen Augen. Ich war entnervt, kraftlos, erschöpft — und wieder, wenn auch diesmal die Gestalt nur als ein Gebilde meiner eignen Phantasie vor mir stand, schrie ich vor Angst laut auf.

Gleich darauf sah ich, daß ein Licht sich dem Eingange meines Zimmers näherte. Ein Priester trat herein, eine silberne Lampe in der Hand. Beim Schein, den sie verbreitete, erkannte ich, daß ich in einem Gemache war, das ich bisher noch nicht betreten hatte. Es schien auf das Behaglichste ausgestattet zu sein. Ich sah, daß weiche, reichfaltige Vorhänge es abschlossen, und der ganze Raum war mit einem angenehmen Wohlgeruch erfüllt.

Der Priester trat zu mir heran und als er vor mir stand, neigte er sein Haupt.

„Was wünschest Du, Herr?“ fragte er. „Dürstet Dich? soll ich Dir frisches Wasser bringen?“

Digitized by Google

„Ich bin nicht durstig", gab ich zur Antwort. „Doch ich fürchte mich — ich fürchte mich vor dem schrecklichen Wesen, welches ich gesehen habe".

„Nicht doch", sagte er, „es ist nur deine Jugend, die dich furchtsam macht. Der Anblick unserer allmächtigen Gebieterin genügt jederzeit auch einen Mann der Besinnung zu berauben. Fürchte Dich nicht, denn Dir ist eine hohe Ehre widerfahren, dadurch, daß die Gabe eines Sehers Dir verliehen wurde. Was kann ich thun, um es Dir behaglicher zu machen?"

„Ist es Nacht?" frug ich, indem ich ruhelos auf meinem weichen Lager mich umherwarf.

„Der Morgen ist nicht mehr ferne", antwortete der Priester.

„O! daß der Tag bald käme!" rief ich aus; „daß die segenbringende Sonne dieses Schreckbild, das mich erschaudern macht, aus meinen Augen tilgen möchte! Ich fürchte mich vor der Dunkelheit, denn in der Dunkelheit nur sehe ich das schreckliche Gesicht!"

„Ich will an Deinem Bette bleiben", sagte gelassen der Priester. Dann stellte er die Silberlampe auf einen Ständer und setzte sich neben mich. Seine Züge nahmen sogleich den Ausdruck innerlicher Versenkung an, und ehe noch eine Minute vergangen war, erschien er mir nur mehr wie ein Bild von Stein. Sein Blick war kalt, und seine Rede, wenn auch voll freundlicher Worte, entbehrte aller Wärme. Ich schrak vor ihm zurück, denn während ich ihn ansah, kam es mir vor, als wenn sich die Erscheinung zwischen ihm und mir erhöbe. Eine Weile ertrug ich dies und suchte wenigstens einen Trost in seiner Anwesenheit zu finden; endlich aber konnte ich mich nicht länger beherrschen; ich vergaß alle Ehrfurcht, welche mich bis dahin zum Gehorsam und zur Ruhe gezwungen hatte, und brach in die Worte aus:

„O! ich kann es nicht länger ertragen! Laß mich fort; laß mich hinaus —, hinaus —, in den Garten — wohin es auch sei! Der ganze Raum ist erfüllt von der Erscheinung. Ueberall sehe ich sie. Ich kann meine Augen nicht dagegen verschließen. O, laß mich — bitte, laß mich fort!"

„Sträube Dich nicht gegen die Erscheinung", antwortete der Priester. „Sie kam zu Dir aus dem Heiligtume — aus unserm hochgeweihten innersten Tabernakel. Sie hat Dich bezeichnet als Einen, der sich von den Andern unterscheidet, als Einen, der künftighin von uns hoch geehrt und sorgfältig behütet werden wird. Du aber mußt Dein aufrührerisches Herz bezwingen".

Ich schwieg. Eisigkalt waren diese Worte mir auf die Seele gefallen. Ich hatte den Sinn derselben nicht erfaßt — in der That, wie hätte ich dieselben auch verstehen können! Aufs tiefste aber empfand ich die Kälte, die in seiner Sprache lag. Nach einer langen Pause, während welcher ich mich bemühte, mich alles Denkens zu enthalten, um auf diese Art von meiner Furcht befreit zu werden, tauchte plötzlich eine Erinnerung

Digitized by Google

vor meiner Seele auf, welche ein angenehmes Gefühl der Erleichterung in mir hervorrief.

„Wo“, sagte ich, „ist der schwarzgekleidete Mann, den ich gestern im Garten sah?“

„Wie? — der Gärtner Seboua? Er schläft jetzt in seiner Zelle. Doch, sobald der Morgen dämmert, wird er aufstehen und im Garten arbeiten“.

„Darf ich mit ihm gehen?“ fragte ich in fieberhafter Angst und faltete meine Hände, wie zum Beten, aus Besorgnis, daß meine Bitte mir abgeschlagen werden könnte.

„In den Garten? Ja; wenn Du keine Ruhe finden kannst, so wird der kühle Morgentau und der Anblick der frisch erblüten Blumen das Fieber in deinen Adern lindern. Sobald ich sehe, daß der Morgen graut, will ich Seboua rufen, daß er Dich hinausgeleite“.

Ein tiefer Seufzer der Erleichterung entrang sich meiner Brust bei dieser bereitwilligen Gewährung meiner Bitte. Dann wandte ich mich von dem Priester ab; ich blieb mit geschlossenen Augen ruhig liegen und versuchte alle Schreckbilder aus meinen Gedanken zu verscheuchen, indem ich mir das Entzücken ausmalte, das ich bald empfinden würde, wenn ich erst das schwüle, von Weihrauch erfüllte Zimmer mit der köstlichen Frische der freien Luft vertauschen würde.

Ich sprach kein Wort mehr, und wartete geduldig. Regungslos saß der Priester neben mir. Endlich, nachdem, wie es mir schien, viele Stunden des peinlichsten Wartens dahingeschlichen waren, erhob er sich und löschte die silberne Lampe aus. Da sah ich, daß ein Schimmer des Tageslichtes durch die hohen Fenster in das Zimmer drang.

„Ich werde nun Seboua rufen“, sagte er, indem er sich zu mir wandte, „und ihn zu Dir senden. Wisse, daß dies Dein Zimmer ist, welches Du künftighin bewohnen wirst. Kehre vor dem Morgen-Opfer hierher zurück. Einige Novizen werden hier mit dem Bade und dem Oel zu Deiner Salbung Dich erwarten“.

„Aber“, sagte ich, aufs Neue beunruhigt in dem Gedanken, durch ein seltsames Geschick eine Person von solcher Wichtigkeit geworden zu sein — „wie soll ich denn wissen, wann ich zurückkehren muß?“

„Du brauchst erst nach Beendigung des Morgenmahls zu kommen. Eine Glocke giebt hierzu das Zeichen; überdies wird Seboua es Dir sagen“. Mit diesen Worten verließ er mich.

Mich belebte nun schon der Gedanke an das Wohlbehagen, das mein natürlich erschöpfter Körper in der frischen Morgenluft empfinden würde, und voll Sehnsucht harrte ich des Augenblicks, wo ich Seboua's seltsame Gesichtszüge und das milde Lächeln, das die Häßlichkeit derselben vergessen ließ, wiedersehen würde. Mir schien es, als ob sein Gesicht das einzige menschliche Antlitz wäre, in das ich geschaut hatte, seitdem meine Mutter mich verlassen.

Ich schaute an mir nieder, ob ich mein Linnenkleid noch trug, um

gleich bereit zu sein mit ihm zu gehen. Ja, ich trug es noch, mein reines, weißes Kleid und mit einem Anflug von Stolz betrachtete ich es, denn ich hatte nie zuvor Etwas von so feinem Gewebe getragen. Durch den Gedanken, nun bald wieder bei Seboua zu sein, gewann ich meine Fassung soweit wieder, daß ich ruhig liegen konnte, und während ich sinnend auf mein Gewand niederblickte, dachte ich, was wohl meine Mutter sagen würde, wenn sie mich in diesem zarten, feinen Linnenkleide sehen könnte.

Erst das Geräusch herannahender Schritte weckte mich aus meinen Träumereien; jetzt erschienen Seboua's seltsame Züge in der Thüre — Seboua's dunkle Gestalt näherte sich mir. Ja, er war häßlich —; ungeschlacht —; schwarz, und ohne jedwelchen gewinnenden Zug in seiner Erscheinung. Und doch — als er jetzt auf mich zukam, und ich das sanfte Lächeln, an das ich mich so wohl erinnerte, wieder seine Züge erhellen sah — da erschien er mir liebenswürdig, anmutig, menschlich!

Ich sprang von meinem Lager auf und streckte ihm beide Hände entgegen.

„O Seboua!“ rief ich, und Thränen füllten meine thörichten Kinderaugen, bei dem Anblicke dieser wohlwollenden, vertrauenerweckenden Züge — „Seboua, warum bin ich hier? was finden diese Priester denn so Außerordentliches an mir, daß sie sagen, ich sei nicht wie die Andern? Seboua, sage mir, werde ich dieses grauenvolle Schreckbild wieder sehen müssen?“

Seboua trat dicht zu mir heran und kniete nieder. Es schien in der Natur dieses dunkelfarbigen Mannes zu liegen, daß er jedesmal niederknieen mußte, so oft ein Gefühl von Ehrfurcht ihn überwältigte.

„Mein Sohn“, sprach er, „der Himmel hat Dich mit dem Seher-Blick begabt. Sei unerschrocken im Besitze dieser Gabe, so wirst Du zu einem Lichte werden inmitten der Finsternis, welche auf dieses unglückliche Land herniedersank“.

„Das verlange ich gar nicht zu werden“, sagte ich ärgerlich. Vor ihm scheute ich mich nicht, und der Aufruhr in meinem Herzen mußte sich endlich Luft machen. „Und ich will auch nichts thun, wobei mir so unheimlich zu Mute wird. Warum mußte ich dieses gespensterhafte Wesen schauen, das selbst jetzt noch mir vor Augen steht und mir das Licht des hellen Tags verdunkelt?“

„Komm' mit mir“, sagte Seboua, indem er sich erhob und mir statt jeder weitern Antwort seine Hand reichte. „Komm', laß uns hinausgehen, wo die Blumen sind; wir wollen von diesen Dingen weitersprechen, wenn die frische Morgenluft deine Stirn gekühlt hat“.

Schnell bereit stand ich auf, und Hand in Hand schritten wir durch die Gänge, bis wir eine Thür erreichten, durch die wir in den Garten hinanstraten.

Wie soll ich die Gefühle beschreiben, mit denen ich die frische Morgenluft in mich einsog? Ich kenne keine Reize der Natur, die je zuvor mein

Digitized by Google

Herz erfreuten, mit denen ich diese Wonne vergleichen könnte. Entfloh ich doch jener drückenden, mit Wohlgerüchen erfüllten Atmosphäre, welche einzuatmen ich so völlig ungewohnt war, und erwachte doch wieder die Gewißheit in mir, daß die Welt hier außerhalb des Tempels immer noch in gleicher natürlicher Schönheit prangte. So beruhigten sich meine überreizten Nerven, und mein Gemüt fühlte sich erleichtert.

Seboua sah mich an und, als hätte er die Gedanken gelesen, die mein Herz bestürmten, sagte er:

„Noch geht die Sonne auf in voller Pracht; noch öffnen Blumen ihre Kelche, um sie zu begrüßen; öffne auch Du Dein Herz und laß den Frieden darin einziehen".

Ich konnte ihm nichts antworten. Ich war jung und nicht geübt, meine Gedanken leicht in Worte zu kleiden. Aber ich sah zu ihm auf, als wir so durch den Garten dahinwandelten, und ich glaube, meine Blicke haben für mich gesprochen.

„Mein Sohn", fuhr er fort, „Du warst in letzter Nacht von tiefer Finsternis umgeben, doch solltest Du darum nicht glauben, daß hinter jener Finsternis das Licht zu scheinen aufgehört habe. Wenn Du am Abend Dich zum Schlafen niederlegst, so fürchtest Du doch nicht, daß Du am Morgen nicht die Sonne wiedersehen könntest! Du warst in tieferer Finsternis als in dem Dunkel einer Nacht, und eine Sonne wird Dir leuchten, die weit herrlicher als diese ist".

Ich verstand ihn nicht, obschon ich seine Worte wohl überdachte. Ich sprach nicht, denn die herrliche Luft und das Bewußtsein menschlicher Teilnahme genügten mir. Es kümmerte mich jetzt wenig, ob Jemand zu mir sprach oder ob ich Aufschlüsse über die Ereignisse der Nacht erhalten würde — jetzt, wo ich die frische Luft nach Herzenslust genießen konnte. Ich war ja nur ein Knabe, und die bloße Freude über meine sich neubelebenden Kräfte ließ mich alles Andere vergessen.

Hier war Natur; und Alles was natürlich war, entzückte mich an diesem Tage über alle Maßen. Allein —, kaum daß ich in die Welt der Wirklichkeit zurückgekehrt, kaum daß ich es gewagt, mich ganz der Freude über diese Rückkehr hinzugeben, wurde ich plötzlich und unversehens schon wieder dieser Wirklichkeit entrückt.

Wohin? Ach, wie soll ich's sagen? Es giebt in der menschlichen Sprache keine Worte, um Etwas zu beschreiben, was außerhalb des Kreises dessen liegt, was wir natürlich nennen.

Stand ich denn wirklich noch mit diesen meinen Füßen auf dem grünen Rasen? — Hatte ich denn wirklich noch die Stelle nicht verlassen, auf der ich mich soeben noch befand? Stand Seboua wirklich neben mir? — Ich drückte seine Hand; — ja sie war da; ich fühlte sie. Und dennoch hatte ich deutlich die Empfindung, daß ich die Grenze des Natürlichen wieder überschritten, daß ich abermals in jener unbekannten Welt des Fühlens — Sehens — Hörens mich befand, vor welcher mir so bangte.

Doch, ich sah nichts — ich hörte nichts — und dennoch stand ich da, von Grausen erfaßt und zitternd wie die Blätter vor dem nahen Sturme. Was sollte ich im nächsten Augenblicke sehen? Was war in meiner Nähe? Was war es, das sich mir wie eine Wolke auf die Augen legte?

Ich schloß dieselben; ich wagte es nicht aufzublicken; ich scheute mich, den nebelhaften Wesen, die ich mir nahe fühlte, zu begegnen.

„Oeffne Deine Augen, mein Sohn", sagte Seboua, „und sage mir: ist unsre Königin hier?"

Ich öffnete sie, voll Angst das schreckliche Angesicht wieder zu erblicken, welches mich in der Dunkelheit der Nacht mit Entsetzen erfüllt hatte. Doch nein — für's Erste sah ich nichts, und erleichtert atmete ich auf, denn ich fürchtete immer noch, dieses zornverzerrte Antlitz dicht vor mir zu sehen. Aber im nächsten Augenblicke erbebte mein ganzer Körper vor Entzücken. Seboua hatte mich, ohne daß ich es bemerkte dicht an den Lotos-Weiher hingeführt, und, wie das erste Mal sah ich jenes lichte Wesen mit dem goldschimmernden Haar, durch welches sein Gesicht mir halb verborgen wurde, sich niederbeugen, um von dem klaren Quell zu trinken.

„Rede sie an!" rief Seboua. „Ich seh es an dem Leuchten Deiner Augen, daß sie vor Dir steht. O, sprich zu ihr! Noch hat sie, so lange unser Geschlecht lebt, nicht zu ihren Priestern gesprochen — sprich zu ihr, denn wahrlich, wir bedürfen ihrer Hilfe!"

Seboua war neben mir auf die Knie niedergesunken, sowie er gestern gethan. Sein Angesicht erglühte in Begeisterung, und seine Augen waren voller Andacht. Indem ich ihn ansah, sank ich zurück, überwältigt von einer unsichtbaren Macht; es kam mir vor, als ob jenes holde Wesen mit dem goldnen Haar mich zu sich heranzog und als ob ich von Seboua zu ihr hingeschoben würde, während doch mein Körper ihr nicht näherrückte; in meinem Bewußtsein aber schien es mir, daß ich aufstand, mich dem Lotosweiher näherte, und, indem ich mich über dessen Ufer beugte, ihr Kleid an der Stelle berührte, wo es auf dem Wasserspiegel lag. Ich schaute zu ihrem Antlitz auf, doch konnte ich es nicht erblicken, denn ein glänzendes Licht strahlte von demselben aus und blendete mein Auge, so daß es mir war, als wenn ich in die Sonne gesehen hätte. Doch ich fühlte die Berührung ihrer Hand auf meinem Haupte, und die Worte, welche von ihr ausflossen, prägten sich meinem Geiste ein, obwohl ich mir kaum bewußt war, sie zu hören.

„Kind mit dem Seherblicke", sprach sie, „Deine Seele ist noch rein, und Schweres hat sie zu vollbringen. Doch wende Dich nicht von mir ab, denn ich bin voll des Lichts und will den Weg Dir zeigen, den Dein Fuß betreten soll".

„Mutter", sagte ich leise, „aber jene Finsternis . . .?"

Ich hatte nicht den Mut meine Frage in deutlicheren Worten auszudrücken. Ich fürchtete, jenes Schreckbild könnte, wenn ich davon reden

würde, plötzlich wiederum in seinem vollen Zorne mir vor Augen treten. Als ich diese Worte sagte, fühlte ich, wie von ihrer Hand ein Schauer ausging, welcher meinen ganzen Körper durchzitterte. Ich meinte, dies sei ein Zeichen ihres Unmuts, der sich über mich ergießen würde; doch ihre Stimme war sanft und ich empfand sie wie das leise Rieseln eines milden Regens, welchen die Bewohner eines heißen, dürren Landes froh begrüßen als langersehnte Himmelsgabe.

„Die Finsternis ist nicht zu fürchten; sie wird besiegt und weicht zurück, sowie die Seele stärker wird im Lichte. Mein Sohn! in jenem innern Heiligtum des Tempels herrschet Dunkel, weil die Priester dort der Wahrheit Lichtschein nicht ertragen können. Das Licht von Eurer Welt ist aus dem Tempel ausgeschlossen, damit er von des Geistes Licht erleuchtet werde. Doch diese eitlen Priester, von des Irrtums Wahn befangen, dienen nur der Ausgeburt der Finsternis, als ihrer Göttin. Sie verhöhnen meinen Namen, so oft ihn ihre Zunge nennt. Mein Sohn, sag' ihnen, — ihre Königin schwinge nicht ihr Scepter in dem Reich der Nacht. Sie haben keine Königin; sie haben keinen andern Führer als nur ihre blinde Leidenschaft. Dies ist die erste Botschaft, die ich Dir vertraue; — sie haben doch darnach verlangt?"

In diesem Augenblicke war es mir, als zöge mich etwas von ihr weg. Ich klammerte mich an den Saum ihres Kleides, aber meine Hände waren kraftlos. Als sie sich meinem Griff entwand, schien mir auch das Gefühl von ihrer Anwesenheit zu schwinden, eine unerträgliche physische Erregung bemächtigte sich meiner. Hilflos hatte ich meine Augen geschlossen, als ich von ihr weggezogen wurde. Ich konnte sie nur mit Mühe wieder öffnen. Da sah ich vor mir nur den Lotosweiher, ganz bedeckt mit den Blüten der Blumenkönigin, die sich majestätisch auf dem Wasserspiegel ausbreiteten. Auf ihren goldnen Kelchen lag der Sonnenschein und ließ mich die Farbe goldigen Haares darin erkennen. Da riß mich eine vor Wut und Ingrimm bebende, wenn auch leise und vorsichtig klingende Stimme vollends aus meinen Träumen.

Ich schaute mich um und sah zu meinem Erstaunen Sebona gebeugten Hauptes und mit über der Brust gekreuzten Händen zwischen zwei Novizen stehen. Neben mir standen die Hohenpriester Agmahd und Kamen; Agmahd sprach zu Sebona. Ich erriet bald, daß dieser meinetwegen sich den Zorn des Priesters zugezogen haben mußte, doch konnte ich mir den Grund davon nicht erklären.

Agmahd und Kamen nahmen mich in ihre Mitte, und ich begriff sogleich, daß ich zwischen ihnen den Rückweg anzutreten hatte. Schweigend schritten wir dem Tempel zu und betraten wieder dessen düstre Hallen.

5.

Ich wurde in die Halle geführt, in welcher die Priester ihre Frühmahlzeit eingenommen hatten. Das Gemach war jetzt fast ganz verlassen; nur Agmahd und Kamen blieben dort zurück und unterhielten sich mit ge-

dämpfter Stimme in einer der Fensternischen, während zwei Novizen mich zu einem Platz am Tische führten, wohin sie mir Oelkuchen, sowie Früchte und Milch brachten. Es befremdete mich, von diesen Jünglingen bedient zu werden, die nicht mit mir sprachen, und zu denen ich mit achtungsvoller Scheu aufblickte, weil sie in den furchtbaren Geheimnissen des Tempels weit mehr erfahren waren als ich. Während ich meine Kuchen aß, sann ich darüber nach, warum sie, wie keiner der Novizen, die ich gesehen hatte, kein Wort mit mir sprachen. Aber indem ich auf die kurze Zeit zurückblickte, die ich im Tempel zugebracht, fiel es mir auf, daß ich noch nie mit Einem von ihnen allein gelassen worden war. Selbst jetzt noch blieben Agmahd und Kamen in dem Zimmer zurück und ich sah, daß das Schweigen, welches auf den Gesichtern der beiden Jünglinge lag, die mich bedienten, offenbar von einem Gefühl furchtsamer Scheu herrührte — nicht einer Scheu, wie man sie vor einem Vorgesetzten fühlen mag, welcher seine Augen nur wie gewöhnliche Sterbliche gebrauchen kann, sondern wie vor irgend einem vieläugigen, mit geheimen Kräften vertrauten Beobachter, den Niemand täuschen kann. Ich vermochte auch nicht einen Schimmer von Ausdruck auf den Gesichtern dieser beiden Jünglinge wahrzunehmen. Sie bewegten sich wie Automaten.

Die Erschöpfung, welche meinen Körper neuerdings übermannt hatte, war durch das genossene Mahl wieder gehoben, und als ich gesättigt war, stand ich eilig auf, mit der Absicht von dem hohen Fenster in den Garten hinab und nach Seboua zu sehen. Allein Agmahd vertrat mir schnell den Weg, stellte sich zwischen mich und das Fenster und schaute mich mit jenem starren Blicke an, welcher ihn mir so unbeschreiblich furchtbar machte.

„Komme!" sagte er, dann wandte er sich und ging; ich folgte ihm mit gesenktem Haupte, all meine wiedergewonnene Kraft und Hoffnung war dahin; warum — wußte ich nicht; auch begriff ich nicht, warum ich auf den gestickten Saum dieses weißen Gewandes — welches so sanft über den Boden vor mir dahinglitt — mit einem Gefühle hinsah, als folgte ich meinem bösen Verhängnis.

Mein Verhängnis! Agmahd, das Urbild eines Tempelpriesters, das wahre Oberhaupt der Hohenpriester — mein Verhängnis!

Wir durchschritten die verschiedenen Korridore und betraten endlich jenen breiten Mittelgang, der von dem Tempelthore zu dem Heiligtume hinführte. Entsetzen ergriff mich bei dessen Anblick, selbst jetzt wo das goldne Sonnenlicht durch das Thor hereinströmte und sein Spiel mit dessen unheimlichen Schattengebilden trieb. Doch war meine Furcht vor Agmahd so groß, daß ich, selbst jetzt, wo ich allein mit ihm war, ihm in blindem Gehorsam schweigend folgte. Wir gingen den Gang hinab — und mit jedem meiner zögernden Schritte kam ich der schrecklichen Thüre näher, aus welcher ich, in der Dunkelheit der Nacht, jene grauenvolle Gestalt hervorkommen sah. Ich starrte auf die Wände mit demselben Entsetzen, welches den Verurteilten beim Anblicke der Folterwerkzeuge ergreifen mag.

Digitized by Google

Wer eine drohende und unabwendbare Gefahr mit unerbittlicher Gewalt heranrücken sieht, der kann den entsetzten Blick nicht mehr davon abwenden und so hafteten auch meine entsetzten Blicke an den Wänden des langen Korridors, welche, während wir weiterschritten, sich über uns zu schließen und uns von der ganzen, schönen, sonnigen Welt, in welcher ich bis jetzt gelebt hatte, abzusperren schienen.

Als ich diese glatten und doch so schaurigen Wände mit meinen Blicken prüfte, gewahrte ich, als wir uns dem Ende des Ganges näherten, eine kleine Thür, welche im rechten Winkel zu dem Eingange des Heiligtumes stand. Sie wäre von Jedem unbeachtet geblieben, dessen Aufmerksamkeit nicht, wie die meine, aufs Aeußerste angespannt war; denn das Dunkel, das an diesem fernen Ende des Ganges herrschte, war sehr tief im Gegensatz zu dem strahlenden Sonnenlichte, aus dem wir kamen.

Wir näherten uns nun dieser Thüre. Dieselbe stand, wie erwähnt, zu der Wand des Heiligtums im rechten Winkel und befand sich dicht neben dessen Eingang; doch war sie noch in der Seitenwand des Ganges.

Meine Schritte schienen jetzt einem fremden Willen zu folgen; mein eigner Wille hätte mich sicher zurückgeführt in den Sonnenschein, welcher die Erde rings mit Blumen schmückt — welcher das Leben zu einer herrlichen Wirklichkeit macht, und nicht zu einem häßlichen, widrigen Traume!

Doch, da war sie nun — diese Thür — und Agmahd blieb davor stehen. Jetzt wandte er sich um und sah mich an.

„Fürchte Dich nicht", sagte er mit seiner ruhigen, gleichmäßigen Stimme. „Unser Heiligtum ist der Mittelpunkt unsrer Wohnstätte und schon die Nähe desselben erfüllt uns mit Kraft".

Ich machte bei diesen Worten wieder dieselbe Erfahrung wie das erste Mal im Garten, als Agmahd mich mit seiner Stimme ermutigt hatte. Auch dieses Mal erhob ich meine Blicke mit einer gewissen Mühe zu den seinen, um die Ermutigung, die in seiner Stimme lag, auf seinem schönen Antlitze bestätigt zu finden. Aber ich konnte nichts Anderes darin entdecken, als die unerschütterliche Ruhe dieser blauen Augen: sie waren unerbittlich — erbarmungslos. Mit Entsetzen sah ich in diesem Augenblick in ihnen die ganze Grausamkeit eines Raubtiers.

Er wandte sich von mir ab und öffnete die Thür; dann trat er durch dieselbe ein und hielt sie offen, damit ich ihm folgte. Ich folgte ihm — ja, obwohl jeder meiner Schritte wie vor einem gähnenden Abgrunde sich zu sträuben schien.

Wir betraten ein niedriges Gemach, welches durch ein einziges, breites Fenster oben in der Wand, Licht erhielt. Es war mit Vorhängen und anderen Geräten kostbar ausgestattet: ein niederes Lager stand an einer Seite des Zimmers. Als mein Blick auf dieses Lager fiel, bebte ich zurück; ich weiß nicht, warum. Doch plötzlich fiel mir ein, daß es dasselbe Lager sein müßte, auf welchem ich während der vergangnen Nacht geruht hatte. Ich konnte meinen Blick nicht davon abwenden, obwohl

eine Menge schöner Gegenstände vorhanden waren, welche meine Aufmerksamkeit zu jeder andern Zeit auf sich gezogen haben würden, denn das Zimmer war mit auserlesener Pracht eingerichtet. Jetzt aber hatte ich nur den Einen Gedanken, warum wohl dieses Lager aus dem Zimmer, in dem ich gestern geschlafen hatte, hierher gebracht worden sein möchte.

Während ich mich darüber in Vermutungen erging, wurde ich mir plötzlich der mich umgebenden Stille bewußt — einer lautlosen Stille und Einsamkeit.

Mit erwachender Angst sah ich umher.

Ja! ich war allein. Er war fort — der furchtbare Priester Agmahd — er war gegangen, ohne eine Wort, und hatte mich in diesem Gemach allein gelassen.

Was hatte dies zu bedeuten?

Ich lief zur Thüre hin und versuchte sie zu öffnen. Doch sie war fest verschlossen und verriegelt.

Ich war ein Gefangener. Doch was sollte dies bedeuten? . Mit wachsender Angst blickte ich auf die dicken Steinmauern rings um mich her — ich sah auf zu dem Fenster, hoch über mir — ich erinnerte mich des Heiligtums in meiner unmittelbaren Nähe — dann warf ich mich auf das Lager und vergrub mein Gesicht in die Kissen.

Viele Stunden mag ich so gelegen haben. Ich hatte nicht den Mut mich zu erheben oder auch nur ein Geräusch zu machen. Wo hätte ich mich auch um Hilfe hinwenden sollen — etwa an die blauen, mitleidslosen Augen Agmahds? Mit festgeschlossenen Augen lag ich auf dem Lager; ich wagte nicht, mich in meinem Gefängnisse umzuschauen und betete, daß die Nacht niemals wiederkehren möchte.

Es mußte noch sehr früh am Tage sein, dessen war ich sicher, obwohl ich nicht wußte, wie lange Zeit ich mit Seboua im Garten zugebracht hatte. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel und ließ ihr Licht durch mein Fenster hereinströmen. Ich bemerkte dies erst, als ich nach längerer Zeit aufblickte, denn mir war, als wenn Jemand sich hier befände — doch es war wohl nur eine Täuschung. Denn kein sichtbares Wesen war da, wenn nicht etwa hinter den Vorhängen verborgen.

Doch nein, ich war allein. Und als nun mein Mut zu wachsen begann, als ich es wagte, aufzublicken zu dem Sonnenschein, der das Fenster mir wie einen verklärten Gegenstand erscheinen ließ, da freute ich mich, daß die Sonne noch nicht zu leuchten aufgehört und daß ich, trotz meiner jüngsten schaurigen Erlebnisse doch weiter nichts war, als ein Knabe, der den Sonnenschein liebt.

Die Anziehung, die dieser Lichtschein auf mich übte, wurde immer größer und gestaltete sich endlich zu dem Wunsche, zu dem Fenster emporzuklettern und hinauszusehen. Ich kann von der Leidenschaft, welche den Wunsch nach und nach zur That anfachte — nachdem der Gedanke einmal erwacht war — ebensowenig Rechenschaft geben, wie von den meisten

hartnäckig verfolgten Einfällen, welche im Gehirn eines Knaben entstehen. Genug, ich stand von meinem Lager auf. Da ich nun einmal auf diesen kindischen Einfall gekommen war, der alle meine Gedanken in Anspruch nahm, so verlor ich die Furcht vor dem Unsichtbaren, das mich umgeben mochte. Die Wand war spiegelglatt; doch ich dachte mir, daß, wenn ich mich auf den Tisch stellte, der unter dem Fenster stand, ich vielleicht das Gesims mit den Händen erreichen und mich daran emporziehen könnte. Sogleich stieg ich auf den Tisch; aber das Gesims war so hoch, daß ich es kaum mit ausgestreckten Armen erreichen konnte. Ein kleiner Sprung, und nun gelang es mir, den Rand des Fensters zu erfassen und mich daran hinaufzuschwingen. Ich glaube, dieser Teil meines Unternehmens war der Höhepunkt meines Vergnügens; denn ich zweifelte nicht im Geringsten, daß ich nun die Tempelgärten vor mir liegen sehen würde.

Doch was ich erblickte, wirkte — wenn auch nicht gerade beängstigend, so doch sehr ernüchternd auf meine Freude.

Von den Gärten war nichts zu sehen. Mein Fenster bot die Aussicht auf einen kleinen, viereckigen Hofraum, welcher rings von hohen, kahlen Mauern eingeschlossen war. Ich erkannte alsbald, daß dies keine der Umfassungs-Mauern, sondern Teile des Tempels selbst waren. Der Hofraum lag offenbar inmitten dieses ganzen großen Gebäudes, denn ich konnte noch dessen Säulen und Dächer auf allen Seiten emporragen sehen. Keine Spur eines weiteren Fensters, außer den meinigen, war zu entdecken.

In diesem Augenblicke war mir's, als hörte ich ein Geräusch im Zimmer. Schnell ließ ich mich auf den Tisch hinabgleiten und sah erschreckt umher. Das Geräusch schien hinter einem schweren Vorhange hervorzukommen, welcher eine der Wände halb bedeckte. Atemlos stand ich da und trotz des hellen Tageslichtes, und des glänzenden Sonnenscheins fürchtete ich mich vor dem, was sich mir zeigen würde. Denn ich hatte keine Ahnung, daß es noch eine andre Möglichkeit gab in das Gemach zu kommen, als die Thür, durch welche ich hereingekommen war, und ich getraute mir daher nicht auf die Anwesenheit eines menschlichen Wesens zu hoffen.

Meine Befürchtungen verschwanden jedoch bald, denn der Vorhang wurde ein wenig zur Seite gezogen und ein schwarzgekleideter, mir bis dahin fremder Novize — schlich aus dessen verhüllenden Falten hervor. Ich wunderte mich über die heimliche Art, in welcher er dies that, allein ich fühlte keine Furcht, denn in seiner Hand hielt er die prächtige Blüte einer weißen Lotosblume. Ich sprang sogleich vom Tisch herunter und ging ihm entgegen, während meine Augen an der Blume hafteten. Als ich ihm ganz nahe war, sagte er sehr leise und rasch:

„Diese Blume ist von Seboua. Pflege sie sorgfältig, doch laß keinen der Priester sie sehen. Pflege sie! und sie wird Dir Hilfe bringen in Stunden, wo Du der Hilfe bedarfst; und Seboua ermahnt Dich dringend,

Dich all der Worte zu erinnern, die er zu Dir gesprochen, vor Allem aber, daß Du Dich nur auf Deine Liebe zu dem wahrhaft Schönen verlassen sollst, sowie auf Deine natürlichen Neigungen und Abneigungen. Dies ist meine Botschaft", sagte er, indem er sich gegen den Vohang zurückzog. „Ich wage mein Leben, um Seboua gefällig zu sein. Hüte Dich, jemals dieser Thüre nahe zu kommen, oder auch nur merken zu lassen, daß Du von deren Vorhandensein Kenntnis hast; sie führt in das Privat-Gemach des Hohenpriesters Agmahd, welches bei Gefahr furchtbarer Strafe Niemand betreten darf".

„Wie aber konntest Du durch dasselbe gelangen, fragte ich voller Neugierde.

„Sie sind gerade beim Morgenopfer — sämtliche Priester — und es gelang mir, unbemerkt zu entweichen und zu Dir zu dringen".

„Sage mir", rief ich und versuchte ihn zurückzuhalten, als er durch die Thür davon eilen wollte, „warum kam Seboua denn nicht selbst?"

„Er kann nicht — er wird streng bewacht, damit er keinen Versuch machen kann, sich Dir zu nähern".

„Aber was hat dies Alles zu bedeuten?" rief ich voll Verwunderung und Besorgnis.

„Ich kann es Dir nicht sagen", erwiderte der Novize, indem er seine Kleider meiner Hand entzog. Erinnere Dich der Worte, die ich Dir gesagt".

Dann ging er eiligst durch die Thür und schloß sie hinter sich. Der schwere Vorhang welcher, wie ich nun bemerkte, mich völlig verhüllte, raubte mir den Atem, und sobald ich mich von meinem Erstaunen über dieses plötzliche Erscheinen und Verschwinden erholt hatte, schob ich ihn zur Seite und trat heraus, die Blume in meiner Hand.

Mein erster Gedanke — selbst bevor ich mir die Zeit gönnte über die Worte nachzudenken, deren ich mich erinnern sollte — war der, meine köstliche Blume in Sicherheit zu bringen. Ich trug sie so behutsam, als sei es die lebende Gestalt eines geliebten Wesens. Aengstlich sah ich umher und sann darüber nach, wo ich sie wohl am sichersten verbergen und frisch erhalten könnte.

Nach einigen Augenblicken hastigen Suchens sah ich, daß gerade hinter dem Kopfende meines Lagers eine Ecke war, von welcher der Bettvorhang ein wenig abstand. Hier konnte ich sie wenigstens für den Augenblick verbergen; sie hatte dort Raum genug um nicht zu ersticken, und konnte auch nicht bemerkt werden, wenn nicht der Vorhang zur Seite geschoben wurde — und es schien mir, daß dort die Gefahr der Entdeckung eine geringere wäre, als an jeder andern Stelle. Eiligst verwahrte ich sie dort, um mich nicht der Gefahr auszusetzen, sie in der Hand zu haben, im Fall der Opferdienst beendet sei und Agmahd in mein Zimmer träte. Dann schaute ich umher nach irgend einem Gefäß mit Wasser, in das ich sie bringen könnte, denn es fiel mir ein, daß wenn ich sie nicht wenigstens mit einem Teil des Elements versorgen würde,

welches ihr zum Leben so notwendig war, so würde ich sie mir nicht lange erhalten können.

Ich fand ein kleines irdenes Krüglein, das mit Wasser gefüllt war; in dieses setzte ich sie und erwog dabei, was ich wohl sagen sollte, wenn die Priester dasselbe vermissen und mich darnach fragen würden. Ich wußte nicht, was ich in diesem Falle thun sollte, doch konnte ich nur hoffen, daß ich, falls die Blume entdeckt würde, durch irgend eine plötzliche Eingebung würde verhüten können, daß Seboua abermals um meinetwillen eine Rüge erhielte; denn obschon ich das Wie und das Warum nicht ergründen konnte, so war es doch unverkennbar, daß er meinetwegen getadelt worden war.

Ich ging zu meinem Lager und setzte mich darauf nieder, um meiner geliebten Blume recht nahe zu sein. Wie viel lieber freilich hätte ich sie nicht in den Sonnenschein stellen mögen, um mich an dem Anblick ihrer Schönheit zu erfreuen!

So verging der Tag. Niemand kam zu mir. Ich sah wie die Sonne langsam von meinem Fenster wegrückte. Ich sah wie die Schatten des Abends sich darauf niederlegten. Ich war noch immer allein. Doch keine Furcht kam über mich und selbst das Herannahen der Nacht ängstigte mich nicht mehr. Meine Seele war erfüllt von einer tiefen Ruhe, — wohl die Folge jener langen, ungestörten Stunden dieses Tages; — oder hatte die schöne, wenn auch meinem Blick verborgene Blume dies bewirkt? — Vor meinem innern Auge stand sie immer da in ihrer zarten, wunderbaren Pracht. Keines jener Schreckbilder, welche mir die verwichene Nacht zur namenlosen Qual gemacht, erschreckte mich nunmehr.

Es war bereits ganz dunkel, als die Thür, welche von dem Korridor hereinführte sich öffnete und Agmahd eintrat, gefolgt von einem jungen Priester, der mir Speisen, sowie eine Schale mit einem eigentümlich süßlich duftenden Tranke brachte. Ich wäre nicht von meinem Lager aufgestanden, hätte ich nicht so dringend der Nahrung bedurft. Bis dahin hatte ich nicht daran gedacht, doch nun fühlte ich, daß ich in der That hungrig war und den ganzen Tag gefastet hatte. Ich stand deshalb hastig auf, und als der junge Priester mir die Speisen reichte, nahm ich zuerst von dem Tranke — den er mir auch zuerst darbot.

Agmahd blickte mich an, während ich trank. Als ich die Schale wieder hingesetzt hatte, erhob ich meine Augen zu den seinen mit einem Ausdruck von Trotz.

„Ich werde den Verstand verlieren", sagte ich unerschrocken, „wenn ihr mich in diesem Zimmer hier allein laßt. Nie in meinem ganzen Leben war ich so lange allein".

Ich sprach unter einem plötzlichen Impulse. Als ich diese langen Stunden in Einsamkeit verbracht hatte, waren sie mir nicht so schrecklich erschienen; doch nun ich mir mit einem Male der ganzen Bitterkeit dieser Beschränkung meiner Freiheit bewußt wurde, konnte ich meine Entrüstung nicht zurückhalten.

Agmahd sagte zu dem jungen Priester:

„Setze die Speisen nieder und hole das Buch, welches auf dem Tische in meinem Vorzimmer liegt".

Er ging, um seinen Auftrag auszuführen. Agmahd sprach kein Wort und ich — da ich nun meiner Erbitterung Luft gemacht, und nicht, wie ich fast erwartete, dafür niedergeschmettert worden war — nahm meine Oelkuchen von der Schüssel und setzte meine Mahlzeit unverdrossen fort.

Fünf Jahre später hätte ich Agmahd nicht in dieser Weise gegenüber treten können. Ich hätte auch nicht ruhig mein Mahl verzehren können, nachdem ich ihm zuvor getrotzt. Jetzt aber war ich noch unerfahren und voll jugendlicher Unbesonnenheit. Ich hatte keine Vorstellung von der Tiefe des durchdringenden Scharfblicks, sowie von der weitreichenden, unerbittlichen Grausamkeit dieses Priesters. Wie sollte ich auch? Ich war ja ganz unwissend und hatte vor Allem nicht den mindesten Begriff von der Art und Weise dieser seiner Grausamkeit, noch von deren Zweck und Endziel. Darüber freilich war ich mir ganz klar, daß dieses Leben im Tempel, so wie ich es jetzt kennen gelernt hatte, nicht dem Bilde entsprach, das ich mir davon in meinen Träumereien ausgemalt hatte, und meine knabenhafte Phantasie beschäftigte sich bereits mit Gedanken an Flucht — und wäre es selbst diesen schrecklichen Gang hinab — wenn ich verurteilt sein sollte, in dieser qualvollen Weise fortzuleben. Wie wenig ahnte ich damals, als ich solche Gedanken hegte, wie strenge ich bewacht wurde!

Während ich aß und trank, sprach Agmahd keine Silbe; nach kurzer Zeit trat der junge Priester wieder herein, mit einem großen, schwarzen Buche in seinen Händen. Er legte dasselbe auf einen Tisch, welchen Agmahd neben mein Lager hinzurücken befahl. Dann holte er eine Lampe aus einer Ecke des Zimmers, stellte sie auf den Tisch und zündete sie an; nachdem dies geschehen, sagte Agmahd:

„Du wirst Dich nicht länger vereinsamt fühlen, wenn Du Dir diese Blätter ansehen willst".

Mit diesen Worten wandte er sich ab und verließ das Zimmer; der junge Priester folgte ihm.

Unverzüglich öffnete ich das Buch. Wenn ich an jene Zeit zurückdenke, scheint es mir, daß ich wohl ebenso neugierig war, wie die meisten andern Knaben; jedenfalls nahm jeder neue Gegenstand für den Augenblick meine Aufmerksamkeit vollständig in Anspruch. Ich öffnete den schwarzen Deckel des Buches und schaute auf die erste Seite. Sie war kunstvoll bemalt, und mit Wohlgefallen betrachtete ich eine Zeit lang die Pracht der Farben, bevor ich daran ging die Worte zu buchstabieren. Dieselben hoben sich von einem grauen Grunde in so leuchtenden Farben ab, daß sie wie Feuer erschienen. Der Titel hieß — „Kunst und Macht der Magie".

Das war Unsinn für mich. Ich hatte doch nur eine recht ungenügende Erziehung genossen und ich konnte nicht begreifen, was sich

Digitized by Google

Agmahd wohl unter der Gesellschaft vorstellen mochte, die dieses Buch mir bieten sollte!

Müßig durchblätterte ich die Seiten. Alle waren sie mir gleich unverständlich — schon wegen der Worte, die sie enthielten, ganz abgesehen von dem Gegenstande. Es schien mir lächerlich, daß man mir dieses Buch zum Lesen gebracht hatte. Ich mußte ein über das andere Mal gähnen und wollte mich eben wieder auf meinem Lager ausstrecken, als ich plötzlich erschreckt aufblickte, weil ich bemerkte, daß ich nicht allein war. Auf der andern Seite des kleinen Tisches, auf welchem sich mein Buch und meine Lampe befanden, stand ein Mann in einem schwarzen Gewande. Er blickte mich unverwandt an, doch als ich seinen Blick erwiderte, schien er zurückzuweichen. Ich vermochte mir nicht zu erklären, wie er so geräuschlos eingetreten, und wie er mir, ohne daß ich ihn bemerkt hatte, so nahe gekommen war.

6.

„Hast Du irgend einen Wunsch?" fragte der Mann mit klarer, aber sehr leiser Stimme.

Erstaunt sah ich ihn an. Er war ein Novize, seiner Kleidung nach, sprach aber, als stände es in seiner Macht, jeden meiner Wünsche zu erfüllen, und er redete auch nicht in dem Ton eines bloßen Dieners.

„Ich habe soeben meine Mahlzeit genossen", erwiderte ich. „Ich wünsche weiter nichts, als das Eine — aus diesem Zimmer befreit zu werden".

„Dieser Wunsch", gab er ruhig zur Antwort, „kann leicht erfüllt werden. Folge mir".

Ich war starr vor Erstaunen. Dieser Novize mußte meine Lage kennen und auch die Absichten, welche Agmahd mit mir hatte. Wie durfte er ihm in dieser Weise Trotz bieten?

„Nein", erwiderte ich, „die Hohenpriester haben mich hier eingeschlossen; werde ich auf der Flucht ertappt, so wird man mich strafen!"

„Komm!" war seine einzige Antwort; und indem er dieses sagte, streckte er befehlend seine Hand aus. Ich fühlte etwas wie einen körperlichen Schmerz und schrie laut auf; ich konnte mir selbst nicht erklären warum. Doch ich hatte ein Gefühl, als würde ich mit eisernem Griffe gepackt — als würde mein Körper von einer unsichtbaren Macht erfaßt und erschüttert. Einen Augenblick später stand ich neben meinem geheimnisvollen Gefährten, meine Hand von der seinigen fest umschlossen. „Blicke nicht zurück!" rief er. „Komm mit mir!"

Und ich folgte ihm. Doch als wir die Thür erreicht hatten, erfaßte mich das Verlangen zurückzublicken, und obwohl mir dies eine große Anstrengung zu kosten schien, so that ich es dennoch.

Kein Wunder, daß er mich gewarnt hatte zurückzuschauen! Kein Wunder, daß er sich alle Mühe gab, mich in größter Eile aus dem Zimmer fortzuziehen! Denn, als meine Augen einmal rückwärts geschaut

hatten, blieb ich starren Blicks wie festgebannt am Flecke stehen und widerstand seinem eisernen Griffe.

Was ich sah, war ich selbst — oder vielmehr mein bewußtloser Körper — und jetzt, erst jetzt begriff ich, daß mein Gefährte kein Bürger dieser Erde war — daß ich wieder dem Reiche der Wirklichkeit entrückt worden war.

Doch dieses Wunder wurde durch ein noch größeres in den Hintergrund gedrängt —, durch eins, das mir Kraft gab, meinem Gefährten zu widerstehen und ihn zu verhindern mich aus dem Zimmer hinauszuziehen.

Ueber mein Lager gelehnt — erblickte ich die Lotos-Königin, sich vorwärts neigend, in jener entzückenden, gebeugten Stellung, in der ich zuerst sie zu der Quelle sich niederbeugen sah.

Und ich hörte sie sprechen. Ihre Stimme klang wie leises Wassertropfen, wie das sanfte Plätschern einer Quelle.

„Erwache, Schläfer — träume nicht länger und verharre nicht in diesem fluchwürdigen Zauber".

„Gebieterin, ich gehorche", sagte ich in meinem Innern, und sogleich schien es mir, als ob ein Nebel mich einhüllte. Ich war halb bewußtlos — doch soviel war mir klar, daß ich der holden Königin gehorchend, mich bemühte zu meinem natürlichen Zustande zurückzukehren. Nach und nach gelang mir dies; mit Mühe und Anstrengung schlug ich die Augen auf, und starrte — in ein leeres, ödes Gemach. Der Novize war fort — darüber war ich froh — aber ach! auch die Lotos-Königin hatte mich verlassen. Jetzt erschien mir das Zimmer in der That verödet, und das Herz wurde mir schwer, als ich umherblickte. In meinem kindlichen Herzen verehrte ich das süße Wesen jener Blume mehr wie eine Mutter — nicht wie eine Königin. Ich sehnte mich innig nach ihrer traulichen Gegenwart; doch sie war nicht mehr da; ich empfand es nur zu deutlich, daß sie nicht etwa vor mir verborgen in dem Zimmer weilte. Meine Seele fühlte es so gut, wie meine Augen es sahen, daß sie nicht mehr anwesend war.

Ich erhob mich, wenn auch mühsam — denn dieser harte Kampf, den ich soeben bestanden, hatte meine Kräfte ganz erschöpft; ich ging zur Ecke hinter meinem Lager, wo ich meine geliebte Blume verborgen hatte. Aber ach! schon ließ sie ihr liebliches Haupt niederhängen. Erschreckt beugte ich mich über sie, um mich zu überzeugen, daß ich sie mit Wasser versorgt hatte. Ja, ihr Stengel war tief in das von ihr so geliebte Element getaucht; und doch schien die Blume wie erstorben und ihr Stengel hing schlaff über den Rand des Gefäßes herab.

„Meine Blume", rief ich schmerzerfüllt und kniete neben ihr nieder, „hast auch du mich verlassen? — bin ich nun ganz allein?"

Ich nahm die welkende Blume aus dem Kruge und barg sie unter meinem Kleide an meiner Brust. Dann warf ich mich trostlos und entmutigt wieder auf mein Lager und schloß die Augen, fest entschlossen auch mein inneres Auge gegen jede Vision zu verschließen.

Vergebliche Mühe! — Wer besitzt die Macht, das Auge des Geistes vor Visionen zu schützen, jenes Auge, das die furchtbare Gabe des Seherblickes hat, der von keiner Finsternis verdunkelt werden kann? Ich besaß sie nicht.

Die Nacht war längst auf die Erde herabgestiegen, als ich erwachte. Draußen schien der Mond und ein breiter Streifen seines Silberlichtes strömte durch das hohe Fenster in mein Zimmer. Gerade in diesem Silberstreifen sah ich den Saum eines weißen Gewandes, einen goldgestickten Saum. Ich kannte diese Stickerei — langsam erhob ich meine Augen, denn ich wußte ja, daß ich keinen Andern, als Agmahd erblicken würde; und so war es. Seine Gestalt war im Halb-Schatten, aber seine Haltung war mit der keines Andern zu verwechseln, wären auch seine Züge selbst nicht sichtbar gewesen.

Ich bewegte mich nicht; und doch schien er augenblicklich zu wissen, daß ich wach war.

„Stehe auf", sagte er. Ich sprang in die Höhe und im nächsten Augenblicke neben meinem Lager stehend, starrte ich ihn mit weitgeöffneten Augen an.

„Trinke das, was neben Dir steht", sagte er. Ich schaute hin, und gewahrte eine Schale, gefüllt mit einer roten Flüssigkeit. Ich trank dieselbe in der unbestimmten Hoffnung daraus Kraft zu schöpfen für irgend welche Prüfung, die mir in den stillen Stunden dieser Nacht bevorstehen möchte. „Komm", sagte er und ich folgte ihm zur Thüre. Unwillkürlich warf ich einen flüchtigen Blick zu dem Fenster empor und mich durchzuckte der Gedanke, daß vielleicht frische Luft und Freiheit meiner harrten. Plötzlich aber wurde es vor meinen Augen finster — schnell fuhr ich mit der Hand nach der Stirn und fühlte, wie die Augen mir mit einem weichen Stoffe verbunden wurden. Ich schwieg — vor Furcht und Ueberraschung; dann fühlte ich, wie ein Arm mich stützte und sorgfältigst fortführte. Ein Schauer überlief mich, als ich mir sagte, daß es der Arm Agmahds sei, der mich stützte, doch ich duldete seine Berührung, da ich wußte, daß ich nicht die Macht besaß, mich ihm zu widersetzen.

Langsam bewegten wir uns weiter; ich war mir bewußt, daß wir mein Zimmer verließen und noch eine kleine Strecke darüber hinausgingen, doch wie weit oder in welcher Richtung, das vermochte ich, durch das Verbinden meiner Augen zu verwirrt, nicht zu erraten.

Endlich, ohne daß ein Wort gesprochen wurde, hielten wir inne; der Arm, welcher mich umfaßte, ließ mich los und die Binde wurde mir von den Augen genommen. Doch ich schaute in eine so dichte Finsternis, daß ich nochmals meine Hand erhob um mich zu überzeugen, daß das Tuch abgenommen war. Ja, mein Blick war frei — doch ich starrte nur in eine undurchdringliche, mauerdichte Finsternis. Mich erfaßte ein Gefühl von Schwindel, und mein Kopf fing an zu schmerzen. Die Dünste des starken Trankes, den ich getrunken, schienen mich betäubt zu haben. Ich

rührte mich nicht von der Stelle und hoffte, daß ich mich bald erholen, und daß meine Lage mir dann klar werden würde.

Wie ich so in Erwartung dastand, wurde ich mir plötzlich bewußt, daß noch ein drittes Wesen sich in meiner Nähe befinden müsse. Doch erweckte mir dies Bewußtsein kein Gefühl von Schrecken, denn eine Ahnung sagte mir, daß es etwas Holdes, etwas Wohlgesinntes, etwas Hohes war. Ein freudiger Schauer durchbebte mich, ein unbeschreibliches Verlangen an dem unsichtbaren Wesen geistigen Halt zu gewinnen.

Während dieser tiefen Stille hörte ich plötzlich eine leise, süße Stimme dicht an meinem Ohre:

„Sage Agmahd, daß er das Gesetz verletzt. Nur Einer von den Priestern darf das Heiligtum betreten, und nicht mehrere".

Ich erkannte die klare, murmelnde, wasserähnliche Stimme der Lilien-Königin; und obwohl ich die Anwesenheit des Priesters nicht gewahrte, gehorche ich meiner Königin ohne Besinnen.

„Nur Einer von den Priestern darf das Allerheiligste betreten", wiederholte ich; „nicht mehrere. Durch Agmahd's Gegenwart wird das Gesetz verletzt".

„Ich verlange einen Ausspruch unserer Königin zu hören", war Agmahd's feierliche Antwort.

„Sage ihm", sprach jene andre Stimme, die mir tief in die Seele drang, und meinen ganzen Körper zittern machte, „daß, wenn ich in seiner Gegenwart mich hätte offenbaren können, ich dein Kommen nicht erwartet hätte".

Diese Worte wiederholte ich. Es erfolgte keine Antwort; doch ich hörte ein leises Geräusch, wie Fußtritte — leise schloß sich eine Thür.

Gleich darauf wurde ich von einer zarten Hand berührt und in demselben Augenblick bemerkte ich auf meiner Brust einen schwachen Lichtschein. Dann fühlte ich, daß diese Hand nach meiner welken Blume griff, die ich in meinem Kleid verborgen hatte und ich sah, wie sie hervorgezogen wurde. Ich versuchte nicht, dies zu verhindern, denn, als ich von jenem Lichtschein angezogen, aufwärts blickte, sah ich die Lotos-Königin vor mir stehen. Ich sah meine Königin, wie ich sie in meinem Kindersinn nun nannte, nur unklar, gleichsam in Dämmerlicht gehüllt, jedoch deutlich genug um ihrer Nähe gewiß zu sein. Und, wie ich so nach ihr hinblickte, gewahrte ich, daß sie die welkende Blume, welche sie von meiner Brust genommen hatte, an die ihre preßte, und mit Staunen sah ich, daß die Blume dadurch immer mehr verwelkte, immer schattenhafter wurde und zuletzt völlig verschwand. Dies erweckte jedoch in mir kein Bedauern, denn während die Blume hinstarb, wurde meine Königin immer lichter und deutlicher erkennbar; als die Blume ganz verschwunden war, stand ihre Gestalt in voller Klarheit vom eignen Licht erleuchtet vor mir da.

„Sei ohne Furcht fortan", sprach sie. „Kein Leid vermögen sie Dir anzuthun, denn Du bist nun in meine Kreise eingetreten. Und haben sie Dich auch tief im Pfuhle ihrer Laster, ihrer Falschheit eingekerkert —

Digitized by Google

fürchte nichts; doch habe Acht auf Alles und bewahr in deinem Innern Alles, was dein Auge sieht".

Mir war's, als ob die Dunkelheit rings um mich her durch ihre traulich-liebreichen Worte hell erleuchtet würde. Mein Mut hob sich, neue Kraft strömte durch meine Adern.

Dann streckte sie ihre Hand aus und berührte mich leicht; dies erfüllte mich mit einem Feuer, das mit keiner Wärme zu vergleichen war, welche ich je zuvor gefühlt.

„Aegyptens königliche Blume wohnt auf den geweihten Wassern, die allein in ihrer Reinheit, ihrem Frieden sich zur ewigen Ruhestätte für sie eignen. Ich bin der Blume Geist; getragen werd' ich von dem Quell der Wahrheit und mein Leben ist des Himmels Odem, der die Liebe ist. Doch die Entweihung meiner ird'schen Stätte, auf welcher meiner Liebe Schwingen noch gebreitet liegen, schließt sie ab vom Licht des Himmels, das die Weisheit ist. Nicht lang vermag der Geist der königlichen Lotos-Blume in der Finsternis zu leben; denn die Blume welkt dahin und stirbt, wenn ihr der Sonne Licht entzogen wird. Gedenke dieser Worte, Kind, und präge sie aufs Tiefste Deinem Herzen ein, denn wie Dein Geist mehr ihren Sinn zu fassen fähig wird, so werden sie Dir Klarheit über viele Dinge geben".

„Sage mir", rief ich, „wann darf ich wieder zu den Wasserlilien gehen? Willst Du mich beim Morgen-Sonnenschein nicht mit Dir nehmen? Jetzt ist es Nacht und ich bin müde; laß mich hier zu Deinen Füßen schlafen und auch morgen in dem Garten bei Dir sein!"

„Armes Kind", sprach sie und neigte sich zu mir herab, so daß ihr Atem meine Wange wie ein sanfter Lufthauch streifte, süß wie ein milder Blumenduft, „wie Schweres haben sie Dir auferlegt! Ruhe hier auf meinem Arme, denn mein Seher sollst Du fortan sein, sollst mein geliebtes Land erleuchten. Kraft und Gesundheit sollen wie Juwelen Dir die Stirne schmücken. Ich will Dich behüten; schlafe, Kind".

Ich legte mich auf ihr Geheiß zur Ruhe und obwohl ich wußte, daß ich auf dem kalten, harten Boden lag, so war mir's doch, als ruhte ich auf einem weichen Arm voll wohlthuender, magnetischer Kraft; dann sank ich in traumlosen, tiefen, ungestörten Schlummer.

In dieser Nacht schrieb Agmahd in's geheime Buch der Tempel-Chronik nur das Eine Wort — „Umsonst".





Alle weltbewegenden Ideen und Thaten, sowie alle bahnbrechenden Erfindungen und Entdeckungen sind nicht durch die Schulwissenschaft, sondern trotz ihrer ins Leben getreten und anfangs von ihr bekämpft worden.

Präsident Carnot's Horoskop.

Sadi Carnot wurde am 11. August 1837 6 Uhr abends in Limoges, 45° 50' nördlicher Breite geboren. Ein schlagender Beweis der Wahrheit der Astrologie ist uns geliefert in der Geburt des Herrn Carnot.

Die Chaldäer sagen, daß Mars bei der Geburt im 8. Hause, welches das Haus des Todes ist, einen gewaltsamen Tod des betreffenden bedeutet, und bei der Geburt des Herrn Carnot befand sich Mars im 8. Hause. Andererseits bedeutet es einen natürlichen Tod, wenn Jupiter bei der Geburt im 8. Hause sich befindet.

Auf Seite 143 in „Natal Astrology“ Aphorismus 110 heißt es:

> „Sollte Mars, bei der Geburt, sich im 8. Hause befinden, wenn die Sonne parallel, rechtwinkelig oder in Opposition zu ihm steht, so bedeutet dies, daß auch Unfälle zu befürchten sind“.

Dies ist unterstützt durch Herrn Carnot's Horoskop, denn in seinem siebenundfünfzigsten Jahre hat die Sonne die Konjunktion mit Mars erreicht.

Eine andere schlagende Bestätigung von der Wahrheit der Geburts-Astrologie: —

Auf Seite 119 der untergeordneten Vorschriften heißt es:

> „Die Sonne in Verbindung halbrecht, rechtwinkelig, in Opposition oder parallel mit Mars droht ernste Unfälle und oft einen gewaltsamen Tod“.

Der Präsident hatte die Sonne im 18. Grad des Löwen, ein Zeichen, welches nach der Lehre der Aegypter das Herz beherrscht, und das 57. Jahr bringt nach dem chaldäischen System der Berechnung den Bewegungsbogen Mars zum 18. Grad des Skorpion, und daher, bei der Geburt, genau rechtwinkelig zur Sonne im 18. Grad des Löwen. Der Astrologe könnte Herrn Carnot vorher gesagt haben, daß, während sein Leben unter den Zeichen ☉ ☌ ♂ und ♂ □ ☉ stand, er in unmittelbarer Gefahr schwebe, wie alle Menschen, bei welchen Sonne und Mond durch Mars entkräftet werden.

George Wilde.

Astrologie und Meuchelmord.

Der Mord des Präsidenten Carnot hat dem Astrologen eine Gelegenheit gegeben, welche ein so eifriger Gelehrten, wie Mr. George Wilde, nicht unbenutzt lassen konnte.

Ich sagte ihm, als er mir das Horoskop einsandte, daß dasselbe einen größeren Effekt gemacht haben würde, wenn es vor der Mordthat gestellt worden wäre, anstatt erst nach dem Tode des Präsidenten zu erscheinen.

Darauf erwiderte Mr. Wilde, daß er keinen besonderen Beweggrund gehabt habe, Präsident Carnot's Horoskop zu stellen, wenn ich ihm jedoch mit den genauen Geburtsangaben aller derjenigen Personen versehen wolle, die, sozusagen, innerhalb des Bereiches der Möglichkeit ermordet zu werden, stehen, so würde er sehr gern deren Horoskop stellen, um festzustellen, zu welcher Zeit sie sich in der größten Gefahr befinden.

Dieser Vorschlag empfahl sich mir von vorneherein; andererseits war zu bedenken, was daraus entstehen könnte, wenn die Veröffentlichung solcher Horoskope gerade die gegenteilige Wirkung haben würde.

Mr. Wilde ist der Meinung, daß eine derartige Warnung die der Gefahr ausgesetzten befähigen würde, besondere Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um in dieser Weise darauf hin zu wirken, ihr Leben zu erhalten; was würde dagegen geschehen, wenn andererseits die Veröffentlichung einer Behauptung stattfände, daß ein gewisser Monat für Jemanden besonders ungünstig sei, daß die Sterne in ihrer Konstellation thatsächlich gegen das Leben desselben streiten? Würde dies nicht vielleicht auf den Mörder wie eine Suggestion wirken, den Versuch zu machen, an welchen er im andern Falle garnicht gedacht haben würde? Aus diesem Grunde ist es vielleicht ebenso ratsam die Veröffentlichung solcher Horoskope zu unterlassen.

Kein Einwand kann dagegen erhoben werden, wenn ein Horoskop gestellt, und die Weissagung dem „Borderland" zur Veröffentlichung übergeben wird, nachdem die Thatsache sich vollzogen hat, um so weniger, wenn der Zeitpunkt, wann das Horoskop gestellt wurde, bescheinigt wird.

Private Mitteilungen mögen denjenigen Personen zugesandt werden, welche sich in Gefahr befinden, ohne den Gegenstand in die Oeffentlichkeit zu bringen. Die meisten unserer Leser werden vermutlich denken, daß ich die Sache zu ernst nehme, wenn wir jedoch bedenken, welch ungeheure Macht die Suggestion hat, besonders auf unzufriedene Gemüter verzweifelter Menschen, so kann man nicht vorsichtig genug sein.

Sollten einige unserer Leser, welche glauben, in Gefahr zu sein, ermordet zu werden, mir die genauen Angaben ihrer Geburt einsenden wollen, so würde ich gern Herrn Wilde, Herrn Bland oder irgend einem andern Astrologen Gelegenheit geben, zu zeigen, was er kann.

Borderland.





Bemerkungen und Besprechungen.

Fünfzig Märchen der Brüder Grimm.

Endlich haben wir in Philipp Reclams Universalbibliothek die Grimmschen Märchen. (Leipzig. Preis 40 Pf., geb. 80 Pf.) Es ist die kleine Ausgabe mit 12 Bildern von Ludwig Richter. Schon diese Auswahl bildet eine reiche Fundgrube esoterischer Weisheit, die trotz Materialismus und Dogmenherrschaft immer wie ein Heiligtum vom Volke gepflegt worden ist. Auf diese kindlichen Ueberreste der germanischen Götter- und Heldensage werde ich zurückkommen, wenn die Gesammtausgabe erschienen ist. Die vorliegende Sammlung bildet ein stattliches Bändchen von 258 Seiten in schönem Druck, gutem Papier und geschmackvollem Einbande mit einem Titelbilde in Goldpressung. **Dr. H. Göring.**

Graf Gobineau in deutscher Ausgabe.

Endlich ist ein Werk des genialen Franzosen Grafen Gobineau in deutscher Uebersetzung erschienen! Wieder hat Reclams Universal-Bibliothek das Eis gebrochen. Das ist ein unschätzbares Verdienst. Die „Asiatischen Novellen" (Nr. 3103 und 3104 der Un.-Bibl. 40 Pf.) zeigen die Geistesart dieses hervorragenden Menschenkenners und Sehers, der nach Gemütsart Deutscher ist. Bekanntlich stammt sein Geschlecht aus Norwegen. **H. Göring.**

Lebendig begraben.

Dr. Franz Hartmann in Hallein (Salzburg), der Herausgeber der „Lotosblüten", ist von einer Medizinal-Behörde der Vereinigten Staaten aufgefordert worden, bei einer Enquête über die Mittel und Wege zur möglichsten Verhütung des leider noch so oft vorkommenden Lebendig-Begrabens von Scheintoten mitzuwirken. Seine Arbeit über diesen Gegenstand geht der Vollendung entgegen; er möchte jedoch derselben soviel, wie möglich, gut bezeugte Fälle solcher Vorkommnisse mit den Einzelangaben derselben hinzufügen. Zu dem Ende fordert er in einem Rundschreiben alle, die ihm darin zur Hand gehen können, auf, ihm solche Angaben mitzuteilen oder ihm das Material zu denselben nachzuweisen. **H. S.**

Digitized by Google

Eros und Psyche von Kuhlenbeck.

Dieses ewig neue Thema hat Dr. Ludwig Kuhlenbeck in seiner Romanze „Liebe — Bürgin der Unsterblichkeit" (Verlag von Rauert und Rocco Nachfolger (D. Janssen) in Braunschweig, Preis 1 Mk. 50 Pf., für Mitglieder der T. V. 1 Mk.) behandelt. So nennt er „das Mysterium von Eros und Psyche" und widmet seine Dichtung „Liebenden und Trauernden". Aeußerlich schließen sich seine gefällig gereimten Verse an das bekannte Märchen „Amor und Psyche" von Apulejus an. Der unsern Lesern vorteilhaft bekannte Verfasser, dessen sinnige, gemütvolle Art auch aus seinen wissenschaftlichen Arbeiten wohlthuend durchblickt, hat natürlich den antiken Stoff von manchem unser Bewußtsein verletzenden Nebenwerk befreit und dadurch innerlich fortgebildet. Er erzählt, wie die wunderschöne Königstochter Psyche durch die ihr zu teil werdende Vergötterung den Haß der Aphrodite auf sich zieht, bis deren eigener Sohn Eros die herrliche Jungfrau entführt und zu ungeahntem Glücke geleitet. Durch Einflüsterungen des Neides wird sie zum Argwohn verleitet, verliert dadurch den Geliebten, um endlich für immer durch namenlose Leiden zur Liebe geläutert ihn wiederzugewinnen und den Haß seiner Mutter zu überwinden". —

Das ist der Inhalt der Dichtung, zugleich eine Geschichte der Seele, deren Weg durch Schmerz zu göttlicher Reinheit und selbstloser Liebe geht.

Ludwig Kuhlenbeck feiert in warm empfundenen Versen das Andenken an seine in der Jugendblüte hingeschiedene Schwester. Am Schluß dieses Widmungsgedichtes sagt er:

So löst des Grabes Rätsel die Natur
Mit jedem Saatkorn, das die Scholle bricht,
Hin wirft sie auf die grüne Frühlingsflur
Ein von der Wahrheit strahlendes Gedicht.

Die Wahrheit ist es, die am Ostertage
Betrübte Christenherzen neu belebt,
Die Wahrheit hat auch im Gewand der Sage
Vom Eros und der Psyche mich umschwebt.
Die Wahrheit ist's, die über jede Plage
Des niedren Erdenseins uns hoch erhebt.
Es ist der Menschlichkeit Kriterium,
Das Eleusinische Mysterium.

Wohl! Diese Wahrheit hat mich aufgerichtet
Als des erbarmungslosen Todes Hand
Mir allzufrüh die Hoffnung hat vernichtet,
Die ich an deinem Schwesterherzen fand.
Als damals ich mich mühevoll ermannt
Aus tiefer Trauer, hab' ich ihn gedichtet;
So blüh' denn dieser Sang als Ehrengabe,
Wie sie der Toten wert, auf deinem Grabe.

Dr. Göring.



Eingegangene Beiträge im Juni 1894.

Von P. D. in Nürnberg: 20 Mk. — E. Bady in Berlin: 5 Mk. — Baronin Marie von Blome in Dresden: 20 Mk. — Gustav Schultze in Görlitz: 100 Mk. — Frau P. Keppelmann in Stuttgart: 5 Mk. — Dr. Christian Hundt in Kiel: 3 Mk. — Geheimrat W. Schroeder in Berlin: 5 Mk. — Kreisgerichtspräsident Protitsch in Alecsinae (Serbien): 8 Mk. — Zusammen: 166 Mk.

Ueber die für den E. K. und die D. T. G. eingegangenen Beiträge wird hier nicht quittiert.

Steglitz bei Berlin, den 30. Juni 1894.

Der Vorstand der Theosophischen Vereinigung
Hübbe-Schleiden.

Ein interner Festtag der Sphinx.

Wenn ich mir auch den Unwillen meines verehrten Freundes Dr. Hübbe-Schleiden zuziehe, weil ich seine Abwesenheit von der Redaktion benutze, um ihn mit einem Glückwunsche zu überraschen, von dessen Begründung er selbst nichts ahnt, so halte ich es doch für meine Pflicht, das Augustheft der Sphinx nicht ohne einen Gruß an den Begründer dieser Zeitschrift den Lesern zu übergeben. Dr. Hübbe-Schleiden ist nicht verantwortlich für das, was ich ohne sein Wissen schreibe. Diese Erklärung möge seinem übergroßen Zartgefühl genügen.

Erst heute Abend erfuhr ich, daß Dr. Hübbe-Schleiden am 4. August 1894 sein 25 jähriges Doktorjubiläum erlebt. Feiern wird er es nicht. Vor 25 Jahren schloß er mit dem Rigorosum seine juristischen Studien in Leipzig ab. Es soll damals Aufsehen erregt haben, daß auf der königlich sächsischen Universität gerade er und ein anderer Hamburger, also zwei „Ausländer", das Prädikat „Summa cum laude" erlangten. Hübbe-Schleiden promovirte mit einer Abhandlung über das Erwachen des Rechtsbewußtseins aus dem Besitze. Bald darauf praktizierte er als Rechtsanwalt in Hamburg, war, wie ich aus Meyer's Konversations-lexikon (Bd. 8, S. 749, Leipzig 1887) sehe, während des Krieges 1870 bis 1871 dem Deutschen Generalkonsulate in London attachiert, lebte 1875 bis 1877 in Westäquatorialafrika, vornehmlich am Gabun, wo er eine Handelsfaktorei begründete. Er machte sich nach seiner Rückkehr nach Hamburg bekannt durch das Buch „Ethiopien, Studien über Westafrika" (Hamburg 1879), noch mehr aber als Vorkämpfer für eine energische deutsche Kolonialpolitik durch die Schriften „Ueberseeische Politik" (Hamburg 1881), „Deutsche Kolonisationspolitik und Kolonisationstechnik" (Hamburg 1883) und andere. — Soweit Meyer, in welchem die „Sphinx" merkwürdiger Weise als „spiritistische" Monatsschrift bezeichnet wird, was wir in „theosophische" korrigieren wollen.

Unsere Leser werden sich oft davon überzeugt haben, über welch enormen Schatz von Wissen Hübbe-Schleiden verfügt, dessen umfassende

und auf jedem Gebiete gründliche wissenschaftliche Bildung ihn befähigen würde, eine Universitätsprofessur mit Glanz auszufüllen. Seine kolonialpolitischen Werke bezeichne ich als klassische Schriften, die bahnbrechend gewirkt haben, der Kolonisation den Weg wiesen und nie veralten werden.

Was die Leser der Sphinx am meisten interessieren wird, ist die Thatsache, daß Hübbe-Schleiden Mitte 1883 die theosophische Litteratur kennen lernte, ihren Wert verstand und sofort den Entschluß faßte, unter Hintansetzung aller äußeren, in reichem Maße ihm gebotenen Lebensvorteile, unter Preisgebung aller Ruhe und Behaglichkeit in einer angesehenen Amtsstellung alle Kraft und Zeit der Verbreitung der Theosophie in Deutschland zu widmen. Man muß sich mit diesem selbstlosesten aller Männer, die mir je im Leben begegnet sind, selbst darüber unterhalten haben, um zu beurteilen, wie unsäglich die Mühe, die innere Qual, die Opfer an Kraft und Gesundheit, die Enttäuschungen und bittersten Erfahrungen an Menschen und Verhältnissen waren, die an diesen rastlos thätigen Vorkämpfer der Theosophie in Deutschland herantraten, bis er mit seinen Bestrebungen Fuß faßte.

Es existiert kein Heft der Sphinx, dessen geistiger Urheber er nicht selbst wäre. Weit mehr Mühe hat ihm das Bestreben verursacht, Mitstreiter und Helfer zu selbständiger Arbeit für die Sache heranzubilden, als die eigene ausgedehnteste literarische Thätigkeit. Noch mehr ist er Hunderten ein treuer Freund und uneigennütziger Ratgeber geworden, Hunderte hat er in schwerem Seelenschmerz aufgerichtet, Hunderten hat er Licht auf den Weg gegeben. Mir selbst ist er seit den Tagen unserer ersten Begegnung im Juli 1883 in Haffkrug ein verehrenswürdiger Philosoph der That gewesen, zu dem ich von Jahr zu Jahr nach München reiste, um aus der Quelle seines edlen Herzens und reichen Geistes mir Kraft zu holen. Er gehört zu den wenigen, die im täglichen Verkehr an Bedeutung wachsen. Er ist ein Vorbild für Tausende durch sein Wollen und Können, durch seine im größten und kleinsten peinlich gewissenhafte Pflichterfüllung und durch seine geniale Herzensgüte.

Sein Doktorjubiläum ist ein äußerlich gleichgiltiger Zeitpunkt, über dessen Feier Hübbe-Schleiden erhaben ist, weil ihm alles individuell Persönliche als Nebensache erscheint. Mir aber war es Bedürfnis, diese äußere Thatsache den Lesern der Sphinx mitzuteilen, die mit mir der Ueberzeugung sein werden, daß man als menschliche Individualität das Bedürfnis hat, bei solcher Gelegenheit einem Geistesführer für seine redliche Arbeit zum Besten aller öffentlich zu danken, besonders wenn dieser in 25 Jahren aus einem Gelehrten ein Weiser geworden ist. Er ist ein Theosoph.

20. Juli 1894. **Dr. Göring.**

Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Göring in Steglitz bei Berlin.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

Buddhistischer Katechismus

zur

Einführung in die Lehre des Buddha Gotama.

Nach den
heiligen Schriften der südlichen Buddhisten zum Gebrauche für Europäer
zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen

von

Subhadra Bhikschu.

Vierte Auflage. — **Preis 1 Mark.**

Unter den Schriften, welche die immer breitere Wellen schlagende ethische Bewegung zu Tage fördert, ist der jetzt in vierter vermehrter und verbesserter Auflage vorliegende „Buddhistische Katechismus" Subhadra Bhikschu's ohne Zweifel eine der eigenartigsten und bedeutendsten. In dem an Umfang geringen, an Inhalt reichen Werkchen sind die Grundsätze der reinen Buddhalehre in knapper, klarer und bei aller philosophischen Tiefe allgemein verständlichen Weise dargelegt.

Die Bhagavad Gita.

Das Lied von der Gottheit

oder

Die Lehre vom göttlichen Sein.

In verständlicher Form ins Deutsche übertragen
und
mit erläuternden Anmerkungen und ausgewählten correspondirenden Stellen
hervorragender deutscher Mystiker versehen

von

Dr. Franz Hartmann.

10—11 Bogen in handlichem Taschenformat.

Preis Mk. 1,50.

Aus dem Vorwort: „Die Bhagavad Gita oder das „Hohe Lied vom Erlöser", wird von allen, die ihren inneren Wert erkennen, als das wichtigste, großartigste und erhabenste Buch, welches in der Welt existiert, geehrt. Sie wird von den Buddhisten hochgeschätzt und von den Brahmanen so heilig gehalten, daß es den niedern Klassen nicht erlaubt wird, dieselbe zu lesen; auch hat noch jeder wahre Bekenner des ewigen Christentums, der ihren Inhalt begriffen hat, ihre Lehre unübertrefflich gefunden, und unter Andern sagt Wilhelm von Humboldt, daß er Gott danke, weil er ihn habe lange genug leben lassen, um dieses Werk kennen zu lernen".

Die meisten der von der Bhagavad Gita existierenden Uebersetzungen sind nun leider entweder vom rein philologischen, geschichtlichen oder theologischen Standpunkt verfaßt und geben wohl den äußerlichen Wortlaut und teilweise auch das Versmaß wieder, treffen jedoch den eigentlichen Sinn der Bhagavad Gita nicht, so daß das Buch zumeist ein Gegenstand wissenschaftlicher Neugierde geblieben ist.

Diesem Uebelstande sucht Hartmann abzuhelfen, indem er sich auf den theosophischen Standpunkt stellt, und bei der Uebersetzung unter möglichster Anlehnung an den Wortlaut doch in erster Linie den Sinn des Buches wiederzugeben sucht.

Die Bücher sind durch alle Buchhandlungen, sowie direkt gegen Einsendung des Betrages von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen. — Die Leser der Sphinx werden höflichst um Empfehlung und Verbreitung derselben in Freundes- und Bekanntenkreisen gebeten.

Braunschweig. **C. A. Schwetschke und Sohn.**

Digitized by Google

Verlag von Rauert & Rocco Nachf. (D. Janssen) in Braunschweig.

Wichtige Neuigkeit!

Soeben erschien:

Weltschöpfung, Sintflut und Gott. Die Urüberlieferungen auf Grund der Naturwissenschaft erklärt von Arthur Stentzel. Mit drei Tafeln. 183 S. Preis Mk. 4,50.

Die Entstehung des gesamten Götterkultus und aller Religion, das Wesen, die Gestalt und das Erscheinungsjahr Gottes, das Datum des Anfangs der ganzen Menschengeschichte und Mythologie, sowie der grossen Ereignisse der Sintflut und Weltschöpfung, ferner eine neue natürliche Erklärungsmethode aller wichtigen Mythologien und vieles Andere wird in dem Buche in populärer Fassung erörtert. Für den Laien eine Quelle der interessantesten Wissensgegenstände und für den Gelehrten eine Fundgrube neuer Ideen, darf das Werk mit Recht als ein eigenartiges litterarisches Unternehmen von weittragender Bedeutung bezeichnet werden.

Veget. Obstbau-Kolonie „Eden" (e. G. m. b. H.) zu Oranienburg b. Berlin. Freiland-Kolonie zur Schaffung naturgemäßer Daseinsbedingungen als Grundlage für geistige Entwicklung. — Spar- und Bau-Genossenschaft — Konsum-Verein für nur gesunde Nahrungsmittel, Versand an jedermann. Vertrieb von Hensel's Steinmehldünger. Satzungen, Preislisten 2c. auf Anfrage frei.

Wer hilft am Befreiungswerke?

Honig!

Die wiederholt prämiierte Bienenwirtschaft von C. Burgdorf jun., Dungelbeck bei Peine in Hannover offeriert ihren hochfeinen naturreinen Schleuderhonig zu 1 Mk., Seimhonig zu 60 Pf. pro Pfund in Postkolli von $4\frac{1}{2}$ Kilo.

Im Anschluß an vorgedruckte Zeilen erlauben wir uns hierdurch, unsern Lesern noch ganz besonders die obenbezeichnete Firma als bestens altrenommiert und durchaus leistungsfähig zu empfehlen.

Die Verlagshandlung.

Wirtschafterin.

Da ich wegen einer längeren Reise nach Indien meinen Haushalt aufgebe, suche ich für meine Wirtschafterin, Fräulein Paula Stryczek, eine geeignete Stellung. Sie ist in aufopfernder Pflichttreue und ausdauernder Tüchtigkeit den schwierigsten Anforderungen mit seltenem Geschick gerecht geworden.

Dr. Hübbe-Schleiden,
Steglitz bei Berlin.

Das Institut für Graphologie u. Chiromantie
(Erfurt in Thüringen).

beurteilt nach der Schrift (Siehe Sphinx Januar 1891) und der Hand (lebensgroße Photographie oder Abdrücke beider innern Hände in Gips erforderlich) Eigenschaften und Schicksale der Menschen.

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

Zu dem vor Kurzem komplett gewordenen XVIII. Band der „Sphinx" haben wir wie zu den früheren Bänden die den Abonnenten bereits bekannte

solide und geschmackvolle Einbanddecke

anfertigen lassen und bieten dieselbe hiermit zu dem billigen Preise von 80 Pfg. an.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie gegen freie Einsendung des Betrages direkt von der Verlagshandlung.

Im Interesse weiterer Benutzung des Anzeigenteiles wird gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen auf die Sphinx Bezug zu nehmen.

September 1894 XIX, 103.

SPHINX

Herausgeber: Dr. Hübbe-Schleiden.

Organ der Theosophischen Vereinigung

und

der Deutschen Theosophischen Gesellschaft.



Inhalts-Uebersicht:

Braunschweig.
C. A. Schwetschke und Sohn.
1894.

Digitized by Google

Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die in dieser Zeitschrift ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm gezeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Beiträge haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Unbefugter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird auf Grund der Gesetze und internationalen Verträge zum Schutze des geistigen Eigentums untersagt.

Der Abonnementspreis beträgt halbjährlich (ein Band):

		einzelne Hefte:
für Deutschland und Österreich . .	M. 9,—	M. 2,— (portofrei)
„ Frankreich	frs. 11,25	frs. 2,80.
„ England, Indien und Kolonien	9 sh.	2 sh. 3 d.
„ Amerika	$ 2,25 cts.	$ —,55 cts.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig entgegen.

Mitglieder der „Theosophischen Vereinigung" erhalten die „Sphinx" gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von Mk. 3,75 an die Verlagshandlung portofrei zugesandt.

Probehefte: 1 Mark. — Prospekthefte: gratis.

Wir bitten unsere Leser und Freunde, ihre Wünsche um Ueberweisung von Exemplaren der „Sphinx" an Gesinnungsgenossen direkt der Verlagsbuchhandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig zugehen zu lassen, da wir selbst teils aus Mangel an Zeit, teils auch aus Mangel an verfügbaren Exemplaren nicht immer in der Lage sind, sie zu erfüllen. **Die Redaktion der Sphinx.**

Aufruf!

Aus A. J. Davis Bücherschatz soll demnächst erscheinen in deutscher Uebersetzung:

„Der harmonische Mensch" oder „Gedanken für das Zeitalter".

Preis: 2 Mark, gebunden 3 Mark

ein längst von den Anhängern Davis erwartetes Buch. Die Kosten sollen auf dem Wege durch Zuwendungen gedeckt werden; bitte daher um recht rege Unterstützung und Bestellungen. Der Ueberschuß wird für den „Sternenschlüssel" „Seher und Denker" benutzt.

Gleichzeitig empfehle meine Buchhandlung zur Besorgung aller Bücher. Neu erschien soeben:
Davis, Der Lehrer, Volksausgabe. Preis: 2,50 Mk.
Schlenter, Hypnotismus und Hellsehen. Preis: 30 Pf.
Guttzeit, Reinmenschliche Kindererziehung. 100 Seiten. Preis: 50 Pf., 10 Stück 4 Mk

Versendungen in alle Weltteile. **Wilhelm Besser,** Leipzig, Markt 2.

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

Schahrastani's Abu-l'-Fath' Muhammed asch —, Religionsparteien und Philosophen-Schulen. Mit Anmerkungen von Ph. Haarbrücker. 2 Bände. Preis 10 Mk. 50 Pf.

Prössel, F., Erhebung der Seele zu Gott. Nach Napoleon Roussel. 12 Bogen. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie gegen freie Einsendung des Betrages direkt von der obenbezeichneten Verlagsbuchhandlung.

Im Interesse weiterer Benutzung des Anzeigenteiles wird gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen auf die Sphinx Bezug zu nehmen.

SPHINX

Kein Gesetz über der Wahrheit

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XIX, 103. September 1894.

Theosophie und soziale Fragen.[1)]

Rede auf dem Theosophen-Kongreß zu Chicago gehalten.

Von

Annie Besant.

❦

Ich habe die Aufgabe, zu Ihnen über Theosophie und moderne soziale Probleme zu sprechen. Meine Ihnen zu beweisende These lautet: Soziale Uebel haben ihre Wurzeln in geistigen Irrtümern; zu einer fundamentalen Regeneration der Gesellschaft ist erforderlich, daß neben legislativen, erzieherischen und sozialen Fortschritten die Wahrheiten und Gesetze des Seins gelehrt und verbreitet werden, und daß die Erkenntnis von Karma und Wiederverkörperung die Grundlage für die gemeinsamen öffentlichen wie privaten Bestrebungen werde.

Der Gegenstand liegt anscheinend in einer andern Gedanken-Sphäre, als die Fragen, die uns gestern und heute beschäftigten. Wir wären mit demselben herabgestiegen zu mehr materiellen Formen der Energie, wären damit bei der Behandlung des Vorübergehenden, des Unbeständigen, mehr Thatsächlichen, als eigentlich Ursächlichen angelangt. Sicherlich niedrigere Arbeit, sicherlich weniger produktiv an Resultaten; zu behandeln sicherlich in anderer Weise, als jene höherliegenden Themata, die uns bis jetzt beschäftigt haben. Und ich, die ich so viele Jahre meines Lebens mich mit diesen auf materieller Ebene liegenden Problemen beschäftigt, die ich so viel Zeit und Nachdenken dem Bestreben gewidmet habe, ein Heilmittel zu finden für die sozialen Uebel der Menschheit, ich erachte es für meine Pflicht, bei Beginn dieser kurzen Erörterung auf Grund innerster Ueberzeugung zu behaupten, daß eine einzige Stunde geistiger Energie, dem Wohle der Menschen gewidmet, hundertmal mehr gute Früchte trägt, als

[1)] Man vergleiche das Novemberheft 1893 der „Sphinx", wo diese Rede nur in ganz kurzem Auszuge mitgeteilt werden konnte. Dieselbe giebt einen vorzüglichen Einblick in den Gang der Verhandlungen dieses Kongresses überhaupt, über welche den Bericht nachzulesen nicht warm genug empfohlen werden kann. Bezugquelle: General-Secretary of the Theosophical Society, New-York, 144 Madison Avenue. Preis 1 Mk. 20 Pf. (30 Cents). Ludwig Deinhard.

Digitized by Google

Jahre der Arbeit auf materieller Ebene. Geistige Energie findet in Wirklichkeit keinen Ausdruck hier auf der Rednerbühne. Geistige Energie läßt sich kaum in dem langsamen Prozeß der Sprache und Gedanken des Intellekts erklären. Doch glaube ich, ungeachtet des Hemmnisses der Sprache und des Intellekts, daß Sie trotzdem durch unsern Bruder Chakravarti aus Indien einen Impuls von jenen höheren Ebenen erhalten und die Wirkung einer Kraft empfunden haben, die höher ist, als die, an deren Wirkung wir in unserm modernen Kulturleben gewöhnt sind. Allein da wir nun doch einmal in der Materie so gut wie im Geistigen leben, da wenigstens für die weniger Entwickelten unter uns mehr Arbeit dort zu verrichten ist, als hier, so ist es angezeigt, auf diesem Kongreß ein Wort über die tiefere Ebene des Lebens zu sagen. Gerade weil wir deren untergeordnete Stellung erkennen, haben wir kein Recht, sie zu vernachlässigen, bis der Geist in uns zur Erkenntnis seiner eigenen Energie und zu seiner Höher-Entwickelung zum Wohle der Menschen gereift ist.

Wenn ich mich also dieser Seite unserer Aufgabe zuwende, dann wird unser Bestreben darauf sich richten müssen, die Philosophie, die wir gelernt, anzuwenden. Dann werden wir eine Nutzanwendung dieser Philosophie anstreben müssen, damit wir möglichst wenig Arbeit nutzlos, in Palliativ-Mitteln verschwenden, statt in gründlichen Kuren, indem wir nur die Wirkungen statt der Ursachen ins Auge fassen. Denn diese Wirkungen sind einer notwendigen Ordnung unterworfen, einer Ordnung, der alles auf der materiellen Ebene unterliegt, und in dieser Ordnung kommt zuerst der Gedanke; aus dem Gedanken entsteht das entsprechende astrale Bild; aus dem Astralen erfolgt dann die Projektion des Bildes in die Wirklichkeit. Keinerlei Bestreben auf materiellem Gebiet tritt ins Leben ohne diese vorhergehenden Stadien; und nur unsere Kindheit ist Schuld daran, daß wir bloß der Handlung Wert beilegen und die ihr vorausgegangenen Ursachen gänzlich vernachlässigen. Der Wert der Theosophie für die sozialen Probleme liegt eben darin, daß sie gerade diese Aufeinanderfolge verständlich macht und zur Anerkennung bringt, so daß, wie sehr wir uns auch anstrengen mögen, auf der Ebene der Materie zu wirken, wie sehr wir auch wetteifern möchten, dem im Kampfe des Lebens Verwundeten und Gelähmten durch Palliative helfen, der Theosoph doch niemals außer Acht lassen kann, daß es eben nur Palliative, nicht Heilmittel sind, die wir bieten, daß die Kur in die Sphäre des ursächlich wirkenden, Ursachen bildenden Mentalen sich erheben muß und sich nicht bloß darauf beschränken darf, auf die Endwirkungen gerichtet zu sein.

Daß es sich in der That so verhält, wird uns leicht klar, wenn wir auf die Geschichte der Vergangenheit einen Blick werfen. Wenn heute bei uns das soziale Gewissen zu erwachen beginnt, wenn heute in einem Kultur-Volk sich soziale Gewissensbisse zeigen, wenn anstatt der von unserer modernen Zivilisation gestellten Kains-Frage: „Bin ich denn meines Bruders Hüter?“ da und dort von den Lippen einzelner Männer und Frauen der Ruf ertönt: „Laßt mich nützen, wo ich vermag, und helfen,

wo Hülfe not thut", wenn solche Worte in unserer modernen Gesellschaft zu erschallen beginnen, wenn Männer und Frauen anfangen, sich humanitären Aufgaben zu widmen, dann tritt dies darum ein, weil andere Stadien vorhergegangen sind. Gerade weil der große Denker ein mächtiges Ideal entworfen hat, darum, weil der Seher eine Vision erschaut, einen Traum geträumt, diesen seinen Traum den Menschen ausgesprochen hat, selbst wenn er von seiner eigenen Generation als Schwärmer verlacht und von seiner eigenen Generation als Utopist gebrandmarkt wird, ist doch die Utopie von heute die Wirklichkeit der Zukunft, und ohne den Traum und ohne das Ideal wäre nimmermehr das, was wir fälschlich das Reale zu nennen gewohnt sind.

Die Gesetzgebung hat es mit Handlungen zu thun. Wenn unser Bruder Judge sagte, daß wir als Theosophen mit der Gesetzgebung nichts zu thun hätten, so ist das ganz richtig. Wenn wir uns aber mit ihr beschäftigen je nach den speziellen Ländern, den speziellen sozialen Verhältnissen, in die wir uns infolge der Wirkung des Karma versetzt finden, so werden wir gewahr, daß in Anregung gebrachte Aenderungen legislativer Natur nur die Ausflüsse von vorhergegangenen Aenderungen mentaler Natur im intellektuellen Leben solcher sind, deren Dasein in der Gesellschaft abläuft. Ein Gesetz sollte der finale Ausdruck für die auf Ueberzeugung fußende Anschauung des Intellekts sein. Es sollte der Ausdruck der Weisesten und Besten verkörpert in legislativer Form sein. Das wäre ein Gesetz, wie es der ideale Standpunkt verlangt, allerdings sehr verschieden von den meisten Gesetzen der Gegenwart, wie wir sie — wie Bruder Judge ganz richtig bemerkte, — in unsern Gesetz-Büchern in Menge finden. Sie in Ihrem Lande (Vereinigte Staaten von Nord-Amerika) wie wir in England wissen von Gesetzen, die das ganze Ansehen der Gesellschaft ändern würden, wenn sie in Kraft treten. Namentlich unsere alt-englische Gesetzgebung dürfte derartige Verordnungen wohl besessen haben. Sie finden da eine Menge von Verfügungen, die richtig zur Geltung gebracht und richtig ausgeführt, dafür sorgten, daß unsere schreckliche Armut unmöglich und das Elend unserer großen Städte nur noch in der Erinnerung an längst vergangene Zeiten existieren würde.

Nun ist aber das Unglück das: derartige Gesetze sind als Ausfluß einiger weniger erleuchteter Geister wohl ins Dasein getreten; die Mehrzahl der Menschen aber hat die niederen Entwickelungs-Stufen noch nicht hinter sich und die geistige Höhe derer noch nicht erreicht, in denen der Gedanke jener Gesetze Gestalt gewann. In diesen Geistern nahm jener Gedanke zuerst Gestalt an, das astrale Gegenbild desselben konnte ins Dasein treten; dieses beeinflußte die Geister der Menschen in der Umgebung, woraus seine Umsetzung in die aktive Wirklichkeit erfolgte.

Als Illustration des Gesagten gestatten Sie mir einen Zweig der Gesetzgebung anzuführen, mit dem ich ziemlich vertraut bin, der gleichzeitig theoretisch wertvoll, praktisch aber bedeutungslos ist: ich spreche von unserer Gesetzgebung jenseits des Ozeans gegen die verschiedenen Formen

Digitized by Google

von Ausbeutung der Arbeiter. Wenn diese Gesetze in Anwendung kämen, so wäre in London — ich spreche mehr von London als von New-York, obwohl ich in Ihrem New-Yorker Miets-Häusern das gleiche skandalöse Ausbeute-System angetroffen habe, wie in meiner eigenen Heimat — die Ausbeutung in ihren schlimmsten Auswüchsen unmöglich. Wie kommt das? Das Gesetz wird einfach umgangen; die Ausbeutung geht weiter trotz des Gesetzes, als wenn dieses gar nicht da wäre; ja dieselben Personen, die unter diesem Ausbeute-System leiden, sind selbst mit schuldig an der Umgehung des Gesetzes dagegen. Wir verklagen den Ausbeuter, setzen ihn der öffentlichen Verachtung aus, brandmarken ihn als Verworfenen, lassen selbst unsere Kleider nicht von ihm berühren, damit wir nicht von ihm beschmutzt werden. Dieses geschieht auf der Ebene der Illusion: und was geschieht nun auf derjenigen der Ursachen? Jeder Mann und jede Frau, die in ihrem täglichen Leben, ihren täglichen Gedanken mehr nehmen wollen, nach mehr haschen, als sie ihren Nächsten gönnen, jeden geleisteten Dienst für groß, und jeden empfangenen Dienst für klein ansehen, ohne Gewissensbisse von ihren Nebenmenschen leben, die Macht ihrer Stellung, die Kräfte ihres Gehirns ausnutzen, während der schwächere Teil dabei mit Füßen getreten wird, sich Kleider zu einem Preis anschaffen, der, wie sie wissen, nur dadurch möglich ist, daß der kärgliche Lohn, den die Arbeiterinnen dafür bekommen, nur durch den Verdienst auf der Straße erhöht wird, — jeder derartige Mann, jede derartige Frau sind im Herzen Ausbeuter, bilden eine Ursache, daß das Gesetz nicht in Kraft tritt. Denn das Gesetz ist etwas totes, Ihre Gedanken aber sind lebende Potenzen, und es ist müßig, denjenigen anzuklagen, der das für Sie thut, was Sie in Ihrem Herzen wünschen, und den Ausbeuter aus der Gesellschaft zu verbannen, während er doch nur deshalb existiert, weil Ihre Gedanken sich in einer häßlichen Gestalt inkarniert haben.

Und ebenso steht es mit der Erziehung. Die Erziehung kann mehr wirken, als die Gesetzgebung, denn diese bewegt sich ja nur in der Ebene der äußeren Handlung, während die Erziehung tiefer nach innen geht und auf die Ebene des Seelenlebens wirkt. Aber welches Seelenlebens? Nur des niederen Verstandes! Aber auch dieser wird nicht zu seinem Besten erzogen, sondern nach Kräften zu einer Waffe geschmiedet, mit der sich kämpfen und über den Nachbarn Vorteile erringen läßt. Denn unser ganzes Erziehungs-System ist auf der Idee aufgebaut, das Kind zu einem Menschen zu erziehen, der Erfolge hat. Und die moderne Bedeutung des Wortes Erfolg hat mit dienen nichts zu thun. Erfolg bedeutet: Vorteil in der Richtung der Selbst-Erhöhung. Nehmen Sie die Bücher in die Hand, welche man in unsern englischen Schulen als Preise zu verteilen pflegt, so finden Sie eins darunter mit dem Titel: „Selbsthülfe". Und wenn sie dieses Buch lesen, dann finden Sie darin fast nur Geschichten von Männern eigener Kraft, und wenn man nun einen solchen Mann in seinem Stolz und seiner Einbildung betrachtet, kann man sich des kaustischen Gedankens nicht erwehren: für ihn muß es wohl ein Trost sein, daß er

alles durch sich selbst geworden ist, denn niemand giebt ihm etwas dafür.

Wollen Sie aber wirklich erziehen, dann müssen Sie ein anderes System befolgen; Sie müssen den Wettstreit in den Schulen unterdrücken; Sie dürfen nicht Kind gegen Kind in Wettkampf treten lassen, Sie müssen das heutige System aufgeben, wonach ein Preis den Sieg über andere bedeutet und der Stolz des erfolgreichen Schülers der ist, daß recht viele hinter ihm und nicht vor ihm sind. Das ganze System ist falsch und eignet sich nur für eine Gesellschaft, in der das Gesetz, daß der Tauglichste überlebt, welches eigentlich nur für die wilden Tiere anwendbar ist, an Stelle des Gebotes der Selbstverleugnung tritt, wodurch einzig die menschliche Seele sich erheben kann. Wenn also das Kind unter Ihre Hände kommt mit seiner dehnbaren äußeren Hülle, mit seinem plastischen Nervensystem, wenn die Seele des Kindes eben erst eingetreten ist in die äußere Umhüllung, und der Kontakt zwischen dem denkenden Prinzip und dessen Träger noch ein unvollkommener, was beginnen Sie dann mit Ihrer modernen Erziehung? Sie mißhandeln den äußern Träger, der die Seele tragen soll. Sie säen in jenen fruchtbaren Boden den schlimmen Samen des Wettstreits, des Verlangens nach Triumph, des Trachtens nach Erfolg auf Kosten anderer; so daß jedes Kind Ihrer Schule froh ist, wenn der Schüler über ihm strauchelt, weil es dadurch der Spitze der Klasse näher rückt, und eher Erfolg haben wird. wenn es examiniert wird. Lehren Sie doch lieber Ihre Kinder, daß dasjenige, welches am schnellsten lernt, demjenigen zu helfen hat, das am langsamsten lernt, daß jede Stärke des Verstandes und des Körpers verliehen ist, um anderen zu helfen und nicht, um über sie zu herrschen. Das ist die Pflicht, die zu lehren ist; die Lehrer aber, welche die Wohnung, in der die Seele hausen muß, am Wachstum hindern, erfüllen sehr schlecht ihre erhabene Mission.

Wenden wir uns nun zu sozialen Fragen, so hat unsere Philosophie, wenn wir sie auf modernes Leben anwenden, einige Bemerkungen zu machen.

Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus angesehen, läßt sich die Bedeutung der Wirkung nicht läugnen, welche auf jedes Individuum seine Umgebung ausübt; allein sie wird ganz enorm übertrieben; denn wenn die Seele stark und erprobt ist, hält keine Umgebung, kein Nachteil den Lauf ihrer Entwickelung im Zaum; allein auf schwächere Seelen, auf die Entwickelung des menschlichen Verstandes, des höheren Intellekts, welchen Einfluß hat wohl auf diese die Gedankenwelt, mit der wir sie umgeben? Diejenigen unter Ihnen, welche der Philosophie der Geheimlehre näher getreten sind, werden gewahr, daß in der langen Entwickelung der Menschheit verschiedene Rassen zur Geburt gelangen und nacheinander die Oberfläche unseres Planeten bedecken, daß mit der Entwickelung jeder Rasse auch die Entwickelung einer bestimmten Bewußtseins-Stufe vor sich geht, so zwar, daß mit dem Aufwärtsklimmen des Bewußtseins sich auch frische Bewußtseins-Stufen im Verlauf dieser Entwickelung manifestieren.

Nach der theosophischen Lehre ist es heutigen Tages die fünfte der Rassen, die den Planeten bewohnt, und wenn wir nach der dieser fünften Rasse korrespondierenden sich gegenwärtig entwickelnden Bewußtseins-Stufe fragen, so ist es die des Manas, des Denkens, d. h. daß in der fünften Rasse die Kräfte des Denkens stärkeren Ausdruck finden, als in der vorhergehenden Rasse und daß die Entwickelung des Intellekts einen höheren Grad erreichen wird, als in der vierten Rasse. Manas, der Intellekt, der sich so zu manifestieren beginnt, bildet die Wurzel der enormen intellektuellen Entwickelung unserer Tage, allein diese Entwickelung sollte allgemein sein, nicht bloß beschränkt auf wenige; so zwar, daß die Menschheit in kollektivem Aufwärts-Schreiten in dieser fünften Rasse auch kollektiv die höheren intellektuellen Fähigkeiten entwickeln sollte, um so das Fundament aufzubauen, auf der dann die nächsthöhere Stufe errichtet, von der aus die nächste Sprosse der Leiter erreicht werden kann.

Unsere Zivilisation ist einseitig in ihrer Entwickelung: Eine übertriebene Kultur und eine übertriebene Verfeinerung, die jedoch nur oberflächlich sind, einerseits; und ein Mangel an Erziehung und ein Mangel an Verfeinerung andrerseits. Die verfeinerte Klasse umgiebt sich, stolz auf sich selbst, mit einer Mauer von Exklusivität, wie wenn wirkliche Verfeinerung durch ein wenig Reibung mit der Außenwelt abgeschabt würde. In Wirklichkeit ist diese Verfeinerung allerdings nur ein leichter Ueberzug über die Oberfläche des Grund-Materials; weshalb jedes daran Reiben möglichst vermieden werden muß; es könnte sich sonst leicht das elende Material dahinter zeigen.

Wenn aber, wie es sein sollte, der äußere Mensch der Ausdruck des inneren ist; wenn die Anmut der Manieren, die Schönheit der Rede den Ausdruck einer sich hinter diesen Formen von Sprache und Geberde verborgen haltenden Seele bilden, dann ist es eine Verfeinerung, die nicht beseitigt, eine Verfeinerung, die nicht zum Gemeinplatz werden kann, wenn man davon Gebrauch macht; und sie ist dann nicht dazu da, daß die Person, die sie besitzt, seitwärts stehe, sondern daß sie hinauswandele und die Welt erfülle mit der Anmut ihrer Gegenwart, sodaß andere in ihr den Reflex ihrer Seele erblicken und gerührt werden mögen durch die Schönheit dieses Reflexes, damit sie das Licht suchen, das jenseits liegt.

Wenn wir so den Gegenstand von diesem Standpunkt aus betrachten, dann geht uns ein Verständnis auf für die — um unserer armen Sprache einen Ausdruck zu entlehnen — „Staatsweisheit" der großen Lehrer der Menschen, die sich in ihrer Auffassung der gegenwärtigen Entwickelungs-Phase ausspricht. Jener große Mann, den ich gestern anführte, von welchem in Mr. Sinett's Occult World viele Briefe angeführt sind, drückte sich in einem Brief über Probleme, die die Wissenschaft des Westens betreffen, an solche, die von dieser Seite Hilfe erwarteten, folgendermaßen aus: „Eure Wissenschaft ist, so lange sie nicht Hand in Hand mit Philanthropie geht, für uns gegenstandslos" und fügte dann

Digitized by Google

erklärend bei, daß wissenschaftliche Kenntnisse als solche für sie bedeutungslos seien, wenn sie nicht dazu beitrügen, den Menschen Hilfe zu bringen, sie aufzurichten, sie zu läutern, die Gesellschaft zu bessern; und demnach müsse zuerst ein Zustand der Verbrüderung geschaffen werden, ehe weitere Kenntnis gegeben werden kann; zuvor muß der Wille auf Dienstfertigkeit gerichtet werden, ehe er durch Ausbildung des Intellekts unterstützt werden sollte. Denn es ist ebenso gut, nein beinahe besser, wenn Sie kenntnislos, als wenn Sie lieblos sind; denn die Grausamkeit des Zivilisierten ist schlimmer, als die Grausamkeit des Wilden, und die Brutalität derer, die mehr wissen, ist grausamer, als die des Wilden, der nur dem Naturtrieb folgt, und nicht die Intelligenz besitzt, die zur raffinierteren Bosheit antreibt.

Mitten in unserer Zivilisation giebt es Winkel, Oertlichkeiten des Schreckens, worin Männer und Frauen verhungern, verfaulen, verkommen. Was sind die Folgen solch' eines schmutzigen Winkels für die Nation? Nicht nur für die einzelnen Seelen, deren Karma sie in diese Umgebung führt, sondern was lehrt uns unsere Philosophie, wenn wir vom Standpunkt der Nation aus solche Winkel betrachten?

Wir bringen also mitten in eine derartige legislative, erzieherische und soziale Umgebung, wie wir sie roh gezeichnet die Lektionen unserer Philosophie. Wir haben bereits gesehen, daß in bezug auf Gesetzgebung der Wille, recht zu handeln, dem Gesetze vorhergehen muß, das eigentlich nur eine Formulierung des Prinzips vorstellt; daß ferner in bezug auf Erziehung das Kind als eine Seele zu behandeln ist, die sich entwickelt, deren Fähigkeiten hervorgeholt und im Kampf mit der sie verhüllenden Materie unterstützt werden müssen, so daß alles zusammen arbeitet zur Entfaltung der Seele. Was aber haben wir zu lernen in bezug auf soziale Umgebung? Welche Tragweite besitzt die Lehre von Karma und Reinkarnation in Hinsicht auf diese drängende moderne Zeitfrage?

Regenerieren erfordert Weisheit; regenerieren erfordert eine gesunde Philosophie. Sie können durch einen plötzlichen Akt morgen alles verändern; allein übermorgen stehen Sie denselben Schwierigkeiten gegenüber, wenn Sie die Wurzel des Uebels nicht ausgerottet haben. Wenn wir nun eine Aenderung in der Gesetzgebung, eine Aenderung in der Erziehung nach der Richtung größerer Gerechtigkeit vornehmen wollen im Sinne dessen, was H. P. Blavatsky den Sozialismus der Liebe zum Unterschied von dem des Hasses nannte, den Sozialismus, der giebt zum Unterschied von dem Sozialismus, der nimmt, wenn wir in dieser Richtung vorgehen wollen, welche Bedeutung hat Karma in bezug hierauf, was lehrt uns die Wiederverkörperung hinsichtlich der zu wählenden Methoden? Der Begriff Karma eröffnet Ihnen das Verständnis dafür, daß das, was heute in schmutzigen Winkeln dahinlebt, eine Materialisation früherer Selbstsucht, früherer Gier, früherer Herrschsucht, früherer Verneinung des brüderlichen Verhältnisses der Menschen darstellt, daß dieser moralische Schlamm das unvermeidliche Resultat der Vergangenheit ist. Wenn die Vergangenheit war, muß die Gegenwart sein; und es ist nutzlos, den Tadel auf

diesen oder jenen heute hier Lebenden zu richten. Nichs gutes kann hervorgehen aus einem Mißbrauch dieser oder jener Klasse, da wir bei diesem Elend, diesem sozialen Unrecht alle Schuld tragen am Blut unseres Bruders, da wir alle Teil haben an diesem gemeinsamen Uebel. Der Bewohner der Gasse und der Fürst, der Mann des Mittelstandes und der Edelmann, sie alle haben zusammen gewirkt in der Vergangenheit zur Ansammlung dieses Schlamms. Er stammt her aus ihrer Unwissenheit, aus ihrer Unvernunft, aus ihren Vergehen. Mögen sie jetzt keine Zeit vergeuden, indem sie aufeinander schelten, mögen sie die Gelegenheit zum Wiedergutmachen des Uebels nicht verpassen durch Fortsetzung der Gehässigkeiten, aus denen der Schlamm entstanden ist. Der Buddha sagte: „Haß wird niemals besiegt durch Haß, sondern weicht nur der Liebe". Und kein Angreifen, kein Anzeigen, kein rauhes Wort der Leidenschaft, des Zorns wird im stande sein, unsere sozialen Uebel zu heilen.

Besser ist es, die Hand zu reichen nach allen Seiten, dem Reichen, wie dem Armen, dem Fürsten, wie dem Bettler: „Brüder — wollen wir sagen — wir haben gemeinsam gesündigt in der Vergangenheit; laßt uns auch gemeinsam das Uebel wieder gutmachen. Wir wollen uns nicht scheiden in der Verantwortung dafür; sie ist für uns alle gleich; denn wir alle sind Menschenkinder".

Und die Reinkarnation wird uns noch mehr lehren. Sie erklärt uns, warum, wie ich soeben sagte, dieser Schlamm die ganze Nation angeht. Seelen, die sich wiederverkörpern wollen, werden zu derjenigen Umgebung hingezogen, in die sie hineinpassen. Seelen, mit Neigung zur Lasterhaftigkeit, Bosheit oder Trägheit haben Männer und Frauen von ähnlich lasterhaften Charakter zu Eltern, die die Materie ihres eigenen Körpers vergiftet und denselben so Aufnahme fähig gemacht haben für die Schwingungen einer lasterhaften Seele. Wenn Sie diejenigen in den Schlamm stoßen, die schon vorher elend und heruntergekommen sind, und eben, weil sie elend sind, am meisten der Hilfe bedürftig, eben weil sie heruntergekommen, Ihrer brüderlichen Liebe am meisten bedürfen, so schaffen Sie für die Zukunft Bedingungen zur Inkarnation von Seelen schlimmster Art, wenn diese eine körperliche Wohnung suchen. Sie errichten dann bereits Häuser für die Bewohner, die solche Behausungen suchen, die einziehen, die eindringen werden und Besitz ergreifen von dem, was für sie passend ist zur Manifestation der schlimmen Neigungen und Leidenschaften, die sie in ihrer eigenen Vergangenheit gepflegt haben, und Ihre Nation wird dann ein Brennpunkt werden, in dem sich alle Fehler, alle Sünden vereinigen, ein Anziehungspunkt für solche Seelen, deren Bürgertum nachteilig ist, für Kräfte der Vernichtung, aber nicht des Guten.

Glauben Sie, daß der moralische Zustand eines Volkes keine Bedeutung hat? Jede Nation erzieht Charaktere und hinterläßt ihren körperlichen Eindruck im Volke, wodurch dieses zur Wiederverkörperung einer gewissen Art von Seelen geeignet wird; durch physische und astrale Erblichkeit werden Körper gebildet, die für die Manifestation gewisser

Typen intellektueller und geistiger Energie tauglich sind. So mag eine Nation zustandekommen, deren Körper vielleicht zu Tabernakeln werden, in denen die am meisten fortgeschrittenen Wesen ihre Verkörperung suchen, weil sie dort das physische Instrument finden, das den subtilsten Schwingungen am vollkommensten entspricht; und so bildet eine Nation ihre Zukunft durch Anziehung des Edleren oder Minderwertigen aus den Massen von Seelen, die Wohnung im Fleische suchen. Was also kann aus einer bestimmten Nation werden? Vielleicht werden wir diese Frage am richtigsten beantworten, wenn wir das, was dieselbe in der Vergangenheit war, in eine ideale Form kleiden.

In den Reden unseres Theosophen-Kongresses haben wir vieles gehört von Indien, vieles von indischer Weisheit, vieles von indischer Geistigkeit, manches lobende Wort wurde gesprochen über Indiens Gedankenleben, manches bewundernde über Indiens Vergangenheit. Wissen Sie denn auch, ist Ihnen jemals im Traum eingefallen, wenn Sie an das Indien von heute denken, was das Indien der Vergangenheit war, und was das Indien der Zukunft hoffentlich wieder sein wird — Indien, nicht, wie Sie es heute kennen, zertreten unter den Füßen der indischen Regierung, eine im Herzen materialistische Nation, mit dem Fuß auf dem Nacken der geistigen Mutter aller Nationen? Nicht darnach dürfen Sie Indien beurteilen. Nicht nach seinem jetzigen heruntergekommenen Zustand, sondern nach seiner alten Glorie. Jetzt ist es unterdrückt, weil es sich innerlich unterdrücken ließ, und wenn einmal die innerliche Unterwerfung vollzogen ist, dann drückt sich diese auch in äußerer Form aus. Denn aus geistigem Stolz, aus geistiger Selbstsucht heraus erwuchs die Entartung Indiens, und diese Nation, einst die Führerin der Welt, konnte nicht länger an der Spitze bleiben. Allein das Indien der Vergangenheit — ah, das war etwas anderes, als seine Götter zu ihm herabstiegen als Avatars, und seine Rishis die größte Litteratur hervorriefen, die jemals in der Vergangenheit oder Gegenwart blühte, so daß unsere Nationen von ihr inspiriert wurden, — jene Litteratur, geschrieben in der Sprache der Götter, derjenigen, die ihr Volk erzogen und sie Schritt für Schritt auf dem Pfade des Wissens führten, während die Brahminen diejenigen waren, deren Körper geeignete Wohnplätze für die höchst entwickelten Seelen abgaben, und der Name eines Brahminen geistiger Lehrer und darum rechtmäßiger Führer und Erzieher der Menschen bedeutete. Daraus läßt sich ersehen, was eine Nation sein kann, wenn ihr geistiges Ideal ein hochstehendes ist und daß dessen Heraus-Arbeiten der Nation Körper schafft, die auf die feinsten Schwingungen der höchst entwickelten Seelen reagieren.

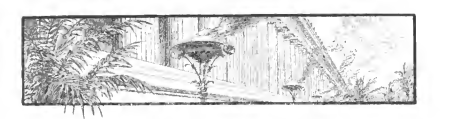
Wird dies auch das Ideal Ihrer amerikanischen Nation sein, oder werden Sie im Gedankengange des Westens seitwärts stehen bleiben? Verlangen Sie nach materiellem Reichtum, nach Gold anstatt nach Weisheit, nach mehr materiellen Triumphen, statt nach Wissen der Seele? Sie können nach Belieben handeln; denn jede Nation hat ihr Geschick in der eigenen Hand. Die Wahl ruht in Ihrer Hand, und keine andere

Digitized by Google

Nation kann für Sie die Zukunft der amerikanischen auswählen. Soll sie materieller Natur sein? Ist es das Materielle, das Ihnen not thut? Setzen Sie lieber Ihre materiellen Wünsche herab, und denken Sie mehr an die Entwickelung Ihrer geistigen Energie! Widmen Sie weniger Zeit dem Körper, und mehr der Seele. Denken Sie weniger an das Erwerben von Stellung und Reichtum, und mehr an das Wachsen Ihres Geistes und an die Entwickelung des rein Menschlichen in Ihnen. Dann wird Ihre Nation in der Zukunft noch größer sein, als die Nationen der Vergangenheit, — edler noch, als die Wirklichkeiten der Vergangenheit, wird Ihnen die Wirklichkeit der Zukunft erstrahlen; wenn Sie aber den Schatz besitzen wollen, müssen Sie den Preis dafür bezahlen, und dieser Preis ist nichts anderes, als die Anerkennung der Herrschaft des Geistes und die Erkenntnis der untergeordneten und vergänglichen Natur dieses Körpers, der uns so wichtig dünkt.



Digitized by Google



Buddha und die Bühne.[1]

Von

Arthur Lillie.

❦

Buddha gewinnt an Boden. Bereits wurde ihm ein Oratorium und eine Oper gewidmet. Jetzt ist er auch zum Helden eines Dramas geworden, das ganz Paris anzieht. Die französischen Zeitungen reden von dem ausgesprochenen Erfolg dieser „Izeyl". Mad. Sarah Bernhardt giebt mit gewohntem Geschick die weibliche Hauptrolle.

Verfasser des Stückes sind Armand Sylvestre und Eugene Morand. Izeyl selbst ist eine Buddha liebende Magdalene. Der große Reformator tritt in dem Stück zuerst als ein mächtiger Maharaja auf. Allein er verläßt die Insignien der königlichen Würde, wandert hinaus in die Wüste, und erlangt Bodhi, die erhabene geistige Gnosis. Izeyl folgt ihm und sucht ihn zu dem unwürdigen Leben im Palaste zurückzubringen. Der Reformator aber überwindet die Versucherin, und Izeyl erwacht nun selbst zu höherem geistigen Leben.

Französische Dramatiker brauchen nicht allzu logisch zu sein. Izeyl kommt zu der Stadt zurück, und begegnet einem alten Liebhaber, einem Fürsten und Buddha's Nachfolger auf dem Throne. Der Fürst erinnert Izeyl an ihre alten Beziehungen. Darüber in Zorn ersticht sie ihn und wird dafür von seiner Mutter zum grausamen Tod des Verschmachtens in der Wüste verurteilt, nachdem ihr die Glieder zuvor abgehauen wurden. So entstellt begegnet sie wiederum Buddha, der sie zu trösten sucht.

Den Inhalt dieses Stückes kann man vom Standpunkt der Theologie betrachten; man kann es ferner auch unter dem Gesichtspunkt des Dramas beurteilen. Ein Schreiben in der englischen Presse hat bereits gegen die Dramatiker den Einwand geltend gemacht, sie hätten eine göttliche Person, wie Buddha in einem Liebesverhältnis mit einer Traviata dargestellt. Ich werde mich mit dem Hinweis begnügen, daß es im Buddhismus eine Magdalene giebt, deren Rolle derjenigen der magna civitatis peccatrix

[1] Aus „Light" v. März 10. 1894. Uebers. v. **Dhd.**

Digitized by Google

der Evangelien sehr ähnlich ist. Diese lädt Buddha kurz vor seinem Tod zu einem Gastmahl ein und er zieht dieses dem Banquet der Fürsten von Vaisâli vor. In Rockhill's tibetanischer Darstellung des Lebens des großen indischen Reformators wird Ananda von andern Jüngern Buddha's darüber getadelt, daß sie unreinen Weibern gestatte, den Körper des toten Reformators mit ihren Thränen zu waschen. Da Kusi Nagara, wo Buddha starb, nicht sehr weit von Vaisâli entfernt ist, so können wir annehmen, daß die Buddhistische Magdalene sich unter diesen Frauen befand. Das neuentdeckte „Evangelium St. Petri" berichtet daß der Besuch Maria Magdalenen's und der andern Frauen an Jesus' Grabe einen ähnlichen Zweck verfolgte.

Izeyl ist durchaus buddhistisch gefärbt und aus verschiedenen buddhistischen Fragmenten aufgebaut. Zwei der Versuchungen Buddha's in der Wildnis ähneln ganz derjenigen von Jesus. Die dritte geht von den Töchtern Mara's, des Verführers, aus, die als schöne Frauen verkleidet kommen, so daß es eine wohl zu rechtfertigende Vereinfachung war, an deren Stelle Izeyl auftreten zu lassen. Allein die eigentliche Quelle, aus der das Stück geschöpft wurde, ist die folgende schöne Parabel von Vasavadatta.

Die Geschichte von Vasavadatta.

In Mathura lebte eine Dirne mit Namen Vasavadatta. Dieselbe entbrannte in heftiger Leidenschaft für einen der wirklichen Jünger Buddha's, Namens Upagupta und sandte ihm durch ihre Dienerin eine Liebeserklärung zu. Upagupta war jung und von ungewöhnlicher Schönheit. In kurzer Zeit kehrte die Dienerin mit folgender rätselhaften Antwort zurück: „Der Zeitpunkt ist noch nicht gekommen, in welchem der Schüler Upagupta die Dirne Vasavadatta besuchen wird!"

Vasavadatta war über diese Antwort erstaunt. Gehörte sie doch in jener Zeit zu einer Kaste, die als eine organisierte Körperschaft vom Staat wirklich begünstigt wurde, und lebte in großer Pracht. Sie war überdies das schönste Weib im ganzen Königreich und durchaus nicht gewohnt, ihre Liebe zurückgewiesen zu sehen. Als der erste Unwille verraucht war, fiel ihr die Armut des jungen Mannes ein. Nun sandte sie ihre Dienerin zum zweiten Mal zu Upagupta: „Sag' ihm, daß Vasavadatta Liebe begehrt, nicht Gold und Perlen". Bald nachher kam die Dienerin mit derselben rätselhaften Antwort zurück: „Der Zeitpunkt ist noch nicht gekommen, in welchem der Schüler Upagupta die Dirne Vasavadatta besuchen wird!"

Wenige Monate später verwickelte sich Vasavadatta mit dem angesehendsten Künstler von Mathura in Liebeshändel und während diese noch spielten, langte in derselben Stadt ein sehr reicher Kaufmann mit 500 Pferden an, die er verkaufen wollte. Als dieser von Vasavadatta's Schönheit gehört hatte, ruhte er nicht, bis er sie sah und verliebte sich ebenfalls in sie. Seine Perlen und Suvernas bethörten das leichtfertige Weib. Sie ermordete jenen Künstler und befahl dessen Leiche auf einen Dünger-

haufen zu werfen. Nach und nach aber wurden dessen Verwandte, über sein Verschwinden beunruhigt, veranlaßten Nachforschungen, und die Leiche wurde gefunden. Vasavadatta wurde verhaftet und vor den König geführt, der Befehl gab, es sollten ihr von dem gemeinen Scharfrichter Ohren, Nase, Hände und Füße abgeschnitten und sie dann so in die Stätte der Gräber geworfen werden. Ihre Dienerin aber blieb standhaft bei ihr, da sie stets eine freundliche Herrin gewesen, suchte ihre Qualen zu mildern und hielt die Krähen von ihrem blutenden Körper ferne.

Vasavadatta erhielt hierauf eine dritte Botschaft von Upagupta: „Nun ist die Zeit gekommen, in welcher Upagupta die Dirne Vasavadatta besuchen wird!" Das arme Weib, in dem noch immer ein Nachklang seiner alten Leidenschaft fortlebte, befahl rasch seinem Mädchen seine abgetrennten Körperteile, die traurigen Ueberreste seiner ehemaligen Schönheit, zu sammeln und mit einem Tuch zu verdecken.

Als nun der junge Mann erschien, sprach Vasavadatta mit einem gewissen Unwillen: „Einst war dieser Körper wohlriechend, wie der Lotus, und damals bot ich Dir meine Liebe an. Damals war ich mit Perlen und schönem Muslin bedeckt. Jetzt aber bin ich verstümmelt und mit Schmutz und Blut bedeckt. Meine Hände, meine Füße, meine Nase, meine Ohren wurden mir von dem gemeinen Scharfrichter abgehauen!"

Der junge Mann tröstete mit großer Sanftheit die arme Vasavadatta in ihrem Todeskampfe: „Schwester", sprach er, „es ist nicht um eines Vergnügens, um meines Glückes wegen, daß ich jetzt zu Dir komme". Und nun erklärte er ihr „die wahre Natur" der Reize, die sie betrauerte. Er bewies ihr, daß sie Qualen, und nicht Freuden erlitten, und daß, wenn ihre Unersättlichkeit und Eitelkeit, ihre Begierde und mörderischen Instinkte vertrieben worden, sie einen Gewinn und nicht einen Verlust erlitten habe. Er erzählte ihr von dem Tathagata, den er auf eben dieser Erde wandeln sah, einem Tathagata, der speziell das Leiden liebt.

Und seine Rede brachte Ruhe in Vasavadatta's Seele. Sie starb, nachdem sie ihren Glauben an Buddha bekannt.

Und ihre Seele geleiteten Geister nach Devaloka, dem Himmel der Buße.



Digitized by Google



Giordano Bruno und die Wiederverkörperung.

Von

Ludwig Kuhlenbeck,
Dr. jur.

Vor dem Inquisitionsgericht befragt, ob er dem Glauben an eine Wiederverkörperung der Menschenseele nach dem Tode huldige, erklärte **Giordano Bruno** ausweislich der Venetianischen Inquisitionsprotokolle, daß er zwar im katholischen Sinne annehme, daß die Seelen nach dem Tode entweder in das Paradies oder in das Fegefeuer oder auch in die Hölle übergehen, damit aber gleichwohl die philosophische Lehre für vereinbar halte, daß die Seele in demselben Sinne, in welchem Pythagoras dies gelehrt habe, sich wieder verleiblichen könne; wenigstens sei diese Annahme, wenn nicht erweisbar, so doch **wahrscheinlich**.

Bruno war nicht der Erste, der die Vereinbarkeit der exoterischen Kirchenlehre von den Schicksalen der Seele nach dem Tode mit dem alten esoterischen Glauben an eine Wiederverkörperung des individualisierten Geistes behauptet. Er konnte sich dafür auf bedeutende theologische Vorgänger berufen; er nennt eine Anzahl derselben an einer Stelle seiner Dialoge Degli eroici furori. Dort erinnert er auch an einen „pythagoräischen" Dichter, der gerade bei der kirchengläubigen Richtung des Mittelalters vor allen andern Dichtern des Altertums bevorzugt wurde, an **Virgil**.

Dessen Verse, auf die Bruno sich bezieht, finden sich im VI. Buche der Aeneis, wo der Dichter durch den Mund des alten Anchises, der seinen zur Unterwelt herabgestiegenen Sohn belehrt, seinen allerdings pythagoräisch-platonischen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und die Metempsychose darstellt. Ich gebe hier den ganzen Zusammenhang in der Uebersetzung von Voß:

> „Vater wie ist es doch glaublich, daß je freischwebende Seelen
> Kehren zur Höhe von hier und zurück in langsame Leiber
> Gehn? O woher den Armen des Lichts so grause Begierde?"

„Sei es gesagt! nicht will ich, o Sohn, Dich im Zweifel erhalten",
Nimmt Anchises das Wort und erklärt nach der Ordnung ein jedes:
„Erst den Himmel umher und das Land und flüssige Ebnen,
Auch die leuchtende Kugel des Monds und die Feuer des Titan
Nährt von innen ein Geist, und ganz durchströmet die Glieder
Seel' und reget das All, dem großen Leibe vereinigt.
Dorther Menschengeschlecht und Tier und rasches Geflügel,
Auch soweit Meerwunder die wogende Tiefe durchtaumeln.
Feurige Lebenskraft ist entflammt und himmlischer Ursprung
Jeglichem Keim, sofern nicht schädliche Stoffe sie zögern,
Nicht sie des Staubes Gelenk abstumpft und verwesliche Glieder.
Deshalb Furcht und Begier, auch Schmerz und Freude, zur Luft nicht
Schaun sie hervor, umschlossen von Nacht und blindem Gefängnis.
Ja, wenn das Leben sogar mit erloschenem Licht sie verlassen,
Doch nicht alles Verderb, nicht weicht den Armen von Grund aus
Alles verpestende Uebel des Leibs; an dem Innersten hängt noch
Vieles, das lang anwuchs und bekleibt in jäher Vereinigung.
Drum wird marternde Strafe geübt, und das alte Verderbnis
Abgebüßtet durch Pein. Denn andere schweben gebreitet
Gegen der Wind' Anhauch, und anderen spület der Strudel
Haftende Sünden hinweg; noch Anderen brennt sie die Flamm' aus.
Alle wir dulden im Tode für uns. Durch Elysiums Räume
Schweben wir dann und bewohnen, wir wenige, Fluren des Heiles,
Bis langwieriger Tag, nach vollendetem Ringe der Zeiten,
All' anklebende Makel getilgt und völlig gekläret
Stellt den ätherischen Sinn, und die Glut urlauterer Heitre.
Diese nachdem sie den Kreis durch tausend Jahre gerollet,
Ruft zum lethäischen Fluß ein Gott in großem Gewimmel,
Daß sie erinnerungslos die obere Wölbung des Aethers
Wiederschau'n und willig in andere Leiber zurückgehn".

Die hier dargestellte Lehre ließ den Virgil im Mittelalter als einen Vorläufer des Christentums erscheinen, so daß er z. B. in Dantes göttliche Komödie diesem als Führer durch Hölle und Fegefeuer dient. Es war hauptsächlich die Analogie der katholischen Lehre vom Fegefeuer, die ihm diesen Vorzug verschaffte, wie er denn auch als der Magier Virgil, als Zauberer in gutem Sinne verehrt wurde.

Die Lehre wird übrigens ohne Grund als specifisch pythagoräisch bezeichnet, sie lag zweifellos auch den antiken Mysterien, besonders den eleusinischen zu Grunde. Sie ist uralt, so daß schon der Archäolog Burnet mit Recht bemerkt:[1])

„Es ist dies eine uralte und allgemeine Lehre, da sie nicht nur überall im ganzen Morgenlande, sondern auch bei den Druiden und bei den Pythagoreern herrschte. Diese Lehre, sage ich, ist gleichsam wie vom Himmel gesandt, vaterlos, mutterlos, ohne Abstammung, im Umkreis aller Länder verbreitet".

---

[1]) Odyssee, XII, 109: Doctrina pervetusta et universalis si quae alia, cum non tantum per orientem ubique, sed etiam apud Druidas et Pythagoraeos obtineret. Haec inquam doctrina quasi e coelo demissa ἀπάτωρ ἀμήτωρ ἀγενεαλόγητος totum terrarum orbem pervagata est.

Sie behauptet einen **Kreislauf der Seelen von und zur Gottheit**, der Weltseele, in welcher sie ewig präexistiert haben. Schon die erste Individualisierung war eigentlich ein Fall, eine Annäherung zur Materie, die den Gegensatz der rein geistigen Einheit bildet. Dieser Fall ging immer tiefer, bis schließlich die Dämonen (die „Lahen" der Tibetaner) die süße Speise Shiwa aßen, worauf ihre ursprünglichen Lichtleiber sich verdunkelten (irdisch verkörperten). Offenbar liegt ihr eine tiefsinnige Ahnung des **metaphysischen Zusammenhangs zwischen Tod und Zeugung** zu Grunde. Man meint wohl mit Recht, daß das Rätsel des Todes nur gelöst werde, wenn zugleich das Rätsel der Zeugung gelöst wird.[1]) Auch die neuere wissenschaftliche Biologie[2]) sucht ja auf diesem Wege dem Problem näher zu kommen, was an **Brunos** (Heraklits) heuristisches Prinzip von der Koinzidenz der Gegensätze erinnert.[3])

Schon **uralte** Mythen beziehen sich auf diese Idee, einige derselben, die durch Sternbildernamen verewigt sind, streift Bruno bereits im Spaccio, z. B. die von dem Raben, der ursprünglich ein Schützling des Lichtgottes (Apoll), von diesem zu einer Quelle gesandt wurde; auf dem Wege erblickt er einen Baum mit unreifen Feigen; er bleibt aus Gier nach denselben so lange sitzen, bis die Feigen reifen, und so sieht ihn Apollo, erst nachdem die Feigen gereift und größtenteils von dem Raben aufgefressen sind, mit dem gefüllten Becher zurückkommen. Er belegt ihn darauf mit der Strafe, daß er, solange die Feigen reifen, in Zukunft seinen Durst nicht mehr löschen kann, indem er ihm nach der einen Wendung die Kehle durchlöchert, oder indem er nach der, durch die Sternbilderkonstellation angedeuteten Wendung zwischen ihn und den Becher die Schlange (Hydra) setzt, die den durstenden Raben zurückhält. Die Feige (fica) versinnbildlicht zunächst das weibliche Zeugungsglied, sodann (eris-erineos) auch den Streit. Dieser Mythus erinnert somit an Heraklits Lehre vom „Streit als dem Vater aller Dinge". Der Rabe gilt ebenfalls als besonders streitsüchtiger Vogel, auch nach **Ovid** wird der Rabe erst zur Strafe seiner Sucht, Zwietracht zu stiften, ein schwarzer Vogel; sein Wortstamm bedeutet zugleich Finsternis (rab - ereb - oreb). Vom Lichtgott ausgehend, vergißt er in sinnlicher Lust seinen göttlichen Auftrag und versäumt darüber die Zeit, wird nun schwarz, d. h. durch irdische Verkörperung verfinstert und muß in Todesfurcht und in der Not des sinnlichen Lebens dürsten nach dem frischen Wasser, d. h. dem Wasser des ewigen Lebens.[4]) Analog ist die Fabel vom Esel, der ewiges Leben verschüttet,[5]) auch die von der Taube und den Fischen der Derketo-Venus.[6])

[1]) Vergl. **Schopenhauer**, Welt als Wille und Vorstellung, I. S. 326 (Brockhaus) u. a. a. O.

[2]) Z. B. August **Weißmann**, über Leben und Tod, Jena 1884.

[3]) Bruno's „Spaccio, etc." Ref. des Himmels, S. 40 meiner Uebersetzung.

[4]) Vergl. Spaccio, Ref. des Himmels, meine Uebers. S. 69 u. 329, wo Bruno auch die Taube Noah's hierhin verweist.

[5]) Spaccio, Uebers. S. 327.

[6]) Spaccio, Uebers. S. 283. Vergl. Nork, vergleichende Mythologie S. 27 u. 309.

Digitized by Google

Selbst die Paradiessage des jüdischen alten Testaments gehört hierher, wie schon richtig Aretino bemerkt hat in seiner „Ficheide“ oder seinem Feigengedicht:[1])

„Ich glaube, vor jeder anderen Frucht
hätte Adam sich besser gehütet,
als der Teufel ihn damals versuchte.
Die Feigen waren der wahre Köder,
seine Natur, die allzu lüstern war, anzulocken;
die Welt vergaß, daß sie es einst bitter bereuen würde“.

Dazu giebt Aretino folgenden Kommentar:[2]) „Diese Speise war die Hoffnung verheißener Unsterblichkeit, die freilich anders in Erfüllung ging, als man gehofft hatte; denn obwohl er nun der Gattung nach fortbestand, so verfehlte er doch die Unsterblichkeit des Individuums; und daher sagt er, daß die Welt über diesen Irrtum in Betrübnis kam“.

Schon Heraklit, der Urheber des Satzes: τὸ σῶμα σῆμα, d. h. der Leib ist ein Grab (des Geistes), hat diese Unsterblichkeit öffentlich vertreten:[3]) „Wenn wir leben, sind unsere Seelen todt und begraben, wenn wir aber sterben, erwachen unsere Seelen zum Leben“. Und vom Empedokles, einem Dichter-Denker, wie Bruno, sind folgende Verse ererhalten (übersetzt von Gladisch):

„Nimmer wohl wird, wer darin belehrt ist, solches vermeinen,
Daß nur so lange sie leben, was man nun Leben benennet,
Nur so lange sie sind, und Leiden empfangen und Freuden,
Doch eh Menschen sie wurden und wenn sie gestorben, sie nichts sind. —
Also besteht ein Verhältnis, ein alter Beschluß von den Göttern,
Der für die Ewigkeit gilt, durch mächtige Eide besiegelt:
Wer mit Frevel im Sinne entweder die theueren Hände
Hat mit Blut befleckt, oder wer sich vergangen durch Meineid
Von den Dämonen, so vielen verliehen langdauerndes Leben,
Muß unzählige Jahre entfernt von den Seligen irren,
Wo er von Zeit zu Zeit sich in allerlei Wesen verwandelt,
Die mühseligen Bahnen des irdischen Lebens vertauschend.
So leb jetzo auch ich verbannt von den Göttern, ein Flüchtling,
Dienend dem rasenden Zwist“.

Darum sagt auch Empedokles[4]) von sich selber:

---

[1]) Ben credo che da quasivoglia frutto
Meglio guardato si sarebbo Adamo
Allhor cho dal Diavolo fu sedutto.
Sono le fiche à dire il vero hamo
Por torci il natural troppo gagliardo:
Sallo il mondo, cho un tempo no fu gramo.

[2]) E l'esca fu la speranza, che li fu data della immortalità che come s'o detto di sopra non fu quella, che si sperava. Perche se bene si perpotuó nella specie, manco nell'individuo. E pero dice cho per questo errore il mondo fu gramo.

[3]) Vergl. Sextus Emped. Pyrrh. Hypotyp. III, 230.

[4]) Carmina relicta I.

Früher schon ward ich als Knabe und auch als ein Mädchen geboren,
Auch als ein Strauch, als ein Adler, als stummer Fisch in der Salzflut.

und ferner:

Wenn, den freien Leib du verlassend, zum freien Aether dich aufschwingst,
Wirst ein unsterblicher Gott du sein, kein sterblicher Mensch mehr!

Die ausführlichste Darstellung derselben Lehre bei **Platon** findet man im letzten Buche seiner Dialoge über den „Staat" am Schluß, wo sie als Offenbarung eines aus zwölftägigem Scheintode wieder erwachten Pamphyliers gegeben wird.

Auch die **jüdische Geheimlehre**, die **Kabbalah** hat genau dieselbe Lehre: „Alle Seelen", sagt der Text des **Sohar**, „sind der Wanderung unterworfen, und die Menschen kennen nicht die Wege des Heiligen (gepriesen sei er!). Sie wissen nicht, daß sie vor Gericht gezogen wurden, bevor sie in diese Welt eintraten, wie auch (sie vor Gericht gezogen werden), nachdem sie dieselbe verlassen. Sie kennen nicht die vielen Umwandlungen und geheimen Proben, die sie zu bestehen haben. Die Menschen wissen nicht, wie die Seelen gleich einem Steine, der mit einer Schleuder geworfen wird, sich umwälzen. Die Zeit ist endlich da, wo diese Geheimnisse aufgedeckt werden dürfen".

Nach **Hieronymus**[1]) soll lange Zeit auch unter den **ersten Christen** vielfach die Seelenwanderung als eine esoterische und traditionelle Doktrin gelehrt worden sein.[2]) Der Kirchenvater **Origines** hielt diese Lehre für das einzige Mittel, gewisse biblische Erzählungen zu erklären, die den Gipfel der Bosheit zeigen würden, wenn sie nicht durch die guten oder bösen Handlungen eines diesem Leben vorhergegangenen Daseins gerechtfertigt würden.[3]) Bei Origines steht diese Anschauung im Zusammenhange mit einer pessimistischen und emanationsartigen Weltentstehungslehre.

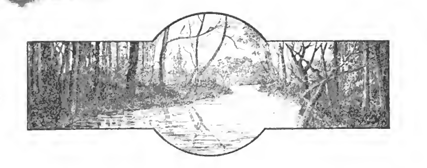
---

[1]) **Hieronymus**, Ep. ad Demetriadem.

[2]) Es war eine weit verbreitete Lehre, die erst durch das 5. ökumenische Konzil in Konstantinopel 553 zu einer Ketzerei gemacht wurde. **H. S.**

[3]) Origines, περὶ ἀρχῶν lib. I. c. 7. ad Celsum I. 3.





Das Idyll von der weißen Lotosblume.

Niedergeschrieben von

Mabel Collins.

❦

7.

Mit einer weißen Blume in meiner Hand erwachte ich. Ihr Anblick erfüllte mich mit Freude. Ich fühlte mich so gestärkt und erfrischt, als wenn ich in den Armen meiner Mutter geruht hätte und dies ihr Morgenkuß auf meinen Lippen wäre, denn ich hielt diese Blume, die halbaufgeblühte Knospe einer Lotosblume, fest an meine Lippen gepreßt. Ich wunderte mich anfangs nicht darüber, wie diese Blume eigentlich in meinen Besitz gekommen war; ich betrachtete sie glückselig, denn sie gab mir die Gewißheit, daß meine Königin, das einzige mir freundlich gesinnte Wesen, mich beschützte.

Plötzlich sah ich, daß jemand in das Zimmer trat, oder vielmehr es schien mir dieses Wesen nicht sowohl einzutreten, als aus dem Schatten herauszukommen. Ich lag, wie ich jetzt bemerkte, auf dem Lager in dem Zimmer, in welches Agmahd mich zurückgeführt hatte. Ich war mir kaum bewußt, wie und an welchem Orte ich die dunkeln Stunden der Nacht zugebracht hatte, aber daß seine Arme es waren, die mich zu meinem Lager zurückgetragen hatten, dessen war ich gewiß. Ich freute mich wieder hier zu sein und ich freute mich auch über den Anblick des kleinen Mädchens, welches jetzt auf mich zukam. Sie war jünger als ich und lieblich wie der Sonnenschein. Sie näherte sich mir ein wenig, dann blieb sie stehen; ich streckte ihr meine Hand entgegen.

„Gieb mir die Blume“, sagte sie.

Ich zögerte einen Augenblick, denn ich war so glücklich über den Besitz der Blume; und doch, ich konnte sie ihr nicht versagen, denn sie lächelte; bisher aber hatte innerhalb des Tempels noch niemand mir zugelächelt. Ich gab ihr meine Knospe.

„Ha!“ rief sie, „da ist Wasser auf den Blättern!“ und mit Abscheu schleuderte sie die Blume von sich. In zorniger Hast sprang ich von

meinem Lager auf und versuchte mein Kleinod wieder zu erlangen, doch das Mädchen riß die Blume schnell wieder an sich und entfloh lachend. Ich verfolgte sie, so schnell ich konnte. Ich war eben ein Knabe, und wie ein Knabe jagte ich ihr nach, denn ich war zornig und fest entschlossen, ihr meine Ueberlegenheit zu zeigen. Wir rannten durch große Zimmer, in denen wir niemanden begegneten; das kleine Mädchen stürmte pfeilschnell dahin zwischen den großen Vorhängen hindurch, und mit der Behendigkeit eines wilden Knaben folgte ich ihr. Plötzlich aber sah ich mich in meinem Laufe aufgehalten durch etwas wie eine feste Mauer. Wie war es aber möglich, daß sie mir hatte entrinnen können! Ich war ihr doch dicht auf den Fersen. Wütend wandte ich mich um, doch schnell faßte ich mich und bemeisterte meine Erregung, denn vor mir stand der Priester Agmahd. Hatte ich ein Unrecht begangen? Nein, gewiß nicht, denn er lächelte.

„Komme mit mir", sagte er, und seine Worte klangen so freundlich, daß ich nicht zauderte, ihm zu folgen. Er öffnete eine Thür, und vor meinen Blicken lag ein wunderbarer Blumengarten, ein Viereck, von Hecken eingeschlossen, die mit Blumen übersät waren; in dem Garten waren viele Kinder, welche eifrig hin- und herliefen in dem Gewirre eines Spieles, das ich jedoch nicht verstand. Es waren ihrer so viele und sie bewegten sich so hurtig, daß der Anblick mich zuerst verwirrte, mit einem Male aber sah ich unter ihnen jenes kleine Mädchen, das mir meine Blume genommen hatte. Sie trug dieselbe an ihrem Kleide, und als sie mich bemerkte, lächelte sie spöttisch. Augenblicklich stürzte ich mich in das bunte Treiben, und sogleich schien es mir, daß auch ich, ohne zu wissen wie, mich den Gesetzen jenes Tanzes oder Spieles fügte. Ich wußte nicht was es war, denn obwohl ich mich regelmäßig zwischen den Kindern bewegte, konnte ich doch nicht erkennen, welchen Zweck das alles haben sollte. Ich verfolgte die Gestalt des kleinen Mädchens, und obwohl es mir nicht gelang ihr näher zu kommen, weil sie so behend war, so empfand ich doch sehr bald Vergnügen an der Bewegung, der Aufregung, den fröhlichen Gesichtern und den lachenden Stimmen. Der Duft der zahllosen Blumen entzückte mich und ich empfand ein heißes Verlangen, einige davon zu besitzen. Ich vergaß meine Lotosknospe, während mein Sinn auf jene andern Blumen gerichtet war; ich stürmte weiter in dem Gewirre des Tanzes und nahm mir vor einen großen Strauß zu pflücken, wenn der Tanz zu Ende wäre; in diesem Augenblicke fürchtete ich weder Agmahd noch seinen Zorn, wenn selbst dies sein eigener Garten sein sollte. Dann hörte ich plötzlich ein Jauchzen wie von hundert fröhlichen Kinderstimmen:

„Er hat ihn gewonnen! Er hat ihn gewonnen!"

Es war ein Ball, ein goldner Ball, und leicht, so leicht, daß ich ihn hoch, hoch bis zum Himmel hinaufwerfen konnte, und doch kam er immer wieder in meine emporgehobenen Hände zurück. Ich hatte ihn zu meinen Füßen liegen sehen, als ich die Kinder jauchzen hörte, und wußte sogleich, daß der Ball mir gehörte. Jetzt sah ich aber niemanden mehr in meiner

Nähe als das kleine Mädchen, welches mir die Lotosblume weggenommen hatte. Jedoch sah ich diese jetzt nicht mehr an ihrem Kleide und hatte sie vergessen. Doch das Mädchen lächelte und so lachte ich ihr wieder zu. Dann warf ich ihr den Ball zu, und sie warf ihn mir vom andern Ende des Gartens her zurück.

Plötzlich ertönte eine Glocke laut und hell durch die Luft. „Komme", sagte das Mädchen; „es ist Zeit zur Schule, komme!" Sie erfaßte meine Hand und warf den Ball von sich. Sehnsüchtig schaute ich ihm nach.

„Er gehört mir", sagte ich.

„Jetzt kannst Du ihn nicht mehr brauchen", erwiderte sie. „Du mußt nun einen andern Preis gewinnen".

Hand in Hand liefen wir durch einen Garten, in ein großes Zimmer, welches ich zuvor noch nicht betreten hatte. Die Kinder, mit denen ich gespielt hatte, waren hier, und noch viele andere dazu. Die Luft in diesem Zimmer war drückend und voll Räucherduft. Ich war nicht ermüdet, denn ich hatte mich erst kurz vorher aus einem langen Schlafe erhoben, und der Morgen war noch frisch; doch als ich in dies Zimmer trat, fühlte ich mich müde und meinen Kopf erhitzt.

Bald fiel ich wieder in Schlaf und hörte während dessen nur die Kinderstimmen um mich her; als ich erwachte, vernahm ich auch dasselbe Jubelgeschrei, wie vorhin im Garten: „Er hat ihn gewonnen! Er hat ihn gewonnen!"

Ich befand mich auf einer Art von Thron, auf einem hohen Marmorsitze, und ich hörte meine eigene Stimme reden. Ich hielt eine Ansprache. Die Kinder standen rings in Gruppen um den Marmorstuhl herum. Ich erinnerte mich nun, daß das Kind, welches mich hierhergeführt, mir gesagt hatte, daß auf diesem Throne der Lehrer stehe. Warum aber waren wir Kinder hier? Ich sah umher, und siehe — das Zimmer war mit Priestern ausgefüllt! Sie standen auf den Plätzen der Zuhörer. Stumm und unbeweglich standen sie da. Wieder hörte ich die Kinder rufen: „Er hat ihn gewonnen! Er hat ihn gewonnen!" Ganz außer mir sprang ich von dem Throne herab; warum, wußte ich nicht. Als ich auf dem Boden stand, sah ich, daß die Kinder fort waren; ich konnte nichts mehr von ihnen sehen; nur das kleine Mädchen war noch da, das mich hiehergeführt hatte. Sie stand auf dem Throne, lachte und schlug vor Vergnügen in die Hände. Ich forschte nach dem Grunde ihrer Heiterkeit. Als ich den Blick senkte, sah ich mich inmitten eines Kreises weißgekleideter Priester, welche sich vor mir niedergeworfen hatten, und mit der Stirne den Boden berührten. Was hatte dies zu bedeuten? Vergebens suchte ich es mir zu erklären und stand voll banger Erwartung an die Stelle gebannt, als plötzlich das Mädchen wie als Antwort auf meine Frage mir zurief: „Sie beten Dich an!"

Ich wunderte mich über diese Worte ebenso sehr, wie über den Umstand, daß, wie mir klar wurde, außer mir niemand die Stimme dieses Mädchens hörte.

Digitized by Google

8.

Ich war in mein Zimmer zurückgebracht worden, und die jungen Priester reichten mir Speisen. Ich war sehr hungrig, denn ich hatte die ganze Zeit über nichts genossen und ließ es mir nun vortrefflich schmecken. Die jungen Priester, welche mir dieselben anboten, ließen sich auf ein Knie nieder; erstaunt sah ich ihnen zu, denn ich konnte mir nicht denken, warum sie dies thaten. Es kamen ihrer mehrere mit Früchten, kostbaren Getränken und so wohlschmeckendem Zuckerwerk, wie ich nie zuvor gekostet hatte. Auch große Blumensträuche wurden mir gebracht, und Büsche, welche ganz mit Blüten und Knospen bedeckt waren, wurden an den Wänden aufgestellt. Ich jubelte vor Freude bei diesem Anblick und mitten in meinem Jubel sah ich Agmahd im Schatten des Vorhanges stehen. Seine Blicke, die auf mir ruhten, waren kalt und von keinem Lächeln erhellt. Doch jetzt fürchtete ich ihn nicht; ich war in einer ganz neuen, heiteren Stimmung, die mich dreist machte. Ich ging von Blume zu Blume und küßte sie. Ihr köstlicher Duft erfüllte den ganzen Raum. Ich war fröhlich gestimmt und stolz zugleich, denn es kam mir vor, als ob ich mich nicht länger vor diesem kalten Priester zu fürchten brauchte, der bewegungslos dastand wie ein Bild von Stein. Dieses wachsende Gefühl von Beherztheit nahm eine Zentnerlast von meiner kindlichen Seele.

Agmahd wandte sich ab und ging; als er unter dem Vorhang verschwand, erblickte ich das Mädchen an meiner Seite.

„Sieh", sagte sie, „diese Blumen habe ich Dir gebracht".

„Du?" rief ich erstaunt.

„Ja, ich sagte ihnen, daß Du die Blumen liebst. Und diese hier sind wohlriechend und voller Kraft; sie sind der Erde entsprossen. Bist Du noch müde, oder wollen wir hinausgehen und spielen? Weißt Du, jener Garten gehört uns und der Ball ist dort! Es trug ihn jemand für Dich dahin zurück".

„Sage mir", frug ich, „warum die Priester heute vor mir niederknieen?"

„Weißt Du es denn nicht?" rief sie, mich verwundert anblickend. „Das kommt daher, weil Du sie heute vom Throne herab belehrtest und weise Worte sprachst, die sie wohl verstanden; wir freilich verstanden nichts davon. Allein wir sahen, daß Du einen großen Preis gewonnen hast. Du wirst alle Preise gewinnen".

Ich setzte mich auf mein Lager und hielt den Kopf mit beiden Händen; voll Verwunderung schaute ich sie an.

„Aber wie konnte ich das, ohne es zu wissen?" fragte ich.

„Du wirst eine hohe Stufe erreichen, wenn Du Deinen eigenen Willen unterdrückst; unbewußt wirst Du die Priester alle gewinnen. Wenn Du Dir keine Sorge machst und frohen Mutes bist, so werden Dich alle diese Priester vergöttern, selbst die obersten".

Einen Augenblick war ich sprachlos vor Erstaunen, dann sagte ich: „Du bist doch noch so klein! Wie kannst Du dies alles wissen?"

„Die Blumen haben es mir erzählt“, sagte sie lachend. „Sie sind Deine Freunde. Aber es ist alles wahr. Jetzt komme und spiele mit mir!“

„Noch nicht“, sagte ich; denn mein Kopf war erhitzt und schwer, und meine Seele war erfüllt mit Staunen über diese Worte, die mir ganz unverständlich waren.

„Es ist nicht möglich! wie kann ich vom Throne herab gelehrt haben?“ rief ich.

„Gewiß thatest Du es! und die Hohenpriester neigten ihre ehrwürdigen Häupter vor Dir; denn Du lehrtest sie, wie sie irgend eine besondere Zeremonie auszuführen hätten, bei der Du in ihrer Mitte sein würdest“.

„Ich?“

„Ja; denn Du sagtest ihnen, worin dein Anzug bestehen solle und wie er zubereitet werden müsse, und die Worte, die sie zu sprechen hätten, wenn sie Dir denselben anlegen“.

Mit wachsender Aufmerksamkeit sah ich sie an. „Kannst Du mir noch mehr sagen?“ rief ich, als sie zu Ende war.

„Du sollst künftig unter solchen Blumen leben, die der Erde entsprossen sind, und sollst Dich oft mit den Kindern tummeln, und noch vieles andere. Doch das von den Zeremonien fällt mir nicht mehr ein. Du wirst es aber bald selbst sehen, denn sie werden heute Nacht stattfinden“.

Mit einem Satze sprang ich von meinem Lager auf.

„Du brauchst nicht zu erschrecken“, sagte sie lachend, „denn ich werde bei Dir sein. Ich freue mich darüber, denn ich gehöre zum Tempel, aber ich bin bis jetzt noch niemals bei einer der heiligen Zeremonien zugelassen worden“.

„Du gehörst zum Tempel? Aber sie können ja Deine Stimme nicht hören!“

„Oft können sie mich auch nicht sehen!“ gab sie lachend zur Antwort. „Nur Agmahd kann mich immer sehen, denn ich gehöre zu ihm. Aber ich kann nicht mit ihm sprechen. Dir bin ich gerade darum so gut, weil ich mit Dir plaudern kann. Doch nun komme, laß uns in den Garten gehen und spielen. Die Blumen dort sind schöner als diese hier, auch der Ball ist dort. Komme!“

Sie nahm mich bei der Hand und eilte davon. Ich ließ mich von ihr leiten, denn ich war ganz mit meinen Gedanken beschäftigt. Aber draußen war die Luft so köstlich, der Duft so süß, die Blumen so schön und die Sonne so warm, daß ich bald vor Lust alle andern Gedanken vergaß.

9.

Es war Nacht. Ich war müde und schläfrig denn ich war nach Herzenslust in der süßduftenden Luft umhergelaufen. Den ganzen Abend hatte ich auf meinem Lager zwischen den Blumen geschlummert, welche das Zimmer mit süßem Wohlgeruch erfüllten; ich hatte seltsame Träume, in welchen

jede Blume zu einem lachenden Gesichte wurde, und wunderbare Klänge geheimnißvoller Stimmen drangen an mein Ohr. Ich erwachte plötzlich, doch wähnte ich immer noch zu träumen, als das Mondlicht, das mein Zimmer erhellte, mir die Pracht der schönen Blüten ringsumher zeigte. Befremdet gedachte ich der schlichten Heimat, in der ich aufgewachsen war. Wie war es nur möglich gewesen, daß ich es so lange dort aushalten konnte? Denn jetzt schien es mir, daß leben nur Genuß sei.

Ja, ich war sehr glücklich.

Während ich träumerisch in das Mondlicht blickte, wurde die Thür zum Gange plötzlich von außen geöffnet. Ich sah, das der ganze Gang mit Licht erfüllt war, mit strahlendem Lichte, daß das Mondlicht dagegen wie Finsternis erschien und meine Augen davon geblendet wurden. Dann traten einige Novizen in mein Zimmer und brachten mehrere Gegenstände, die ich jedoch in dem blendenden Lichte nicht zu erkennen vermochte. Dann entfernten sie sich wieder, und als sie die Thür hinter sich geschlossen hatten, sah ich im Mondlicht zwei hohe weißgekleidete bewegungslose Gestalten neben mir. Ich wußte, wer es war, obwohl ich nicht den Mut hatte, aufzublicken; es waren Agmahd und Kamen Baka.

Anfangs erschrak ich; plötzlich aber sah ich das kleine Mädchen aus dem Schatten herausgleiten, den Finger an ihren Lippen und ein Lächeln auf ihrem Gesichte.

„Fürchte Dich nicht", sagte sie. „Sie werden Dich nun mit dem schönen Gewande bekleiden, welches sie auf Dein Geheiß für Dich vorbereiteten".

Ich erhob mich von meinem Lager und blickte die Priester an. Ich fühlte nichts mehr von Furcht. Agmahd stand regungslos da, seine Augen fest auf mich gerichtet; der andere näherte sich mir, indem er ein weißes Kleid in seinen Händen hielt. Dasselbe war von feinem Leinenzeug und reich mit goldenen Zeichen bestickt, die mir unverständlich waren. Dieses Kleid war viel prunkhafter als selbst das Gewand Agmahd's, welches mir doch zu der Zeit als ich den Tempel betreten sollte, als das schönste seiner Art erschienen war.

Ich war entzückt und streckte meine Hände darnach aus. Kamen trat hierauf dicht an mich heran, und als ich das Kleid, welches ich trug, von mir schleuderte, warf er mir das Prachtgewand mit eigenen Händen über.

Es war mit einem feinen Wohlgeruch durchtränkt, den ich mit Entzücken einatmete. Es schien ein wahrhaft fürstliches Gewand zu sein.

Dann ging Kamen zur Thüre und öffnete sie. Das strahlende Licht strömte voll auf mich ein. Agmahd blieb unbeweglich stehen und hielt seine Augen unverwandt auf mich geheftet.

Das Kind betrachtete mich mit bewundernden Blicken und klatschte vor Vergnügen in die Hände. Dann streckte sie ihre Hand nach mir aus und ergriff die meinige. „Komme", sagte sie. Gleich war ich bereit, und gemeinsam traten wir in den Gang hinaus; Agmahd ging dicht hinter uns. Hier aber bot sich mir ein Anblick dar, der mich aufs äußerste über-

raschte, und ich hemmte meine Schritte. Der ganze große Mittelgang war voll von Priestern; nur da, wo ich stand, dicht am Eingange zum Heiligtum war ein großer Raum freigelassen, und in diesem Raume stand ein mit den kostbarsten Seidenstoffen überhängtes und mit goldnen Schriftzeichen, wie auf meinem Gewande, reich besticktes Lager. Rings um dieses Lager zog sich eine Hecke süßduftender Blumen, der Boden war mit abgeschnittenen Knospen bestreut. Ich erschrak über die Menge der regungslosen weißgekleideten Priester, welche alle ihre Blicke auf mich gerichtet hatten; allein die prächtigen Farben, die sich meinem Auge darboten, erregten mein Gefallen.

„Dieses Lager ist für uns", sagte das Kind, und führte mich zu demselben hin. Sonst sprach oder bewegte sich niemand. Ich folgte ihr. Als wir näher kamen, sah ich, daß der goldene Ball, mit welchem wir im Garten gespielt hatten, auf dem Polster lag. Ich hätte gern gewußt, ob uns Agmahd beobachtete, und ich schaute mich nach ihm um. Er stand an der Thür zum Allerheiligsten, seine Augen ruhten auf mir. Kamen stand näher bei uns; er starrte auf die Thür des Heiligtums, seine Lippen bewegten sich, als wenn er leise Worte hersagte. Doch keiner der beiden schien uns zu zürnen, und ich wandte mich daher wieder dem kleinen Mädchen zu. Sie hob lachend den Ball auf und setzte sich damit auf das eine Ende der großen Ruhebank; ich konnte ihrer Fröhlichkeit nicht widerstehen, setzte mich auf das andre Ende und lachte auch. Sie warf mir den Ball zu, und ich fing ihn auf, doch bevor ich ihr denselben wieder zurückwerfen konnte, war der ganze Korridor in tiefste Finsternis gehüllt. Für einen Augenblick stockte mir der Atem; so sehr war ich erschrocken, plötzlich aber entdeckte ich, daß ich das Kind sehen konnte und das sie mir zulächelte. Nun warf ich ihr den Ball wieder zu; sie fing ihn auf und lächelte wieder. Dann blickte ich mich nach allen Seiten um und sah, daß rings um uns her dichte Finsternis war. Da erinnerte ich mich plötzlich der grauenvollen Gestalt, die ich vor kurzem hier in der Dunkelheit gesehen; und wäre nicht das Kind bei mir gewesen, so hätte ich vor Angst laut aufgeschrieen. Nun aber kam sie zu mir heran und legte ihre Hand in die meine.

„Fürchtest Du Dich?" fragte sie. „Ich nicht; und Du brauchst Dich auch nicht zu ängstigen. Sie werden Dir kein Leid anthun, denn sie vergöttern Dich!"

Während sie sprach, hörte ich mit einem Male die Klänge einer lustigen Musik, wunderbare, berauschende Klänge, die mein Herz schneller klopfen machten und meine Füße zum Tanzen reizten.

Einen Augenblick später sah ich, daß sich Licht an den Rändern der Thüre zum Heiligtum zeigte: jetzt ging die Thüre auf. Wird jene Schreckgestalt wieder daraus hervorkommen? Meine Glieder bebten bei dem bloßen Gedanken, doch kam ich nicht so ganz außer Fassung wie damals. Die Gegenwart des Kindes und die heitere Musik hielten die Schrecken der Einsamkeit von mir fern. Das Mädchen erhob sich; meine Hand lag

Digitized by Google

in der ihren; wir näherten uns der Thüre zum Allerheiligsten. Ich sträubte mich, und doch, ich konnte jener Macht nicht widerstehen, die mich vorwärts trieb. Wir überschritten die Schwelle: in demselben Augenblick verstummte die Musik. Wieder war alles still. Innerhalb des Heiligtums aber zeigte sich ein schwaches Licht, das von dem andern Ende des Gemaches auszugehen schien. Zu diesem Lichte führte mich das Mädchen hin. Sie war bei mir, und ich fürchtete mich nicht. Am Ende des Gemaches gewahrte ich einen vertieften Raum, eine Art von Nische aus dem Felsen ausgehauen. Ich konnte dies deutlich sehen, denn dort war genügend Licht. Auf einem niedrigen Sitze saß ein Weib, das Haupt über ein großes Buch geneigt, das offen auf ihren Knieen lag. Meine Blicke blieben sogleich wie festgebannt auf ihr haften, und ich vermochte nicht mehr sie von ihr abzuwenden. Ich kannte die Gestalt, und mein Herz erbebte bei dem Gedanken, daß sie ihr Haupt erheben und ihr Gesicht mir zuwenden könnte.

Plötzlich hatte ich die Empfindung, daß das Kind, meine Gespielin, nicht mehr hier war. Ich konnte mich zwar nicht umblicken, um mir davon Gewißheit zu verschaffen, denn meine Blicke waren wie durch Zauberkraft an die Gestalt gebannt, jedoch fühlte ich keinen Gegendruck in meiner Hand; da wußte ich, daß sie mich verlassen hatte.

Regungslos, gleich einer jener Bildsäulen in der Tempelallee stand ich da und wartete.

Endlich richtete sich die Gestalt auf und blickte mich an. Ich fühlte, wie das Blut mir in den Adern stockte und wie ich nach und nach erstarrte; denn diese Augen bohrten sich wie scharfer Stahl in die meinigen; und doch konnte ich ihnen nicht widerstehen, konnte mich nicht losreißen von ihnen, oder auch nur meine Augen vor diesem furchtbaren Blicke verhüllen.

„Du bist zu mir gekommen, um zu lernen. Gut, ich will Dich lehren", sagte sie, und ihre Stimme klang sanft und melodisch wie die Töne einer Harfe. „Du liebst die schönen Dinge, liebst die Blumen. Ein großer Künstler könnte aus Dir werden, wenn Du allein dem Schönen lebtest; doch dies genügt mir nicht: Du mußt mehr werden als das". Sie streckte ihre Hand nach mir aus; und wenn auch gegen meinen Willen, erhob ich die meine und reichte sie ihr; doch sie berührte sie kaum; bei dieser Berührung aber füllte meine Hand sich plötzlich mit Rosen, und der ganze Raum war voll von deren köstlichen Dufte. Sie lachte, und es klang mir wie Musik; ich glaube, sie fand Gefallen an mir.

„Nun komme", sprach sie, „tritt näher zu mir her, und hege ferner keine Furcht vor mir". Ich näherte mich ihr, indem ich meine Augen fest auf die Rosen heftete; ich fürchtete die Gestalt nicht, wenn ich nur ihr Gesicht nicht sah.

Sie legte ihren Arm um mich und zog mich dicht an ihre Seite. Da sah ich plötzlich, daß das schwarze Gewand, welches sie trug, kein Gewebe aus Leinen oder ähnlichem Stoffe war: es war lebendig, eine Umhüllung

aus zahllosen, sich ringelnden Nattern, welche an ihr niederhingen und Falten glichen, und mir, als ich noch entfernter von ihr gestanden hatte, wie sanft niederfallende Stoffe erschienen waren. Jetzt überkam mich namenloses Entsetzen; ich wollte schreien, doch ich konnte nicht; ich wollte fliehen, doch ich konnte nicht. Sie lachte wieder, aber diesmal klang ihr Lachen rauh und hart. Doch als ich wieder hinsah, war alles verändert; ihr Kleid war zwar noch dunkel, doch nicht mehr lebendig. Atemlos stand ich da, starr vor Entsetzen: ihr Arm hielt mich noch immer umfaßt. Jetzt erhob sie ihre Hand und legte sie mir auf die Stirne. Da schwand alle Furcht von mir; ich war beruhigt und fühlte selbst ein gewisses Behagen. Meine Augen schloßen sich und dennoch sah ich; ich war bei Bewußtsein, und dennoch trug ich kein Verlangen zu entfliehen. Jetzt stand sie auf, hob mich mit ihren Armen auf und legte mich dann auf die Steinbank nieder, auf der sie zuvor gesessen. Mein Kopf fiel zurück gegen die Felswand hinter mir. Betäubt und leblos lag ich da — und dennoch, dennoch sah ich.

Sie erhob sich nun zu ihrer ganzen Größe und streckte die Arme hoch über ihrem Haupte aus; und wieder sah ich die Schlangen strotzend von Kraft und Leben. Nicht nur die Kleidung bestand aus diesem Gezüchte, auch um ihre Stirn wand es sich, es war nicht zu erkennen, ob ihr Haar daraus gebildet war, oder ob die Nattern nur darin verschlungen waren. Sie schlug die Hände hoch über ihrem Haupte zusammen, und das ekelhafte Gewürm ringelte sich um ihre Arme. Ich aber kannte keine Furcht mehr; — Furcht schien für immer von mir gewichen zu sein.

Plötzlich war es mir, als sei noch jemand im Heiligtume. Ja, Agmahd war es. Er stand am Eingang der Felsenhöhle.

Verwundert sah ich sein Gesicht; es war so ausdruckslos, die Augen schienen blind. Dann wurde es mir plötzlich klar, daß er wirklich nichts sah, daß diese Gestalt, dieses Licht, ich selbst, alles seinem Blick verhüllt war.

Sie wandte sich mir zu, oder lehnte sich an mich, so daß ich ihr Antlitz sah und ihre Augen in die meinen blickten; sonst bewegte sich nichts an ihr. Diese Augen, welche sich wie giftige Dolche in die meinen bohrten, fürchtete ich nicht länger, aber sie hielten mich fest, wie mit eisernen Klammern. Während meine Blicke an ihr hafteten, sah ich plötzlich, daß die Schlangen ihre Gestalt veränderten und dann verschwanden; sie wurden zu langen, wellenförmigen Falten einer Art von weicher, grauschillernder Gewandung, ihre Köpfe und giftsprühenden Augen verwandelten sich in schimmernden Rosenschmuck, und ein starker, köstlicher Duft von Rosen erfüllte das Heiligtum. Dann sah ich Agmahd lächeln.

„Meine Königin ist hier", sagte er.

„Deine Königin ist hier", sagte ich; doch erst als ich den Klang meiner eigenen Stimme hörte, wurde ich mir bewußt, daß ich es war, der gesprochen hatte. „Sie ist bereit, Deine Wünsche anzuhören".

Digitized by Google

„Sage mir", sprach er wieder, „welches Kleid trägt sie?"

Ich erwiderte: „Es funkelt und leuchtet, und ihre Achseln sind mit Rosen geschmückt".

„Mein Herz begehrt nicht Sinnenlust"; sagte er, „ich habe sie zum Ueberdruß genossen. Mich verlangt nach Macht".

Bis dahin hatten ihre Augen, welche unbeweglich an den meinen hafteten, mir gesagt, was ich auszusprechen hatte; jetzt aber hörte ich ihre eigene Stimme wieder.

„Im Tempel?"

Ich wiederholte ihre Worte, ohne zu wissen, daß ich es that, bis der Ton meiner eigenen Stimme es mir zum Bewußtsein brachte.

„Nein", entgegnete Agmahd verächtlich. „Außerhalb dieser Mauern unter dem Volke soll mein Wille zur Geltung kommen. Ich fordere die Macht, deren ich dazu bedarf. Sie war mir versprochen; dies Versprechen wurde nicht erfüllt".

„Weil es Dir an Mut und Kraft fehlte, die Erfüllung zu erzwingen".

„Sie fehlen mir nicht länger", antwortete Agmahd, und zum ersten Male sah ich sein Angesicht in Leidenschaft aufflammen.

„So sprich das bindende Gelübde", sagte sie.

Auf Agmahd's Zügen ging eine Veränderung vor. Einige Augenblicke stand er still und regungslos, und sein Gesicht war kälter und härter als das eines Steinbildes.

„Ich entsage meiner Menschlichkeit", so kam es endlich von seinen Lippen, langsam, als ob die Worte von selbst innehielten und als ob die Luftwellen sich sträubten, dieselben weiter zu tragen.

„Es ist gut", sagte sie. „Doch kannst Du nicht allein stehen. Du mußt mir noch andere bringen, welche gleich Dir bereit sind, allem zu trotzen, alles zu wissen. Zwölf Männer muß ich haben, welche mir den Schwur der Unterwerfung leisten. Bringst Du sie mir, so wird Dein Wunsch erfüllt".

„Sollen sie meines Gleichen sein?"

„An Mut und an Verlangen — ja; doch nicht an Macht; denn jeder wird nach anderem begehren; nur so ist mir ihr Dienst genehm".

Agmahd überlegte einen Augenblick. Dann sprach er: „ich gehorche meiner Königin. Doch ich bedarf der Hilfe bei diesem schweren Werk. Womit kann ich sie locken?"

Bei diesen Worten schleuderte sie ihre Arme aus und schloß und öffnete die Hände mit seltsamen Geberden, die mir unverständlich waren. Ihre Augen leuchteten wie glühende Kohlen, dann wurden sie kalt und glanzlos.

„Ich will Dich leiten", gab sie zur Antwort. „Befolge pünklich mein Gebot, dann braucht Dir nicht zu bangen. Gehorche mir nur, und es wird Dir glücken. Im Innern dieses Tempels wirst Du alle die verschiedenen Elemente finden. Zehn Priester sind zu unserm Dienst bereit. Sie brennen vor Begierde. Ich will sie befriedigen. Dich will ich be-

friedigen, sobald Du Deinen Mut und Deine Festigkeit bewährt, — nicht früher, denn Du begehrst weit mehr als alle andern".

„Und wer soll der eine sein, mit dem die Zahl vollständig wird?" fragte Agmahd.

Sie richtete den Blick wieder auf mich.

„Dies Kind", gab sie zur Antwort. „Er ist mein; — mein auserwählter Diener. Ihn will ich lehren: und durch ihn will ich Euch führen".

10.

„Sage Kamen Baka, daß ich die geheimsten Wünsche seines Herzens kenne, und daß ich sie erfüllen will; doch muß zuvor auch er das bindende Gelübde sprechen".

Agmahd neigte sein Haupt und wandte sich zum gehen. Schweigend verließ er das Heiligtum.

Wieder war ich allein mit der Gestalt. Sie näherte sich mir und heftete ihre grauenhaften Augen wieder auf die meinen.

Während ich sie ansah, entschwand sie meinem Blicke, und an ihrer Stelle erschien ein goldenes Licht, welches sich langsam zu einem Gebilde entwickelte, das alles, was ich je geseh'n, an Schönheit übertraf.

Es war ein Baum, ganz eingehüllt in Laubwerk, das wie zartes, duftiges Haar von seinen Aesten niederhing. Jeder Zweig trug eine Menge Blumen, die in dichten Büscheln beieinander standen. Zwischen den in glühenden Farben prangenden Blüten sah ich zahllose Vögel in goldenen, farbenprächtigem Gefieder hin und her fliegen, bis meine Augen ganz davon geblendet waren; laut rief ich: „O! gieb mir eines dieser Vöglein, daß es bei mir bleiben und kosend mich umflattern möge, wie diese Blumen hier".

„Hunderte von ihnen sollst Du haben; liebkosend werden sie den Mund Dir küssen und ihre Nahrung sich von Deinen Lippen holen. Auch einen Garten sollst Du haben, in dem ein Baum wie dieser wächst und lieben werden Dich die Vöglein alle. Doch zuvor mußt Du mein Geheiß erfüllen. Sprich zu Kamen und sage ihm, er möge ins Heiligtum eintreten".

„Tritt herein", rief ich, „der Priester Kamen Baka trete ein".

Er kam und blieb am Eingange zur innern Felsenhöhle stehen. Der Baum war verschwunden, und an seiner Stelle sah ich wieder die dunkle Gestalt mit ihrem wallenden, schimmernden Prachtgewand und ihren unmenschlichen Augen; jetzt hielt sie dieselben auf den Priester geheftet.

„Sage ihm", sprach sie langsam, „daß sein heißer Wunsch, den er tief im Herzen hegt, befriedigt werden soll. Sein Herz verlangt nach Liebe! — Diese soll ihm werden. Die Priester dieses Tempels haben kalten Blickes sich von ihm abgewandt, er fühlt, daß ihre Herzen hart sind, wie der Stein. Er sähe sie gern in Verehrung rings um sich auf ihren Knieen liegen, willenlosen Sklaven gleich. Dies soll ihm werden; denn ich will das Amt ihm übertragen, das ich selbst bis heute verwaltete. Durch ihn soll ihres Herzens Lust befriedigt werden, und zum Danke werden sie auf

ein Piedestal ihn stellen, — ihn ganz allein, und hoch erhaben über allen, außer mir. Dünkt dieser Preis ihm groß genug?"

Sie sprach diese Worte im Tone bitterster Verachtung, und ich las in ihren entsetzlichen Zügen, wie der unbegrenzte Ehrgeiz dieses Priesters ihr verächtlich erschien. Doch als ich die Worte wiederholte, war der Spott daraus verschwunden.

Kamen neigte sein Haupt, und in seltsamer Verklärung leuchtete sein Antlitz auf.

„Er ist es", sagte er.

„Dann sprich das bindende Gelübde".

Kamen Baka fiel auf seine Kniee nieder und erhob die Hände wie zum Schwur. In seinen Zügen prägte sich der fürchterliche Kampf aus, der in seinem Innern vorging.

„Von diesem Augenblicke an, wenn auch geliebt von allen Menschen, will ich doch niemanden lieben!"

Die dunkle Gestalt glitt zu ihm hin und berührte seine Stirn mit ihrer Hand. „Du gehörst mir", sagte sie, und wandte sich mit einem finstern, eisigen Lächeln von ihm ab. Kamen gegenüber machte sie den Eindruck einer Vorgesetzten, einer Führerin, mit Agmahd hatte sie gesprochen wie eine Fürstin zu ihrem Günstling spricht, zu einem, den sie schätzt und zugleich fürchtet, einem, dessen Macht sie kennt.

„Jetzt giebt es Arbeit für Dich, Kind", sprach sie, indem sie sich mir wieder näherte. „In diesem Buche sind die Herzen jener Priester eingetragen, die ich mir zu Dienern auserwählt. Du bist müde und bedarfst der Ruhe, denn ich dulde nicht, daß sie Dir schaden. Zu einem starken Manne mußt Du reifen, würdig meiner Gunst. Jetzt nimm dies Buch in Deinen Armen mit; sobald Du morgen früh erwachst, soll Kamen zu Dir kommen, und dann sollst Du ihm das erste Blatt aus diesem Buche vorlesen. Gelingt es ihm, die erste Arbeit zu vollbringen, dann soll er am frühen Morgen wieder zu Dir kommen, und Du sollst ihm die zweite Seite lesen; auf diese Weise wird das Buch beendet werden. Sage ihm dies; sage ihm auch, daß er zu keiner Zeit den Mut verlieren darf, trotz aller Schwierigkeiten. Mit jeder überwundenen Schwierigkeit wird seine Macht zunehmen, und wenn er zu Ende ist, wird er erhaben dastehen".

Diese Worte wiederholte ich dem Priester. Dieser stand mit über der Brust gekreuzten Händen und tief geneigtem Haupte da, so daß ich sein Gesicht nicht sehen konnte. Doch als ich gesprochen hatte, richtete er sich auf und sagte: „ich gehorche".

Noch immer lag jene Verklärung auf seinen Zügen, welche ich vorher darauf bemerkt hatte.

„Heiß ihn gehen", sagte sie, „er soll Agmahd hierhersenden".

Als ich diese Worte wiederholt hatte, zog er sich geräuschlos zurück und an seinen tastenden Bewegungen konnte ich erkennen, daß auch für ihn der Raum vollkommen finster war.

Einen Augenblick später stand Agmahd unter der Eingangsthüre.

Die Gestalt näherte sich ihm und legte ihre Hand auf seine Stirne. Sogleich sah ich eine Krone darauf schimmern; Agmahd lächelte.

„Dein soll sie sein“, sprach sie. „Sage Agmahd dies. Nur eine Krone giebt's auf Erden, welche größer ist als diese hier; und diese eine wollte er nicht tragen. — Jetzt heiße ihn, Dich in seinen Armen zu Deinem Lager tragen. Du aber halte dieses Buch mit fester Hand!“

Während ich ihre Worte wiederholte, trat sie zu mir heran und berührte meine Stirne. Eine köstliche, unüberwindliche Müdigkeit kam über mich und mir war's, als ob die Worte mir auf den Lippen erstürben. Ich hätte sie nicht noch einmal sagen können; alles war verschwunden. Ich lag in tiefem Schlaf.

11.

Als ich erwachte, war es heller Tag, und ich fühlte, daß ich lange und fest geschlafen hatte. Mein Zimmer glich einem Garten: so voll war es von Blumen. Während meine Blicke wohlgefällig umherschweiften, blieben sie plötzlich an einer Gestalt haften, welche tiefgesenkten Hauptes in der Mitte des Gemaches kniete. Es war ein Priester: Kamen Baka. Ich wandte mich nach ihm hin, und auf das dadurch verursachte schwache Geräusch erhob er seinen Blick und sah mich an. Jetzt wurde ich auch gewahr, daß das Buch offen neben mir lag. Meine Augen blieben wie gebannt an dem aufgeschlagenen Blatte haften; ich sah Worte wie im Feuer aufleuchten und unwillkürlich las ich dieselben laut vor. Endlich hörte ich auf zu lesen, weil das Geschriebene mir nicht mehr verständlich war; ich sah nur noch rätselhafte Schriftzeichen.

Kamen Baka erhob sich rasch. Befremdet blickte ich ihn an und sah, daß sein Antlitz wie in wildem Triumph erglühte.

„Er soll mir heute die Füße küssen!“ rief er aus. Dann, als er meinen erstaunten Blick bemerkte, fragte er: „Hast Du alles gelesen?“

„Alles, soweit ich es verstehen kann“, gab ich zur Antwort. „Das Uebrige ist in fremdartigen Zeichen geschrieben, die ich nicht verstehe“.

Sogleich wandte er sich weg und verließ das Zimmer. Ich betrachtete nun nochmals die Seite des Buches, welche ich gelesen hatte, um zu sehen, welche Worte ihn so ungemein erregt hatten. Aber nun waren auch diese mir nicht mehr verständlich, auch sie waren jetzt in jenen rätselhaften Zeichen geschrieben, und mit Bestürzung starrte ich dieselben an, denn ich bemerkte zugleich, daß ich mich auch an keines der Worte mehr erinnern konnte, welche ich soeben gelesen hatte. Ich zerbrach mir den Kopf über diesen seltsamen Vorfall, bis ich ganz ermüdet aufs neue einschlief, mit dem Kopf auf der offenen Seite des geheimnißvollen Buches. Ich erwachte nicht eher aus meinem tiefen, traumlosen Schlummer bis ich durch ein Geräusch erschreckt auffuhr. Zwei junge Priester waren in meinem Zimmer; sie brachten Milch und Kuchen; als sie mir davon anboten, fielen sie auf ihre Knie nieder. Hätte mich dieses nicht beängstigt, so hätte es mich wohl belustigt, sie so vor mir, einem Knaben vom Lande, knieen zu sehen. Als ich gegessen hatte, verließen sie mich wieder, doch

war ich nicht lange allein. Der Vorhang hob sich, und der Anblick dessen, der eintrat, ließ mich eiligst auf die Füße springen und vor Freude aufjauchzen. Es war Sebona, der Gärtner.

„Ist es möglich! Du kommst zu mir?“ rief ich. „Ich dachte schon, ich würde Dich niemals wiedersehen“.

„Agmahd schickt mich her“, sagte er.

„Agmahd?“ rief ich vor Verwunderung. Ich näherte mich ihm und drückte seine Arme mit beiden Händen.

„O ja, ich bin es wirklich“, antwortete er. „Aus mir können sie kein Trugbild machen. Wenn Du mich siehst, brauchst Du nicht zu zweifeln, daß ich es wirklich bin“.

Er sprach in einem ärgerlichen, rauhen Tone, und im ersten Augenblicke erschrack ich darüber; doch nicht lange, denn das seltsame Lächeln erschien wieder auf seinem häßlichen Gesichte.

„Du sollst mit mir in den Garten kommen“, sagte er und hielt mir seine große braune Hand entgegen. Ich gab ihm die meine, dann verließen wir das Zimmer und eilten durch die großen, öden Räume und die langen Gänge des Tempels bis wir jene schmale, eiserne Gitterthür erreichten, durch welche ich Sebona's Gesicht zum ersten Mal gesehen hatte. Wie damals, so sah ich auch heute jenseits des Gitters den Garten in saftigem Grün und Farbenpracht prangen.

„O! wie glücklich bin ich, wieder hier zu sein“, rief ich voll Entzücken.

„Erst kamst Du, um zu arbeiten; ein Gehilfe solltest Du mir sein“, sagte Sebona mürrisch. „Jetzt ist alles anders geworden. Du sollst dich belustigen, anstatt zu arbeiten, und ich soll dich wie einen kleinen Prinzen behandeln. Wohlan, Kind! ich möchte doch wissen, ob sie dich schon verdorben haben? Hast du Lust zu baden?“

„Gewiß! aber wo denn“, frug ich, „in welchem Wasser? Wie gern möcht' ich mich in tiefes, kühles Wasser stürzen und darin umherschwimmen!“

„Du kannst schwimmen? und Du liebst das Wasser? Gut, so folge mir; ich führe Dich an ein Wasser, das tief und gewiß auch kühl ist! Komme nur mit mir“.

Mit diesen Worten eilte er voran, und ich hatte Mühe mit ihm Schritt zu halten. Im Gehen murmelte er etwas vor sich hin, was ich nicht verstand; ich schenkte ihm freilich auch keine Aufmerksamkeit, denn ich war schon ganz mit dem Gedanken beschäftigt, wie köstlich der Sprung in das kühle Wasser an diesem schwülen, drückenden Morgen sein würde.

Wir kamen nun an einen großen, tiefen Weiher, in welchen das Wasser von einer höhergelegenen Stelle wie leiser Regenschauer langsam und tropfweise niederfiel.

„Hier ist Wasser für Dich“, sagte Sebona, „und hier sind auch keine Blumen, denen Du schaden könntest“.

Schon stand ich am Uferrande im warmen Sonnenschein, und hatte mein weißes Kleid von mir geworfen. Nur einen Augenblick zauderte ich; ein Blick zurück zum goldnen Sonnenlichte, dann der Sprung ins

kühle Element. Ja, kühl war's, so kühl, daß mir der Atem verging. Doch nur für einen Augenblick: dann griff ich mit kräftigen Armen aus, fing an zu schwimmen und war bald ganz durchdrungen von dem Hochgenusse, welchen das Gefühl langentbehrter, gründlicher Erfrischung mir bereitete. Hier, in dem erquickenden Elemente fühlte ich mich neu gekräftigt und voll Lebenskraft; verschwunden war die Erschlaffung, welche die durchräucherte Luft im Tempel und der betäubende Duft in meinem Zimmer mir verursacht hatten. Ich fühlte mich unaussprechlich glücklich und wünschte nichts Höheres, als recht lange im Wasser und im Sonnenschein bleiben zu dürfen; ich hörte daher auf zu schwimmen und ließ mich von dem Wasser tragen; ich schloß meine Augen, daß sie von der Sonne nicht geblendet wurden.

Plötzlich fühlte ich etwas so seltsames, daß ich den Atem anhielt; doch war es etwas so zartes, sanftes, daß ich nicht darüber erschrak; — es war ein leiser Kuß auf meinen Lippen. Ich öffnete die Augen, und siehe: neben mir auf dem Wasserspiegel war meine geliebte Königin, die Lilienkönigin, die weiße Lotosblume! Ich stieß einen Freudenschrei aus, und wie mit einem Schlag war alles vergessen, was mir Genuß gedünkt hatte, seitdem ich sie zuletzt gesehen. Ja, sie war meine Königin, meine einzig wahre Freundin; wenn sie mir nahe war, dann wußte ich von keiner andern in der ganzen Welt.

„Kind", sprach sie, „Du bist zu mir zurückgekehrt; jedoch nicht lange wirst Du bei mir weilen; und wie kann ich Dir helfen, wenn Du mich so ganz vergissest?"

Ich konnte nichts erwidern, denn ich war zu sehr beschämt. Kaum konnte ich es selber glauben, daß ich wirklich ganz sie vergessen hatte, und dennoch mußte ich mir sagen, daß es so war.

„Die Wasser, die Dich jetzt umfließen", sprach sie dann, „entstammen jener Stelle, wo in ihrer vollen Schönheit meine Blumen, die weißen Lotosblumen blüh'n. Du würdest sterben, wenn Du so wie hier, in dem Wasser ruhtest, wo sie wohnen. Dieses aber, welches tropfenweis von dort herabfließt, birgt in sich nur wenig noch von ihrer Lebenskraft und hat die seine an sie abgegeben. Wenn Du einst in das Wasser jenes Lotosweihers zu tauchen vermagst, wirst Du an Kraft dem jungen Adler gleichen, und neues Leben wird in Dir erwachen. Sei stark, mein Kind! leih' nicht den trügerischen Schmeicheleien Dein Ohr; strebe nach Wahrheit! Verweile nur im Sonnenlicht und laß Dich nicht von Truggestalten täuschen! Dort nur findest Du den Urquell alles Lebens, dort blüht Dir die Blume reiner Liebe, winkt der Weisheit reife Frucht. Willst Du zum bloßen Werkzeug jener Menschen werden, deren Herz nur an den eigenen Begierden hängt? Nein, suche Wissen und gewinne Kraft! dann wirst Du Licht und Segen spenden in der Welt. Komme, Kind! reich mir die Hand; erhebe Dich vertrauensvoll, denn dieses Wasser wird Dich tragen; erhebe Dich und kniee auf ihm; erschließe Dein Herz dem Sonnenschein! Erhebe Dich und wende Deinen Blick dem Lichte alles Lebens zu, daß es die Seele Dir erleuchte!"

Digitized by Google

Ich erfaßte ihre Hand und richtete mich auf; ich kniete neben ihr. Dann erhob ich mich vollends und stand an ihrer Seite auf dem Wasser; hierauf schwand mir das Bewußtsein.

„Willst Du zum bloßen Werkzeug jener Menschen werden, deren Herz nur an den eigenen Begierden hängt? Nein! suche Wissen und gewinne Kraft, dann wirst Du Licht und Segen spenden in der Welt!“

Diese Worte klangen mir im Ohre nach, als ich erwachte; immer wiederholte ich sie mir und prägte mir, jedes einzelne aufs Tiefste ein. Allein sie schienen mir nichtssagend und bedeutungslos; ich meinte ihren Sinn erfaßt zu haben, als ich sie zuerst vernahm, jetzt aber waren sie für mich nur, was die wohlmeinenden Worte eines Priesters für den fröhlichen Genossen eines Festes sind.

* * *

Ich war ein Kind, als diese Worte mir ins Ohr geflüstert wurden, ein Knabe, hilflos in seiner Unwissenheit und voller Lebenslust. Während der Jahre meines Wachstums aber klang der Mahnruf, den die Lilienkönigin an meine Seele richtete, nur unklar und bedeutungslos in dem verdunkelten Gebiete meines Verstandes nach. Sie waren für mich nur, was der Gesang der Priester für ein kleines Kind ist, welches nur den Wohllaut der Töne vernimmt. Und dennoch habe ich sie niemals vergessen. Mein Leben war in der Gewalt jener Männer, die mich geistig und körperlich in Knechtschaft hielten, und die Fesseln lagen schwer auf meiner noch unerweckten Seele. Während sich mein Körper willenlos der Führung seiner Herren überließ, war ich ein Sklave, und dennoch wußt' ich, daß es unter dem freien Himmel eine Freiheit gab! Allein, wenn ich auch blindlings alle meine Macht und Kraft für die niedern Zwecke dieses entweihten Tempels hingab, blieb mir doch still und fest im Herzen die Erinnerung an meine holde Königin, und ihre Worte waren meinem Geiste eingeprägt mit Flammenschrift, die nie erlosch. Als ich jedoch zum Manne heranwuchs, fühlte ich die Seele in mir kranken. Jene Worte, die gleich einem Stern in meinem Innern glühten, warfen ein sonderbares Licht auf mein unrühmliches, nichtiges Dasein. Wie sich mein Geist entwickelte, erkannte ich mehr und mehr, und ein Gefühl von Todesmüdigkeit, eine namenlose Verzweiflung schloß mich aus von allem, was das Leben schön macht. Aus einem muntern Kinde, einem Geschöpf voll Licht und Sonnenschein ward ich ein ernster, schwermütiger Jüngling, dessen Augen groß und thränenschwer, dessen krankes Herz manches halbverstandene Geheimnis in sich barg von Schande, Schuld und Herzeleid. Manchmal, wenn ich durch den Garten wandelte, blickte ich voll Sehnsucht auf das stille Wasser jenes Lotosweihers und flehte inbrünstig zu der Erscheinung, daß sie sich mir wieder zeigen möchte. Doch umsonst. Die Unschuld meiner Kindheit war dahin, die Kraft des Mannes hatte ich noch nicht errungen.



Spiritistische Erlebnisse

mit Frau M. E. Williams.

Von

Hermann Handrich.

✻

Es gab eine Zeit, in der ich die Gesetze der spiritistischen Phänomene mit Hilfe der Anthropologie, Physiologie und Chemie zu erklären suchte. Dies geschah freilich erst, nachdem ich gelernt hatte, Weizen von Spreu zu unterscheiden. Das ist eine schwere, oft entmutigende Aufgabe.

Als ich fand, daß die Wissenschaft hinreicht, die Wirkungen, nicht aber die Ursache zu erklären, z. B. den Zellenaufbau des Grashalms, nicht aber das Wesen der ihm zu Grunde liegenden Energie, leerte ich die Schreibtischfächer, in denen die Aufzeichnungen systematisch geordnet waren, und legte diese zu dem, was ich „Okkultismus", das heißt „Nichtverstandenes", nannte.

Es steht geschrieben: „Und der Herr erschien ihm im Eichwalde Mamre, da er an der Thür seiner Hütte saß, als der Tag am heißesten war, und als er seine Augen aufhob und sich umsah, siehe da standen drei Männer ihm gegenüber, und als er sie sah, eilte er ihnen entgegen von der Thüre seiner Hütte und bückte sich nieder auf die Erde".

Weder Abraham noch sein Weib Sarah grübelten über die Manifestation der Besucher aus dem Jenseits nach. Ihnen genügte die Thatsache der Erscheinung. Ob sie der Clairvoyance und Clairaudience, oder der Materialisation angehörte, lassen wir dahingestellt. Das letztere erscheint auf Grund der nachfolgenden Aufzeichnungen die richtige Annahme zu sein; denn selbst nach gewissenhaft angestellten, sich auf Jahre ausdehnende Beobachtungen transcendentaler Erlebnisse sehen wir uns in falschen Schlußfolgerungen.

Vor einigen Wochen hatten wir zu fünft eine Privatsitzung mit dem Medium für ganze Formmaterialisationen: Frau M. E. Williams. Bei diesem Anlasse traten in größeren Zwischenräumen immer nur einzelne Phantome aus dem von einer Portière verdeckten, dunkel gehaltenen Kabinett

hervor. Darunter befand sich freilich ein mittelgroßes in weiße Gewänder gehülltes Wesen, das einer Gazelle gleich an meinem Sitz vorüberglitt, um meinem anwesenden Freund Macdonald zu folgen, der sich in das anstoßende Zimmer begab, um einen offenstehenden Fensterladen zu schließen. Das rätselhafte Wesen hatte sich meinem Freunde bereits bis auf eine Distanz von 10 Fuß genähert, und da er ihr den Rücken zuwandte, rief sie: „I will catch you“ („Ich hasche dich“). Durch den Zuruf aufmerksam gemacht, wandte er sich mit der Entgegnung um: „I'll catch you“ (Ich werde dich haschen); da machte das Wesen kehrt und glitt mit unnachahmlicher Grazie durch die offenstehende Salonthür wieder an meinem Stuhle vorüber, quer durch das Sitzungszimmer auf das Kabinett zu, hinter deren Portière sie alsdann verschwand.

Das Wesen hatte nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem korpulenten Medium, und da sich außer der Mme. Williams und meinen vier Freunden niemand Zutritt verschaffen konnte, so hatten wir es mit einem materialisierten Besuch aus einer andern Sphäre zu thun, möglicherweise mit einem Transfigurationsphänomen. Immerhin suchte ich mir den Umstand, daß nur je ein Wesen sich zu manifestieren vermochte, und nicht wie schon oft beobachtet, zwei und drei zu gleicher Zeit, dadurch zu erklären, daß infolge der geringen Anzahl der an der Sitzung Beteiligten nicht hinreichend Materie zur Hervorbringung ganzer Formbildungen vorhanden sei. Die Ansicht eines meiner anwesenden Freunde ging dahin, daß die Sitzanordnung der mangnetischen Kraft nicht genügend Spielraum gewähre, während ein anderer die Schuld auf atmosphärische Störungen, ungenügende Ventilation usw. schob. Ich hatte bald darauf Gelegenheit, festzustellen, daß keiner der Gründe sich stichhaltig erwies. In der darauffolgenden Woche hielten wir wieder eine Sitzung. Es waren nur drei Personen mehr als in der vorhergehenden anwesend, unter dem sich Fräulein Gertrud, die Tochter des Mediums, ferner eine Pianinovirtuosin und ein Sänger befand. Dazu kam ich neben eine alte ehrwürdige Dame zu sitzen.

Wir befanden uns im Zustande völliger Harmonie. Das mag der Grund gewesen sein, warum diese Kundgebungen zu den besten gehörten, deren Zeuge ich je gewesen bin. Im Beginn meiner vor einigen Jahren angestellten Untersuchungen sagte ich mir bei derartigen Vorkommnissen: Es ist zu wunderbar, um wahr zu sein! Alles aber, was ich jetzt mehr weiß, ist, daß es ebenso wahr wie wunderbar ist.

Ich wünschte, daß es Tausenden vergönnt gewesen sein möchte, Zeuge der zahlreichen Manifestationen zu sein, die ich sah. Meine Schilderung derselben bietet nur einen schwachen Ersatz für die Wirklichkeit und giebt nur ein unzulängliches Bild der Erhabenheit, die im Gewande mystischer Schönheit vor unsere Sinne trat und sich unauslöschlich unserer Seele einprägte.

Wir saßen in dem matt erleuchteten Sitzungszimmer in bunter Reihe vor dem Vorhang, hinter welchen sich das Medium zurückzog. Kaum hatte sich die Dame unsern Blicken entzogen, so trat der in weiße Ge-

wänder gehüllte weibliche Kontrolspirit Priscilla hervor, dem Zirkel seinen Segen erteilend. Darauf ließ sich die sonore Stimme des unsichtbaren Cushman's vernehmen, welcher meine besondere Aufmerksamkeit auf ein von ihm veranlaßtes Phänomen lenkte.

Unmittelbar darauf traten aus dem Kabinett zwei materialisierte Geistwesen hervor. Eine schlanke weibliche Gestalt zur Rechten, ihr zur Linken diejenige eines Indianers und zwischen beiden das sich in somnambulem Zustand befindliche, in schwarze Seide gekleidete Medium.

Der Aufforderung des noch immer unsichtbaren Cushman folgend, verließ ich meinen Sitz, trat vor die Gruppe hin und legte meine Hand auf den Scheitel des Mediums.

Das Medium zuckte wie von einem elektrischen Schlage zusammen, stieß einen Laut aus und versetzte mir infolge der konvulsiven Zuckungen einen nicht unempfindlichen Stoß vor die Brust. Während ich noch immer auf derselben Stelle verharrte, legten die materialisierten Familiengeister des Mediums ihre Arme um dasselbe und geleiteten es zurück in den Verschlag.

Dann trat ein mittelgroßes, zartgebautes Wesen hervor, dessen Stirne ein mit einem leuchtendem Stern geziertes Diadem schmückte. Nach einigen graziös ausgeführten Gesten versank das Gebilde anscheinend in den Teppich zu unsern Füßen, sodaß der sich immer tiefer senkende Stern schließlich auf demselben zurückblieb, gleich darauf aber ebenfalls unseren Blicken entschwand.

Eine andere sehr stattliche Gestalt trat auf mich zu; die vollen weißen Arme entblößt, berührte sie mit kalter Hand meine Stirne, während die schön geschnittenen, ausdrucksvollen Augen sich tief in meine bewundernden Blicke senkten.

Ihr folgte ein Knabe, der in seinem Anzug und seinen Bewegungen von Knaben nicht zu unterscheiden war, wie wir sie überall sehen; er entnahm der auf einem Tisch stehenden Blumenvase die von uns mitgebrachten Nelken und verteilte sie an die Anwesenden, was ihm „Brightryes", der kleine Familienspirit des Mediums, mit scharfen Worten verwies. Das kleine Wesen ereiferte sich derart, daß Cushman sich veranlaßt sah, sie zur Ruhe zu bringen, ohne indessen viel zu erreichen.

Um Kopfeslänge überagte ihn der hinter dem Vorhang hervortretende Pionier des Spiritualismus, der ehemalige Schulsuperintendet Professor Kiddle, dessen Stirne das weiße Lockenhaar umrahmte und der mit kräftiger Stimme seine anwesenden Freunde herzlich begrüßte, um sich gleichzeitig zu verabschieden und einem Schwesternpaar Platz zu machen. Diesen gelang es, sich genügende Vokalisationskraft anzueignen, um gleichzeitig und mit deutlich unterschiedenem Stimmenklang die Anwesenden auf die seltene Manifestation hinzuweisen.

Kaum hatten sich diese unsern Blicken entzogen, so stand eine schlanke, vornehm aussehende Männergestalt unter der Portière. Der vorn offenstehende lange Talar, das schmale, ausdrucksvolle, durchgeistigte Gesicht ließ auf einen Gelehrten schließen. Da es der Erscheinung augenscheinlich

an Kraft gebrach, sich vom Kabinett zu entfernen und ebenso sich durch die Sprache erkenntlich zu machen, so bat ich den Kabinettsspirit Cushmann um Aufschluß. Derselbe führte ihn alsdann gewissermaßen bei uns ein als den französischen Theologen Dr. Cheney.

Nun aber kam „Brightryes", das empfindliche, übermütige, die Worte verwechselnde, zankende, dann wieder reumütig Abbitte leistende, niedliche Geschöpfchen. Bevor sie außerhalb des Vorhangs, sozusagen vor unseren Füßen, Gestalt annahm, hatte sie schon während der ganzen Sitzung ihren launigen Einfällen die Zügel schießen lassen. Sie hatte sogar vor Beschämung förmlich geweint, als wir infolge einer drolligen Wortverwechslung in lautes Gelächter ausbrachen.

Das zierliche Kinderfigürchen tauchte bald da, bald dort auf. Versuchte man es zu haschen, so versank es anscheinend einfach in den Boden, um demselben wieder zu entsteigen. Einmal kam es mir vor, als wäre es über das Maß hinaus zu groß geraten. Ehe ich meine Ansicht aussprechen konnte, wurde die Figur um Handbreit kürzer. Cushman bat uns nun um Ruhe und Aufmerksamkeit, worauf die Kleine, langsam sich senkend, unsern Augen nach und nach entschwand bis auf einen kleinen nebelartigen Fleck, der wie ein weißes Wölkchen auf dem Teppich erzitterte, bis auch dieses entschwand; gleich darauf wurden uns von unsichtbarer Hand Blumen zugeworfen, dem einen in den Schoß, dem andern ins Gesicht, begleitet im letzteren Falle von einem koboldartigen übermütigen Gekicher.

Dann erschien das Wölkchen wieder, kaum bemerkbar hin und herwogend; dann langsam emporwachsend und Gestalt annehmend, stand die vorher unsichtbare Blumenspenderin wieder vor uns, anscheinend erfreut über den ihr gespendeten Beifall.

Eigentümlich berührte es mich, daß in den Zwischenpausen der verständige Leiter des Kabinetts die Tochter des Mediums beauftragte, dieses und jenes ihrer Mutter mitzuteilen, und dann erklärte, daß es ihm dem Leiter und Spiritkontroleur Cushman nur auf diese Art möglich sei, mit seinem Medium zu verkehren.

Als an der Portiere eine in Grau gekleidete Gestalt mit langem bis über die Brust herabwallendem Bart erschien, wurde ich von Cushman aufgefordert mich derselben zu nähern. Ich folgte der Weisung und wurde von derselben in einem mir schwer verständlichen Englisch angesprochen. Nur mit Mühe konnte ich der Aufforderung Folge leisten, dem angeblich dem griechischen Altertum angehörenden Geistwesen Frage zu beantworten, die sich auf meine Thätigkeit bezogen.

Es scheint, daß es den Wesen weiblichen Geschlechts leichter fällt sich zu manifestieren. Einem derselben, der Tochter eines meiner Freunde, gelang es, förmlich vor uns hin und her zu schweben, dabei graziös den Schleier, der über ihr Gewand floß, rythmisch zu schwingen, Grüße mit den Anwesenden zu wechseln und dann, ohne sich dem Verschlag zu nähern, blitzschnell unseren Blicken zu entschwinden, d. h. sie dematerialisierte

Digitized by Google

sich so, daß das ganze schlanke, sich hin und her wiegende, reizende Wesen in seinem ganzen Umfang und ohne Uebergang wie zu unsichtbaren Atomen zerstob.

Cushman und seine Schwester, die sich hierauf längere Zeit vor dem Verschlag aufhielten und mit uns Worte der Anerkennung wechselten, versanken indessen gleichzeitig langsam, sich während der Dematerialisation noch immer mit uns unterhaltend.

Besonderen Genuß verschaffte uns ein Wesen, dessen weißleuchtende Gewänder mit phosphoreszierenden Arabesken kunstvoll geziert waren; ihr Haupt schmückte ein mattleuchtendes Diadem, worauf sie sich nicht wenig zu Gute that, da sie uns für die Dauer einiger Minuten Gelegenheit gab, das Kunstgebilde zu bewundern. Da bei der Sitzung Herr Macdonald anwesend war, erschien dessen Ahnherr, der Marschall gleichen Namens in voller Uniform, der sich mit seinem Enkel in englischer und französischer Sprache unterhielt. Auch erschienen andere Angehörige an- und abwesender Freunde, während von andern uns nur deren Name durch die Kontrolspirits genannt und Botschaften ausgerichtet wurden.

Kurz es war eine der glänzendsten und in jeder Richtung ausgiebigsten Privatsitzungen, denen ich jemals beigewohnt habe. Aber so wenig wie wir imstande sind, unsere irdische Existenz zu erklären, ebenso wenig sind die der transcendentalen Sphäre Angehörigen imstande, uns dasselbe zu erklären. Wie wir, sagen auch sie: „Wir sind, und die Welt in der wir leben, ist für uns ebenso objektiv und real, wie für euch die Eure." Ob beide nur auf subjektivem Empfinden beruhen? Subjektiv im Sinne der auf Materie begründeten Erscheinungsform? Dann sind wir die Wirkung, deren Ursachen umfaßbar ist wie Gott, der Urquell alles Seins.

Aber auch von diesen okkulten Phänomenen kennen wir nur die Bedingungen ihres Vorkommens, nicht aber ihre Ursache. Denn was nützt uns auf unsere an Kontrolgeister gerichtete Frage „Wie kommen die Materialisationsgebilde zu stande?" deren Antwort „Wir entnehmen die zum Aufbau der temporären Form nötige Materie dem Medium, den Beisitzern, stofflichen Ingredienzien der uns umgebenden Atmosphäre?" Wer belebt das ganze aus Sauerstoff, Kohle, aus Stickstoff, Phosphor, Eiweiß u. s. w. bestehende Gebilde, welches einem beseelten individuellen Geistwesen als Mittel des Verkehrs mit uns Menschen dient? Wir ergründen nie das wie und warum. Weil eine Wirkung nicht zur Ursache wird, d. h. weil wir nur Gott ähnlich, nicht aber Gott gleich werden können.

Brooklyn im Juli 1894.



Digitized by Google



Karma im Christentum.

Mitgeteilt aus der

Deutschen Theosophischen Gesellschaft.

Jedes Ding und jedes Geschehenis hat seine zureichende Ursache, und jedes Geschehen muß wiederum als Ursache seine völlig entsprechende, gleichwertige Wirkung haben. Das ist das Gesetz der Ursächlichkeit oder Kausalität, das heute von jedem nachdenkenden Menschen anerkannt wird. Dasselbe drückt die Wissenschaft auch so aus, daß keine Kraft in der Welt verloren geht; sie verwandelt nur ihre Erscheinungsform. Aber die Wissenschaft beschäftigt sich nur mit der stofflichen Sinnenwelt; indessen hat jenes Gesetz der Ursächlichkeit auch seine unverbrüchliche Gültigkeit im Geistesleben des Menschen. Für diese Thatsache hat bisher keine andere Sprache, als das Sanskrit, ein besonderes Wort. Es ist dies das Wort Karma.

Die Thatsache selbst jedoch war von jeher im ethischen Bewußtsein aller Völker anerkannt. Selbstverständlich auch im Christentum; ja, sie ist sogar vom Apostel Paulus ganz besonders treffend ausgesprochen worden in dem allbekannten Satze: „Was der Mensch säet, das wird er ernten" (Gal. 6, 7).

Auch im alten Testamente kommt diese für jeden feinsinnigen Menschen auf der Hand liegende Erkenntnis an zahlreichen Stellen zum Ausdruck. So heißt es im

Jesajas 3, 10: Prediget von den Gerechten, daß sie es gut haben, denn sie werden die Frucht ihrer Werke essen; und

Hosea 8, 7: Sie säen Wind und werden Ungewitter ernten; ferner

Sprüche 22, 8: Wer Unrecht säet, der wird Leiden ernten und wird durch die Rute seiner Bosheit umkommen;

Hiob 4, 8: Wie ich wohl gesehen habe, die da Leiden pflügten und Unglück säeten, die ernteten sie auch.

Selbst da, wo im mosaischen Gesetze nur die äußerliche Anschauung der physiologischen Kausalität vorgebracht wird, ist die innerliche Wirkungsweise nicht verkannt. Dies ist z. B. bei der immer wiederholten Drohung

der Fall, daß „die Missethat der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied heimgesucht wird" (2. Mose 20, 5 und 34, 7; 4. Mose 14, 18; 5. Mose 5, 9; Jer. 32, 18). Damit ist zunächst nur die Thatsache der Vererbung ausgedrückt, aber zugleich die üble Wirkung der bösen That, die der Vater in dem Leiden seiner Kinder und seiner Enkel, als durch seine Schuld verursacht, empfindet. Doch schließt dies nicht die Anerkennung der Thatsache aus, daß ihrerseits auch die Kinder und die Enkel selbst im früheren Leben sich solcher Handlungen und Gedanken schuldig gemacht haben, die ihnen diese von ihrem Vater „ererbten" Leiden als eine gerechte Folge zugezogen haben. Dies findet sich auch deutlich ausgesprochen im

Hesekiel 18, 20: Welche Seele sündiget, die soll sterben. Der Sohn soll nicht die Missethat des Vaters tragen, ebenso wenig wie der Vater tragen soll die Missethat des Sohnes; sondern des Gerechten Gerechtigkeit soll über ihm selbst sein, und des Ungerechten Ungerechtigkeit soll über diesem sein.

Die Anerkennung dieser sittlich-geistigen Ursachenwirkung des Karma, die auch im Gerechtigkeits-Bedürfnis jedes Menschen seinen natürlichen Ausdruck findet, bildet selbstverständlich auch die Grundlage aller Lehren Jesu von Nazareth. Die sämtlichen „Herrensprüche," die im Evangelium nach Matthäus (Kap. 5 bis 7) als sogen. „Bergpredigt" zusammengestellt sind, beruhen vollständig auf diesem unentbehrlichen Grundgedanken der sittlichen Selbstverantwortlichkeit und der gerechten Folgen alles menschlichen Thuns und Denkens.

Daß Jesus diesen Grundgedanken weniger betont und nur in allem, was er sagt, voraussetzt, hat seinen Grund darin, daß derselbe ja für seine Hörer nicht erst etwas Neues war; neu war für sie nur seine feinsinnigere, geistigere Anwendung und Durchführung dieses Grundgesetzes von den Seligpreisungen an bis zu seinen einzelnen Gesetzes-Auslegungen und allen seinen meisterhaften Gleichnissen. Was aber Jesus unserer europäischen Rasse brachte (ebenso wie Buddha Gautama den indischen Völkern), das war die Erlösung von diesem Gesetze des Karma durch die Vollendung jedes Einzelnen im Göttlichen, das ist in der Liebe, denn „die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung" (**Röm.** 13. 10).

Will man einen einzelnen Spruch hervorheben, in dem Jesus das Gesetz des Karma scharf betont, so führt man wohl am besten den Schlußsatz seines Gleichnisses an, in dem er dieses Weltgesetz als „Richter" darstellt, dessen „Diener" alle Menschen sind und dessen „Kerker" diese Welt des Erdenlebens ist.

Matth. 5, 26: Wahrlich, du wirst nicht von dannen herauskommen, bis du auch den letzten Heller bezahlt hast.

Das heißt, wer seine Erlösung nicht in der barmherzigen, selbstlosen, allumfassenden Liebe findet, der wird nach wie vor in seinem eigenen persönlichen Selbst, von dem er sich noch nicht lösen kann, die harten Folgen all seines Thuns und Denkens, in dem er als eben dieses Selbst beharrt, zu tragen haben.

Digitized by Google

Eine der vollendetsten Zusammenfassungen dieses Gesetzes der individuellen Kausalität oder des Karma bleibt stets jene schon erwähnte Stelle im **Galater**-Briefe (6, 7—8):

Irret euch nicht, Gott lässet sich nicht spotten. Denn was der Mensch säet, das wird er auch ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird vom Fleische das Verderben ernten; wer aber auf den Geist säet, der wird von dem Geiste das ewige Leben ernten.

Und desgleichen lehrte Paulus in andern Briefen:

2. **Kor.** 9, 6: Wer da kärglich säet, der wird kärglich ernten, und wer im Segen säet, der wird auch im Segen ernten. Und

Röm. 8, 13: Wenn ihr nach dem Fleische lebet, so werdet ihr sterben; wenn ihr aber durch den Geist des Fleisches Triebe überwindet, so werdet ihr leben.

Röm. 6, 23: Der Tod ist der Sünde Sold.

Wie sehr gerade dieser letzte Spruch ein Ausdruck des Karmagesetzes ist, indem er zugleich auf die unvermeidliche Wiederkehr jeder „sündigen", d. h. noch unvollendeten Individualität hinweist, das war freilich Paulus selber nicht bewußt. Er wähnte die allgemeine Vollendung des Weltdaseins so nahe bevorstehend, daß ihm der Gedanke an noch ferner mögliche Wiederverkörperungen nicht mehr kam, obwohl er selbst als Pharisäer-Zögling ganz in dieser Erkenntnis aufgewachsen war. Dennoch ist gerade jener letztangeführte Ausspruch für die Wiederverkörperung aller noch unter dem Gesetz des Karma Stehenden sehr zutreffend.

Der Tod ist der Sünde Sold. Das heißt, der Tod wird und muß den unvollkommenen Menschen so lange und so oft wieder und wieder treffen, damit er immer wieder von neuem beginnen kann, bis es endlich ihm gelingt, die „Sünde" ganz zu überwinden, wie es dem Christen in dem Vorbilde Jesu von Nazareth gezeigt wird. Das geschieht (nach christlicher Ausdrucksweise) durch die „Wiedergeburt aus dem Geiste", als deren erste Vorbedingungen Reue und Buße gefordert werden. Dieses heute bei uns gebräuchliche Wort „Buße" heißt im Griechischen Metanoia (μετάνοια), das ist Sinnesänderung, nämlich die geistige Umwandlung des selbstsüchtigen Menschen in einen Geistmenschen, der im Göttlichen und Ewigen lebt.

Im alten Testamente ist übrigens das Bewußtsein des individuellen Fortlebens nach dem Tode so wenig ausgeprägt, daß mithin auch dessen notwendige Folgerung, die Thatsache der Wiederverkörperung, dort nicht anerkannt ist. Nur in den Lehren der Pharisäer, die ja allerdings die herrschende Sekte waren, und in der jüdischen Geheimlehre, der Kabbala, zeigt sich diese Erkenntnis. Der Geschichtsschreiber Flavius Josephus berichtet in seiner Schrift über die „Jüdischen Altertümer" (18, 2):

Die Seelen sind nach der Lehre der Pharisäer unsterblich, und es wartet ihrer ein Zustand der Vergeltung nach dem Tode: Belohnung für die Tugend und Strafe für das Laster. Für die Tugendhaften ist die Wiederkehr zum Leben leicht, . . . sie allein gehen in einen andern Leib über; die Seelen der Lasterhaften dagegen werden mit ewiger Qual gepeinigt.

Zu eben dieser Ueberzeugung bekennt sich auch Josephus selbst, der

auch ein Jude war, in seiner Schrift über den Krieg gegen Judäa (de bello Judaico III, 5).

Die hebräische Geheimlehre, die Kabbala, enthält die Grundzüge der ganzen esoterischen Weltanschauung und daher außer dem Gesetze des Karma auch die von ihm untrennbare Erkenntnis der Wiederverkörperung. So heißt es u. a. im Sohar (II, 99 b und 199 b):

Alle Seelen sind der Wanderung unterworfen, und die Menschen kennen nicht die Wege des Heiligen (der Gottheit); sie wissen nicht, daß sie vor Gericht gezogen werden, ehe sie in diese Welt eintreten, wie auch nachdem sie diese verlassen haben; sie kennen nicht die vielen Umwandlungen und geheimen Proben, die sie zu bestehen haben u. s. w.

Diese Wiederverkörperung der menschlichen Individualitäten nennen die Kabbalisten Gilgul haneschamoth, d. h. wörtlich: Fortwälzung.

Während nun im Kanon des alten Testamentes, wie gesagt, diese Lehre der Wiederverkörperung nicht enthalten ist und sogar kaum eine Andeutung des Bewußtseins der Unsterblichkeit, so ist es immerhin bezeichnend für die Lebendigkeit dieser Erkenntnis bei den späteren Rabbinen und den Kabbalisten, daß sie das Bedürfnis empfanden, diese auch mit Stellen des alten Testamentes zu belegen. Dazu dienten vornehmlich die folgenden:

Hiob XIX, 25—27: „Gott wird mich aus der Erde auferwecken; und nachdem diese meine Haut verweset, werde ich in meinem Fleische Gott sehen. Denselben werde ich sehen, und meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder.

Psalm 90, 2—3: Herr Gott, du bist unsre Zuflucht für und für! Der du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kehret wieder Menschenkinder!

Jesajas 26, 19: „Aber deine Toten werden leben und mit dem Körper auferstehen".

Hesekiel 34, 23: Dann will ich (der Herr) ihnen einen einzigen Hirten erwecken, der sie weiden soll, nämlich meinen Knecht David; der wird sie weiden und soll ihr Hirte sein.

Hesekiel 37, 5—6: So spricht der Herr von diesen Gebeinen: Siehe, ich will einen Odem in euch bringen, daß ihr sollt lebendig werden. — Ich will euch Adern geben und Fleisch lassen über euch wachsen und mit Haut überziehen, und will euch Odem geben, daß ihr wieder lebendig werdet.

Maleachi IV, 5: Siehe, ich will euch senden den Propheten Elia, ehe denn da komme der große und schreckliche Tag des Herrn.

2. **Makkabäer** VII, 23 und 29. „Es wird der, der die Welt und alle Menschen geschaffen hat, euch den Odem und das Leben gnädiglich wieder geben". So redet die Mutter zu ihren sieben Söhnen, die Antiochus hinmartert, — und dann zu dem jüngsten:

„Darum fürchte dich nicht vor dem Henker, sondern stirb gerne, wie deine Brüder, daß dich der gnädige Gott samt deinen Brüdern wieder lebendig mache und mir wieder gebe".

Gegen die Verwendung dieser Bibelstellen als Belege für den Gedanken der Wiederverkörperung ist kürzlich von einem unserer Gesinnungsgenossen und Mitgliede unserer Vereinigung (Wilhelm Rußbüldt im

„Aufwärts" Nr. 12, vom 15. Juni 1894) geltend gemacht worden, daß in diese Uebersetzungen der Stellen ein Sinn hineingedeutet worden sei, der in den hebräischen Original-Texten garnicht enthalten sei und daß auch neuere Uebersetzungen ganz anders lauteten.

Dem stimmen wir im wesentlichen zu. Wir führen jene Auslegungen auch nicht als kanonische des alten Testamentes an, sondern lediglich als Ausdruck des Erklärungs-Bedürfnisses derjenigen späteren Zeit, aus der sie herrühren. Daß das Bewußtsein der Unsterblichkeit und der Wiederverkörperung aber zu Zeiten Jesu herrschte, deß ist uns nicht nur Josephus Zeuge, sondern dafür liefert uns das neue Testament selbst die deutlichsten Beweise. So z. B. im Johannes-Evangelium der Anfang des 9. Kapitels, wo erzählt wird:

„Jesus sah einen, der blind geboren war. Und seine Jünger fragten ihn und sprachen: Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er blind geboren ist?"

In der Vermutung, daß das Blindgeborensein ein Karma des Betreffenden, eine Wiedervergeltung früherer Sünde sei, liegt die Annahme enthalten, daß er in einem Leben vor seiner jetzigen Geburt gesündigt haben müsse.

Ebenso sprechend sind die vielerlei Stellen, in denen Herodes und das Volk Vermutungen aufstellen, wer Jesus oder Johannes der Täufer in ihrem vormaligen Leben gewesen seien. So:

Markus 6, 14—16 und **Lukas** 9, 7—9: „Es kam vor den König Herodes Alles, was durch Jesus geschah, und er sprach: Johannes der Täufer ist von den Toten auferstanden; darum thut er solche Thaten. — Etliche aber sagten: Elias ist erschienen; etliche aber: Es ist der alten Propheten einer auferstanden", Oder

Matthäus 16, 13—14 und **Markus** 8, 27—28: „Da kam Jesus in die Gegend der Stadt Cäsarea Philippi, und auf dem Wege fragte er seine Jünger: Wer sagen die Leute, daß ich sei?

Sie antworteten: Etliche sagen, du seist Johannes der Täufer; die andern: du seist Elias; etliche: du seist Jeremias oder der Propheten einer".

Und von Johannes dem Täufer sagt schließlich Jesus selbst, daß er eine Wiederverkörperung des Elias gewesen sei.

Matthäus XI, v. 11 u. 14; XVII, 12—13: „Wahrlich, ich sage euch: Unter allen, die von Weibern geboren sind, ist nicht aufgekommen, der größer sei, denn Johannes der Täufer.

Und (so ihr es wollt annehmen) er ist Elias, der da soll zukünftig sein.

Ich sage euch: Es ist Elias schon gekommen; und sie haben ihn nicht erkannt, sondern haben an ihm gethan, was sie wollten!

Da verstanden die Jünger, daß er von Johannes, dem Täufer, zu ihnen geredet hatte".

„Also Jesus hat nicht allein dieser im Morgenlande allgemein verbreiteten Erkenntnis der Wiederverkörperung nicht widersprochen, sondern sie sogar bestätigt. Aber freilich, sie ausdrücklich zu lehren, war damals keine Veranlassung, da sie Niemandem etwas neues war; und sonderlich Gewicht darauf zu legen, war für die ersten zwei Jahrtausende des

Christentums nicht an der Zeit, weil die europäische Rasse, für welche die Lehre Jesu bestimmt war, sich erst aus dem rohesten herausarbeiten mußte und bis heute noch eine fast ausschließlich äußerliche, sinnliche und materielle Kultur-Entwickelung durchzumachen hatte. Erst jetzt bricht allmählich auch für unsere Rasse das Morgenrot einer innerlichen Erkenntnis an". Und jetzt, wie von jeher, ist die Erkenntnis der Gesetze des Karma und der Wiederverkörperung nur ein Mittel zum Zwecke, das für geistig Fortgeschrittene unentbehrlich ist; der Zweck aller Theosophie und Religion ist aber die Erlösung jeder einzelnen Individualität aus den Fesseln der Gesetze dieses Weltdaseins, die den freien Gottesgeist im Menschenwesen einkerkern.

Gegen die Thatsache, daß aus jenen Bibelstellen zu schließen sei, daß zu Jesu Zeiten die Erkenntnis der Wiederverkörperung landläufig gewesen sei, wird von unserem schon erwähnten Freunde und Gesinnungsgenossen eingewendet, daß die Evangelien nur eine Umarbeitung von Buddhalegenden seien und daß solche Ideen unabsichtlich in sie hineingetragen worden seien. — Abgesehen aber von der unbestreitbaren Thatsache, daß diese Vorstellungen damals wirklich die herrschenden Anschauungen der Pharisäer in Judäa waren, würde doch auch garnicht zu begreifen sein, wie die Evangelisten sollten ohne alle Not gerade solche Anschauungen von indischen Quellen herübergenommen haben, die ihnen selbst ganz fremd gewesen seien, da es ihnen an einer unerschöpflichen Fülle von übertragungsfähigem Stoffe in den Buddhalegenden keineswegs mangelte.

Aber weit mehr als das. Wir haben sogar das allerbeste Zeugnis des Kirchenvaters Hieronymus für den Sachverhalt. Dieser schreibt in seinem Briefe an Demetrias[1]), daß die Wiederverkörperung lange Zeit unter den ersten Christen als eine esoterische Ueberlieferung gelehrt und den Auserlesenen mitgeteilt wurde. Ueberdies ist ja bekannt, daß diese Ueberzeugung in mehr oder weniger klaren und vollständigen Vorstellungen von einer ganzen Reihe hervorragender Kirchenväter vertreten und erst unter Justinian auf dem fünften ökumenischen Konzil zu Konstantinopel im Jahre 553 n. Chr. für eine Ketzerei erklärt wurde.

In einer Mitteilung aus unserm Kreise im vergangenen Winter (Maiheft 1894 der „Sphinx") haben wir die Gründe zusammengestellt, weshalb wohl die Erkenntnis der Wiederverkörperung im geistigen Interesse der religiösen Entwickelung unserer europäischen Rasse bisher unterdrückt werden mußte. Diesen Ausführungen gegenüber mag hier darauf hingewiesen werden, warum heutzutage die Wiederherstellung dieser Erkenntnis ein ganz unabweisliches Bedürfnis unserer geistigen Kultur ist.

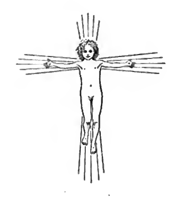
Allerdings ist heute wie von jeher die Erlösung und Befreiung jedes einzelnen aus den Banden seiner selbstsüchtigen Einzelwesenheit der letzte eigentliche Zweck aller Religion; dieser Zweck kann aber nur bei einer

[1]) Huet: Origeniana. Ad. Franck: Die Kabbala, deutsch von Ad. Gelinek, Leipzig 1844, S. 178; auch Franck: Dictionnaire des sciences philos. Art. Metempsychose.

Digitized by Google

sittlich-geistig unentwickelten und unmündigen Menschenrasse ohne klare vernünftige Einsicht der Grundlagen und der zu erfüllenden Aufgabe erstrebt werden. Bei den früheren Generationen unserer europäischen Völker, wie noch heute bei den ungebildeten und denkunfähigen Volksmassen, kann das religiöse Streben blos auf mystischem Gefühl beruhen. Die zum selbständigen Denken und Wollen herangereiften Kreise aber fordern heute sehr mit Recht klare Erkenntnis der Verhältnisse, um die es sich handelt, und der Forderungen, die an sie gestellt werden. Daher gilt es für uns heutzutage erst eine befriedigende Lösung der uns tausendfach umgebenden Rätsel unseres Daseins zu geben. Und erst wenn der Mensch begreift, in welcher Lage er sich eigentlich befindet und wie sie entstanden ist und täglich neu entsteht, erst dann kann er einsehen, daß er sich aus dieser unbefriedigenden Lage befreien kann, befreien muß und wie er sich aus ihr befreien wird.

Heutzutage muß unsre Kulturwelt erst ihre natürliche Vernunft wiedergewinnen, um das Streben nach Erlösung zu begreifen. Dessen unbedingte Voraussetzung aber ist bei jedem zur Selbständigkeit erwachten seine voll bewußte Anerkennung seiner Selbstursächlichkeit und Selbstverantwortung. Dies ist das Weltgesetz des Karma.





Wie die Theosophie dem sittlichen und sozialen Elend entgegenwirkt.

Von

Landgerichtsrat Krecke
in Berlin.

❦

Ein Geist der Gewaltthätigkeit und Zügellosigkeit erscheint dem Beobachter als Zeichen unsrer Zeit. Ueberall sind es die furchtbaren Mächte der Zerstörung, die sich vordrängen und in einzelnen Thaten sinnloser Raserei und tierischen Blutdurstes Entsetzen und Furcht einzuflößen vermögen; überall ein tobendes Anstürmen gegen die geheiligten Schranken alter Satzung und frommer Sitte; die Menschheit zerrissen und zerspalten in Parteien und Interessenverbände, die sich glühend hassen und bitter befehden; vor allem das menschliche Zusammenleben durchschnitten von dem klaffenden, immer bedrohlicher gähnenden Spalt zwischen Armen und Reichen, zwischen genußlos Arbeitenden und arbeitslos Genießenden, zwischen denen der Streit um die Genußmittel des Lebens immer rücksichtsloser hin- und herwogt. Ein Schwindel droht uns zu erfassen, wenn wir auf diesen brodelnden Aufruhr länger hinabschauen. Alles scheint ins Wanken gekommen zu sein, nichts ist so heilig, das nicht verspottet, nichts so ehrwürdig, das nicht in den Staub gezogen würde.

Wie gewinnen wir diesem wilden Strudel gegenüber die Ruhe unserer Seele zurück?

Als vor hundert Jahren, von Frankreich ausgehend, eine kleinere Welle solcher Kämpfe über Europa zog, da sind auch unsere großen Dichter in ihrem Gemüte hiervon aufs tiefste erschüttert worden. In unsterblichen Gesängen haben sie sich diesem Ansturm gegenüber den Frieden ihrer Seele zu erkämpfen gewußt. Am tiefsinnigsten hat wohl Schiller die Bedeutung solcher Kämpfe gewürdigt; mit freiem Gedankenfluge hat er sich emporgeschwungen über das Wechselnde und Nichtige der einzelnen Thaten, in denen doch ewig immer das alte Gesetz der frommen Natur sich kund gebe. Und besonders eindringlich löst er die Gegensätze in dem gedankenschweren Gedichte: „Das Ideal und das Leben“. Die

Digitized by Google

Angst des Irdischen, singt der Dichter, müßt ihr von euch werfen. „Fliehet aus dem engen dumpfen Leben in des Ideales Reich“. Zwar wenn es gelte, „zu herrschen und zu schirmen, . . . da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen . . . . Nur der Starke wird das Schicksal zwingen, wenn der Schwächling untersinkt“. Des „Fleißes Nerve“ müsse sich spannen, wenn es sich handle, die Elemente dem Gedanken zu unterwerfen. Freilich dem Ideale vermöge leider keine That genug zu thun und die Tugend müsse vor der Wahrheit Strahle erblassen. „Aber flüchtet aus der Sinne Schranken in die Freiheit der Gedanken, und die Furchterscheinung ist entfloh'n, und der ew'ge Abgrund wird sich füllen; nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron“.

Diesen vielfach abgewandelten Gedanken führt dann Schiller auch noch mit besonderer Rücksicht auf die irdische Not der Menschheit aus:

„Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn Laokoon der Schlangen
Sich erwehrt in namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Tau,
Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau“.

Und dann weist er noch auf das Leben des Herkules hin, das hierin vorbildlich gewesen sei. In niedriger Knechtsgestalt habe dieser alle Plagen und alle Erdenlasten auf seine Schultern nehmen müssen, „bis der Gott, des Irdischen entkleidet, flammend sich vom Menschen scheidet und des Aethers leichte Lüfte trinkt. Froh des neuen ungewohnten Schwebens fließt er aufwärts, und des Erdenlebens schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt“

Was hier der Dichter, aus der Tiefe seines Herzens schöpfend, in begeisterter Sprache zu schönem Ausdruck bringt, es ist ja der Kern der Theosophie, wie er von den Weisen aller Völker und aller Zeiten ausgesprochen worden ist.

Alles Geschehen ist wandelbar und zieht wie ein traumhafter Schemen in beständigem Flusse dahin. In ihm waltet aber ein ewiges Gesetz

wonach alles in unverbrüchlicher Ordnung sich aneinander fügt, nicht von außen gestoßen, sondern von innen heraus selbstthätig das Gesetz verwirklichend. Nach diesem Gesetze kehren alle die unendlichen Atome, aus deren vielfach verschlungenem Kampfe uns das Leben zu bestehen scheint, aus der größten Entzweiung zum Frieden des göttlichen Ursprungs wieder zurück, wie sie davon ausgegangen sind. Von diesem Gesichtspunkt aus ist dann ja aber aller Kampf und Streit des Lebens der notwendig verursachte und notwendig auch zu überwindende Durchgangspunkt zu immer höheren Formen lebendigen Daseins. Vor solcher „Freiheit der Gedanken" muß allerdings alle „Furchterscheinung" entfliehen. Und so wird jeder Theosoph, der dem göttlichen Gesetz der Weltentwickelung ernsthaft nachdenkt, furchtlos und unbewegt in den uns heute umtosenden Strudel der entfesselten Gegensätze hinabblicken. So baut sich, wie es im Dhammapada heißt, der Weise eine Insel, die nicht von der Wellen Hochflut bedeckt wird.

Freilich ist diese Insel aus luftigem Gedankenmateriale gebaut, und nur der körperlose Geist vermag dort zu wohnen. Wir Menschen sind aber, wenn auch im Kern geistiger Art, von den groben Hüllen des Stoffes und aller unserer niederen Triebe umgeben. Nicht teilnahmlos in heiterer Ruhe vermögen wir dem Kampfspiel des Lebens zuzuschauen, wir sind selbst mitten hineingestellt als Mitkämpfer. Leben ist unsere derzeitige Bestimmung, und Leben im natürlichen Sinne ist Kampf. Nicht thatenloser Ruhe können wir uns hingeben; die theosophische Weltanschauung ist nicht quietistisch, sondern heroisch; nur kommt es darauf an, den Kampfplatz für unsere Thaten richtig zu wählen; nicht in der Außenwelt, sondern in uns selbst haben wir den bösen Feind zu vernichten. Der Theosoph beugt sich nicht einem unabwendbaren Fatum, sondern er fühlt und steigert in sich selbst die Macht, die alle seine Geschicke völlig in seine eigene Hand legt; er ist überzeugt, daß jeder einzelne sich selbst dazu gemacht hat, was er im Laufe der Entwickelung geworden, und daß es allein von ihm abhängt, welches Leben er in Zukunft führen wird.

Und so ist die theosophische Weltanschauung weit entfernt davon, dem heutigen ethischen und sozialen Ringen mit fatalistischer Starrheit zuzusehen; sie ist nicht weltfremd und sucht nicht sich von wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Dingen nach Möglichkeit fernzuhalten, sondern strebt das Natürliche nach allen Seiten zu erfassen und zu durchdringen, das Natürliche nicht als das Endgültige, sondern als die notwendige Grundlage aller höheren geistigen Erkenntnis, von der es dann allerdings erst in die richtige Beleuchtung gerückt wird.

Wer vermöchte es, an den Kämpfen unserer sturmbewegten Zeit gefühllos vorüberzugehen! Wen erregen und erschüttern sie nicht! „Jener Dieb", so läßt ein neuerer Schriftsteller [1]) einen Mann sagen, dessen

[1]) Theodor Hertzka, Eine Reise nach Freiland (Reclamsche Universalbibliothek Nr. 3061/2) S. 10.

Digitized by Google

„Unsterbliches der heiligen Sympathie" erlegen ist, „jener Dieb, den sie heute eingefangen, hätte sich niemals gegen die Gesetze vergangen, wenn ihm diese die Möglichkeit ließen, sich und die Seinen ehrlich zu ernähren; du aber bist es, der Vorteil aus diesen Gesetzen zieht; der Raubmörder, den sie morgen henken werden, er hat seine That aus Not begangen; du mit den Deinen, ihr schuft seine Not!" Gewiß, alle menschlichen Verhältnisse, wir, wir selbst haben sie mit schaffen helfen und sind für sie mit verantwortlich. Führen sie zum Unsinn und zur Plage, so „empöre sich der Mensch, es schlage an des Himmels Wölbung seine Klage".

Wenn wir dann aber alle diese Kämpfe mit ihrer Not und mit ihrem Elend nicht nur als das notwendige, sondern auch als das gerechte Ergebnis vergangener Thaten aufzufassen lernen, die auch in kommenden Zeiten ihre gerechten Früchte tragen werden, wenn so alle Ungerechtigkeit und alle Unordnung aus der Welt und aus unserm eigenen Leben verschwindet, dann liegt das ganze Dasein klar vor uns ausgebreitet und wirkt in seiner einfachen Erhabenheit wie die sonnenbeschienene weite Ebene, bei reiner Luft vom Gipfel eines Berges gesehen. Und wenn wir einen Augenblick uns fürchteten, unsere Einzelerscheinung mitten in das Lebensgetriebe verflochten zu sehen, auch diese Furcht schwindet, wenn wir erkennen, daß nichts uns geschehen kann, was wir nicht selbst wollen.

Was aber soll denn nun die Norm unseres Wollens sein?

Schiller singt: „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen!" Das ist auch die Lehre der Theosophie. Und wenn uns diese nun weiter lehrt, daß der Mensch durch diese Befolgung des göttlichen Willens zu dem Urquell zurückkehrt, von dem er ausgegangen ist, und daß allen Menschen dieses letzte und höchste Ziel gemeinsam ist, kann da die nächste Aufgabe der Menschheit eine andere sein, als sich brüderlich zusammenzuschließen und Hand in Hand diesem gemeinsamen Ziele zuzustreben? Gewiß, es ist die nächste, von der Theosophie klar erkannte Aufgabe, und sie gilt es vornehmlich auch zu verwirklichen gegenüber dem sittlichen und sozialen Elend unserer Zeit.

Wenn es so scheint, als ob heute im wilden Kampfe um die materiellen Genußmittel die Menschheit mehr als je in Selbstgier verfallen sei und diese ihre Aufgabe ganz und gar vergessen habe, so vernimmt doch der, der sein Ohr schärft, von allen Seiten die schluchzenden Laute leidenschaftlichen Mitgefühls, das den Hunger und den Durst, das Elend und die Entwürdigung der Mitbrüder ebenso mit empfindet, wie diese Leidenden selbst es empfinden. Und dieses Mitgefühl wird auch dem Lasterhaften und dem Verbrecher nicht versagt, da deren Laster und Verbrechen auf der sozialen Grundlage erwachsen sind, die das gemeinsame Erzeugnis der gesamten Menschheit ist, für die daher auch jeder, nicht der Verbrecher allein, die Mitverantwortlichkeit zu tragen hat. Eine Probe dieses Mitgefühls bietet die vorhin mitgeteilte Selbstanklage, die zugleich Zeugnis dafür ablegt, wie weit unsere heutigen gesellschaftlichen Zustände von der Erfüllung der gestellten Aufgabe entfernt sind. Weitere Zeugnisse brauchen

nicht angeführt zu werden, jeder sieht es täglich vor Augen, daß an stelle von Eintracht und Frieden Streit und Entzweiung, an stelle von brüderlicher Gleichberechtigung Uebervorteilung und Ungerechtigkeit herrschen.

Demgegenüber muß natürlich jeder einzelne bei sich selbst anfangen, in seinem eigenen Herzen die niedrigen selbstsüchtigen Triebe zu unterdrücken und sich zu bestreben, gegen alle Menschen gerecht und liebevoll zu sein. Dieser Gesinnung in seiner engeren und weiteren Umgebung immer mehr Geltung zu verschaffen, wird dann seine weitere Aufgabe sein.

Bei dieser Gesinnung allein, ohne die freilich alles andere vergeblich sein müßte, kann und darf es aber nicht bleiben. Diese Gesinnung muß sich auch in Thaten der Gesetzgebung und Verwaltung verwirklichen, und so müssen Zustände herbeigeführt werden, die nicht die brüderliche Gleichberechtigung vermissen lassen, wie es unsere heutigen Zustände in der That thun.

Welche einzelnen Maßregeln nun in dieser Hinsicht unsere heutige Zeit erfordert, um eine höhere und engere Gemeinschaft unter dem Menschengeschlecht herbeizuführen, das zu lehren, ist nicht Aufgabe der Theosophie, sondern der in ihrem Geiste forschenden Gesellschaftswissenschaft. Aber der oberste Grundsatz einer solchen Wissenschaft, den diese von der Theosophie als ihrer Grundlage empfängt, könnte doch wohl angegeben werden.

Bei der überwiegenden Mehrheit unsrer Zeitgenossen, bei Besitzenden sowohl als bei Besitzlosen, herrscht die Meinung, die wirtschaftlichen Angelegenheiten könnten nur gedeihen, wenn jeder einzelne sich möglichst absondere und ausschließlich zur Förderung seines eigenen Vortheils wirke; deshalb müsse er möglichst viel Kräfte der äußeren Natur in seinen ausschließlichen Privatbesitz zwingen. Die Besitzenden, das heißt also diejenigen, die sich auf Grund der bestehenden Rechtsordnung bereits im Besitze dieser monopolistischen Sonderstellung befinden, handeln dieser Meinung gemäß durchaus im Einklang der von ihnen beherrschten Gesetzgebung; die Besitzlosen aber können ihr Streben nur gegen das Gesetz verwirklichen, und so sind Diebstahl, Betrug und Gewaltthat, kurz mehr als $^9/_{10}$ aller Verbrechen, einer großen Anzahl Besitzloser die Mittel, aus ihrer niedrigen, wirtschaftlichen Lage herauszukommen. Das Streben beider Gesellschaftsklassen beruht aber auf einer ganz falschen Meinung, einer Meinung, die schließlich nur ein Vorurteil ist. Dieses Vorurteil gilt es deshalb zu überwinden, und ich bin überzeugt, in wenigen Menschenaltern wird es ebenso überwunden sein, wie in unserer Zeit der Feudalismus überwunden ist. Es ist nicht wahr, daß der einzelne, ausschließlich für sich kämpfend, die größte Kraft zu entfalten vermöchte; die Gemeinschaftlichkeit tausendfältiger Interesse verknüpft den einzelnen mit der Gesamtheit, und auf die Dauer kann der einzelne sich nicht wohl befinden, wenn es die Gesamtheit nicht thut. Durch die Zusammenfassung werden die einzelnen Kräfte nicht blos summiert, sondern gar zu höherer Potenz erhoben; in ausgedehntestem Maße geschieht dies aber nicht durch gewaltsame Unterwerfung, sondern durch freiwillige Zusammenschließung der einzelnen.

Digitized by Google

Wird dies erst mehr erkannt, dann wird überall das Aufgeben des engherzigen, auf seinen ausschließlichen Sondervorteil bedachten Standpunktes eine höhere Gesellschaftsform herbeiführen, die dann die Grundlage abgeben wird zur Bethätigung auch höhern, geistigen Mitempfindens und Zusammenwirkens. Ist auf wirtschaftlichem Gebiete die Ueberzeugung allgemein geworden, daß es des einträchtigen Zusammenwirkens bedarf, dann wird auch die Einsicht immer mehr sich verbreiten und wirksamer werden, daß das Streben nach Gewinn, auch wenn es dann nicht mehr wie jetzt im Kampfe mit dem Mitmenschen, sondern lediglich durch gemeinsame Beherrschung der Naturkräfte sich bethätigt, nicht in sich selbst sein Endziel hat, sondern nur als Mittel zu höheren Zwecken seine Rechtfertigung findet. Dann werden alle Sonderbestrebungen, die abseits liegen vom Wege des letzten großen Zieles, immer mehr überwunden werden, und alles einigende und gemeinsame wird an deren Stelle Förderung finden. So wird der Mensch in schwerem Kampfe immer mehr sein eigenes niedriges Ich bezwingen, „bis der Gott, des Irdischen entkleidet, flammend sich vom Menschen scheidet und des Aethers leichte Lüfte trinkt."





Mitglied kann **jeder** werden (ohne Beitrag) durch Anmeldung beim Kassenwart, Oberingenieur Hübbe, Berlin W., Bülowstraße 55.
Die Mitglieder beziehen das Vereinsorgan „Sphinx" zu dem ermäßigten Preise von 3 Mk. 75 Pf., vierteljährlich, vorauszubezahlen an die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig. Prospekthefte stehen unentgeltlich zur Verfügung.

Deutsche Theosophische Gesellschaft.

Während der letzten Woche des Juni und der ersten des Juli d. J. hatten wir die Freude, den Präsidenten und Begründer der Theosophischen Gesellschaft, Oberst **Henry S. Olcott** als unsern Gast in Berlin (Steglitz) bei uns zu sehen. Es bot uns dieses die Veranlassung endlich für den „Esoterischen Kreis" der „Theosophischen Vereinigung" diejenige feste Gestaltung anzubahnen, welche wir von vornherein bezweckten, nämlich dessen Begründung als Zweig der sich in fast 400 Einzel-Gesellschaften oder Ortsgruppen über die ganze Welt erstreckenden „Theosophischen Gesellschaft". Während der T. V. alle diejenigen angehören, die erst weniger tief in das Wesen der Theosophie eingedrungen sind und deshalb auch sich noch an nationale Schranken gebunden sehen, schließen sich der allgemeinen „Theosophischen Gesellschaft" alle diejenigen an, welche in diesem Streben schon die Geistesgemeinschaft der gesamten Menschheit fühlen und in denen das Leben dieses weiteren und höheren Bewußtseins pulsiert.

Am Freitag, dem 29. Juni, abends um 8 Uhr hatten sich im alten Vereinshause zu Berlin die Mitglieder des E. K. versammelt, um Herrn Präsidenten Olcott kennen zu lernen, ihn reden zu hören und von ihm Fragen beantwortet zu erhalten. Dies geschah zur sichtlichen Befriedigung aller zahlreich Erschienenen. Diese Gelegenheit benutzten wir, um eine „Deutsche Theosophische Gesellschaft" zu begründen, die an Stelle des Esoterischen Kreises treten soll.

Die organisatorischen Schwierigkeiten, die dieser Gestaltung der Verhältnisse bisher entgegenstanden, sind durch Oberst Olcotts Vermittlung bei der kürzlich abgehaltenen General-Versammlung der Gesellschaft in London gehoben worden. Die **Satzungen** der Deutschen Theosophischen Gesellschaft sind nunmehr, wie in der Anlage, festgesetzt und von den in unserer Versammlung am 29. Juni Anwesenden einstimmig angenommen worden.

Digitized by Google

Von Mitgliedern unserer Gesellschaft und denen, die es werden möchten, ist gelegentlich die Beschwerde erhoben worden, daß es für Deutsche zuviel verlangt sei, daß sie ein Eintrittsgeld und eine jährliche Abgabe nach London bezahlen sollten, um das dortige kostspielige Hauptquartier aufrecht zu erhalten. Möge dasselbe auch für die Leitung der Bewegung unerläßlich sein, so wäre doch wohl anzunehmen, meint man, daß in England Geld genug vorhanden sein werde, um die Kosten solcher Organisation zu bestreiten.

In Hinsicht auf diesen Einwand wird die nachfolgende Stelle aus einem Schreiben von Frau Annie Besant an Herrn Dr. Hübbe-Schleiden, datiert aus London vom 19. Juli 1894, zur Kenntnisnahme zu empfehlen sein. Die Sachlage ist danach offenbar in London ebenso, wie sie bisher bei uns in Steglitz war. Thatsache ist außerdem, daß geistig thätige Mitglieder sich noch niemals über die Größe der von ihnen geforderten notwendigen Opfer beschwert haben. Und in der That ist weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart von irgend Jemandem mehr gefordert worden, als er freiwillig gut leisten kann; und für die Zukunft ist sogar der Anschluß an unsere Gesellschaft hinsichtlich der Geldzahlungen noch mehr als bisher erleichtert worden.

Was Frau Besant schrieb, lautet in wörtlicher Uebersetzung, wie folgt:

„Es freut mich sehr, daß Sie eine Deutsche Zweig-Gesellschaft gegründet haben; aber ich stimme nicht der Sonderpolitik zu, die diese anstrebt. Das „kostspielige Hauptquartier", von dem man redet, ist vollständig aus privaten Mitteln aufrecht erhalten worden und hat der Theosophischen Gesellschaft nicht einen Pfennig gekostet. Alles, was die Gesellschaft bezahlt hat, ist die Miete für ihre Bibliothek und für das Büreau ihres Sekretärs, welche Räume es auf alle Fälle bezahlen muß, wo immer sie sich befinden mögen. Im jetzt kommenden Jahre soll die Gesellschaft zum ersten Male ein ganz geringes Gehalt für zwei ihrer Angestellten bezahlen. Wenn Sie die jährlichen Abrechnungen über die Gesellschaftsausgaben ansehen, würden Sie sehen, daß nicht ein Pfennig für die Aufrechterhaltung des Hauptquartiers verwendet worden ist."

Im § 7 der Satzungen der Deutschen Theosophischen Gesellschaft ist daher bestimmt worden, daß die Aufnahmegebühr auf 5 Mk. 20 Pf. festgesetzt bleibt und daß von den zu entrichtenden Jahresbeiträgen von mindestens 6 Mk. für jedes Mitglied jährlich 2 Mk. 50 Pf. nach London einzusenden sind. Nach § 8 dagegen kann der Vorstand der Deutschen Theosophischen Gesellschaft einzelnen Mitgliedern ausnahmsweise die Aufnahmegebühr und den Jahresbeitrag für die allgemeine Gesellschaft (Theosophical Society) ermäßigen oder gar vollständig erlassen. Dieses Zugeständnis für ärmere Mitglieder ist uns seitens der Europäischen Sektion der T. S. ausdrücklich gemacht worden, wie aus einem Schreiben von deren General-Sekretär G. R. S. Mead an Dr. Hübbe-Schleiden vom 17. Juli 1894 zu ersehen ist. Dieser Herr schreibt im Auftrag der Londoner Jahresversammlung folgendes:

„Die vorgeschlagene Verschmelzung der Theosophischen Vereinigung mit der Theosophischen Gesellschaft unter ähnlichen erleichternden Bedingungen, wie sie der Skandinavischen Sub-Sektion der T. S. eingeräumt worden sind" — was von deutscher Seite ursprünglich angestrebt wurde — „ist deshalb nicht zulässig, weil die Verhältnisse in Skandinavien ganz anders liegen, als in Deutschland. Dort ist die Bildung dieser Sub-Sektion ganz allmählich vor sich gegangen, die einzelnen haben sich erst in die Theosophie hineingelebt, ehe sie Mitglieder der T. S. wurden. An stelle der jährlichen Beiträge an diese wurde dann den Skandinaviern überlassen, freiwillige Beiträge sowohl nach London wie nach Adyar zu schicken, und thatsächlich stellt es sich heraus, daß sie auf solche Weise ungefähr dasselbe finanzielle Opfer bringen, wie wenn sie die obligaten Beiträge bezahlten.

„Ebenso erscheint es auch wünschenswert, daß die circa 800 Mitglieder der T. V. nicht en bloc in die T. S. eintreten, sondern vielmehr allmählich, nachdem sie nach und nach sich mit den Lehren der Theosophie und der Geschichte der theosophischen Bewegung mehr bekannt gemacht haben... Diejenigen Mitglieder der T. V., welche der T. S. volle Sympathie entgegen bringen und für die theosophische Bewegung ein tieferes Verständnis gewonnen haben, sollten, wenn sie sich der T. S. anschließen wollen, den vollen Jahresbeitrag von 2 Mk. 50 Pf. an diese leisten. Diejenigen aber, denen diese letzten Opfer schwer fallen würden, können auf Antrag des Vorstandes hin teilweise oder sogar ganz davon befreit werden."

Der General-Sekretär schlägt weiterhin vor, daß sich aus den Reihen der T. V. Mitglieder der deutschen theosophischen Gesellschaft als Genossen ausschließen mögen, die dann nur dieser, dagegen nicht der allgemeinen Gesellschaft nach London, Beiträge zu leisten hätten, ein Vermittlungs- oder Uebergangs-Stadium, das wir eben in unsern Satzungen unter § 8 vorgesehen haben.





Satzungen

der

Deutschen Theosophischen Gesellschaft.



§ 1.

Der Name der Gesellschaft ist: Deutsche Theosophische Gesellschaft. Sie hat ihren Hauptsitz in Berlin und erstreckt ihre Wirksamkeit über alle deutsch-redenden Länder.

§ 2.

Die Gesellschaft ist als ein Zweig der allgemeinen „Theosophischen Gesellschaft" nach deren Satzungen gebildet.

§ 3.

Die Zwecke der Gesellschaft sind:

1. In den Ländern deutscher Zunge den Kern einer Geistesgemeinschaft zu bilden, die sich über die ganze Menschheit ohne Unterschied der Rasse, Nationalität, Berufsart und Religion erstreckt;

2. Das Studium arischer und anderer morgenländischer Litteraturen, Religionen, Philosophien und Wissenschaften zu fördern und deren Bedeutung zur Anerkennung zu bringen.

3. Die noch unerklärten Naturgesetze und die im Menschen vorhandenen psychischen Kräfte zu erforschen.

Insbesondere bezweckt die Gesellschaft:

4. ihre Mitglieder zu selbstlosem Wirken im Sinne der Theosophie anzuregen, und

5. theosophische Schriften ins Deutsche zu übersetzen und zu verbreiten.

§ 4.

Die Förderung dieser Zwecke geschieht durch Zusammenkünfte der Mitglieder, bei denen Vorträge gehalten, theosophische Schriften gelesen und besprochen werden, sowie durch andere Art der Agitation, die dem Vorstande geeignet erscheint.

§ 5.

Mitglied kann jeder Erwachsene von ehrenhafter Gesinnung werden durch Anmeldung bei einem Mitgliede des Vorstandes.*) Wer noch nicht Mitglied der allgemeinen „Theosophischen Gesellschaft“ ist, hat gleichzeitig mit der Aufnahme in die deutsche Gesellschaft die Zulassung als Mitglied der allgemeinen Gesellschaft zu erwirken.

§ 6.

Das Gesuch um Aufnahme als Mitglied in die (allgemeine) „Theosophische Gesellschaft“ geschieht durch Unterschrift eines dazu bestimmten Formulars und Zusendung desselben an den Schriftführer. Jedes solche Formular muß ferner unterzeichnet werden von zwei Mitgliedern der Theosophischen Gesellschaft, welche den um Aufnahme Nachsuchenden als ihrem besten Wissen und Gewissen nach der Mitgliedschaft für würdig erklären. Dieses Gesuch wird dem General-Sekretär der Europäischen Sektion der Gesellschaft in London eingeschickt, der dagegen dem Betreffenden ein Mitglied-Diplom zusendet. — Für die Aufnahme in die Gesellschaft ist eine Aufnahmegebühr von 5 sh. stlg. (5 Mk. 20 Pf.) zu bezahlen, die mit dem Gesuch eingesandt werden muß.

§ 7.

Die Höhe des Jahresbeitrages wird von jedem Mitgliede nach eigenem Ermessen für sich selbst bestimmt; sie soll aber mindestens 6 Mark betragen, wovon 2 Mk. 50 Pf. für jedes Mitglied jährlich bis zum 31. Mai an den General-Sekretär der Europäischen Sektion in London zu entrichten sind. Der Beitrag ist jährlich im voraus zu bezahlen, der erste mit dem Aufnahme-Gesuche.

§ 8.

Mitglieder der Theosophischen Vereinigung können sich der Deutschen Theosophischen Gesellschaft als Genossen anschließen. Als solche haben sie allein für diese den Beitrag von 3 Mk. 50 Pf. jährlich zu bezahlen.

Ausnahmsweise können auch Mitgliedern der Deutschen Theosophischen Gesellschaft durch deren Vorstand die Aufnahmegebühr und der Jahresbeitrag für die allgemeine Gesellschaft (§§ 6 u. 7) ermäßigt oder erlassen werden, da es für die theosophische Bewegung weniger auf die Beiträge einer großen Anzahl von Mitgliedern ankommt als auf deren warmherzige Gesinnung, lebendige Erkenntnis und thätige Mitwirkung.

§ 9.

Der Vorstand besteht aus einem Vorsitzenden, einem Schriftführer, einem Kassenwart und zwei Vertrauensmännern mit soviel Ersatzmännern, wie nötig werden. Außerdem kann sich der Vorstand eine beliebige Anzahl

*) Insbesondere sind Aufnahmegesuche zu richten an den Kassenwart der Gesellschaft, Herrn Oberingenieur Hübbe in Berlin W., Bülowstraße 55.

Digitized by Google

von Mitgliedern kooptieren. Die Verfügung über Ausgaben bis zu je zehn Mark steht dem Schriftführer und dem Kassenwart, über größere Beträge dem Vorsitzenden zu. Die Vertrauensmänner haben Einsicht in die Leitung und Buchführung der Gesellschaft zu nehmen.

Die Wahl der Vorstandsmitglieder sowie auch ein etwaiger Ausschluß derselben geschieht durch Stimmenmehrheit des Vorstandes vorbehaltlich der Genehmigung durch die nächste Hauptversammlung.

§ 10.

Mindestens einmal im Jahre beruft der Vorsitzende eine ordentliche Hauptversammlung der Mitglieder. Wenn es notwendig erscheint, kann der Vorsitzende auch zu andern Zeiten außerordentliche Hauptversammlungen berufen. Er ist hierzu verpflichtet auf schriftlichen Antrag von sieben Mitgliedern. — Zu jeder Hauptversammlung müssen alle Mitglieder eingeladen werden, zu jeder ordentlichen Hauptversammlung mindestens vierzehn Tage vor derselben. In allen Fällen soll der Einladung eine Angabe der aufgestellten Tagesordnung und der etwa zur Verhandlung und Abstimmung kommenden Anträge beigegeben werden. — Es sollen sich hieran auch Verhandlungen über bedeutsame Fragen der Theosophie anschließen.

Künftige Mitteilungen

an die Mitglieder der Theosophischen Vereinigung und der Deutschen Theosophischen Gesellschaft werden nur durch das dazu bestimmte Vereinsorgan „Sphinx“ gemacht. Denjenigen Mitgliedern beider Korporationen, welche nicht auf die „Sphinx“ abonnieren, wird empfohlen, einzelne Hefte der „Sphinx“ zu kaufen, welche der Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig gegen vorherige Einsendung von je 2 Mk. frei versendet.

An stelle der bisher gratis versandten Flugblätter treten

Theosophische Schriften,

welche zum Preise von 20 Pfennigen an im Verlage von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig erscheinen und gegen Einsendung des Preises in Briefmarken oder durch Postanweisung von jeder Buchhandlung wie direkt vom Verlage bezogen werden können. Die Mitglieder der theosophischen Vereinigung und der deutschen theosophischen Gesellschaft können ihr Interesse für die theosophischen Bestrebungen dadurch bethätigen, daß sie die theosophischen Schriften in ihren Kreisen bekannt machen und durch Verkauf oder Schenkung verbreiten. Auch die

Theosophische Bibliothek,

von der bis jetzt die ersten 3 Bände vorliegen und die vom Verlage von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig direkt bezogen werden kann, dient der theosophischen Bewegung. G.

Satzungen

der

Theosophischen Gesellschaft.

Genehmigt von dem General-Vorstand am 27. Dezember 1893.

Artikel I.

Verfassung.

1. Der Name dieser Gesellschaft, welche am 17. November 1875 in New-York Vereinigte Staaten von Amerika gegründet wurde, ist „Theosophical Society“.

2. Die Theosophische Gesellschaft ist eine internationale Körperschaft.

3. Die Zwecke der Theosophischen Gesellschaft sind:

Erstens: Den Kern einer allgemeinen Brüderschaft zu bilden, welcher sich die ganze Menschheit ohne Unterschied der Rasse, des Glaubensbekenntnisses, des Geschlechts, der Kaste oder der Farbe anschließen soll.

Zweitens: Das Studium des Arischen und anderer dem Osten angehörender Litteraturen, Religionen, Philosophien und Wissenschaften zu fördern und die Bedeutung dieser Studien zu beweisen.

Drittens: Unerklärte Naturgesetze und die in dem Menschen schlummernden psychischen Kräfte zu erforschen.

4. Die Theosophische Gesellschaft ist völlig frei von Sektirerei und verlangt von keinem ihrer Mitglieder, daß sie sich zu irgend einer bestimmten Glaubensformel, oder zu einem Dogma bekennen sollen; jedoch muß jeder, der aufgenommen zu werden wünscht, in vollem Einverständnis mit dem Streben sein, den Kern einer allgemeinen Brüderschaft der Menschheit zu schaffen.

5. Die Gesellschaft mischt sich weder in Klassenunterschiede noch in die bestehende Gesellschaftsordnung noch in Politik ein; jeder derartige Eingriff, der in ihrem Namen geschieht, ist ein Bruch der Verfassung. Die Gesellschaft als solche ist nicht verantwortlich für die persönlichen Ansichten ihrer Mitglieder, noch für irgend welchen Ausdruck derselben.

Digitized by Google

Artikel II.

Mitgliedschaft.

1. Die Mitglieder der Theosophischen Gesellschaft sind entweder aktive, korrespondierende oder Ehrenmitglieder.

Korrespondierende Mitglieder sind Personen von Stellung und wissenschaftlicher Bildung, welche bereit sind, Mitteilungen zu machen, die für die Gesellschaft Interesse haben.

Ehrenmitglieder sind Personen, welche sich durch ihre Beiträge zu der theosophischen Wissenschaft, oder durch ihre der Menschheit geleisteten Dienste ausgezeichnet haben.

Alle andern Mitglieder werden als aktive bezeichnet.

2. Die Bezeichnung eines korrespondierenden oder Ehrenmitgliedes soll der Präsident verleihen; aber die Vorstände der Zweigvereine dürfen dem Präsidenten die Namen solcher Personen, die sie als dieser Ehre würdig erachten, zum Zweck der Verleihung unterbreiten.

Diese beiden Klassen sind frei von den Verpflichtungen der aktiven Mitglieder.

3. Mitglieder der Gesellschaft können alle Personen ohne Unterschied des Geschlechts, der Rasse, des Glaubens, des Standes oder der Farbe werden; es soll jedoch kein Mündel und keine Person unter achtzehn Jahren ohne die Erlaubnis ihres gesetzlichen oder natürlichen Vormunds aufgenommen werden.

4. Jedes Aufnahmegesuch muß auf einem von dem vollziehenden Ausschuß der Gesellschaft genehmigten Formular gemacht, von zwei aktiven Mitgliedern der Gesellschaft mit unterzeichnet und von dem Bewerber unterschrieben werden.[1])

5. Innerhalb des Gebiets eines Zweigvereins kann das Gesuch um die Mitgliedschaft und die Rechte der Gesellschaft an den General-Sekretär gerichtet werden, in allen andern Fällen an den Präsidenten.

6. Alle Aufnahmegesuche werden in dem Hauptquartier der Gesellschaft aufgezeichnet, nachdem sie von dem General-Sekretär des Zweigvereins, der sie empfangen hat, richtig eingetragen worden sind.

7. Die Mitglieder der Theosophischen Gesellschaft dürfen keinerlei Würden, Privilegien oder Verpflichtungen sich verleihen lassen oder annehmen, welche im Gegensatz zu den Satzungen der Gesellschaft stehen, oder gegen den Geist derselben verstoßen.

8. Diplome, Patente, Würden, Privilegien oder Verpflichtungen, welche im Widerspruch zu diesen Satzungen gegeben oder angenommen werden, sollen als null und nichtig angesehen werden.

---

[1]) Personen, welche Mitglieder zu werden wünschen, aber keine Mitglieder kennen, können sich selbst an den Präsidenten oder an einen General-Sekretär wenden.

Artikel III.

Zweigvereine und Sektionen.

1. Zur Erleichterung der Verwaltung sind die Vereinsmitglieder in örtliche Zweigvereine und Bezirks-Sektionen eingeteilt. Die Bezeichnung Zweigverein schließt: „Gruppe“ oder „Loge“ ein (wenn es so beurkundet wurde).

2. Ein Zweigverein wird gegründet durch die Aufstellung einer Urkunde, welche im Hauptquartier der Gesellschaft eingetragen, von dem Präsidenten unterzeichnet und mit dem Siegel versehen werden muß; die Urkunde soll mit unterzeichnet werden von dem General-Sekretär der Bezirks-Sektion, in welcher der betreffende Zweigverein sich befindet, und falls derselbe nicht in das Gebiet einer solchen fällt, von dem eintragenden Sekretär. Blanko-Urkunden, welche schon unterzeichnet sind, können den General-Sekretären der Sektionen gegeben werden für den Gebrauch innerhalb ihrer Sektionen. Diese sollen als von dem Hauptquartier ausgehend betrachtet und dort verzeichnet werden, so bald sie von dem jeweiligen General-Sekretär gegengezeichnet und zur Bildung eines Zweigvereins verwendet worden sind.

3. Es soll keine Stiftungs-Urkunde an weniger als fünf Personen, welche aktive Mitglieder sein müssen, verliehen werden.

4. Kein Zweigverein soll gezwungen sein ein Mitglied der Gesellschaft in seinen Verband aufzunehmen, wenn dieses nicht von dem Zweigverein gewählt worden ist und sich verpflichtet hat, sich dessen Sonder-Gesetzen zu fügen. Jedoch ist jedes Mitglied der Gesellschaft, welches innerhalb des Gebietes einer Sektion lebt, ebenso wie jeder Zweigverein innerhalb des Gebietes, ipso facto Mitglied der Sektion und den Entscheidungen des Vorstandes derselben unterworfen, falls der Präsident nicht aus gewichtigen Gründen eine Ausnahme macht.

5. Kein Mitglied soll in mehr als einem Zweigverein als aktives Mitglied verzeichnet werden. Jedoch können Zweigvereine jedes Mitglied der Gesellschaft als ihr Ehrenmitglied wählen, ohne aber hierdurch diesem das Recht zu verleihen, in den Angelegenheiten oder der Verwaltung des Zweigvereins mitzustimmen. Eine solche Wahl zum Ehrenmitglied eines Zweigvereins soll nicht die Ehrenmitgliedschaft in der Gesellschaft verleihen, wie sie in Abschnitt 2 des Art. II vorgesehen ist.

6. Eine Person darf aktives Mitglied der Gesellschaft sein, ohne einem Zweigverein anzugehören; eine solche wird als „unabhängiges“ oder „freies Mitglied“ bezeichnet.

7. Eine Bezirks-Sektion kann von dem Präsidenten der Gesellschaft, der ihren Umfang bestimmt, gegründet werden, wenn wenigstens sieben beurkundete Zweigvereine innerhalb des betreffenden Bezirks darum einkommen.

Digitized by Google

8. Alle Zweigvereine wie unabhängigen Mitglieder, welche sich innerhalb des geographischen Gebietes einer Sektion befinden, sollen deren Entscheidungen unterworfen sein, mit Ausnahme der im Abschnitt 4 bezeichneten Fälle.

9. Jede Sektion soll innerhalb ihres festgesetzten Gebietes das Recht selbständiger Entscheidungen haben, jedoch in Gemäßheit der hier vorgeschriebenen Satzungen der Gesellschaft.

10. Jeder Zweigverein soll das Recht haben, seine eigenen Gesetze und Sondergesetze zu machen, wie die Vereinsbeiträge zu bestimmen, vorausgesetzt natürlich, daß diese Gesetze und Sondergesetze nicht im Gegensatz zu den Zwecken und Satzungen der Theosophischen Gesellschaft, wie sie hier niedergelegt sind, stehen, und daß der Präsident binnen dreißig Tagen nach dem Empfang einer Abschrift derselben keine Einwände dagegen erhebt. — Jeder General-Sekretär soll binnen sieben Tagen nach der Annahme Abschrift der Satzungen und Sondergesetze einer Sektion wie irgend welcher Abänderungen derselben an den Präsidenten einschicken.

11. Satzungen oder Sondergesetze eines Zweigvereins sind erst giltig, wenn der Präsident oder der General-Sekretär der Sektion, in welcher der betreffende Zweigverein sich befindet, der ex officio der Geschäftsführer des Präsidenten sein soll, sie bestätigt hat.

12. Der vollziehende Beamte jeder Sektion soll ein jährlich nach den Satzungen der Sektion gewählter General-Sekretär sein.

13. Der General-Sekretär soll ex officio Sekretär der Theosophischen Gesellschaft sein und als solcher der einzige offizielle Vermittler von Mitteilungen zwischen seiner Sektion und dem Präsidenten der Gesellschaft.

14. Der General-Sekretär jeder Sektion soll dem Präsidenten jährlich und nicht später als am 1. November eine kurze Mitteilung über die Arbeit der Sektion bis zu dem betreffenden Zeitpunkte zukommen lassen, ebenso wie ein Verzeichnis der Namen und Adressen aller derer, welche während der vorhergehenden zwölf Monate bei- und ausgetreten, verstorben oder ausgestoßen sind. Er soll dem Präsidenten sofort von der Ausgabe und von der Zurückziehung einer Stiftungs-Urkunde für einen Zweigverein in seiner Sektion Anzeige machen. Der eintragende Sekretär im Hauptquartier soll dem Präsidenten regelmäßig und auf Anfrage Bericht erstatten über alle Stiftungsurkunden, die in einem Bezirke ausgegeben oder gestrichen sind, der außerhalb des Gebietes der Sektion liegt, ebenso auch über die keinem Zweigverein angehörenden Mitglieder. Die General-Sekretäre sollen weiter dazu verpflichtet sein, dem Präsidenten zu jeder Zeit, wenn es von ihnen verlangt wird, jede vernünftige Auskunft über ihre Sektionen zu erteilen, welche noch nicht gegeben wurde oder verloren gegangen ist.

Artikel IV.

Beamte.

1. Die Gesellschaft soll folgende Beamte haben: einen Präsidenten, einen Vize-Präsidenten, ex officio-Sekretäre, einen eintragenden Sekretär und einen Schatzmeister.

2. Das Recht des Präsidenten und Begründers Colonel H. S. Olcott, den Vorsitz der Theosophischen Gesellschaft lebenslänglich zu behalten, ist anerkannt und aufs neue bestätigt.

3. Die offizielle Dauer der Präsidentschaft ist für seine Nachfolger auf sieben Jahre festgesetzt, jedoch können sie für denselben Zeitraum immer wieder gewählt werden, wenn sie nicht aus einem der im Abschnitt 6 dieses Artikels genannten Gründe unfähig dazu geworden sind.

4. Der Vize-Präsident hat keinerlei Obliegenheiten in der Verwaltung außer denen, die hier in den Satzungen bestimmt sind. Nur in dem Falle des Todes, der Versetzung in den Anklagezustand oder der Amtsniederlegung des Präsidenten sollen die Obliegenheiten des Letzteren ihm zufallen, bis ein neuer Präsident gewählt oder die Angelegenheit geordnet ist. Seine Amtszeit ist abgelaufen, wenn ein neuer Präsident gewählt ist.

5. Im Falle einer Amtsniederlegung des Präsidenten soll sein Entlassungsgesuch an den Vize-Präsidenten gerichtet werden, der den General-Vorstand sofort davon zu benachrichtigen hat; solche Niederlegung des Amtes soll zur festgesetzten Zeit in Kraft treten.

6. Der Präsident soll das Recht haben, seinen Nachfolger zu bestimmen, auch das freigewordene Amt des Vize-Präsidenten zu besetzen. In beiden Fällen ist er aber von der Bestätigung einer Zwei-Drittel-Mehrheit aller Sektionen abhängig. Die General-Sekretäre der Sektionen sind verpflichtet, sofort in ihren Sektionen abstimmen zu lassen und dem Präsidenten das Ergebnis der Abstimmung binnen drei Monaten bekannt zu geben, nachdem ihnen von den Ernennungen Mitteilung gemacht worden ist. Sollten die Ernennungen eine Bestätigung durch Zwei-Drittel-Mehrheit nicht erlangen, so soll der Präsident eine neue Wahl treffen.

7. Bei der Wahl des Präsidenten und Vize-Präsidenten soll jede Sektion das Recht haben, eine Stimme als Sektion abzugeben und eine weitere für zweihundertundfünfzig ihrer Mitglieder, welche ihren Beitrag an die Sektion gezahlt haben.

8. Sollte das Amt des Präsidenten erledigt werden, ohne daß eine Bestimmung darüber unter der vorhergehenden Amtsführung getroffen worden wäre, so soll der Vize-Präsident als Präsident gelten, bis der Nachfolger des Präsidenten gewählt ist; er darf sich als Kandidat für die Präsidentenwahl aufstellen und soll dasselbe Recht der Ernennung haben, wie es im Abschnitt 6 dieses Artikels bestimmt ist.

Digitized by Google

9. Der eintragende Sekretär wie der Schatzmeister der Gesellschaft sollen von dem Präsidenten ernannt werden und nach seinem Belieben im Amte bleiben, vorausgesetzt, daß der Zentral-Vorstand damit einverstanden ist.

Artikel V.

Zentral-Vorstand.

1. Die allgemeine Aufsicht und Verwaltung der Gesellschaft ist einem Zentral-Vorstande übertragen. Dieser besteht aus dem Präsidenten, dem Vize-Präsidenten und den General-Sekretären der Sektionen.

2. Die Geschäfte des Zentral-Vorstandes können auf brieflichem Wege erledigt werden. Alle Fragen werden durch Stimmen-Mehrheit entschieden; die Stimmen werden dem Präsidenten abgegeben, der bei Stimmengleichheit die ausschlaggebende Stimme haben soll. Die Namen der für oder gegen einen Vorschlag stimmenden Sektionen sollen von dem Präsidenten den General-Sekretären zugleich mit der Entscheidung des Vorstands mitgeteilt werden. Falls das Amt eines Vize-Präsidenten von dem General-Sekretär einer Sektion verwaltet wird, soll dieser nur eine Stimme in dem Zentral-Vorstand haben, d. h. er soll nur für seine Sektion, nicht als Vize-Präsident stimmen.

Artikel VI.

Der Präsident.

1. Der Präsident soll der erste vollstreckende Beamte der Gesellschaft sein. Er soll unbeschränkte Gewalt in allen hier nicht besonders festgesetzten Dingen haben und soll dem Zentral-Vorstand, von dem er seine Macht empfängt, verantwortlich für die Art sein, wie er diese anwendet und wie er seine Pflichten erfüllt.

2. Der Präsident kann jeder Zeit durch eine Drei-Viertel-Stimmenmehrheit des rechtsprechenden Ausschusses, der später erwähnt werden wird, aus einem anzugebenden Grunde seines Amtes entsetzt werden. Es wird ihm volle Gelegenheit gegeben werden, vor diesem Ausschuß die gegen ihn vorgebrachten Klagen zu widerlegen. — Diese sollen in Duplikaten bei dem Präsidenten und Vize-Präsidenten schriftlich eingereicht werden.

3. Nach Empfang einer solchen Anklageschrift soll der Vize-Präsident sofort an jedes Mitglied des Zentral-Vorstandes eine Abschrift derselben senden und den rechtsprechenden Ausschuß einberufen, um dieselbe zu prüfen und darüber zu entscheiden. Der rechtsprechende Ausschuß soll in dem Bezirk zusammentreten, in welchem der Wohnsitz des Angeklagten liegt, wenn nicht der Beschuldigte selbst mit einem andern Ort für die Untersuchung einverstanden ist. Die Mitglieder des Zentral-Vorstandes sollen ex officio zu diesem Ausschusse gehören. Außer diesen ex officio-Mitgliedern soll der Angeklagte und jede Sektion der Gesellschaft das Recht haben, zwei weitere Mitglieder zu ernennen. Diese dürfen aus allen Sektionen der

Gesellschaft gewählt werden. Der so gebildete Ausschuß soll an dem Ort der Verhandlungen zusammenkommen, die Anklage wie die Verteidigung prüfen und seine Entscheidung aussprechen, nachdem er das Beweismaterial geprüft und die Zeugen verhört hat. Bis zu der Beendigung dieses Verfahrens soll die vollstreckende Gewalt des Präsidenten, wenn er der Angeklagte ist, auf den Vize-Präsidenten übergehen.

4. Dasselbe Verfahren soll mutatis mutandis im Falle des Vize-Präsidenten eintreten.

5. Der Präsident soll der Bewahrer aller Archive und Aufzeichnungen der Theosophischen Gesellschaft sein.

6. Der jeweilige Präsident soll einer der Vertrauensmänner und Verwalter sein für alles wirkliche Vermögen, angelegte wie unangelegte Gelder und jede andere Art von Besitz, welchen die Gesellschaft jetzt inne hat, oder welcher ihr später zufallen wird.

7. Der Präsident soll die entscheidende Instanz in allen streitigen Fragen sein, welche zwischen Mitgliedern oder Zweigvereinen und Sektionen sich erheben sollten. Doch müssen alle Meinungsverschiedenheiten zwischen Zweigvereinen und Mitgliedern in erster Instanz dem Vorstande der Sektion zur Ausgleichung vorgelegt werden. Die Berufung ist nur in Ausnahmefällen zulässig, oder wenn der Vorstand der Sektion außer stande ist, den Fall zu entscheiden.

8. Der Präsident soll das Recht haben, eine oder mehrere seiner Befugnisse auf andere, von ihm gewählte Personen zu übertragen, und soll pro tem. alle erledigten Aemter der Gesellschaft besetzen.

Artikel VII.

Stiftungsurkunden und Mitgliedskarten.

1. Alle Urkunden, welche sich auf Sektionen oder Zweigvereine beziehen, und alle Mitgliedskarten erhalten ihre Gültigkeit durch den Präsidenten, als vollstreckenden Beamten des General-Vorstands, und können von diesem für nichtig erklärt werden.

2. Die örtliche Verwaltung der Sektionen und Zweigvereine soll ihre Aemter nach den Bestimmungen der Stiftungsurkunden versehen.

3. Die Zweigvereine sollen völlig freie Selbstverwaltung im Inneren haben, vorausgesetzt, daß sie nicht gegen die Verfassung verstoßen, oder die Satzungen der Gesellschaft oder der Sektion verletzen, zu der sie gehören.

4. Jedem Gesuch an den Präsidenten um eine Stiftungsurkunde für einen Zweigverein oder eine Sektion soll von den Antragstellern das Versprechen beigefügt sein, daß die betreffende Sektion oder der Zweigverein sich den Satzungen der Gesellschaft und denen der Sektion unterwerfen wird, in welcher der Zweigverein gegründet werden soll.

5. Jedes Gesuch um eine Stiftungsurkunde für einen Zweigverein soll von wenigstens fünf aktiven Mitgliedern der Gesellschaft unterzeichnet

sein. Gesuche, welche sich auf die Gründung eines Zweigvereins innerhalb einer Sektion beziehen, müssen an den General-Sekretär der Sektion gerichtet werden, in andern Fällen an den Präsidenten, der nach Gutdünken die Urkunde bewilligen kann oder nicht.

Artikel VIII.

Hauptquartier.

1. Das Hauptquartier der Gesellschaft befindet sich in Adyar, Madras Indien.

2. Das Hauptquartier und aller weitere Besitz der Gesellschaft, einschließlich der Adyar-Bibliothek, des Stammvermögens, wie aller anderen Gelder soll den zur Zeit bestellten Vertrauensmännern der Theosophischen Gesellschaft in Verwaltung gegeben werden, oder denen, welche der Vollmacht vom 14. Dezember 1892 (eingetragen in dem Chingleput District Office Madras Indien) gemäß verfahren.

Artikel IX.

Ausgaben.

Berechtigte Ausgaben sollen sein:

Die Erhaltung des Hauptquartiers, einschließlich Reparaturen und Verbesserungen des Besitzes.

Ausbreitung der Theosophischen Arbeit.

Die Erhaltung und Vergrößerung der Adyar-Bibliothek.

Gehälter der Bediensteten.

Ankauf von Büchern.

Bureau und Reisekosten.

Veröffentlichungen.

Versammlungen, wenn solche stattfinden, und andere würdige Zwecke, je nach Zeitbedürfnis.

Artikel X.

Abrechnung.

Die Abrechnung der Gesellschaft soll jedes Jahr von einem dazu geeigneten Ausschuß geprüft werden, den der Präsident ernennt.

Artikel XI.

Gebühren und Abgaben.

1. Jede Sektion ist verpflichtet, soweit es ihre Verhältnisse erlauben, möglichst freigebig zu der Erhaltung des vollstreckenden Beamten, wie des Hauptquartiers beizusteuern.

2. Die an das Schatzamt von den außerhalb des Gebietes einer Sektion befindlichen Zweigvereinen zu zahlenden Beiträge sind folgende: Für die Stiftungsurkunde 1 £; für jede Mitgliedskarte 5 sh; für den Jahresbeitrag jedes Mitglieds 2 sh. oder deren Wert.

3. Unabhängige Mitglieder, welche keiner Sektion oder keinem Zweigvereine angehören, zahlen einen jährlichen Beitrag von 5 sh. an das Schatzamt.

Artikel XII.

Versammlungen.

1. Jede Sektion soll eine jährliche Versammlung zur Zeit und am Orte halten, wie sie in ihren Satzungen vorgeschrieben sind.

2. Der Präsident soll das Recht haben, nach Gutdünken besondere Versammlungen zu berufen. Bei der Aufforderung dazu ist mitzuteilen, zu welchen einzelnen Zwecken die Versammlung abgehalten werden soll.

Artikel XIII.

Vergehen.

1. Ausgeschlossen wird sofort jedes Mitglied und jeder Beamte, der den Versuch macht, die Gesellschaft in politische Erörterung hineinzuziehen, oder der sich gegen Abschnitt 4 oder 5 von Artikel 1 vergeht. —

2. Kein Mitglied, Beamter oder Vorstand der Theosophischen Gesellschaft oder irgend einer Sektion, oder eines Zweigvereins derselben soll irgend eine Lehre, als ob sie von der Gesellschaft ausginge oder vertreten würde, verbreiten oder aufrecht erhalten.

3. Gelegenheit, sich bei einer eigens berufenen Versammlung des Zweigvereins oder der Sektion zu verteidigen, wird jedem Mitglied der Gesellschaft gegeben, welches beschuldigt worden ist, ein anderes Mitglied verleumdet, oder dessen religiöses Gefühl absichtlich bei einer Versammlung der Sektion oder des Zweigvereins verletzt, oder sich einer groben Ungebühr schuldig gemacht zu haben, oder welches eines sittliche Verworfenheit voraussetzenden Vergehens gegen die Strafgesetze seines Landes überführt worden ist. — Wird der Betreffende schuldig befunden, oder kann er sich nicht wirksam verteidigen, so darf der vollstreckende Ausschuß der Sektion im Falle der Zweckmäßigkeit dieses Mitglied ausstoßen und den Präsidenten von der Thatsache benachrichtigen, damit der Name aus den Mitgliederlisten gestrichen wird. Doch hat der Angeklagte das Recht, bei dem Präsidenten Berufung einzulegen, dessen Urteil endgültig sein soll. So lange die Entscheidung des Präsidenten noch nicht ergangen ist, sind seine Mitgliedsrechte einstweilen außer Wirksamkeit gesetzt.

Artikel XIV.

Revision.

1. Die jetzigen Satzungen der Theosophischen Gesellschaft sollen bestehen bleiben, bis sie von einer Stimmenmehrheit von zweidrittel des Zentral-Vorstandes abgeändert werden.

2. Abänderungs- und Verbesserungs-Vorschläge in bezug auf die Satzungen der Theosophischen Gesellschaft müssen zuerst dem Präsidenten

schriftlich mitgeteilt werden, der innerhalb von 30 Tagen dieselben mit seinen Bemerkungen versehen an die General-Sekretäre der Sektionen senden wird.

3 Es soll keine Abänderung oder Erweiterung der Satzungen der Theosophischen Gesellschaft stattfinden, die nicht 4 Monate vorher den General-Sekretären der Sektionen mitgeteilt worden ist. Diese sollen sofort das Urteil der Mitglieder ihrer Sektionen über die Neuerung in Erfahrung bringen und es dem Präsidenten mitteilen.

4. Sollte bei einer vorgeschlagenen Abänderung nur eine Stimme an der nötigen Zwei-Drittel-Mehrheit fehlen, so darf der Präsident nach Gutdünken diese Stimme ergänzen.

5. Alle früheren Satzungen der Theosophischen Gesellschaft sind hiermit aufgehoben, ebenso werden hierdurch alle Satzungen und Spezial-Gesetze der Sektionen und Zweigvereine, welche den vorliegenden Satzungen widersprechen, als ungültig und ungesetzlich erklärt.

Artikel XV.

Aufnahmen anderer Gesellschaften.

1. Der Präsident soll das Recht haben, nach seinem Gutdünken irgend welche andere Gesellschaft in die Theosophische Gesellschaft aufzunehmen.

Notiz. Die folgenden sind schon aufgenommen:

(1) Die Sanskrit Sabha von Benares.

(2) Die Litterarische Gesellschaft von Benares Pandits, mit Pandit Rama Misra Chastri, Professor von Sânkhya Benares College als Präsident.

(3) Die Hindû Sabha, gegründet von M. R. Ry. A. Saukariha Avergal B. A. verstorbenen Naib Devan von Cochin.

Bei einer Bharat Mahâmundala (Versammlung) von orthodoxen Pandits und andern Freunden der Hindû Religion und der Sanskrit Litteratur, welche in Haridwar am 30. Mai 1887 zusammenkam, wurde folgender Beschluß einstimmig gefaßt.

Beschluß: Daß diese Sabha einstimmig ihre Anerkennung der selbstlosen und wirksamen Hilfe ausspricht, welche die Theosophische Gesellschaft der Sache der Landesreligion in Indien, sowie durch Verbreitung der Kenntnis der Lehren unserer heiligen Weisen in fernen Ländern während der letzten 10 Jahre geleistet hat. —

Beschluß: Daß diese Sabha allen Prinzen und Freunden der Hindû-Religion (Sanâtana Dharma) ernstlich empfiehlt, der Gesellschaft so viel als möglich beizustehen, und die Adyar-Bibliothek zu einem so nützlichen und mächtigen nationalen Unternehmen zu gestalten, als es die Begründer beabsichtigten.

Genehmigt in Adyar den 30. Dezember 1893 für die General-Sekretäre der amerikanischen, europäischen und indischen Sektionen infolge besonderer mir von William Q. Judge, George R. S. Mead und Bertram Keightley, die vorhererwähnten Generalsekretäre, erteilten Vollmachten.

Unterzeichnet:

Annie Besant.

Offizielle Beglaubigung.

Ich bezeuge hiermit, daß das obige eine wahre Abschrift der Satzungen der Gesellschaft enthält, wie sie bis zu diesem Tage von dem Zentral-Vorstand geprüft und verbessert wurden. Dieselben sollen von dem 1. Januar 1894 an in Kraft treten, an stelle der bisher geltenden Satzungen.

H. S. Olcott P. T. S.

Zentralstelle der T. S.
Adyar-Madras
31. Dezember 1893.

Digitized by Google

Satzungen

der

Europäischen Sektion der Theosophischen Gesellschaft.

Angenommen von der ersten jährlichen Versammlung der Theosophischen Gesellschaft in Europa (1891) und verbessert durch die dritte (1893).

Artikel I.

1. Die europäische Sektion der Theosophischen Gesellschaft ist nach den Satzungen der Theosophischen Gesellschaft gegründet und besteht aus allen mit Stiftungs-Urkunden versehenen Zweigvereinen (oder Logen) und unabhängigen Mitgliedern innerhalb der geographischen Grenzen Europa's.

2. Mit der Verwaltung der allgemeinen Angelegenheiten der Sektion ist ein Vorstand betraut, der aus den Präsidenten der Zweigvereine ex officio besteht, sowie aus einem Abgeordneten für je 25 Mitglieder jedes Zweigvereins und aus dem General-Sekretär wie dem Schatzmeister; die Selbstverwaltung der Zweigvereine in örtlichen Angelegenheiten wird zugesichert und erhalten.

3. Eine Anzahl Zweigvereine in einem Lande kann, wenn es ratsam erscheint, zum Zweck besserer Verwaltung ihrer Angelegenheiten, einen National-Außschuß oder eine Unter-Sektion bilden.

4. Im Monat Juli jeden Jahres, wenn möglich in der zweiten Woche desselben, soll eine General-Versammlung des Vorstands und der Sektion stattfinden. Ort und Zeit sollen von dem vollstreckenden Ausschuß bestimmt werden und Beides soll nebst einer Geschäftsordnung 28 Tage vor dem festgesetzten Termin allen Zweigvereinen und unabhängigen Mitgliedern mitgeteilt werden. Die Versammlung soll von einem Vorsitzenden geleitet werden, der bei jeder Versammlung gewählt wird. Die beschlußfähige Anzahl bei jeder Versammlung soll aus sieben bestehen, die die Vertreter von nicht weniger als 7 Zweigvereinen sein müssen. Jedes Mitglied der Sektion kann zugegen sein und sprechen, das Recht abzustimmen beschränkt sich jedoch auf den Vorstand. Schriftliche Vertretung im allgemeinen und im besonderen soll erlaubt sein. Der Vorsitzende jeder Versammlung soll ausschlaggebende Stimme haben.

Digitized by Google

5. Besondere Versammlungen können von dem General-Sekretär auf schriftliches Ersuchen des vollstreckenden Ausschusses oder von sieben angesehenen Zweigvereinen einberufen werden.

6. Sieben Tage vor der jährlichen oder einer anderen besonderen Versammlung soll jeder Zweigverein eine Liste seiner Mitglieder mit der Unterschrift des Präsidenten oder Sekretärs des betreffenden Zweigvereins an den General-Sekretär senden; darauf soll der General-Sekretär seine Verzeichnisse demgemäß berichtigen und abschließen und alle Fragen Stimmberechtigung betreffend sollen hiernach entschieden werden. Alle Gebühren und Abgaben müssen von den Zweigvereinen für die auf ihren Listen verzeichneten Mitglieder gezahlt sein.

7. Ein Delegierter, welcher die europäische Sektion bei der General-Versammlung der Theosopischen Gesellschaft zu vertreten hat, kann entweder bei der jährlichen General-Versammlung der Sektion oder durch eine Mehrheit der von dem Vorstand schriftlich abgegebenen Stimmzettel gewählt werden, die dem General-Sekretär zu übersenden sind.

8. Jeder nationale Ausschuß, oder jede Unter-Sektion, oder jeder Zweigverein bestimmt seine eigenen Sonder-Gesetze und verwaltet seine Angelegenheiten selbst, unbeeinträchtigt von dem Vorstand, dem General-Sekretär oder anderen Beamten des vollstreckenden Ausschusses, immer vorausgesetzt, daß die Satzungen der Gesellschaft und der Sektion nicht verletzt werden. Kein Mitglied einer Sektion darf in mehr als einem Zweigverein Mitglied sein, auch darf er nur in einem wählen oder zu einem Amte gewählt werden, doch dürfen Zweigvereine Mitglieder anderer Vereine als außerordentliche Mitglieder wählen.

Artikel II.

1. Es soll ein vollstreckender Ausschuß von nicht weniger als sieben Mitgliedern gebildet werden, zu denen ex officio der General-Sekretär und der Schatzmeister gehören sollen. Der General-Sekretär, Schatzmeister, wie zwei weitere Mitglieder des Ausschusses müssen in der Stadt oder deren nächster Nähe wohnen, wo die Zentralstelle der Sektion sich befindet; alle vollstreckende Thätigkeit des Vorstandes soll von diesem Ausschusse ausgeübt werden; er soll in der Jahresversammlung gewählt werden und darf Lücken, welche durch Amtsniederlegung oder auf andere Weise entstehen, in der Zwischenzeit selbst ausfüllen. Seine beschlußfähige Zahl sollen drei seiner Mitglieder sein. Jedes europäische Land, welches sieben Zweigvereine enthält, muß in diesem Ausschuß vertreten sein.

2. Der General-Sekretär des vollstreckenden Ausschusses soll mit der ausführenden Thätigkeit betraut sein. Er soll für die Aufbewahrung aller Aufzeichnungen und Dokumente in der Zentralstelle der Sektion verantwortlich sein und jährlich von der Generalversammlung gewählt werden. Der vollstreckende Ausschuß kann auch Hülfs-Sekretäre und einen Bibliothekar ernennen.

3. Es soll bei jeder Jahresversammlung ein Schatzmeister für die Sektion gewählt werden, der die Gelder der Sektion zu verwahren und darüber Rechnung abzulegen hat. Es sollen auch jährlich zwei Rechnungsprüfer ernannt werden, die jährlich und auch zu jeder Zeit, wenn der vollstreckende Ausschuß es verlangt, die Rechnungen prüfen.

4. Das Rechnungsjahr jeder Sektion soll am 30. April endigen und von dem Schatzmeister eine jährliche Bilanz angefertigt werden, die von den Rechnungsprüfern abzunehmen und durch den General-Sekretär an alle Zweigvereine 21 Tage vor der Jahresversammlung einzusenden ist.

Artikel III.

1. Die Mitgliedschaft der Theosophischen Gesellschaft ist für jede Person ohne Rücksicht auf Rasse, Glaubensbekenntnis, Geschlecht, Kaste oder Farbe zugänglich.

2. Jede Person kann Mitglied der Theosophischen Gesellschaft sein, ohne einem Zweigvereine anzugehören, und wird in diesem Falle ein „unabhängiges Mitglied".

3. Die Aufnahme in die Theosophische Gesellschaft ist, wie folgt, zu erlangen:

a) Der Bewerber muß das durch die Satzungen der Theosophischen Gesellschaft vorgeschriebene und von dem vollstreckenden Ausschuß der Sektion gelieferte Formular unterzeichnen, dasselbe muß dann, von zwei Mitgliedern der Gesellschaft gegengezeichnet, an den General-Sekretär eingeschickt werden.

b) Das Gesuch um Aufnahme kann an jeden Zweigverein gerichtet werden, in den der Bewerber einzutreten wünscht. Die Aufnahme verleiht dann die Mitgliedschaft der Gesellschaft.

c) Wenn eine Person unabhängiges Mitglied zu werden wünscht, kann der Präsident dieselbe aufnehmen, nachdem er sich davon überzeugt hat, daß sie sich dazu eignet.

4. Die Namen aller der in die europäische Gesellschaft aufgenommenen Personen sollen vom General-Sekretär eingetragen werden. Jeder Zweigverein soll gleich, nachdem er ein Mitglied aufgenommen hat, das Gesuch um Aufnahme mit Hinzufügung des Datums der Aufnahme, durch den Präsidenten oder Sekretär des Zweigvereins beglaubigt, an den General-Sekretär senden und zugleich den Geldbeitrag, welcher dem General-Sekretariat zukommt, beifügen. Der General-Sekretär wird hierauf der dazu berechtigten Person die Mitgliedskarte der Gesellschaft zuschicken. Kein Anderer, als der General-Sekretär soll das Recht haben, die Mitgliedskarte zu verleihen.

5. Die Mitgliedsliste soll der Einsicht der Präsidenten der Zweigvereine zugänglich sein, ebenso nach Gutdünken des General-Sekretärs und des vollstreckenden Ausschusses anderen Mitgliedern des Zweigvereins.

6. Fünf oder mehr Mitglieder der Gesellschaft können eine Stiftungsurkunde für einen Zweigverein erhalten, wenn sie schriftlich bei dem General-Sekretär darum einkommen.

Jedes derartige Gesuch muß von dem Versprechen begleitet sein, sich diesen Satzungen fügen zu wollen.

7. Die zu zahlenden Abgaben und Beiträge sind folgende:

a) Jeder Zweigverein kann nach freier Wahl bestimmen, was für Beiträge ihm für seine besonderen Zwecke geleistet werden müssen.

b) An den General-Sekretär müssen bei jedem Aufnahmegesuch 5 sh. englisch (oder deren Wert) gezahlt werden. Die Hälfte davon soll dieser an die Zentralstelle der Gesellschaft in Indien senden.

c) Der jährliche Beitrag, welcher von jedem unabhängigen Mitglied und von jedem Zweigverein für jedes englisch lesende Mitglied auf seinen Listen an das General-Sekretariat zu zahlen ist, sind: 5 sh. (oder deren Wert), für alle anderen Mitglieder 2 sh. und 6 pence (oder deren Wert).

d) Jedes Gesuch um eine Stiftungsurkunde soll von einer Abgabe von 1 £ oder dessen Wert begleitet sein, wovon die Hälfte von dem General-Sekretär an die Zentralstelle in Indien zu senden ist.

8. Alle eingegangenen Gelder sollen an das Schatzamt der Sektion abgeliefert und mit der Einwilligung des vollstreckenden Ausschusses verwendet werden.

9. Die jährlichen Beiträge sollen im voraus, nicht später als den 31. Mai, oder in besonderen Fällen an einem anderen, von dem vollstreckenden Ausschuß festgesetzten Termin gezahlt werden. Mitglieder, deren Beiträge nicht bis zu diesem Termin bezahlt sind, können von den Listen gestrichen werden.

10. Der vollziehende Ausschuß soll das Recht haben, Beiträge zu erlassen, sowohl im einzelnen, als im allgemeinen und für ganze Nationen.

Artikel IV.

Diese Satzungen können geändert und verbessert werden bei jeder Versammlung der Sektion.

Korrekte Abschrift — **G. F. S. Mead,**
21. Februar 1894. — General-Sekretär der Europäischen Sektion der T. S.

Aus dem Englischen übersetzt von A. Faehndrich — von Nordeck zur Rabenau.



Digitized by Google

Erster Jahrestag
der Theosophischen Vereinigung und der Deutschen Theosophischen Gesellschaft.

Am Sonntag, dem 12. Aug. 1894, wurde im Vereinshause zu Berlin W, Wilhelm Straße 118, der Erste Jahrestag der Theosophischen Vereinigung abgehalten. Zu demselben wurden alle Mitglieder der T. V. eingeladen, insbesondere die Mitglieder des Esoterischen Kreises und der Deutschen Theosophischen Gesellschaft. Auch Gäste hatten Zutritt.

Das Programm des Jahrestags war folgendes:

Nachmittags 5 Uhr:

Hauptversammlung des Esoterischen Kreises der T. V. und der Deutschen Theosophischen Gesellschaft.

Tagesordnung:

1. Berichterstattung und Rechnungsablegung.
2. Antrag von Dr. Hübbe-Schleiden: Auflösung des Esoterischen Kreises in die Deutsche Theosophische Gesellschaft.

Abends 6 Uhr:

Jahrestag-Versammlung der Theosophischen Vereinigung und der Deutschen Theosophischen Gesellschaft.

Eröffnung des Jahrestages und Begrüßung der Anwesenden durch den Vorsitzenden, Dr. Hübbe-Schleiden.

Vorträge:

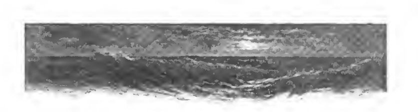
1. Dr. Hübbe-Schleiden: Die Aufgaben des Theosophen.
2. Ludwig Deinhard: Ueber das Gedankenleben des Menschen.
3. Graf Brockdorff: Karma im Christentum.
4. Landgerichtsrat Krecke: Das sittliche und das sociale Elend; wie ihm die Theosophie entgegenwirkt.

Abrechnung der Theosophischen Vereinigung.

Saldo-Vortrag	. . . .	Mk. 573,75
Allgemeine Mitglied-Beiträge	Mk. 1631,02	
500 Anmeldekarten	. . . .	„ 6
3000 Flugblätter 13/14	. . . .	„ 67
3300 Flugblätter 15	. . . .	„ 83
Postwerte, Telegramme und Frachten	. . . .	„ 250,55
Büreau-Miete, 7 Monate	. . . .	„ 350
Schreiber-Gehalt, 3 Monate	. . . .	„ 180
Büreau-Spesen	. . . .	„ 250,80
Ungedeckter Saldo	„ 130,08	
	Mk. 1761,10	Mk. 1761,10
Saldo-Vortrag	. . . .	Mk. 130,08

Steglitz bei Berlin, 1. August 1894.

Der Vorstand der Theosophischen Vereinigung
Hübbe-Schleiden.



Aus unserem Leserkreise.

Theosophie und Anarchie.

Offener Brief an Herrn Dr. Ernst Ewald.

Berlin, 5. August 1894.

Hochgeehrter Herr!

Gestatten Sie einem nur wenig mehr als „zwanzigjährigen Knabenkopf" etwas von seinen Ansichten über die „teuflischen Theorien des Anarchismus" als Erwiderung auf Ihren in mancher Beziehung sehr sympathischen Aufsatz „Theosophie gegen Anarchie"[1]) mitzuteilen.

Die Theorie des Anarchismus steht vor allem im krassesten Widerspruch zu den schrecklichen Attentaten der sogenannten Anarchisten. Dieselbe vertritt vielmehr die Ansicht, daß völlige Herrschaftslosigkeit und absolute Freiheit des einzelnen, soweit sie nicht in die Rechte eines anderen eingreift, ein hoch über den jetzigen Verhältnissen stehender und darum zu erstrebender Zustand sei.

Ob dieser Zustand von einer Gesellschaft, die aus Durchschnittsmenschen unserer Zeit zusammengesetzt ist, möglich ist, bezweifle ich persönlich. Mir scheint einstweilen eine Gesellschaftsordnung, wie sie Hertzka in seinem „Freiland" beschreibt, das zunächstliegende Ziel zu sein und ich halte auch diesen Zustand nur in Begleitung von theosophischer Weltanschauung für durchführbar.

Diese Mörder aber, die sich Anarchisten nennen und von der großen Menge dafür gehalten werden, handeln durchaus gegen das Prinzip des Anarchismus.

Trotzdem gehe ich wenigstens soweit, diese Ausschreitungen zu begreifen. Wir treffen da und dort in der Weltgeschichte Beispiele, wo die durch Gewalt unterdrückte Gerechtigkeit den unschuldig Verurteilten zum

[1]) Vergl. „Sphinx", August 1894, 102. Heft, Seite 112—115.

Ungerechten macht und ihn dazu treibt, Gewalt mit Gewalt zu bekämpfen. Ich erinnere nur an den Anarchisten des 16. Jahrhunderts, Michaël Kohlhaas. Und sieht man heute, wie die Sozialisten, oft von den reinsten Motiven geleitet und bessere Zustände erstrebend, ihre ganze Kraft in den Dienst der Sache stellen und dabei von der Staatsgewalt beständig bedroht, von besitzenden und herrschenden Klassen, die ihren Egoismus gefährdet sehen, fortwährend als Vaterlandsfeinde angeschwärzt und vor Gericht häufig ungerecht behandelt werden, so muß man sich nicht wundern, wenn solche Menschen, denen oft jede höhere Erkenntnis durch materialistische Irrlehren geraubt ist, dieser die Macht mißbrauchenden Gewalt ebenfalls Gewalt gegenüber setzen.

Ich kenne hier eine von Liebe zu ihren Mitmenschen durchglühte Frau, die ihre Beredsamkeit in den Dienst der Sozialdemokratie gestellt hat. Als einst ein Führer dieser Partei wegen eines unvorsichtigen Wortes verhaftet wurde und seine Frau an einer durch diesen Kummer herbeigeführten Fehlgeburt starb, worauf dem Verurteilten nicht einmal die Anwesenheit bei der Beerdigung seiner Lebensgefährtin gestattet wurde, hielt die oben Erwähnte in öffentlicher Versammlung eine zündende Rede über diesen Vorfall. Darauf wurde sie ebenfalls verhaftet. Als Protest gegen die ihr ungerecht erscheinende Gewalt nahm sie keine Nahrung zu sich, worauf ihr die Speise zwangsweise eingeschüttet wurde. Ich muß gestehen, daß ich nach solcher Behandlung und ohne das Licht der Theosophie einer von jenen Unglücklichen geworden wäre, die von den modernen Pharisäern jetzt so sehr verachtet und verurteilt werden.

Sehen diese Leute außerdem, wie die Religion oft von Menschen ohne jede eigene Ueberzeugung zur Sicherung der Macht und des Besitzes mißbraucht wird, so muß man sich auch nicht wundern, wenn sie alles geistige von sich stoßen und zunächst nach Greifbarem verlangen.

Ich möchte darum unsere heutige Gesellschaft, anstatt Steine auf diese Verblendeten zu werfen, an ihre eigene Brust schlagen heißen und sich zu fragen, ob nicht das, was sie jetzt als Unrecht von diesen Verstoßenen empfindet, tausendfach verdiente Sühne ist für die unerhörten Notschreie ihrer unterdrückten und enterbten Brüder.

Mit vorzüglicher Hochachtung bleibe ich Ihr ergebener

R. G. Ring.

Nachwort.

Herr R. G. Ring spricht von anständigen Anarchisten, ich sprach gegen unanständige.

Dr. Ernst Ewald.





Bemerkungen und Besprechungen.

Selbstmord in der Dichtung.

Dr. Emil Brenning weist in einem Vortrag „Der Selbstmord in der Litteratur“ (Braunschweig, Ranert & Rocco Nachfolger, D. Janssen, Pr. 60 Pf., für Mitglieder der T. V. 45 Pf.) nach, wie der Selbstmord in der Dichtung durch Ueberwindung der kirchlichen Autorität und durch Wiederbelebung des klassischen Altertums psychologisch künstlerische Bedeutung gewann. Lessings Philotas, und Miß Sarah Sampson bilden den Uebergang vom Phrasenspiel zum tragisch erschütternden Ernste in der Verwendung dieses Motives.

Wenn es nun auch wahr ist, daß durch Befreiung von Dogmentyrannei die Dichtung das Recht gewonnen hat, den Selbstmord künstlerisch zu verwenden, so vermisse ich doch bei dem feinsinnigen Verfasser der kleinen Studie noch eine Erklärung, daß die Dichtung ihr ästhetisches Ideal nicht nur vom Zeitenschmutz reinigen und von den Fesseln irgend welcher Dogmen befreien, sondern auch mit dem höchsten Menschheitsideal fortbilden muß. Denn der Dichter muß ein klardenkender, auf der Höhe der Zeiterkenntnis gereifter, von reinstem Wohlwollen geleiteter, von Religiosität durchdrungener Führer seiner Zeitgenossen sein, nicht ihr Photograph, nicht ein technisch geübter Zeichner, nicht ein Kunsthandwerker mit Halbbildung, nicht ein Romantiker, der mit seinen Anschauungen im Mittelalter oder klassischen Altertum steckt; noch weniger darf der Dichter ideallos sein und seine Phantasie, sein Denken und Darstellen, sein dann also nur technisches Talent in den Dienst der Selbstsucht stellen und dadurch zur Maschine des Erwerbs in jedem Sinne herabwürdigen.

Der wahre Dichter und als solcher der Führer seines Volkes, ja seiner Zeit wird sich also nicht mit der Anschauung der alten Griechen und Römer begnügen, sondern dahin wirken, daß die Dichtung ihr Ideal auch von diesen Fesseln befreit, welches nun wirklich lange genug seine Dienste gethan und schon längst als beschränkte, noch nicht einmal geozentrische, sondern omphalozentrische Lebensauffassung den fortdrängenden Zeitgeist gehemmt hat. Darum wird der wahre Dichter auch den Selbstmord nicht mehr als Motiv in dem Sinne der altgriechischen Lebensauffassung verwenden. Mancher Dichter hat ihn schon als deus ex machina wirken lassen, wenn er selbst nicht mehr wußte, wo ein, wo aus. Den Selbstmord zu umgehen, erfordert im Leben wie in der Dichtung weit

Digitized by Google

mehr Geisteskraft und Seelenstärke, als ein Schuß durch den Kopf. Und das höhere Ideal der Dichtung wäre die Lösung der Frage: Wie kommen wir ohne Mord und Selbstmord aus?

Denn Mord und Selbstmord ist die gleiche rohe Gewaltthat, welche die Situation nur verwirrt und verschlimmert — im Leben wie in der Dichtung. Rohheit wechselt mit Irrsinn, unentwickeltes Geistesleben und Wollen wechselt mit überlebtem, entartetem Bewußtsein. Beides führt zu Mord und Selbstmord. Aus diesem Labyrinth muß die lebenführende Dichtung einen rettenden Ausweg durch Veredelung und Heilung des Bewußtseins auf jenen beiden Kontraststufen zeigen. So wird sie ihr Ideal fortbilden und durch Vertiefung des Innenlebens den Weg zu neuem Heile weisen. Der Faden muß zu feinem Gewebe verflochten, aber nicht durchschnitten werden. **Dr. Göring.**

Graf von Schack nach Brenning.

Am 14. April 1894 Abends 7 Uhr starb Graf von Schack im Hôtel de Rome zu Rom. Ein reiches Dichterleben ging damit zu Ende. Was der Verfasser der „Nächte des Orients" geschaffen hat, überdauert sein Erdenleben. Die vornehme Dichternatur dieses interessanten Mannes schildert Dr. Emil Brenning in seinem litteratischen Essay „Graf Adolf Friedrich von Schack" (Braunschweig, Rauert & Rocco Nachfolger, D. Janssen, Pr. 1 Mk, für Mitglieder der T. V. 75 Pfg.). **Dr. G.**

Lieder des Himmels.

Hans H. Busse hat unter dieser Aufschrift ein hübsches kleines Heft lyrischer Gedichte herausgegeben (bei Karl Schüler in München, 35 S.), die sich vom Kunststandpunkte aus durch liebenswürdigen Inhalt und gefällige Behandlung der „modernen Form" empfehlen. Vom Gesichtspunkte der Theosophie kennzeichnen sie sich durch das folgende darin enthaltene Gedicht:

Ich will dich zwingen,
wahnsinnige Glut,
ich will dich zwingen,
mein lüsternes Blut.

Ich will mich kleiden
in härene Tracht,
ich will mich flüchten
zur Nordlandsnacht.

Ich will verdammen
das Sonnenlicht,
ich will, ich will . . .!
— ich kann es nicht.

H. S.

Eingegangene Beiträge vom 25. Juni bis August 1894.

Von Landgerichtsrat Servatius in Croy (Mosel): 2 Mk. 50 Pfg. — A. O. in Stuttgart: 5 Mk. — Paul Drittler in Nürnberg: 20 Mk. — Frau Therese Schöpping in München: 3 Mk. — C. D. in Troppau: 4 Mk. 85 Pfg. — Amtsrichter Grohne in Eiterfeld: 12 Mk. — Paul Drittler in Nürnberg: 20 Mk. — Zusammen: 67 Mk. 35 Pf.

Steglitz bei Berlin, den 1. August 1894.

Der Vorstand der Theosophischen Vereinigung
Hübbe-Schleiden.

Person und Sache.

Herrn Dr. Göring und den zahlreichen Freunden, die mich zum 4. August mit Zuschriften und Telegrammen begrüßt haben, sowie vor allem dem Urheber dieser wohlgemeinten „Ueberraschung", sage ich meinen aufrichtigen Dank für diese gute Absicht, mir eine Freude zu bereiten. Zugleich benutze ich diese Gelegenheit, um diejenigen kleinen nebensächlichen Ungenauigkeiten zu berichtigen, welche nicht meine Person allein, sondern auch die Anfänge unserer Bewegung in Deutschland betreffen.

Nicht erst Mitte 1885, sondern schon im Anfang 1884 wurde ich mit der theosophischen Litteratur bekannt, die damals freilich fast nur in der Monatschrift „Theosophist" und in Sinnetts ersten Büchern „The Occult World" und „Esoteric Buddhism" bestand. Die Stimmung aber, in der ich seit jener Zeit gewirkt habe, entspricht durchaus nicht den Vermutungen meines wohlmeinenden Freundes. Von „Qual" und „Opfern" weiß ich garnichts; mir „Mühe" zu geben Tag und Nacht ist mein Begriff von Leben; was die „Kulturmenschen" Vergnügungen nennen, sind für mich Strapazen, alle Zerstreuungen sind höchst schädliche Zeitvergeudung; und „Enttäuschungen" habe ich nicht erfahren, weil ich selten nur von andern, als mir selbst, etwas verlangte und erwartete.

Alle Rücksichtnahme auf persönliche Interessen ist vom Uebel. Wehe unserer Zeit, in der dies Uebel noch so oft notwendig ist! Alle aber, die den Zielen unsrer Monatsschrift dienen wollen, sollten ihre Kraft und Aufmerksamkeit ganz der Sache widmen. Jedem, der für die Aufgaben der Theosophie nur das geringste leistet, werde ich mich stets zu aufrichtigem Dank verpflichtet fühlen, und zwar nicht in meinem Namen, sondern in dem Geiste, der selbst namenlos ist. **Hübbe-Schleiden.**

Selbstanzeigen.

Da es für die Leser unserer Monatsschrift wertvoll ist, mit den Verfassern neuer Bücher in unmittelbare Verbindung zu treten, so ersuche ich die Verlagsbuchhandlungen, denen an einer Besprechung ihrer Werke gelegen ist, mit der Einsendung derselben zugleich die Verfasser zur Abfassung von Selbstanzeigen anzuregen. Auch den Autoren direkt gilt meine Bitte.

Dieser Wunsch darf nicht so mißverstanden werden, als sollten die Verfasser ihre Werke loben, tadeln oder irgendwie kritisieren. Vielmehr handelt es sich nur um einen zuverlässigen Bericht über den thatsächlichen Inhalt des Buches. Die Wiedergabe der Hauptgedanken eines Werkes müßte freilich über eine trockene Aufzählung der Kapitelüberschriften

hinausgehen und statt einer Inhaltsstatistik ein lebensvolles Bild von dem Gegenstande geben. Dabei wird es dem Verfasser überlassen, die Gesichtspunkte hervorzuheben und in ausführlicher Darstellung zu beleuchten, auf deren Beachtung er besonderen Wert legt, oder das zu betonen, was für die Leser der Zeitschrift hervorragendes Interesse hat. Auch kann der Verfasser die Gelegenheit benutzen, in seiner Selbstanzeige etwaige Mißverständnisse zu klären und Entstellungen abzuweisen, denen sein Werk schon in der öffentlichen Kritik ausgesetzt war.

Wenn es möglich ist, soll für solche Arbeiten der Raum von acht Druckseiten des vorliegenden Formates nicht überschritten werden. Je kürzer, knapper und übersichtlich einfacher ein solcher Bericht ist, um so willkommener und wirksamer dürfte er sein. Kleine Broschüren könnten wohl auf höchstens einer Druckseite charakterisiert werden. Notwendig ist stets die genaue Angabe des Verlages und Preises. **Dr. Göring.**

An unsere Mitarbeiter.

Jede Arbeit soll in sich abgeschlossen sein, damit womöglich jedes Heft ein Ganzes bildet. Alle Manuskriptsendungen bitte ich an die Herren C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig mit der Bemerkung „Für die Sphinx" zu richten. **G.**

Korrekturen

werden stets der raschesten Erledigung empfohlen. Es ist besonders wünschenswert, daß der bereits nach dem fertigen Manuskript gesetzte Text nicht durch Einschiebung von Sätzen durchbrochen wird. Dagegen können am Schluß alle wünschenswerten Zusätze gemacht werden, wenn nicht die Schlußseite schon gefüllt ist. Wenn noch Raum auf der Schlußseite ist, so kann diese durch Zusätze ausgefüllt werden. Bei Rücksendung der Korrektur muß die Zahl der erwünschten Sonderabzüge bezeichnet werden. **Dr. Göring.**

Dr. Hübbe-Schleiden bittet zu verzeihen, daß die an ihn persönlich gerichteten Schreiben bis auf weiteres nicht erledigt werden können, da ihm während seiner längeren Reise nach dem Osten keine Postsachen nachgesendet werden.

Die Leitung der Theosophischen Vereinigung wurde in der Haupt-Versammlung am 12. August 1894 dem Vorstande der Deutschen Theosophischen Gesellschaft übertragen.

Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Göring in Steglitz bei Berlin.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

Buddhistischer Katechismus

zur

Einführung in die Lehre des Buddha Gotama.

Nach den

heiligen Schriften der südlichen Buddhisten zum Gebrauche für Europäer zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen

von

Subhadra Bhikschu.

Vierte Auflage. — **Preis 1 Mark.**

Unter den Schriften, welche die immer breitere Wellen schlagende ethische Bewegung zu Tage fördert, ist der jetzt in vierter vermehrter und verbesserter Auflage vorliegende „Buddhistische Katechismus" Subhadra Bhikschu's ohne Zweifel eine der eigenartigsten und bedeutendsten. In dem an Umfang geringen, an Inhalt reichen Werkchen sind die Grundsätze der reinen Buddhalehre in knapper, klarer und bei aller philosophischen Tiefe allgemein verständlichen Weise dargelegt.

Die Bhagavad Gita.

Das Lied von der Gottheit

oder

Die Lehre vom göttlichen Sein.

In verständlicher Form ins Deutsche übertragen

und

mit erläuternden Anmerkungen und ausgewählten correspondirenden Stellen hervorragender deutscher Mystiker versehen

von

Dr. Franz Hartmann.

10—11 Bogen in handlichem Taschenformat.

Preis Mk. 1,50.

Aus dem Vorwort: „Die Bhagavad Gita oder das „Hohe Lied vom Erlöser", wird von allen, die ihren inneren Wert erkennen, als das wichtigste, großartigste und erhabenste Buch, welches in der Welt existiert, geehrt. Sie wird von den Buddhisten hochgeschätzt und von den Brahmanen so heilig gehalten, daß es den niedern Klassen nicht erlaubt wird, dieselbe zu lesen; auch hat noch jeder wahre Bekenner des ewigen Christentums, der ihren Inhalt begriffen hat, ihre Lehre unübertrefflich gefunden, und unter Andern sagt Wilhelm von Humboldt, daß er Gott danke, weil er ihn habe lange genug leben lassen, um dieses Werk kennen zu lernen".

Die meisten der von der Bhagavad Gita existierenden Uebersetzungen sind nun leider entweder vom rein philologischen, geschichtlichen oder theologischen Standpunkt verfaßt und geben wohl den äußerlichen Wortlaut und teilweise auch das Versmaß wieder, treffen jedoch den eigentlichen Sinn der Bhagavad Gita nicht, so daß das Buch zumeist ein Gegenstand wissenschaftlicher Neugierde geblieben ist.

Diesem Uebelstande sucht Hartmann abzuhelfen, indem er sich auf den theosophischen Standpunkt stellt, und bei der Uebersetzung unter möglichster Anlehnung an den Wortlaut doch in erster Linie den Sinn des Buches wiederzugeben sucht.

Die Bücher sind durch alle Buchhandlungen, sowie direkt gegen Einsendung des Betrages von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen. — Die Leser der Sphinx werden höflichst um Empfehlung und Verbreitung derselben in Freundes- und Bekanntenkreisen gebeten.

Braunschweig. **C. A. Schwetschke und Sohn.**

Digitized by Google

F. E. Baumanns Verlag, Bitterfeld.

Christus oder Buddha, wem wollen wir folgen? Zeitgemässe Betrachtungen über christliche und indische Theosophie. Von Dryas. Preis 80 Pf.

Ein Wort in zwölfter Stunde an das deutsche Volk: Das gesellschaftliche und Familienleben der Gegenwart im Lichte der zehn Gebote. Von E. Veit. Preis 80 Pf.

Die Naturheilkunde und die Psyche: Körper und Geist in naturheilkundiger Beleuchtung. Von Fr. Ed. Justus. Gebunden 1 Mk. 50 Pf.

Veget. Obstbau-Kolonie „Eden"
(e. G. m. b. H.) zu Oranienburg b. Berlin.
Freiland-Kolonie zur Schaffung naturgemäßer Daseinsbedingungen als Grundlage für geistige Entwicklung. — **Spar- und Bau-Genossenschaft** — **Konsum-Verein** für nur gesunde Nahrungsmittel, Versand an jedermann. Vertrieb von Hensel's Steinmehldünger. Satzungen, Preislisten &c. auf Anfrage frei.
Wer hilft am Befreiungswerke?

Honig!

Die wiederholt prämiierte Bienenwirtschaft von C. Burgdorf jun., **Dungelbeck** bei Peine in Hannover offeriert ihren hochfeinen naturreinen **Schleuderhonig** zu 1 Mk., **Seimhonig** zu 60 Pf. pro Pfund in Postkolli von 4½ Kilo.

Im Anschluß an vorgedruckte Zeilen erlauben wir uns hierdurch, unsern Lesern noch ganz besonders die obenbezeichnete Firma als bestens altrenommiert und durchaus leistungsfähig zu empfehlen.

Die Verlagshandlung.

Verlag von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.

Aus Hag und Tann
Odenwaldmärchen und Phantasien
von
Carlot Gottfried Reuling.
Preis 2 Mark.

Man wünscht an einem spiritistischen Zirkel in Potsdam teilzunehmen und bittet Adressen gefl. an die Expedition der „Sphinx" unter P. 22 einzusenden.

Das Institut für Graphologie u. Chiromantie
(Erfurt in Thüringen).
beurteilt nach der Schrift (Siehe „Sphinx" Januar 1891) und der Hand (lebensgroße Photographie oder Abdrücke beider innern Hände in Gips erforderlich) Eigenschaften und Schicksale der Menschen.

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

Zu dem vor Kurzem komplett gewordenen XVIII. Band der „**Sphinx**" haben wir wie zu den früheren Bänden die den Abonnenten bereits bekannte

solide und geschmackvolle Einbanddecke

anfertigen lassen und bieten dieselbe hiermit zu dem billigen Preise von 80 Pfg. an.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie gegen freie Einsendung des Betrages direkt von der Verlagshandlung.

Im Interesse weiterer Benutzung des Anzeigenteiles wird gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen auf die Sphinx Bezug zu nehmen.

Oktober 1894 XIX, 104.

SPHINX

Herausgeber: Dr. Hübbe-Schleiden.

Organ der Theosophischen Vereinigung

und

der Deutschen Theosophischen Gesellschaft.



Inhalts-Uebersicht:

Braunschweig.

C. A. Schwetschke und Sohn.

1894.

Digitized by Google

Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die in dieser Zeitschrift ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm gezeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Beiträge haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Unbefugter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird auf Grund der Gesetze und internationalen Verträge zum Schutze des geistigen Eigentums untersagt.

Der **Abonnementspreis** beträgt halbjährlich (ein Band):

		einzelne Hefte:
für Deutschland und Österreich . .	M. 9,—	M. 2,— (portofrei)
„ Frankreich	frs. 11,25	frs. 2,80.
„ England, Indien und Kolonien	9 sh.	2 sh. 3 d.
„ Amerika	$ 2,25 cts.	$ —,55 cts.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie die Verlagshandlung von **C. A. Schwetschke und Sohn** in **Braunschweig** entgegen.

Mitglieder der „Theosophischen Vereinigung" erhalten die „Sphinx" gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von Mk. 3,75 an die Verlagshandlung portofrei zugesandt.

Probehefte: 1 Mark. — Prospekthefte: gratis.

Wir bitten unsere Leser und Freunde, ihre Wünsche um Ueberweisung von Exemplaren der „Sphinx" an Gesinnungsgenossen direkt der Verlagsbuchhandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig zugehen zu lassen, da wir selbst teils aus Mangel an Zeit, teils auch aus Mangel an verfügbaren Exemplaren nicht immer in der Lage sind, sie zu erfüllen. **Die Redaktion der Sphinx.**

Anzeigen, welche für die nächste Nummer bestimmt sind, müssen bis zum **30. Oktober** in Händen der Verlagsbuchhandlung sein.

Aufruf!

Aus **A. J. Davis** Bücherschatz soll demnächst erscheinen in deutscher Uebersetzung:

„Der harmonische Mensch" oder **„Gedanken für das Zeitalter".**

Preis: 2 Mark, gebunden 3 Mark

ein längst von den Anhängern Davis erwartetes Buch. Die Kosten sollen auf dem Wege durch Zuwendungen gedeckt werden; bitte daher um recht rege Unterstützung und Bestellungen. Der Ueberschuß wird für den „Sternenschlüssel" „Seher und Denker" benutzt.

Gleichzeitig empfehle meine Buchhandlung zur Besorgung aller Bücher. Neu erschien soeben:

Davis, Der Lehrer, Volksausgabe. Preis: 2,50 Mk.

Schlenter, Hypnotismus und Hellsehen. Preis: 30 Pf.

Guttzeit, Reinmenschliche Kindererziehung. 100 Seiten. Preis: 50 Pf., 10 Stück 4 Mk

Versendungen in alle Weltteile. **Wilhelm Besser,** Leipzig, Markt 2.

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

Schahrastani's Abu-l'-Fath' Muhammed asch —, Religionsparteien und Philosophen-Schulen. Mit Anmerkungen von Ph. Haarbrücker. 2 Bände. Preis 10 Mk. 50 Pf.

Prössel, F., Erhebung der Seele zu Gott. Nach Napoleon Roussel. 12 Bogen. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie gegen freie Einsendung des Betrages direkt von der obenbezeichneten Verlagsbuchhandlung.

Im Interesse weiterer Benutzung des Anzeigenteiles wird gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen auf die Sphinx Bezug zu nehmen.

Digitized by Google



William Crookes.

Digitized by Google

SPHINX

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XIX, 104. Oktober 1894.

Annie Besant's Buch „Der Tod und was dann?"[1]

Dem Studium empfohlen

von

Dr. Göring.

✻

Tod, wo ist dein Stachel?
Hölle, wo ist dein Sieg?
1. Kor. 15, 55.

Staunend stehen wir still, wenn uns ein Blick in das Leben jenseits des Grabes, über die Schranken unseres Körperlebens hinaus, eröffnet wird. Wie klein, wie armselig erscheinen uns alle Erdeninteressen, wie untergeordnet kommt uns unsere Wissenschaft vor, wenn wir die esoterische Lehre würdigen, die unseren engen Horizont so ungeahnt erweitert! Wir verdanken Annie Besant ein Buch, welches in allgemein verständlicher Form mit der ihr eigenen überzeugenden Wärme und Klarheit diese Lehren mitteilt: „Der Tod und was dann?"

Dr. Franz Hartmann, der zielbewußte Förderer der Theosophie, hat sich den Dank jedes Freundes derselben durch seine Uebersetzung dieses und anderer Werke gesichert, welche man zur Einführung in die Theosophie gar nicht entbehren kann. Wie andere Grundwerke dieser Richtung, war auch das vorliegende Buch schon in der von Dr. Franz Hartmann mit wohlthuender Programmfestigkeit geleiteten Monatsschrift „Lotusblüten" (Leipzig, W. Friedrich, jährlich 10 Mk.) erschienen. So haben wir wohl die Freude, noch weitere in den „Lotusblüten" bereits gedruckte Uebersetzungen von Annie Besant's Werken bald in Sonderausgaben zu sehen, so besonders von dem im vorliegenden Buche öfter erwähnten: „The seven principles of man" (1 s.) und „Reincarnation" (1 s.) aus dem Verlage „The Theosophical Publishing Society" 7 Duke Street, Adelphi, London W. C. —

[1] „Der Tod und was dann?" Von Annie Besant. Autorisierte Uebersetzung. Leipzig 1894, Verlag von Wilhelm Friedrich. 146 Seiten oct. 3 Mk.

Digitized by Google

Das vorliegende Werk „Der Tod und was dann?", die deutsche Ausgabe von Annie Besant's gedankenoriginellem Buche „Death — and after?", trägt ein Titelbild, welches weder seinem darauf verzeichneten Urheber, dem Maler Fidus, Ehre macht, noch dem Inhalte der Schrift entspricht. Was mag wohl Frau Besant von der deutschen Kunst halten, wenn sie als Symbol ihrer Gedanken gerade die Fratze wiederfindet, die sie auf den ersten Seiten ihres Werkes als Verirrung des Denkens über den Tod abweist? Eine solche Komödie der Irrungen durfte am wenigsten bei dem Maler vorkommen, der in der Atmosphäre der Theosophie aufgewachsen ist. Weiter nichts als einen grinsenden Schädel, der bei aller materialistischen Wirklichkeitsbettelei noch nicht einmal anatomisch korrekt gezeichnet ist und vier spitze Hundeeckzähne zeigt, weiter nichts hat der Künstler der Mystik zu stande gebracht. Eine linke Hand hebt das für die Osteologie schöne, für die Kunst häßliche Gebilde empor. Das Bild spielt damit auf die bekannte Hamlet-Szene an. Doch diese billige Shakespeare-Anleihe entschädigt uns nicht für die träge Schablonenbenutzung einer Phase des Fäulnis- und Verwesungsprozesses. Auch der Goldhintergrund mit Rosen mildert nicht die Armseligkeit einer geistlosen Nachpinselei nach abgelebten, selbst schon längst verwesten Mustern. Bei einer neuen Auflage des herrlichen Buches wird hoffentlich dieses verfehlte Zerrbild des Todes, ein Hohn auf das von jeder Schablone abweichende Werk, nicht wieder als irreführende Karikatur des Inhaltes auf dem Außentitel erscheinen.

Die Quelle, aus welcher Annie Besant schöpft, besteht in Berichten von Meistern oder Adepten und in den Werken, welche sich an das Vedantasystem und an den Namen von H. P. Blavatsky knüpfen. Bearbeitet ist diese Geheimlehre in den Werken von Sinnet und Dr. Franz Hartmann wie in der Zeitschrift Theosophist. Auch Andrew Jackson Davis erwähnt Annie Besant einmal als ihren Gewährsmann.

Die Sanskritworte, die sich jetzt noch nicht eingebürgert haben und Nichtkenner abschrecken, werden wohl zur Darstellung der Zustände des Menschen nach seinem Körpertode in dieser abgeleiteten Darstellung nicht nötig sein. Auch berührt mich die in manchen Popularisierungen der esoterischen Lehre schwankende Numerierung der Daseinsebenen fast so unangenehm wie der technische Jargon der von der Theosophie bekämpften Schulwissenschaft, in welcher man das „Sprachzentrum" heute als dritte, gestern als erste Stirnwindung bezeichnete, je nachdem man von oben oder von unten zählte. Es giebt ja Worte für die Gedanken, und wenn sie noch nicht da sind, so lassen sich solche deutsch bilden.

Als Brücke zum Verständnis der in dem Buche von Annie Besant vorgetragenen Lehren, die dem materialistisch geschulten Verstande als willkürliche Phanthasiegebilde zu erscheinen pflegen, teile ich ein Wort des in der Naturwissenschaft und Philosophie unseres Menschenalters hochgeachteten Prof. Dr. John Huxley aus seinem „Essay on some controverted questions" (S. 36) mit:

„Wir brauchen die Grenzen der Analogie unseres bisher fest er-

worbenen Wissens gar nicht zu überschreiten, um dennoch mit Leichtigkeit uns den Welteuraum mit Wesenheiten in aufsteigender Linie bevölkert zu denken, bis wir zu Wesen gelangen, die praktisch sich nicht mehr von Allmacht, Allgegenwart und Allweisheit unterscheiden lassen".

Wer nicht völlig verständnislos durch die kantische Philosophie gegangen ist, hat schon die Grundlage der indischen Lehre gewonnen, daß das Weltbild, welches der naive Verstand für Wirklichkeit hält, nur der Reflex unserer Sinne ist, also über eine Erscheinung unseres Gehirnbewußtseins nicht hinausgeht. Danach leben wir in unserer Körperwelt wie in einer Welt der Täuschung, deren Kern wir nicht erkennen. Was ist das Ding an sich, wenn meine Sinneserkenntnis aufhört? Was ist der Mensch, wenn ich nicht mehr mit dem Auge Licht und Farbe an ihm wahrnehme, wenn ich mit dem Ohre keine Eindrücke mehr von ihm aufnehme, wenn ich nicht mehr räumlich unterscheide, wenn ich nicht mit dem Tastsinn prüfen kann, wenn ich nicht mehr Wärme und Kälte fühle, wenn ich nicht mehr Muskelgefühle habe, wenn ich nicht mehr Schmerz empfinde, wenn alle Körperempfindung aufhört, wenn ich nicht mehr rieche und schmecke? Was ist die Sinnenwelt ohne Sinne? Sie existiert noch weiter, wenn kein Ohr mehr hört und kein Auge mehr sieht! Die Sinne haben die Welt doch nicht geschaffen!

Unsere Sinnenwelt ist also Welt der Erscheinungen: so weit geht auch die Weltanschauung des Materialismus, wenn er nicht kindernaiv ist und von Wirklichkeit wie ein Ackerbauer spricht.

Ein Schritt weiter und wir folgen Annie Besant. Dies als Einleitung in ihr Buch. In den nächsten Heften werde ich auf den vielseitigen Inhalt desselben eingehen. Ich wollte wünschen, daß jeder Leser der „Sphinx" ein Studium aus diesem Buche machte. Dazu sollte diese vorläufige Einführung die erste Anregung geben. Ehe meine nächste Hinweisung darauf erscheint, ist Annie Besant's Buch hoffentlich der meisten Leser Freund geworden.



Digitized by Google



William Crookes,

der experimentelle Begründer der Psychischen Forschung.

Eine Skizze von

Hübbe-Schleiden.

Unter denjenigen unbezweifelten Größen der exakten Naturforschung, auf die sich Okkultisten am meisten zu berufen pflegten, gilt Professor William Crookes mit Recht als der größte. Freilich ist die Zahl der hervorragenden Gelehrten, die sich mit der Untersuchung transscendentaler (übersinnlicher, magischer) Thatsachen exakt-experimentell befaßt haben, sehr groß. Von den Männern der Wissenschaft in Amerika abgesehen, treten uns auch in Europa die bedeutendsten Namen entgegen, so u. a. Alfred Russel Wallace, der noch lebende Mitbegründer des Darwinismus und Altmeister der Naturwissenschaft, und der große Elektriker Cromwell Varley, der das erste transatlantische Kabel legte, in Deutschland die Physiker Wilhelm Weber und Friedrich Zöllner. Aber von allen hat Crookes als einer der ersten und jedenfalls mit der größten wissenschaftlichen Exaktheit diese Thatsachen untersucht und hat den Mut gehabt, dem materialistischen Vorurteile der herrschenden Weltanschauung unserer Gelehrtenwelt trotzend, für die „Uebersinnlichkeit" dieser sogenannten „psychischen" Thatsachen einzutreten. Dabei hat er sich auf keine anderen Erklärungen ihrer Ursachen eingelassen, als genau berichtend diejenigen wiederzugeben, die sich aus seinen Experimenten selbst ergaben. Er hat nur soviel darüber ausgesagt, wie sich darüber „wissenschaftlich" sagen läßt. Jede Theorie des „Uebersinnlichen" geht offenbar über die Aufgaben des „Naturforschers" hinaus. Macht man nun — wie es wohl mit Recht geschieht — einen Unterschied zwischen „Spiritisten" und „Psychischen Forschern", so ist William Crookes nicht zu den ersteren zu zählen; er ist vielmehr als der eigentliche Begründer der „Psychischen Forschung" zu betrachten.

Als solchen feierte ihn schon Professor Friedrich Zöllner im 3. Bande seiner „Wissenschaftlichen Abhandlungen", nur bedient er sich daselbst des Ausdruckes „Transscendentalphysik" statt „Psychischer Forschung" (S. XXIV) nach dem Vorschlage des jüngeren Fichte. Der vorzügliche Stahlstich, in

dem Zöllner dort das Brustbild von Crookes wiedergiebt, rührt aus den 70er Jahren her. Die Autotypie aber, die wir diesem Hefte voranstellen, ist im vorigen Jahre nach einer Londoner Photographie hergestellt. Wir verdanken dieses Bild dem musterhaft redigierten Wochenblatte „Light“ in London (2 Duke Street, Adelphi, W. C.), in dessen Nummer 644, vom 13. Mai 1893, sich auch nähere Angaben über Professor Crookes finden.[1] Da den meisten unserer Leser solche Einzelnheiten nicht bekannt sein werden, gebe ich die Hauptsachen hier wieder.

William Crookes ist 1832 in London geboren. Zu damaliger Zeit waren Chemie und Physik noch in ihren Kinderjahren im Vergleich zu ihrer gegenwärtigen Ausbildung. Crookes that gerade damals gewiß keinen unrichtigen Schritt, indem er das Gebiet der Naturforschung auf dem Wege der Chemie betrat. Von 1848 an besuchte er das College of Chemistry in London und arbeitete daselbst bis 1854 unter Dr. A. W. Hofmann, dessen Assistent er 1850 wurde. 1855 leitete er eine Zeit lang die meteorologische Abteilung am Radcliffe-Observatorium in Oxford und war 1855 bis 1859 Lehrer der Chemie in Chester. Seit 1859 giebt er die Chemical News heraus und außerdem seit 1864 das Quarterly Journal of Science. Er lebt jetzt ganz seinen wissenschaftlichen Forschungen in London.

Im Jahre 1861 entdeckte er mittels der damals neuen Spektralanalyse das Metall Thallium. 1863 wurde er Mitglied der Royal Society, was die höchste wissenschaftliche Auszeichnung in England ist. 1866 ward ihm von der Regierung die Berichterstattung über die Wirkung von Desinfektionsmitteln gegen die Ausbreitung der Viehseuche übertragen; und 1871 ging er als Mitglied der englischen Expedition nach Oran, um über die totale Sonnenfinsternis im Dezember jenes Jahres zu berichten. 1872 legte er der Royal Society seine Untersuchungen über das Thallium vor, nachdem er diese mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit acht Jahre hindurch fortgesetzt hatte. Gerade damals wurde die Exaktheit seiner Untersuchungsmethode als unübertroffen anerkannt, was um so wichtiger ist, weil in eben diese Zeitperiode seine Untersuchungen der

[1]) Das Faksimile seiner Handschrift unter unserm Bilde habe ich photo-zinkographisch nach seiner Unterschrift eines Briefes vom 16. März d. J. machen lassen. — Sein am Schlusse dieses Aufsatzes wiedergegebener Namenszug aber ist auf gleiche Weise nach seiner Dedikation der zusammengebundenen Original-Artikel über seine psychischen Forschungen aus der Quarterly Review of Science hergestellt. Nach diesem geschichtlich interessanten Original-Exemplar, das sich in meinem Besitze befindet, sind die später als eigene Schrift wieder abgedruckten „Untersuchungen über den Spiritualismus“ herausgegeben worden. Jenes Original ist in schwarzem Leder gebunden und am 20. September 1874 dem Fürsten v. Sayn-Wittgenstein gewidmet. Der Titel in Golddruck auf dem Einbande lautet: „Researches in the phenomena called spiritual“. Wenn man diese beiden Handschriften aus den Jahren 1874 und 1894 miteinander und mit der unter Zöllners Stahlstich aus dem Jahre 1878 herrührenden vergleicht, so ist die fast völlige Gleichheit der Züge bis in jede Einzelnheit höchst merkwürdig. Besonders ist dies mit den beiden Handschriften von 1878 und 1894 der Fall.

„spiritistischen" Thatsachen fallen. 1872 begann er auch seine Untersuchungen über die Kraftwirkung der Lichtstrahlung und erfand infolgedessen den Radiometer. 1875 wurde ihm dafür die Königliche Medaille der Royal Society zuerkannt; in demselben Jahre wurde er Vize-Präsident der Chemischen Gesellschaft. 1879 machte er zuerst Mitteilung über seine Entdeckung des Zustandes der „Strahlenden Materie", zu der er durch das Studium der Erscheinungen beim Durchgang von elektrischen Strömen durch möglichst luftleere Glasbehälter gelangt war. Diese letzteren Untersuchungen allein würden seinen Namen als Mann der Wissenschaft unsterblich machen, auch ohne seine Entdeckungen des Thalliums und des Radiometers. Und doch wurde er gleichermaßen in England zur ersten Autorität in so grobmateriellen Fragen wie die städtischer Kanalisations-Anlagen. Selbstverständlich gilt er in allen chemischen nnd physikalischen Fragen vor Gericht als der höchst entscheidende Sachverständige, so noch kürzlich erst in dem großen Patent-Prozesse Anderson contra Nobel über Explosivstoffe (Cordata-Case). Für seine Untersuchungen über „strahlende Materie" erhielt er 1888 die Davy-Medaille der Royal Society. Kaum weniger als durch diese Forschungen erregte er jedoch die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt durch seine Experimente mit gewissen seltenen Erdarten, von denen er eine Beschreibung schon 1886 der chemischen Abteilung der British Association vorlegte. Durch diese Untersuchungen kam er zu dem Schlusse, daß alle sogenannten chemischen Elemente nur verschiedene Formen einer und derselben Urmaterie seien. Am bedeutsamsten in dieser Hinsicht war sein Vortrag über „Elemente und Meta-Elemente", den er als Präsident der Chemischen Gesellschaft hielt.

Für uns hier sind nun freilich noch wichtiger seine schon erwähnten Untersuchungen übersinnlicher Thatsachen in den vier Jahren 1870 bis 1873. Als er den Anforderungen, die besonders infolge der Verhandlungen des Komitees der „Dialektischen Gesellschaft" in London (deutsch bei Oswald Mutze in Leipzig) an ihn gestellt wurden, nachgab, und sich mit der Ergründung dieser Thatsachen befaßte, glaubte alle Welt, nun werde der „Spiritismus" endgültig beseitigt werden. Als aber nach vier Jahren Crookes alle behaupteten Erscheinungen und einige noch weitergehende mehr als echt anerkannte, da war in der That der Aerger der Wissenschaftler groß, und von der großen Zahl gewissenloser Materialisten ist seither alles Erdenkliche an gehässigen Verleumdungen gegen ihn ausgestreut. Unter anderm putzte man auch die Entdeckung einer vermeintlichen Materialisation als Transfiguration bei Crookes' hauptsächlichem Medium, Miß Florence Cook, als „Entlarvung" auf, während doch nur die Unwissenheit der „Entlarver" entlarvt worden war.

Seine hauptsächlichsten Mitteilungen über diese Untersuchungen hat Crookes in seiner Quarterly Review of Science (1871—1874) veröffentlicht. Eine deutsche Ausgabe davon ist als eigene Schrift „Untersuchungen über die Phänomene des Spiritualismus" bis heute noch nicht erschienen. Seine später herausgegebenen „Aufzeichnungen über seine Sitzungen mit

D. D. Home" brachte ich in deutscher Uebersetzung in den April- bis Juniheften 1890 der „Sphinx" (Band IX, 198, 288 u. 348).

Da es nun den Gegnern der übersinnlichen Weltanschauung bisher nicht gelungen ist, das wissenschaftliche Ansehen von Crookes zu schädigen, so bemühen sie sich schon seit Jahren das Gerücht zu verbreiten, daß Crookes seine Ansichten geändert habe und jetzt glaube, daß er vor 20 Jahren von jenem jungen (15- bis 18jährigen) Mädchen, das er vier Jahre lang unter strengster Kontrolle in seinem eigenen Hause gehabt hatte, betrogen worden sei. Deshalb sind immer von neuem schriftliche Aussagen von Crookes veröffentlicht worden, die sein unentwegtes Festhalten an seinen früheren Ergebnissen bezeugen. Auch in der „Sphinx" sind solche Kundgebungen von ihm mehrfach in deutscher Uebersetzung wiedergegeben worden, so, abgesehen von jenen „Aufzeichnungen" usw. im IX. Bande (199), im Dezemberhefte 1891 (XII, 368) und im Februarhefte 1894 (XVIII, 149). Diese seine Aussagen, die auf das allerentschiedenste für die übersinnliche Echtheit solcher Thatsachen eintreten, erstrecken sich bis auf die neueste Zeit; mir liegt soeben wieder ein diese bestätigendes Schreiben vom 16. März d. J. vor. Diese Aeußerungen hier zu wiederholen ist wohl unnötig, da sie in unsern früheren Heften nachgelesen werden können. Dagegen will ich mir nicht versagen hier zum Schlusse noch einmal diejenigen Sätze wiederzugeben, mit denen Crookes die Vorbemerkungen zu seinen „Aufzeichnungen über D. D. Home" (Sphinx, April 1890, IX, 200) schließt. Diese sind um so bedeutsamer, als Crookes im Februar 1882 einer der Mitbegründer der Londoner Society for Psychical Research, der ersten exakt-wissenschaftlichen „Gesellschaft für Psychische Untersuchungen" geworden und noch heute Ehrenmitglied dieser epochemachenden Gelehrten-Vereinigung ist. Seine Schlußworte zu jenen „Aufzeichnungen" könnten sehr gut als das Motto eben dieser Gesellschaft gelten:

„Mein Zweck wird erreicht sein, wenn maßgebende Beobachter sich dadurch veranlaßt sehen, ähnliche Experimente mit den schärfsten Vorsichtsmaßregeln in einem unparteiischen Geiste zu unternehmen. Soweit meine Kenntnisse der Wissenschaft reichen, giebt es keinen Grund, von vorne herein die Möglichkeit solcher Thatsachen, wie ich sie beschreibe, zu leugnen. Die, welche behaupten — wie das einige populäre Schriftsteller thun —, daß wir alle oder beinahe alle oder auch nur einen nennenswerten Teil der im Weltall wirkenden Kräfte kennen, zeigen eine Beschränktheit der Auffassung, die unmöglich sein sollte in einem Zeitalter, in welchem die Erweiterung unseres positiven Wissenskreises uns nur den in gleichem Maße sich erweiternden Kreis enthüllt, dem wir noch mit vollständiger und unzweifelhafter Unwissenheit gegenüberstehen.

William Crookes.

Digitized by Google



Ueber den Wert der Versuche von Crookes für die Geistesrichtung unserer Zeit.

Von

Dr. Göring.

I am seeking the truth continually.
Crookes (Researches 83).

Als ernster Naturforscher forderte es Crookes 1870 in seiner Abhandlung über die Phänomene des Spiritualismus[1]) als eine Pflicht der Männer der Wissenschaft, welche in exakten Arbeitsmethoden geübt sind, die Erscheinungen zu prüfen, welche die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich ziehen, um entweder ihre Echtheit zu bestätigen oder die Täuschung der Ehrlichen nachzuweisen und die Kunststücke der Betrüger aufzudecken.

Diese Erklärung zeigt den ganzen Mann Crookes, der in demselben Zusammenhange sagt: „Ich suche unaufhörlich die Wahrheit" („I am seeking the truth continually" — Researches etc. S. 83).

Wenn überhaupt irgend ein Zeugnis zu Gunsten des Spiritualismus sprechen soll, so sind es die Untersuchungen von William Crookes. Mich persönlich hat bis jetzt nichts so zwingend von der Wahrheit der spiritistischen Kundgebungen überzeugt als die Arbeiten von Crookes. Es wäre also höchste Zeit, daß eine deutsche Ausgabe seiner Abhandlungen über Spiritualismus in sorgfältig chronologischer Ordnung vom Juli 1870 bis heute mit einem Nachweise der wissenschaftlichen Bedeutung dieses hervorragenden Mannes veranstaltet würde, wie sie in vorstehender Skizze einer Biographie von Crookes versucht wird.

---

[1]) Researches in the phenomena of spiritualism. By William Crookes, F. R. S. Quarterly-Journal of Science. Juli 1870. Juli 1871. Oktober 1871. Als Buch erschienen: 1874 bei J. Burns, 15 Southampton row, Holborn, W. C., London. Daß diese Schrift noch nicht als Buchausgabe in deutscher Uebersetzung vorliegt, ist ein Mangel in der Propaganda für Spiritualismus in Deutschland. Staatsrat Alexander N. Aksákow hat auch hierin wieder seine Umsicht bewiesen, indem er im ersten Jahrgang seiner Monatsschrift „Psychische Studien" eine Uebersetzung der genannten Abhandlung veröffentlichte.

Gerade die oberste Bedingung, an welche sich die Wahrheitsprüfung des Spiritualismus knüpft, erfüllt William Crookes: die Bekanntschaft mit und die sichere Uebung in den exakten Forschungsmethoden der Wissenschaft. Wer sich nie mit Psychologie, mit den Erscheinungen der Geisteskrankheiten, mit den Thatsachen des Hypnotismus, mit dem Rätsel der Elektrizität und des Magnetismus experimentell beschäftigt hat, ist nie sicher vor plumpen Täuschungen, deren Aufdeckung die ernsteste Sache im Lichte der Lächerlichkeit erscheinen lassen muß. Etwas anderes aber ist es, wenn mir ein Forscher wie Crookes sagt: „Meine ganze wissenschaftliche Erziehung ist ein fortlaufender langer Unterricht in der Genauigkeit der Beobachtung gewesen, und ich möchte mit meiner Erklärung unzweideutig verstanden werden, daß diese feste Ueberzeugung das Ergebnis sorgfältigster Forschung ist".

Wer so spricht und darnach handelt, dem traue ich. Ich traue ihm auch, wenn er mir dann ganz unglaubliche Dinge mitteilt, die meinem Erfahrungsbereiche bisher infolge der Einseitigkeit, ja der beschränkten Abschließung unserer Gymnasial- und Universitätsbildung als Autoritätswissen fern lagen und fremd geblieben sind.

Ich war als Mediziner natürlich Materialist und dachte gar nicht daran, mich von den windigen Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele einsäuseln zu lassen. Ohne Gehirn gab es für mich keine Seele; und was hieß mir Seele? Die Wirkung der Gehirnthätigkeit unter geregeltem Zufluß des Blutes und unter der Bedingung eines gewissen, sehr engbegrenzten Temperaturspielraumes. Selbst Träume, Ahnungen, Fernsehen und die weitere Reihe der übersinnlichen Erscheinungen und Fähigkeiten ließen sich unter dem Schema der gewöhnlichen oder krankhaften Bewußtseinserscheinungen im praktischen Leben als Aberglaube erledigen und abweisen.

Da treten die Spiritualisten mit der ernstgemeinten Behauptung auf, daß es noch ganz andere Dinge zwischen Himmel und Erde giebt als das, was unsere Schulwissenschaft kennt: sie behaupten gegen alle Hirnphysiologie und physiologische Psychologie, daß es eine S e e l e giebt, die ohne den Körper lebt, die nach dem Körpertode fortbesteht und sich den im Körper weiter lebenden Seelen, den Menschen und Thieren, sichtbar, hörbar und fühlbar zeigt, freilich nur in Verbindung mit verfügbaren Stoffteilen, welche diese abgeschiedene Seele einem Vermittlungswesen zwischen Körper- und Seelenwelt entlehnen muß.

Man wundere sich nicht zu sehr darüber, daß die seit Jahrhunderten fortgepflanzte und mühsam eingeprägte Schulwissenschaft sich kalt ablehnend, durchaus ungläubig, ja feindlich gegen solche Behauptungen verhält. Man wundere sich nicht darüber, daß die Schulwissenschaft das, was sie für Aberglauben hält und nur als eine Wiederbelebung des mittelalterlichen Wahnes von Teufeln und Hexen auffaßt, mit kalter Verachtung schweigend übergeht. Man wundere sich nicht darüber, daß die Schulwissenschaft eine Entwürdigung der heiligsten Geistesgüter darin erblickt und alle Mittel

Digitized by Google

des Verstandes, der geschichtlichen Kenntnis und der äußeren Macht ihres Ansehens benutzt, um einen ihr ebenso abgeschmackt wie gefährlich erscheinenden Gegner zu bekämpfen und unschädlich zu machen. Autorität gegen Autorität auftreten zu lassen, ist ja zwecklos. Wenn man also der Schulwissenschaft Autoritätsglauben vorwirft, so tritt man nur in die Fußtapfen der Schulwissenschaft, welche dem Spiritualismus einen noch blinderen Autoritätsglauben vorwirft. Mit solchen Schlagworten kommt man keinen Schritt über nervös gereiztes Parteigezänk hinaus.

Die Schulwissenschaft hat mehr als ein Jahrhundert gebraucht, um sich von den Fesseln des Autoritätsglaubens zu befreien. Durch Aneignung der jahrhundertelang vernachlässigten Naturbeobachtung und Naturerkenntnis ist die Schulwissenschaft materialistisch geworden und glaubt in ihrem materialistischen Denken eine Geistesentfesselung gewonnen zu haben, in welcher sie eine Wohlthat für die Menschheit preist. Es müßte ja keine Spur von Geistesrasse mehr in den Männern dieser Schulwissenschaft leben, wenn sie den mühsam errungenen Schatz ihrer Erkenntnis vor einer neuen Autorität in den Staub werfen wollte. Knüpft sich nicht jede Errungenschaft der Forschung, auf welche sich der Materialismus stützt, an Entbehrung, Zurücksetzung, Hunger, Not, Schmerz, Folter, Feuer, Gefängnis, Verleumdung und Verachtung? Die Errungenschaften unabhängiger Forschung wurden dann in die Schule eingeführt und wurden wie jede Reform zuerst ein Segen. Aber aus der Wertschätzung der Wissenschaft erwuchs eine Ueberschätzung des Wissens, die jetzt ein Fluch geworden ist.

Die Jugendbildung muß jetzt mit dem toten Lernmaterialismus brechen. So lange dies die Leiter der staatlich beaufsichtigten Erziehung nicht einsehen und ändern, bleibt der blinde Materialismus die Hydra, der immer zwei neue Köpfe nachwachsen, sobald ein Kopf abgehauen wird.

Schon die Rücksicht auf die Pflege der Religiosität sollte zum Bruch mit dem Materalismus der Schulbildung drängen. Denn ohne Religiosität ist das Leben leer und roh. Aber woraus erwächst sie? Nur aus dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele. Dieser Glaube wird aber nicht durch Dogmen und unverstandene Kirchensymbole gewonnen und gestützt. Weil die Schulwissenschaft diese Dogmen und Symbole nicht verstand, deshalb hat sie den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele verloren.

Da trat der Spiritualismus mit seiner Behauptung auf, er könne die Seele als ein für sich bestehendes Wesen nachweisen. Er zeigte in ihren Aeußerungen nach dem Körpertode das unter gewissen Bedingungen dem Menschen sinnlich wahrnehmbare Fortleben der Seele. Darin allein beruht der erste Beweis für die Unsterblichkeit der Seele. Ist dieser Beweis erbracht, so treten Träume, Ahnungen, Hellsehen und Hypnotismus in ein ganz neues Licht als ungeahnte Erkenntnisquellen für unser Seelenleben.

Ist der Spiritualismus in diesem Sinne eine Wahrheit, so erweitert

Digitized by Google

er unsere Erkenntnis im überraschendsten Umfange und stürzt mit einem Schlage die ganze materialistische Wissenschaft. Er wird die Grundlage einer neuen Wissenschaft, welche den Glaubensgehalt jeder Religion zum Gegenstande beweisbarer Ueberzeugung erhebt und festigt.

Dieser Tragweite des Spiritualismus war sich William Crookes bewußt, als er vor 24 Jahren die Phänomene untersuchte, die auf seelische Ursachen zurückgeführt wurden. Crookes hatte den Heldenmut, als hochgeachteter Mann der Wissenschaft sich der Verkennung, Verleumdung und Verdächtigung auszusetzen, daß er die Klarheit seines Verstandes eingebüßt habe, als er den Spiritualismus einer wissenschaftlichen Untersuchung für wert erachtete.

Mit seinen Untersuchungen hat er den Bann gebrochen, der auf dem Spiritualismus ruhte. Mit Crookes beginnt eine Aera des Spiritualismus, die für alle Zeiten gezeichnet ist. Wenn je der Spiritualismus eine wissenschaftliche Macht wird, so ist Crookes der Vater dieser Wissenschaft. Denn nach Crookes braucht sich niemand mehr zu schämen, eine Sache ernst zu nehmen, mit der man sich noch immer in der Gelehrtenwelt etwas lächerlich macht.

Crookes ging bei seinen Untersuchungen mit der Vorsicht zu Werke, mit der man an eine bisher nicht verstandene Naturerscheinung herantritt. Es genügte ihm nicht, sich die spiritistischen Erscheinungen nach dem Belieben derer vorführen zu lassen, welche die Sitzungen zu veranstalten pflegten. Er ordnete vielmehr ganz bestimmte Bedingungen an, unter denen die Experimente ausgeführt werden mußten. Er begnügte sich nicht damit, grobe Gewichtsveränderungen an den Körpern festzustellen, sondern er schrieb die feinsten, nur mit der chemischen Wage nachzuweisenden Einwirkungen auf die Schwere kleinster Körper vor. Ebenso ging er nicht darauf ein, die Sitzungen bei Dunkelheit vorzunehmen, sondern er sorgte für helle Beleuchtung der Räume, in denen die Erscheinungen veranlaßt wurden. Nicht einmal auf die Benutzung fremder Räume ließ er sich ein, sondern machte sein eigenes Arbeitszimmer zum Mittelpunkt der wichtigsten Sitzungen.

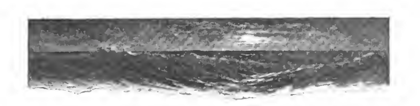
So schloß er alles aus, was an unbewußte Täuschung oder überlegten Betrug grenzen konnte. Dadurch lieferte er Aktenstücke der Wissenschaft, die geschichtliche Zeugnisse bleiben, aber auch ihren positiven Wert nicht verlieren. Zunächst streitet ja die Vernunft gegen solche Erscheinungen, wie sie der Spiritismus zum Ausgang seiner Anschauungen nimmt. Aber sobald man mit der Leuchte der Theosophie an sie herantritt, verlieren sie den Charakter von Gespenstererscheinungen, deren Würdigung der dogmatische Vorurteilsverstand als Aberglauben verachtet.

Da gerade das vorliegende Heft (S. 306) die Stellung der Theosophie zum Spiritismus in Dr. Franz Hartmann's Weltauffassung berührt, so wäre es an dieser Stelle eine Wiederholung der dort mitgeteilten Gedanken, wenn wir hier auf denselben Gegenstand eingehen wollten. Die spiri-

Digitized by Google

tistischen Phänomene treffen mit dem zusammen, was im Septemberheft der „Sphinx“ Seite 195—199 erzählt wird. In späteren Heften wird sich aber noch öfter Gelegenheit finden, auf die Einzelheiten der Beobachtungen von Crookes einzugehen, da vor einigen Tagen ein Verleger sich entschlossen hat, eine Gesamtausgabe der oben erwähnten Schriften von Crookes zu veranstalten, die dann in der „Sphinx“ eingehend behandelt werden soll. Vorläufig verweise ich die Leser auf den ersten Jahrgang der „Psychischen Studien“ von Staatsrat Aksákow (Leipzig, Oswald Mutze, 1874, 3 Mk.) und auf eine Abhandlung von Crookes „Der Spiritualismus im Lichte der Wissenschaft“ (Leipzig, Oswald Mutze, 1891, 1 Mk. 50 Pf.). —





Mein Sünden-Bekenntnis.

Von[1])

Johannes Calvin.

1. Mein Leben.

In meiner Jugend hatte ich kein leidenschaftlicheres Temperament, als die Mehrzahl meiner Jugendgefährten. Ich war mit den Kenntnissen jener Zeit ausgerüstet und erlangte den Titel eines Doktor der Theologie. Das war mein Beruf, doch der war weit ab von meinen Thaten, welche durch Hochmut und blinden Eifer, statt durch wahren, demütigen und christlichen Sinn beeinflußt waren. Ich gedachte das Christus-Evangelium — wie ich es nannte — zu lehren, damit mein Name weit und breit genannt würde, und die Völker wissen sollten, daß Johannes Calvin ein großer Verkünder des Christentums sei.

[1]) Diese mediumistische Mitteilung Calvins ist in zweifacher Hinsicht interessant. Zunächst deshalb, weil sie aus einer Zeit herrührt, in der noch niemand an den heutigen Spiritismus dachte. Sie wurde schon im Jahre 1842 durch ein Medium in der Schalter-Gemeinde zu Waterveliet im Staate New-York gegeben. (Ueber die Schalter vergleiche unsern Aufsatz im Dezemberhefte 1891 der „Sphinx" XII, 72.) Sodann tritt in dieser posthumen Mitteilung besonders deutlich die eigenartige Subjektivität des Bewußtseinszustandes nach dem Tode hervor. Die selbstrichtende Sühnung und Läuterung der Seele Calvins geschieht vollständig in den eigenen Vorstellungsformen, in denen sie in ihrem Erdenleben sich bewegte; und ihr geistiger Aufschwung zur Gottesliebe wird nur noch außerdem beeinflußt durch die Begriffe des Mediums in der Schalter-Gemeinde, die ihren Gottesdienst tanzend verrichtet.

(Der Herausgeber.)

In diesem Hefte, welches dem Phänomenalismus viel Raum gewährt, habe ich vorstehende Arbeit zum Abdruck gebracht. Es ist einer der Fälle, in welchem es schwer sein dürfte zu entscheiden, ob man einer mediumistischen Kundgebung oder einer einfachen Autosuggestion gegenübersteht, die bei jedem Geschichtskenner möglich ist. Es gehört nur etwas darstellendes Talent dazu, um aus den Fäden der Geschichte das Gewebe einer subjektivistisch ethischen Kritik im Stile eines Bekenntnisses nach dem Tode zu bilden. Jedenfalls ist es gewagt, kritiklos allen solchen Aeußerungen gegenüberzustehen und sie ohne sorgfältige Prüfung aller Umstände, unter denen sie zustande kamen, als echt anzuerkennen. Unkritischer Uebereifer ist aber gerade auf diesem Gebiete eine große Gefahr und zugleich ein abschreckendes Hemmnis in der Verbreitung einer übersinnlichen Weltanschauung zur Bekämpfung des Materialismus. Dr. **Göring.**

Digitized by Google

Doch dies war in einem finstern Zeitalter, und nur sehr wenige auf Erden wußten etwas von dem wahren Christus-Evangelium. Die wenigen, welche offen die Wahrheit verkündigten, wurden verfolgt von denen, welche in widerchristlicher Finsternis lebten. Es schien der herrschende Geist der Zeit zu sein, daß bei den Menschen gleichzeitig mit dem Ansehen auch Stolz und Ehrgeiz zunahmen, und folglich auch ihre Unwissenheit. Unter dem Einfluß dieses Geistes ging jedes menschliche Gefühl verloren. Ein Menschenleben zu nehmen, galt ihnen ebensowenig, wie das eines stummen Tieres.

So war es auch mit mir. Ich konnte einmal mit Gemütsruhe die Szene einer Menschenverbrennung betrachten, und ein andermal, mit kühner Stirn, im Namen unseres Herrn und Heilands predigen und voll Eifer die grausamen Verfolgungen verteidigen, die ich Gottesgebot nannte, und erklären, daß alle, die nicht mit mir gingen, den Tod zu erleiden verdienen.

Doch der Geist der Wahrheit ließ die, welche ihn besaßen, weder den Teufel noch seinen Anhang fürchten. Da waren solche, welche öffentlich ihren Glauben bezeugten und kühn die Verabscheuung der antichristlichen Unwissenheit verteidigten. Sie gaben freimütig ihr Leben hin und verherrlichten Gott, indem sie so handelten. Je mehr die Macht des Guten nach Gewissensfreiheit rang, umsomehr strebte die Macht des Bösen sie zu unterjochen. Je kühner das Bekenntnis dieser gegen die antichristliche Lehre aufrief, um so wütender und unmenschlicher in ihren Handlungen wurden die Antichristen. Das Licht Gottes drang nicht in ihre Seelen.

Was mich anbetraf, so wuchs mein Stolz und Ehrgeiz in dem Maße, als mein Name bekannt wurde. Ich dachte nur an Ehre und Ruhm, und in meiner Einbildung gab es niemanden anders auf Erden, der das Christus-Evangelium so gut verstand, als Johannes Calvin. Hieraus, meine Freunde, mögt ihr ersehen, wessen ein in Hochmut und Selbstüberschätzung aufgewachsener Mensch fähig ist, der nicht durch höhere Kraft gemeistert wird.

Für meinen Ehrgeiz und Eifer, das zu unterstützen, was wir blinden Antichristen Religion Christi nannten, wurde ich mit Bischofsrang belohnt. Die Verfolgungswut erreichte ihren höchsten Gipfel. Papisten verbrannten die Reformierten, und Reformierte verbrannten die Papisten, und Papisten und Reformierte verbrannten die Ketzer, d. h. die wirklichen Christen, wenn überhaupt solche existierten; und wie das Vernichtungswerk weiterging, rechtfertigte jede Partei sich selbst und verdammte die andere. Als Führer der Reformierten, und mit der Macht meiner Autorität, konnte ich über Papisten und Ketzer alle Urteile vollziehen, zu welchen mein hochmütiges und ungezähmtes Temperament mich leiten mochte.

Viele meiner Mitmenschen fielen meinem Grimm zum Opfer, und kühn verteidigte ich mein Thun zu meiner eigenen und meiner Geistesgenossen Genugthuung. Und es fehlte nicht an solchen, welche gegen ein derartiges Verfahren, ohne Rücksicht auf die Folgen, protestierten. Ein Johannes Gruet machte meine prahlerische Reformation lächerlich, indem

er sagte, sie sei nicht eine Reformation, sondern eine Deformation, und Johannes Calvin ein neuer Papst.

Dieser Mann wurde beschuldigt, die christliche Religion verleugnet zu haben. Wir nannten uns Christen, und diejenigen, welche sich weigerten sich uns zu fügen, hatten die Rache derer zu fürchten, die so thaten. Er wurde ebenfalls beschuldigt, die Unsterblichkeit der Seele zu leugnen, was unwahr war. Aber falsche, wie wahre Anschuldigungen dienten demselben Zweck, wenn sie nur zur Verdammnis der Ketzer halfen. Er teilte das Schicksal der andern.

Michael Servetus, einen spanischen Arzt, hielt ich für meinen größten Feind. Er war von offener, freier Geistesrichtung und besaß großen Einfluß. Ich wußte, daß er mir großen Nachteil bringen könnte, wenn er gegen meine Gesinnung auftrat. Und dies that er mit unerschrockenem Mute, denn er war kühn in seiner Erforschung der Wahrheit. Er wies mir in einem Schreiben an mich einige Irrtümer auf religiösem Gebiet in meinen eigenen Schriften nach. Ich betrachtete dies als eine große Beleidigung, und von diesem Augenblick an stand es bei mir fest, daß er das Schicksal eines Ketzers erleiden würde. Demgemäß wurde er bei der ersten Gelegenheit verhaftet und ins Gefängnis gebracht. Er entfloh bald und wurde für einige Zeit unter Papisten verborgen gehalten. Ich ereiferte mich, sie zu überzeugen, daß er ein Ketzer und völlig gottloser Mensch sei und der den Tod verdiene, wo man ihn auch fände. Die Behörden in Genf setzten das Verhör fort und verurteilten ihn zu langsamem Feuertode. Da sie ihn selbst nicht fangen konnten, verbrannten sie sein Bild und verschiedene seiner Bücher.

Ich bin so eingehend im Erzählen dieser Thatsachen gewesen, um zu zeigen, wie widersinnig es war, uns für die Verbesserer der katholischen Religion zu halten, während wir so wild und thöricht handelten und grausamer waren, als die Katholiken.

Einige Zeit nachher kam Michael auf dem Wege nach seiner Heimat durch Genf, und ich veranlaßte seine Gefangennahme. Bald waren falsche Beschuldigungen vorgebracht, um ihn zu verurteilen. Hier war er, fern von der Heimat, von einem Haufen von Wölfen umgeben. Obgleich er hier am Orte Freunde hatte, so wagte doch keiner, für seine Sache einzutreten, aus Furcht sein Schicksal teilen zu müssen.

Ich hoffte, er würde seinen Sinn ändern und aufhören gegen mein System aufzutreten, in der Ueberzeugung, daß er mit mir vereint, unsere Sache sehr unterstützen würde, während er bei Fortsetzung seines Widerstandes gegen uns großen Einfluß in entgegengesetzter Richtung ausüben konnte. Michael besaß Festigkeit und edle Gesinnung und konnte daher von seinen Grundsätzen nur durch Wahrheit und Ueberzeugung zurückkommen. Hiervon besaß ich viel nach meiner eigenen Meinung, aber sehr wenig nach Michaels Ueberzeugung. Deshalb ließ ich ihn hinrichten.

Gleich vielen anderen war ich eifrig bestrebt, auch diese abscheuliche That zu rechtfertigen. Und selbst in dieser aufgeklärten Zeit versuchen

einige diese ruchlosen Thaten zu entschuldigen, weil sie von Reformatoren begangen waren. O, daß Sie doch die wahre Gotteserkenntnis in Beziehung auf so böse Thaten hätten, sie sind die Früchte eines hochmütigen Geistes! Ich bin froh, daß die Zeit naht und Sie sehen und wissen werden, daß die prahlerische Reformation von geringer Bedeutung für Sie sein wird, wenn Sie vor das Richteramt gebracht werden. Mag es in dieser oder einer andern Welt sein, Sie werden finden, daß die sogenannte Reformation nur wie ein Deckmantel ihrer Begierden angesehen wird. Und die Zeit wird kommen, da dieser Mantel herabfällt und sie ohne Hülle läßt, mit der sie ihre Abscheulichkeiten verhüllen können. Wenn diese Zeit kommt, werde ich glücklich und eifriger bestrebt sein, die Formen und Satzungen des Anti-Christentums niederzureißen als ich es je war, sie aufzubauen, doch kann ich es dann in einem Geiste thun, der weder Leib noch Seele verletzt. —

2. Ein aufregender Traum.

Der Verfolgungsgeist lebt immer in solchen, welche hochtrabenden Sinnes sind. Dieser Geist unter uns hatte keine Grenzen, war immer bereit sich selbst auf den grausamsten und abscheulichsten Wegen, die ersonnen werden konnten, zu verteidigen. Mit der Zeit verminderte sich die Zahl derer, welche kühn genug waren die Wahrheit zu bekennen, und das Aufhören dieser grausamen Vorgänge ließ mir Zeit, über vergangene Szenen nachzudenken. Aber ich war so in Finsternis gehüllt und so aufgebläht von Hochmut, daß ich nicht richtig urteilen konnte, wie ich es jetzt thue. Ich hielt mich selbst für einen wahren Lehrer und Verbreiter der christlichen Religion.

Als ich merkte, daß mein Leben sich seinem Ende näherte, fing ich an, etwas an die Ewigkeit zu denken und mich auf den Tod vorzubereiten. Mein Nachdenken über die Vergangenheit und über meine Zukunft erweckte in mir ein Gefühl der Schuld. Je mehr ich an die Ewigkeit dachte, je größer wurde meine Furcht vor dem Tode. Michael Servetus beschäftigte meinen Geist mehr, als irgend ein anderer Mensch. Ich fand etwas in diesem Manne seit unserer ersten Begegnung, was über mein Verständnis ging, obgleich ich ihn als Feind meiner Gesinnung betrachtete.

Mit dem Nachsinnen am Tage nahmen die Träume des Nachts zu, und mir wurde klar, daß es für den Ruchlosen keinen Frieden gäbe. Manche meiner Träume waren geradezu erschreckend. Ungefähr ein Jahr vor meinem Tode hatte ich eine furchtbare Vision, die ich hier mitteilen will, damit Ihr begreift, wie sehr ich während meines Lebens wegen meiner antichristlichen Finsternis litt. Wäre ich nicht so von dieser Finsternis umfangen und von meinem Hochmut vollständig gefesselt gewesen, so hätte ich in der Welt viel gutes thun können, freilich würde es mir mein Leben gekostet haben. Jedoch würde ich mir einen weit bessern Zustand in der Geisteswelt geschaffen haben, wenn ich einige meiner Gefühle und Gedanken meinen Mitmenschen offenbart hätte. Ich träumte folgendes: Ich

Digitized by Google

wandelte durch ein wunderschönes Feld und sah in der Mitte desselben einen weißen Stein. Seine außergewöhnliche Weiße zog meine Aufmerksamkeit an, und ich ging auf ihn zu. Er mochte gut zwei Fuß hoch sein. Ich kam von der Ostseite dahin. Seine Spitze war vollkommen glatt, und auf der Ostseite stand geschrieben: „Finsternis, Finsternis ist auf dir, o Erde, und Finsternis wird noch bleiben".

Dann blickte ich auf die Nordseite und fand diese Worte: „Doch länger werde ich mit den Gottlosen kämpfen, die auf dir, o Erde, wohnen!" Auf der Westseite stand: „Siehe, auf dieser Seite wirst du Licht und Frieden empfangen, und von dieser Seite wird es zu den andern kommen". Auf der Südseite stand geschrieben: „Denn Gottes Barmherzigkeit währet ewiglich".

Ermüdet setzte ich mich auf den Stein, um zu ruhen. Ich fragte mich in Gedanken, warum dieser Stein hier gesetzt und warum er nicht früher entdeckt sei, da er doch in vollster Sichtbarkeit da stand. Auch versuchte ich mir den Sinn der Schrift zu erklären und überlegte, wer ihn hierhergesetzt haben könnte. Ich dachte so aufmerksam darüber nach, daß ich bald vergaß, wo ich war. Die Erde begann zu zittern wie unter der Macht eines Erdbebens, und eine Stimme vom Stein aus sprach zu mir: „O, Johannes Calvin, in Finsternis hast du dich erhoben, und in Finsternis wirst du fallen".

Hierauf öffnete sich der Stein, und ich fiel in äußerste Finsternis. Ich schien ungefähr eine Stunde lang zu fallen, und das Getöse von Donner, die furchtbaren Schreie und klagenden Rufe, die währenddem die Finsternis erfüllten, waren unbeschreiblich furchtbar für mich. Im Hellen schrie ich: „O mein Gott! mein Gott! wo bin ich jetzt?" Der Donner antwortete: „In derselben Finsternis, in der du immer geweilt hast, nur vormals überhobst du dich, aber jetzt fällst du". Dies waren die Worte, die ich unter schreckensvollem Schreien vernahm. Dann schrie und jammerte ich über die Gefahr, in der ich schwebte.

Als ich aufhörte, wußte ich nicht den Rückweg, noch wie ich je diesen düstern Platz würde verlassen können. Es schien mir, als wäre ich eine große Strecke gefallen. Ich stand in tiefer Verzweiflung und wagte keinen Schritt zu machen, aus Furcht wieder zu fallen, während das Getöse und die entsetzlichen Schreie sich mir immer mehr zu nähern und zu wachsen schienen, bis meine Furcht so groß wurde, daß ich jeden Augenblick für meinen letzten hielt.

Wieder rief ich aus: „O mein Gott! was soll ich thun?" Der rollende Donner antwortete in wachsender Wut: „Thue, was du immer gethan, verbleibe in Finsternis". Ich dachte dann, mein Schicksal sei besiegelt, denn ich sah keinen Ausweg von diesem entsetzlichen Orte. Nach einer Weile hörte das Geräusch gänzlich auf und düstere totenähnliche Stille folgte. Ich versuchte einen Weg von hier zu finden und wagte mich endlich vorwärts in der Meinung, es wäre eben so gut zu sterben, als hier in solcher Finsternis zu bleiben.

Digitized by Google

Ich bewegte mich vorsichtig weiter, ohne zu wissen, was ich finden würde. Ich war nicht weit gegangen, als ich über einen Abhang von ungefähr 50' Höhe hinunterschritt. In der Tiefe angelangt, hörte ich von allen Seiten lautes Gelächter. Ich hörte auch eine Stimme fragen: „Wer stürzt mit solcher Furcht hier herein?" Eine andere Stimme antwortete: „Es ist Johannes Calvin. Ich vermute, er hat sein Licht verloren, er würde sonst nicht so sorglos hier hineingestürzt sein". Eine andere rief, „Johannes, wo ist Dein Licht, von dem Du so lange gesprochen?" Ich schämte mich, denn mein Stolz war sehr groß, und ich hätte mich lieber erschrecken, denn lächerlich machen lassen. Ich beantwortete diese Frage nicht, weil ich wußte, sie würde noch mehr Veranlassung zum Spott geben. So ging ich eiliger weiter als bisher, entschlossen, Licht oder den Tod zu finden. Ich war nicht weit gegangen, als eine Stimme sagte, „Was suchst Du?" Ich erwiderte, daß ich Licht suche, um den Ausweg von hier zu finden. Die Stimme fragte, ob ich wüßte, welchen Weg ich zu nehmen hätte. Ich antwortete: „ich weiß nicht". Die Stimme sagte: „Es ist derselbe Weg, den Du seit Jahren gegangen, und das Licht, das Du finden wirst, ist das Licht der Hölle". Ich rief: „ja ich will das Licht der Hölle sehen, wenn ich nur aus dieser Finsternis heraus kann". So möchte ich nur weiter gehen, ich würde es bald finden. Ich vergrößerte meine Eile, und das nächste Straucheln ließ mich in hellbrennende Flammen fallen. In meinem Schrecken erwachte ich und siehe, es war ein Traum. Und dankbar war ich, daß es so war. Nie hat ein Sterblicher dies zuvor erfahren. Wäre nicht mein Hochmut und meine Furcht vor einem schimpflichen Tode gewesen, so hätte ich aus dieser und mancher anderen Warnung Nutzen gezogen. Ich wußte, daß, wenn ich Reue an den Tag legte, — meine Geistesgenossen mich als Schurken betrachten würden und daß ich beständig ihre Rache zu fühlen hätte. Viele solche Gedanken ängstigten meine Seele, bis meine irdische Laufbahn beendet war.

3. Meine Leiden in der Geisteswelt.

Als mein Lebensende näher rückte, steigerte jeder Todesgedanke meine Furcht, weil ich glaubte in gewissem Maße meine Lage nach dem Eintritt in die Geisteswelt zu kennen, da ich das, was ich in Träumen und Gefühlen erfahren, als Symbol dafür betrachtete. Doch ich war entschlossen, sie vor jedem Sterblichen geheim zu halten. In meiner letzten Krankheit vermehrten meine körperlichen Leiden die Schrecken meiner Seele, und die seelischen Leiden vergrößerten die leiblichen Beschwerden, bis der Tod kam. Denn ich fühlte in seiner ganzen Schwere die Qualen eines schuldigen Gewissens.

Meine Leiden endeten nicht, sondern wuchsen, denn ich befand mich nun in der Finsternis, von der ich bisher nur geträumt hatte. In dieser tiefen Finsternis, ohne einen andern Laut, als den ich selbst verursachte. So irrte ich umher etwa ein Jahrhundert lang. Mit der Zeit wurde ich

mit soviel Licht begnadet, daß ich bemerken konnte, ich sei noch über der Erde. Das Licht nahm zu, bis ich deutlich Menschen, Tiere, Vögel und Bäume unterscheiden konnte. Doch sie waren mir alle ähnlich — in der Gesinnung — und alle schienen vor meinem Anblick zu fliehen, sobald ich sie sah.

Ich befand mich in einer schrecklicheren Lage als je. Finsternis umgab mich wieder, erfüllt von lautem Donnergetöse, untermischt mit entsetzlichen Schreien und kläglichen Rufen, wie ich sie in meinem Traume gehört hatte. Doch mit so gesteigerter Angst, wie sie sich für menschliche Vorstellungen nicht beschreiben läßt und von denen begriffen wird, die von einem hochmütigem Sinne beherrscht waren und nicht schon auf Erden bereut hatten. Zeitweise hörten die furchtbaren Zustände auf und kehrten wieder.

In dieser Lage verbrachte ich weitere hundert Jahre. In dem letzten Teile dieses Zeitraumes war ich von einer dieser dunklen Wolken umhüllt und von lautlosester Stille umgeben. Es währte nicht lange, als ich eine weibliche Stimme vernahm. Ich wandte mich sofort dahin, woher der Klang kam, und sah einen kleinen Lichtschimmer. Jedes Wort, das ich hörte, kam gleich Feuerflammen, denn sie waren die lebendige Wahrheit Gottes.

Eine andere Stimme sagte zu mir: „Siehe den kleinen Funken des Evangeliums, der in der Mitte dieser großen Wolke der Finsternis scheint. Ich versuchte, um Gnade zu flehen, aber vergeblich, ich konnte keinen Laut von mir geben. Dann sagte die Stimme: „Du wolltest Deine Stimme nicht erheben, um Gnade zu erflehen, als es noch in deiner Macht lag, aber jetzt, da du es thun möchtest, vermagst Du es nicht. Bedenke, daß Deine Leiden noch nicht beendet sind, denn groß ist die Trübsal, die Du Dir selbst geschaffen hast. Gerecht ist das Gericht des allmächtigen Herren und gerecht wird es über die Seelen verhängt, die es verdienen".

Dann war ich wieder allein, und ernsthaft überdachte ich das Gehörte, bis ich fühlte, das ich alles zu thun bereit sein würde, um den kleinen Lichtfunken, den ich gesehen, wiederzufinden. Ich war nicht weit gekommen, als ich mich von Feuerflammen gefesselt und umgeben fand. Dann vergrößerten sich meine Leiden. Es schien mir eine lange Zeit, die ich in diesem Zustande zubrachte, und ich konnte nichts thun, als in bitterer Qual über meinen bejammernswerten Zustand zu klagen. Ich hörte nur Stimmen, die sich über meine Leiden freuten.

Nachdem ich auf diese Weise verschiedene Jahre verbracht, hörte ich eine Stimme sagen: „Wonach rufst Du?" „Um Gnade" antwortete ich. Dann wieder die Stimme: „Wie kannst Du Gnade empfangen?" Ich erwiderte, daß ich das nicht wüßte, und bat die Stimme es mir zu sagen. Dann wurde ich gefragt, ob ich bereit sei, sie auf jede mir auferlegte Art zu empfangen. Ich wollte es, ja, denn ich konnte mir keinen kläglichern Zustand denken, als den, in dem ich mich befand.

Dann fragte der Geist, ob ich willig sei, ihm all meine düstern Verbrechen zu bekennen. Ich sagte, daß ich es wäre. Er hieß mich dann

Digitized by Google

ihm folgen. Ich sah den Geist nicht, aber meine Fesseln löſten sich unmittelbar dadurch, und ich folgte lange Zeit durch Flammen hindurch dem Ton seiner Stimme. Wir gelangten an einen dunklen Platz, und dann sah ich ein schmales Licht des Geistes, welcher mich führte. Nach langem Wandeln durch die Finsternis hielt der Geist, öffnete eine schmale Thür, und wir traten in einen sehr kleinen Raum.

Der Geist sagte: „Nun magst Du mir Deine Sünden bekennen, wenn Du willst". Gehorsam begann ich meine Beichte. Nachdem ich ihm den vierten Teil meines Lebens berichtet hatte, gebot er mir, aufzuhören. Ich sah eine Quelle vor mir, und der Geist gebot mir, mich an dieser Quelle zu waschen und auf seine Rückkehr zu warten. In dieser Weise hatte ich die Sünden meines ganzen Lebens zu bekennen und nach jedem Viertel mich zu waschen.

Als ich geendet, zeigte er mir an, daß ich um Kummer und Reue zu arbeiten und mich außerordentlich zu demütigen hätte, ehe ich eine weitere Gunst erlangen könnte. Ich verblieb lange Zeit in diesem kleinen Raume und sah niemand als diesen Geist, den ich als Apostel Petrus erkannte. Er kam alle 24 Stunden, sich über meinen Gemütszustand zu unterrichten.

Zuletzt fragte er, ob ich alle, die ich je beleidigt hatte, oder denen ich nicht wohlgesinnt gewesen, um Verzeihung bitten wollte. Ich antwortete ihm, daß ich das aus vollster Seele thun wollte. Dann möchte ich mit ihm gehn und es thun. Es schien eine große Strecke, die wir zurücklegten, doch der Weg war gerade und führte zu einem wunderschönen weißen Hause. Wir traten ein und gingen in ein Zimmer im hintern Teil des Hauses. Dort fand ich die ganze Gesellschaft versammelt, Michael Servetus an ihrer Spitze. Ich erkannte Michael sofort, als ich eintrat. Petrus sagte, ich sollte nun meine Pflicht erfüllen. Knieend in Erniedrigung und in tiefem Seelenschmerz, bewegte ich mich vor, und bat jeden einzelnen vom ersten bis zum letzten demütig um Verzeihung.

Nach all der Grausamkeit, die ich an Michael verübt hatte, konnte er sich der Thränen nicht enthalten. Anstatt sich meiner Trübsal zu freuen, vergab er mir großmütig und segnete mich, und so thaten all die Uebrigen. Danach wurde ich in ein anderes kleines Zimmer geführt, und aufgefordert, vorläufig darin zu bleiben. Petrus sah alle 12 Stunden nach mir. Michael kam zweimal des Tags und brachte mir Nahrung, doch sprach er kein Wort zu mir. Dann nach einiger Zeit vernahm ich Musik und Tanzen im Hause. Ich wußte nicht was ich davon zu halten hatte, und fragen mochte ich nicht aus Furcht Unrecht zu thun, denn ich fühlte, daß ich so viel gelitten, als ich zu ertragen imstande war.

Einmal als Petrus bei mir war, hörte ich Musik und Tanzen stärker als bisher, sodaß ich zuerst staunte. Petrus blickte mich an und lächelte. Es war das erste Lächeln, das ich seit dem Eintritt in die Ewigkeit gesehn, und das Gefühl des Behagens war so groß dabei, wie ich es nie vorher gekannt. Ich fühlte mich nun so erleichtert, daß ich nach den

Gründen der Musik und des Tanzens fragte. Petrus erklärte mir, daß sie Gott im Geiste anbeteten, und fragte, ob ich sie sehen möchte; ich bejahte das.

Dann führte er mich in ein sehr großes Zimmer in demselben Hause, in dem eine große Gesellschaft von Geistern zum Gottesdienst versammelt war. Als ich die Einfachheit dieser Geister sah, wandelte sich meine Trübsal in Demut, und ich schämte mich meines Hochmutes, denn ich wußte nicht, ob ich je so bescheiden sein würde, um mich zu dieser Art von Gottesverehrung zu verstehn. Sie war mir vollkommen neu, doch glaubte ich, es müsse Gottesdienst sein, da es mir Petrus sonst nicht gesagt hätte.

Nachdem der Gottesdienst beendet war, führte mich Petrus in meinen Raum, und sagte, wenn ich fühlte, daß ich mich dieser Andacht anschließen könne, würde ich eine weitere Vergünstigung erhalten. Es währte nicht lange, so erbot ich mich freiwillig alles zu thun, was Petrus von mir verlangte, denn ich sah vollkommen ein, daß dies der einzige Weg sei, in der geistigen Welt voran zu kommen. Er führte mich in die Gemeinde, und groß war meine Demut. Bevor die Versammlung auseinander ging, war mein Stolz so weit niedergedrückt, daß ich wieder ihr beizuwohnen wünschte.

Danach sah ich Michael nicht früher als 2—3 Jahre vor Beginn dieser Geistermanifestation auf Erden. Denn Michael war mir weit voraus, und ist mir immer noch sehr weit voraus. So wurde ich allmählich weitergeführt und erhob mich langsam von Stufe zu Stufe.

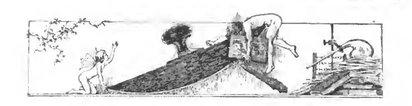
Ich bin außerordentlich dankbar für dieses Evangelium des Lichtes. Es hat mir und vielen andern großen Nutzen gebracht. Mein Geist ist so demütig geworden, daß ich die lieben und segnen kann, welche ich ehemals verfluchte, und denen ich durch meinen Willen das Leben nahm. Und sie können den lieben und segnen, der ihnen ehemals den geringsten Grad von Mitleid verweigert hat. Michael und ich lieben einander mit der innigsten Liebe, welche den Augen des göttlichen Geistes wohlgefällt.

Ungefähr zwei Jahre vor Beginn dieser Geistermanifestation auf Erden waren Michael und ich berufen, die Antichristen, welche die Welt verließen und nach Licht suchten, zu einigen. Ich schätze es als einen großen Vorzug, in Gesellschaft eines so guten Mannes zu sein. Wir hatten viel Arbeit und eine zahllose Menge von Geistern zu sprechen, denn groß war die Arbeit in der geistigen Welt zu der Zeit. Wir sind fast die ganze Zeit bei dieser Arbeit gewesen.

Ich habe nun mein Gemüt erleichtert, indem ich glaube, daß diese Schilderung viele interessieren wird, in der Hoffnung, daß sie denen eine Warnung sei, welche in Hochmut und Stolz befangen sind. Ich schließe in Liebe zu allen und wünsche Ihr möget sie als Gabe eines Freundes empfangen.



Digitized by Google



Uebersinnliche Erfahrungen eines Sinnesmenschen.

Von

Maximilian Paulsen.

Ein Anhänger des „Spiritualismus" bin ich nicht. Da ich eben die Erkenntnis- und Seelenlehre unserer Zeit in ihren älteren und jüngeren Vertretern kenne, so gelten mir der rudimentäre, wie der wissenschaftliche Materialismus als überwundene Anschauungen. Aus diesem Grunde setze ich den Thatsachen, von denen mir glaubwürdige Verteidiger des Spiritualismus berichten, wenn sie sonst recht bezeugt sind, kein ungläubiges Staunen entgegen. „Warum nicht?" sage ich mir. Bis zu einem gewissen Grade hat du Prel mit blendender Beredsamkeit die Denknotwendigkeit dieser Erscheinungen bewiesen. Dazu kommt, daß ich in unserer Familie und im eigenen Leben einiges erfahren habe, das mir die Grenzen der sinnlichen Erklärbarkeit zu überschreiten scheint, und mich in dem Glauben befestigt hat: Der Mensch denkt und Gott lenkt.

Ahnungen und Wahrträume sind die Erfahrungen, die ich zu verzeichnen habe. Im Jahre 1883 starb mein Vater eines plötzlichen Todes: kein Mensch hatte es vorhergesehen und konnte es vorhersehen. Am Tage vor seinem Tode ging meine Mutter in der Dämmerstunde in unsere nach außen verschlossene Fremdenstube um irgend etwas zu holen; sie kam ganz verstört zurück und behauptete, ein schwarzer Schatten habe sich vom Fenster her erhoben und immer weiter anschwellend auf sie zugewälzt: das müsse ein Unglück bedeuten. Meine Mutter ist nervenschwach, aber nichts weniger als abergläubisch im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes, sie lachte über Spuk und Gespenster. Ich ging nach ihr hinein und fand alles in Ordnung. Die Erscheinung deute ich mir als die äußere Projektion einer inneren Beklemmung: diese selbst und namentlich der Eindruck, daß sie der Vorbote eines drohenden Unheils sei, ist nicht wegzudeuten. Es war eben das richtige Vorahnen der Frauen.

Im Jahre 1888 wurde mein Bruder, der in unserer Familie lebte, von einem schweren Unglück betroffen, das ebenfalls nicht vorherzusehen war. Am Tage vorher brach meine Mutter ganz unvermittelt in Thränen

aus und war nicht zu tröſten, ſie behauptete wieder, ſie habe das Gefühl, als müſſe uns ein Unglück bevorſtehen. Leider hatte ſie recht.

Im Jahre 1891 weilte ich zu Beſuch bei meiner Mutter in der Heimat. Eines Morgens erzählte ſie mir, ihr habe geträumt, der Briefträger habe ihr eine Rechnung auf meinen Namen gebracht, ich ſollte 9,50 Mk. bezahlen, und ich merkte ihr an, daß der Traum auf ſie den Eindruck der Wahrheit gemacht hatte. Ich hatte nun ſchon ſolches Vertrauen zu den Ahnungen meiner Mutter, daß ich ſogleich auf die Straße ging, um den Briefträger abzupaſſen, und richtig! er brachte mir eine Rechnung von 10 Mk!

Nun zu mir ſelbſt! Im Jahre 1888 hatte ich in meiner Heimat die Bekanntſchaft einer jugendlichen Verwandten gemacht und einen Briefwechſel mit ihr verabredet: ich wollte ihr zweimal in der Woche ſchreiben und ſie mir auch, beides poſtlagernd unter einer beſtimmten Marke. Ich hielt Wort und ſchrieb Brief auf Brief: aber keine Antwort kam, der Beamte am Poſtſchalter erklärte beſtändig, es ſei nichts da. Nun kam ich in der Zwiſchenzeit wieder mit einem jungen Mädchen zuſammen, die von jeher das Ziel meiner Wünſche geweſen war, vor Jahren aber meine Werbung in Anbetracht meiner Jugend und Abhängigkeit zurückgewieſen hatte, ſie übte wieder denſelben Zauber auf mich aus und die Verwandte war ſo gut wie vergeſſen. Da träumte mir in einer Nacht, ich wäre in einem Ballſaale, meine Verwandte ſtand vor mir: ſie hatte mich in ein Nebenzimmer gezogen und hielt mir in rührenden und bewegten Worten meine Untreue vor. Dabei ſchwebten beſtändig tanzende Paare vorbei, und auf einmal ſah ich unter ihnen meine Braut, die ihre Augen mit einem zuverſichtlichen, triumphierenden Ausdruck auf mich richtete, einen Ausdruck, den ich nie zuvor an ihr geſehen hatte, aber nachher wiedergefunden habe. Das gab mir den Mut offen und ehrlich meiner Anklägerin auseinanderzuſetzen, wie ich zu meinem Verrate gekommen ſei und um ihre Verzeihung zu bitten: aber mein Herz zöge mich zu der anderen. Ich erwachte mit dem Eindrucke, daß ein Brief angekommen, der jenes Schweigen erkläre, und alſo ein unbeabſichtigter Treubruch meinerſeits vorliege: ich eilte zur Poſt: nein, nichts. Wirklich enttäuſcht ging ich heim: aber noch war ich nicht zu Hauſe, als ein Briefträger mir nacheilte und mir zurief, ich möchte zurückkommen, es ſei ein Irrtum geſchehen. Und ſo war es: ein ganzer Stoß Briefe, mit der verabredeten Adreſſe, war durch ein Verſehen auf der Poſt zurückbehalten worden. Es blieb mir nichts übrig als meinen Traum wahr zu machen und der Verwandten reinen Wein einzuſchenken. Ich that es. Sie hat mir verziehen.

Der zweite Traum war nicht eigentlich „fatidik“, aber ſo ungemein eindrucksvoll, daß er meine Stimmung, ich möchte ſagen für Jahre hinaus, beeinflußt hat. Ich ſtand im Examen 1891, von ſeinem Erfolge hing für mich nicht nur meine Selbſtachtung, ſondern das Glück und die Geſundheit dritter Beteiligter ab: überdies war mein kleines Vermögen ſo zuſammengeſchrumpft, daß ich von ſchweren Sorgen für die nächſte Zukunft bedrückt

Digitized by Google

wurde. Da träumte mir, ich stände an einem Herbstabend in einer Heidelandschaft, die ich unter dem frischen Eindrucke der Erscheinung folgendermaßen geschildert habe:

> Es wurde dunkel, nur ein fahles Leuchten,
> Wo sonst die Sonne strahlend niederging,
> Erhellte noch den Heidegrund, den feuchten,
> Den herbstlich grau der Himmel überhing,
> Ein Witwenschleier, den die Winde scheuchten. —
> — Mir war so schwer, wie ich des Weges ging,
> Ich fühlte mich so einsam, so verlassen, —
> Zu bang zur Liebe und zu weich zum Hassen.
>
> Kein Mensch zu schauen; Gräser nur und Moos,
> Das regensatt am welchen Boden klebte;
> Verblich'nes Kraut zerzaust und blütenlos,
> Das sturmgedrückt zur Erde niederstrebte,
> Kein bunter Käfer saß im Blütenschoß,
> Kein Lerchensang am trüben Himmel schwebte.
> Ich war allein im winterlichen Dämmern.
> Und horchte ängstlich meines Herzens Hämmern. . .

Nun, jenes fahle Leuchten verstärkte sich plötzlich zu heller Glut; der Nebel, der auf dem Flachlande lagerte, färbte sich rötlich; strahlende Gruppen tauchten in ihm auf; ein Entzücken und ein Erbeben zugleich packte mich: da erhob sich vor mir die Riesengestalt des Heilandes, nackt und bloß, in der Vollkraft der Jugend, von strahlender Schönheit: so, wie ihn Bläser in Potsdam dargestellt hat. Sein Anblick war so überwältigend, daß ich in die Kniee sank: er aber schlang seinen Arm um meinen Leib und zog mich mit gütigem Blicke zu sich empor: ich fühlte seine Wärme in meinem Körper überstrahlen. Das Gefühl des Hingerissenseins, der Ergebung und zugleich der Erleichterung, das ich empfand, kann ich nicht schildern. Als ich erwachte, rannen mir die Thränen über das Antlitz. Seitdem ist alle Furcht von mir gewichen, wenn auch nicht das Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit: was Gottvertrauen heißt, weiß ich erst seit dieser Erscheinung. Uebersinnlich erscheint mir auch dieser Traum nur durch den Eindruck, den er hinterlassen hat: es war wie eine Aussprache der Seele mit ihrem Erlöser, an der das bewußte Empfinden nicht den mindesten Anteil haben konnte: die Lösung einer Gemütskrise, der ich bewußt garnicht hätte nachhängen können und dürfen.

Das sind die Erlebnisse, die ich nicht ohne Rest psychologisch zu deuten vermag, und die ich darum „übersinnlich" genannt habe. Es scheint mir aber, daß sie Zusammenhänge beweisen, welche unser Denkvermögen übersteigen, über unseren Horizont hinausgehen, gewissermaßen Bresche legen in den scheinbar bezwinglichen Wall des Zukünftigen und Unbewußten. Sie haben mir Hamlets Worte erläutert:

> Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
> Als eure Schulweisheit sich träumen läßt.

Digitized by Google



Das Idyll von der weißen Lotosblume.

Niedergeschrieben von

Mabel Collins.

❦

12.

Ich lag im Garten unter einem großen Baum, der seine Aeste weithin breitete und den Rasen darunter mit tiefem Schatten bedeckte. Ich war sehr müde, denn ich hatte die ganze vergangene Nacht im Heiligtume damit zugebracht, den Priestern die Botschaft des Geistes der Finsternis zu übermitteln. Ich schlief ein wenig in der warmen Luft, doch als ich erwachte, war mein Herz schwer und verzagt. Ich fühlte, daß meine Jugend entschwunden war, doch niemals hatte mich ihr Feuer erwärmt.

Zu meinen beiden Seiten saßen junge Priester, von denen mir der eine mit einem breiten Blatte, das er von dem Baume über uns abgepflückt haben mochte, Kühlung zufächelte; der andere stützte sich mit der Hand auf den Grasboden und sah mich mit besorgtem Blicke an. Seine Augen waren groß, dunkel und zutraulich, gleich den Augen eines treuen Tieres. Oft schon hatte seine Schönheit mich mit Bewunderung erfüllt, und ich freute mich, ihn jetzt an meiner Seite zu sehen.

„Du kommst zu wenig ins Freie. Sieh' nur!“ sagte er, als er sah, wie müde ich die Augen öffnete und zu ihm aufblickte. „Sie sollten Dich nicht zu Tode quälen mit den Zeremonien im Tempel, selbst wenn Du der einzige bist, der sie beleben kann. Willst Du nicht mit uns in die Stadt gehen und einmal etwas kosten, was anders schmeckt als die Luft im Tempel?“

„Wir können nicht!“ erwiderte ich.

„Können nicht?“ rief Malen verächtlich. „Glaubst Du denn, wir seien hier Gefangene?“

„Aber wenn es uns auch gelänge, hinauszukommen, so würde das Volk uns erkennen! Die Priester gehen doch niemals unter das Volk“.

„Das Volk wird uns aber nicht erkennen“, sagte Malen vergnügt lachend. „Agmahd gab uns die Freiheit und Agmahd gab uns die Macht! Komm! Wenn Du Lust hast, so gehen wir“.

Digitized by Google

Die beiden erhoben sich und boten mir ihre Hände, um mir beim Aufstehen behilflich zu sein; doch nun fühlte ich nichts mehr von Müdigkeit. Ich sprang auf die Füße und brachte mein weißes Gewand in Ordnung. „Werden wir diese Kleider anbehalten können?" fragte ich.

„Ja gewiß, und es wird uns dennoch niemand erkennen. Wir mögen als Bettler erscheinen oder als Prinzen, wie es uns beliebt. Agmahd gab uns die Macht dazu. Komme!"

Mein Entzücken war so groß, wie das ihre bei dieser Aussicht auf ein Abenteuer. Wir liefen quer durch den Garten, bis wir an eine kleine Thür kamen, welche sich in der Mauer befand. Malen berührte sie leicht, und sogleich sprang sie auf; einen Augenblick später befanden wir uns außerhalb des Tempels.

Meine Gefährten lachten und plauderten, während sie über den Wiesenplan dahin der Stadt zuliefen. Ich lief gleichfalls und hörte ihnen zu; doch verstand ich wenig von dem, was sie sprachen. Offenbar kannten sie die Stadt, welche für mich nur ein Name war. Allerdings hatte ich sie einmal an der Hand meiner Mutter durchschritten als barfüßiger Hirtenknabe. Nun aber sollte ich, wie es schien, Häuser betreten und mich unter angesehenen, reichen Menschen bewegen. Dieser Gedanke machte mich ängstlich.

Wir eilten immer vorwärts, bis wir eine der lebhaftesten Straßen betraten. Sie war voll von Menschen, welche ihrem Vergnügen nachgingen, und in all den vielen Verkaufsläden schienen nur Juwelen und Schmuckgegenstände ausgestellt zu sein. Dann wandten wir uns einem großen Thorwege zu und durchschritten einen Hofraum, von welchem aus wir eine Marmor-Halle betraten, in deren Mitte ein Springbrunnen seine glitzernden Wasserstrahlen bis zu der hohen Decke emporsandte und mit erfrischendem Thau das üppige, reichblühende Strauchwerk ringsumher benetzte, das die Halle mit starkem Wohlgeruch erfüllte.

Eine breite Marmortreppe führte aus dieser Halle weiter; wir stiegen dieselbe hinauf. Als wir oben angekommen waren, öffnete Malen eine Thür, und wir betraten ein Gemach, welches über und über mit goldgewirkten Stoffen behängt war, und in welchem sich eine größere Anzahl von Menschen befand, deren Kleiderpracht und Juwelenschmuck meine Augen blendeten. Sie saßen rings um eine Tafel, wo sie sich an Wein und süßen Speisen ergötzten. Der Raum hallte wieder von ihrem munteren Geplauder und fröhlichen Lachen, und die Luft war mit betäubendem Wohlgeruche erfüllt. Bei unserem Eintritte erhoben sich drei liebliche Mädchengestalten und hießen uns willkommen, indem jede von ihnen einem von uns dreien die Hand reichte und uns einen Platz an ihrer Seite einräumte. Im nächsten Augenblicke fühlten wir uns zu der Gesellschaft gehörig, unser Lachen mischte sich mit dem der andern, als ob wir schon von Anbeginn des Festes dagewesen wären. Ich weiß nicht, ob es der starkduftende Wein war, den ich trank, oder die magische Berührung der schönen Hand, welche oft die meinige streifte, während sie auf dem ge-

Digitized by Google

stickten Tischteppich ruhte, mir wurde so leicht und so seltsam im Kopfe, und ich fing an von Dingen zu sprechen, von denen ich bis dahin nichts gewußt hatte, und über Einfälle zu lachen, welche mir eine Stunde vorher nichtssagend erschienen wären, da mir alles Verständnis dafür fehlte.

Sie, dir mir zunächst saß, drückte meine Hand mit der ihrigen. Ich wandte mich um, sie anzusehen; sie neigte sich mir zu, ihr Gesicht strahlte von Jugend und Schönheit. In ihrer kostbaren Kleidung sah sie so stattlich aus, daß ich mir anfangs neben ihr wie ein Kind vorkam; dann aber sah ich, daß sie sehr jung war, jünger als ich selbst, doch war sie von einer solchen Fülle der Formen und von so bezauberndem Liebreiz, daß sie, wenn auch ein Kind an Jahren, doch ein Weib an Schönheit war. Während ich in ihre sanften Augen blickte, war es mir, als hätte ich sie schon seit langer Zeit gekannt; ihr Liebreiz war mir so vertraut und schien noch erhöht durch diese Vertrautheit. Sie sprach so manches, was ich zuerst kaum verstand, eigentlich kaum hörte. Doch nach und nach, indem ich ihren Worten lauschte, fing ich auch an, sie zu verstehen. Sie klagte mir, wie sie während meines Fernseins sich nach mir gesehnt habe, sie redete von ihrer Liebe zu mir, von ihrer Gleichgiltigkeit gegen alle andern auf der ganzen Erde. „Das Gemach schien mir düster und verödet, bevor Du kamst“, flüsterte sie, „das Gastmahl machte mir keine Freude. Wohl lachten die andern, doch ihr Lachen klang wie Seufzen in meinen Ohren, wie das Seufzen von Gepeinigten. Sollte ich, die ich so jung, so lebensfroh, so voller Liebe bin, meine Tage vertrauern? Nein, das kann nicht mein Los sein! O Geliebter, Gatte, verlaß mich nimmermehr. Bleibe bei mir, und meine Liebe wird Dir die Kraft geben Deine Bestimmung zu erfüllen“.

Ich erhob mich stürmisch von meinem Sitze, indem ich ihre Hand fest in der meinigen hielt.

„Es ist wahr“, rief ich mit lauter Stimme. „Ich habe Unrecht gethan, das zu vernachlässigen, was allein das Leben verschönt. Ich gestehe, daß Dein Liebreiz, der in der That mir ganz gehört, aus meinem Geiste verwischt war. Doch jetzt, da ich Dich mit meinen Augen sehe, begreife ich nicht, daß je zuvor mir irgend etwas außer Dir bewundernswert erscheinen konnte“.

Als ich diese Worte sprach, bemerkte ich plötzlich eine lebhafte Bewegung unter den verblüfften Gästen. Sie sprangen von ihren Sitzen auf und waren gleich darauf aus dem Zimmer verschwunden. Nur die beiden jungen Priester blieben zurück. Ihre Augen waren auf mich geheftet; sie schienen ernstlich beunruhigt zu sein. Langsam erhoben sie sich. „Du willst nicht zum Tempel zurückkehren?“ fragte Malen. Eine Geberde der Ungeduld war meine einzige Antwort.

„Hast Du vergessen“, sprach er, „daß wir nur hierher gekommen sind, uns einmal die Thorheiten der Stadt mit anzusehen? um zu lernen, aus welchem Stoffe die Menschen gemacht sind? Du weißt doch, daß die geweihten Priester des Tempels ihre Reinheit bewahren müssen! Und nun

Digitized by Google

erst Du, der Seher des Tempels! Selbst ich, der ich doch nur ein Tempeljünger bin, darf dem ungestümen Verlangen nach Freiheit, welches meine Seele erfüllt, nicht folgen. Ach, daß ich frei, daß ich ein Kind der Stadt wäre, daß ich das Leben genießen dürfte! Allein ich darf es nicht, zu meinem nichts würde ich herabsinken; kein Platz wäre fernerhin für mich im Tempel, kein Platz mehr in der Welt. Und wie wird es nun erst mit Dir, dem Seher, sein? Wie sollen wir uns für Dich bei Agmahd verantworten?"

Ich gab keine Antwort. Sie aber, die an meiner Seite saß, erhob sich und trat zu ihm hin. Dann nahm sie einen Edelstein von ihrem Halse und reichte ihm denselben.

„Gieb ihm dies", sagte sie, „und er wird nicht weiter fragen".

13.

Von dieser Stunde an begann eine Zeit, von welcher ich einst mit solcher Genauigkeit Rechenschaft geben kann wie von den übrigen Tagen meines Lebens. Die Eindrücke von damals sind gleichsam verschleiert und ineinander verschmolzen infolge der Gemütsbewegungen, die mich beherrschten und die sich jetzt in einer einzigen Erinnerung vereinigen. In vollen Zügen trank ich täglich aufs neue die Freuden des Lebens; mit jeder Stunde schien meine holde Gefährtin an Liebreiz zu gewinnen, und ich konnte nicht satt werden, ihre Schönheit zu bewundern. Sie führte mich durch die Säle unseres Palastes, doch ich konnte mich nicht dabei aufhalten, die Pracht derselben anzustaunen, weil immer noch prächtigere Räume folgten. Gemeinschaftlich durchwandelten wir die Gärten, in denen eine Fülle starkduftender Blumen, wie ich sie nie zuvor gesehen, sich meinen Sinnen darbot. Jenseits der Gärten zogen sich duftige Wiesen hin; in dem kurzen, zarten Grase wuchsen eine Menge wilder Blumen, und auf dem Strome, der diese Wiese durchfloß, blühten Wasserlilien. Hierher kamen des Abends die Mädchen aus der Stadt, die einen, um Wasser zu holen, die andern, um sich in dem Strome zu baden und sich dann an dem Ufer niederzulassen, um die halbe Nacht unter munterem Geplauder, Lachen und Singen hinzubringen. Ihre herrlichen Gestalten und der süße Klang ihrer Stimmen machten die Abende für mich noch einmal so schön; oft verweilte ich bei ihnen unter dem funkelnden Sternenhimmel, mit allen scherzend, doch nur der schönsten süße Liebesworte zuflüsternd, bis der dämmernde Morgen uns trennte. Während sie mich dann leise singend verließen und ihre Stimmen nach und nach in der Ferne verhallten, ging sie, die mir ganz gehörte, die schönste von allen, mit mir nach dem Palaste zurück, den wir, inmitten der Stadt und doch in traulicher Abgeschiedenheit, bewohnten. Wir waren unaussprechlich glücklich, wie sonst wohl niemand in der ganzen, großen Stadt.

Wieviel Zeit auf diese Weise hingegangen war, vermag ich nicht zu sagen. Ich weiß nur, daß ich eines Tags in meinem Zimmer ruhte und meine Geliebte mir leise süße Lieder sang, während ihr Haupt an

meinem Arme lag, als plötzlich der Gesang auf ihren Lippen verstummte, und sie bleich und regungslos dalag. Während dieser Stille vernahm ich langsame, leise Tritte auf der Treppe. Die Thür ging auf, und der Hohepriester Agmahd stand bewegungslos vor mir.

Er blickte einen Augenblick nach mir mit seinen furchtbaren, lichtblauen Augen; sie waren kalt, gleich wie Juwelen; auf seinem Antlitz war ein Lächeln; doch dieses Lächeln erfüllte mich mit Furcht, und ich begann zu zittern.

„Komme!“ sagte er.

Ohne Zögern erhob ich mich. Ich wußte, daß ich gehorchen mußte. Ich sah nicht zurück, bis ich eine leise Bewegung vernahm; dann wandte ich mich um. Doch sie, meine schöne Geliebte, war fort. War sie vor dieser Erscheinung, die so unerwartet in unser Zimmer getreten war, geflohen? Es blieb mir keine Zeit, mich nach ihr umzusehen; ich konnte nicht zurück, sie zu beruhigen, ich fühlte nur zu gut, daß ich Agmahd folgen mußte! Ich fühlte es wie nie zuvor, daß er mein Herr und Meister war. Als ich an die Thür kam, sah ich quer über der Schwelle eine Schlange liegen, welche bei meiner Annährung ihren Kopf aufrichtete. Mit einem Schrei des Entsetzens sprang ich zurück.

Agmahd lächelte. „Fürchte dich nicht“, sagte er. „Sie ist ein Liebling deiner Königin, und wird deren auserwähltem Diener kein Leid zufügen. Komme!“

Nach diesem Befehl blieb mir keine Wahl; ich mußte ihm folgen; ich mußte gehorchen. Mit abgewandtem Blicke ging ich an der Schlange vorüber, und als ich die Treppe erreichte, hörte ich ihr zorniges Zischen.

Agmahd ging durch die Gärten nach den jenseits liegenden Wiesen. Es war Abend; schon funkelten die Sterne am Himmel, und es funkelten auch die Augen der jungen Mädchen, welche bereits gruppenweise am Ufer des Stromes versammelt waren. Doch sangen sie heute nicht, wie es sonst ihre Gewohnheit war. In der Mitte des Stromes war ein Boot und in demselben saßen zwei Ruderer; in ihnen erkannte ich die beiden jungen Priester, welche mit mir in die Stadt gegangen waren. Sie hatten die Augen zu Boden gesenkt und wagten selbst bei meiner Annährung nicht, ihre Blicke zu erheben. Als ich an den jungen Mädchen vorüberging, wurde es mir klar, daß sie in diesen beiden Priestern alte Bekannte und lustige Gefährten wiedererkannt hatten und nun überrascht ihre Verwunderung äußerten, beide in dieser Kleidung und mit so verändertem Benehmen wiederzusehen.

Agmahd stieg in das Boot; ich folgte ihm. Dann fuhren wir schweigend dem Tempel zu.

Ich hatte den Eingang zum Tempel von der Wasserseite niemals gesehen. Als ich damals mit meiner Mutter die Stadt besucht hatte, hörte ich, daß dieser Zugang früher häufig benutzt wurde; jetzt aber wurde davon nur bei großen Festlichkeiten Gebrauch gemacht; um so mehr wunderte ich mich, daß wir auf diesem Wege zurückkehrten. Mein Erstaunen

Digitized by Google

aber wuchs noch, als ich gewahr wurde, daß daselbst das ganze geweihte Gebiet mit Booten angefüllt war, welche alle mit Blumen geschmückt und voll von weißgekleideten Priestern waren, die gesenkten Blickes dasaßen. Ich erkannte bald, daß heute ein großer Festtag war.

Dieser Tempel! Mir war es, als seien hundert Jahre vergangen, seitdem ich ihn bewohnt hatte. Agmahd selbst schien mir fremd und verändert. War ich denn wirklich so viel älter geworden? Ich konnte es nicht sagen, denn ich fand keinen Spiegel, in welchem ich meine Züge hätte sehen, keinen Freund, den ich darnach hätte fragen können. Das eine aber wußte ich, daß ich von dem Jünglinge, der aus dem Tempelgarten gelaufen war, um Abenteuer zu suchen, nun zum Mann gereift war. Auch das wußte ich, daß ich diese Männlichkeit nicht in Ehren, sondern in Schande erlangt hatte. Ich war ein Sklave. Eine düstere Stimmung legte sich auf meine Seele, als wir uns dem Tempel näherten. Das Boot hielt an einer breiten, weißen Marmortreppe, welche innerhalb der Tempelmauern und unter dessen Dächern emporführte. Ich hatte nie geahnt, daß der große Strom so nahe war. Als wir die obersten Stufen erreicht hatten, öffnete Agmahd eine Thür, und mein Erstaunen war groß, als ich sah, daß wir uns unmittelbar vor dem Eingange in das Heiligtum befanden. Einige Fackeln, von schweigenden Priestern gehalten, beleuchteten den großen Korridor. Draußen auf dem Fluße war noch Dämmerlicht gewesen; hier aber herrschte tiefe Nacht. Auf ein Zeichen Agmahds wurden die Fackeln ausgelöscht. Doch auch dann noch sah ich Licht, denn rings um die Thür des Heiligtumes schimmerte jener seltsame Lichtschein, der mich einst so namenlos erschreckt hatte. Jetzt fürchtete ich mich nicht mehr. Ich wußte, was ich zu thun hatte; ohne Zögern und ohne Furcht that ich es. Ich näherte mich der Thüre, öffnete sie und trat ein.

Da stand die dunkle Gestalt; ihre Gewänder funkelten, ihre Augen waren eisig kalt, entsetzlich. Sie lächelte, streckte ihre Hand aus und legte sie auf die meinige. Ich erbebte bei dieser Berührung, sie war so kalt.

„Sage Agmahd", sprach sie, „daß ich komme, daß ich in dem Boot an Deiner Seite stehen will. Er soll in unserer Mitte sein, und meine andern Diener sollen uns umgeben. Wenn alles dann gethan ist, wie ich befohlen habe, will ich ein Wunder vor den Priestern und vor dem ganzen Volke wirken. Dies will ich thun, weil ich mit meinen Dienern wohl zufrieden, weil ich sie reich und mächtig sehen will".

Ich wiederholte ihre Worte; als ich zu Ende war, ertönte aus der Dunkelheit die Stimme Agmahds.

„Ich heiße unsre Königin willkommen. Ihre Befehle sollen befolgt werden!"

Einen Augenblick später waren die Fackeln wieder angezündet. Ich sah, daß es ihrer zehn waren, welche von zehn Priestern gehalten wurden, die alle in weiße, mit Gold gestickte Gewänder gekleidet waren, jenem

ähnlich, welches Agmahd trug. Unter ihnen befand sich Kamen Baka. Seine Züge schienen mir fremd. Sie glichen denen eines Verzückten.

Agmahd öffnete hierauf die Thür, welche auf die Flußtreppe hinausführte. Mein Blick fiel sogleich auf ein den übrigen unähnliches Boot, welches nun an den Stufen dieser Treppe lag. Es war groß und hatte ein breites Verdeck, welches rings mit großen Rauchpfannen umgeben war, in denen starkduftendes Räucherwerk brannte. Diese Gefäße standen rings um einen Kreis, welcher in hochroter Farbe auf dem Deck gezogen war, und durch welchen sich eine Zeichnung schlang, deren Bedeutung ich nicht verstand. An den Seiten des Bootes, etwas tiefer als das erhöhte Verdeck, saßen die Ruderer, weißgekleidete Priester. Stumm und mit zu Boden gesenkten Blicken saßen sie da und harrten. Das Boot war auf allen Seiten mit Blumenguirlanden geschmückt, welche in dichten Büscheln zusammengeflochten waren. An jedem Ende des Bootes brannte eine Lampe.

Wir bestiegen das Boot. Agmahd ging voran und stellte sich in die Mitte des Kreises. Ich nahm meinen Platz an seiner Seite. Zwischen uns, meinen Augen deutlich erkennbar, stand die schwarze Gestalt. Sie verbreitete einen Lichtschein, ähnlich dem, welcher das Heiligtum beleuchtete, doch nicht so hell; aber ich erkannte sogleich, daß ihre Gegenwart nur von mir allein bemerkt wurde.

Die zehn Priester bestiegen gleichfalls das Boot und stellten sich auch innerhalb des roten Kreises auf, indem sie uns auf diese Weise vollständig einschlossen. Dann setzte sich das Boot langsam in Bewegung. Ich sah, daß sich eine große Zahl von Booten teils vor, teils hinter uns befand; alle waren mit Blumen und Lampen geschmückt und von weißgekleideten Priestern besetzt. In feierlicher Stille bewegte sich die Prozession der Mitte des heiligen Flusses zu und näherte sich langsam der Stadt.

Als wir außerhalb des Tempel-Gebietes waren, ließ sich ein starkes, lang anhaltendes Gemurmel vernehmen, welches die Luft erfüllte und mich in Staunen und Unruhe versetzte; ich sah jedoch, daß sonst niemand dadurch beunruhigt wurde, und bald erkannte ich die Ursache. Nachdem sich meine Augen an das Sternenlicht gewöhnt hatten, sah ich, daß das ganze Gefilde zu beiden Seiten des Stromes von einer wogenden Menge dicht besetzt war. Eine unabsehbare Menschenmenge drängte sich an den Ufern des Flusses und bedeckte die Felder, so weit mein Auge reichte. Ein hohes Fest wurde hier gefeiert, und ich hatte nichts davon erfahren. Anfangs wunderte ich mich darüber, bald aber erinnerte ich mich, daß ich allerdings davon hatte sprechen hören, doch in meinem Sinnentaumel nicht darauf geachtet hatte. Vielleicht, wenn ich bis jetzt in der Stadt geblieben wäre, hätte auch ich mich unter das Volk gemischt; jetzt aber war ich von der Menge, und wie es mir schien, von allem getrennt, was menschlich war. Stumm und unbeweglich, wie Agmahd selbst, stand ich da. Doch ein Sturm namenloser Verzweiflung, über die ich mir keine Rechenschaft geben konnte, tobte in meiner Seele, und eine qualvolle Angst vor dem Unbekannten, das mir bevorstand, marterte mich.

Digitized by Google

14.

Während die Boote den Fluß hinabglitten, wurde die feierliche Stille plötzlich durch weithinschallenden Gesang unterbrochen. Er kam von den Priestern, welche die Ruder führten. Aus jedem der Boote brausten die Töne auf und vereinigten sich zu einem vielstimmigen Lobgesang, und trotz der Dunkelheit konnte ich an der allgemeinen Bewegung der Volksmenge erkennen, daß alle auf die Kniee sanken. Doch sie beobachteten tiefes Schweigen; sie beteten und lauschten, während die Stimmen der Priester von der klaren Luft weitergetragen wurden.

Als der Gesang zu Ende war, herrschte mehrere Minuten lang lautlose Stille. Das Volk blieb regungslos und erwartungsvoll auf den Knieen liegen. Dann aber, wie auf einen Schlag, warf sich die Menge vollends auf die Erde; ich hörte ihr Seufzen, das langgedehnte Atmen ehrfurchtsvoller Scheu; denn aufs neue hatten die Priester ihre Stimmen erhoben, dieses Mal zu einem Jubellied, das sie mit kräftiger Stimme sangen und dessen Worte lauteten:

„Die Gottheit ist bei uns! Sie ist in unserer Mitte! Zur Erde werft Euch nieder! Betet an!"

In diesem Augenblick wandte sich die Gestalt, die zwischen mir und dem Hohenpriester Agmahd stand, zu mir und sah mir lächelnd in das Angesicht.

„Mein auserwählter Diener", sprach sie, „jetzt begehre ich Deine Dienste. Ich habe Dich im voraus schon bezahlt, damit Du mir willig gehorchest. Fürchte nichts. Ich will Dich noch einmal und noch reichlicher belohnen. Reiche mir die Hände! Drücke Deine Lippen fest auf meine Stirn und fürchte nichts! Bleibe unbeweglich stehen; und welche Schwäche, welche Angst auch immer Dich befallen mag, sei standhaft, unterdrücke jeden Schrei! Dein Leben soll nun meines werden. Ich will es Dir nehmen; bald aber sollst Du es zurück erhalten. Fürchte nichts!"

Ohne Zögern, doch mit unbeschreiblichem Grauen gehorchte ich. Ihrem Willen konnte ich nicht widerstehen; ich war ihr Sklave. Ihre kalten Hände faßten die meinigen, und in demselben Augenblicke schien es mir, als ob sie sich nicht länger weich anfühlten, sondern zu eisernen Klammern geworden wären, die mich unerbittlich festhielten. In meiner völligen Hilflosigkeit wagte ich einen Blick in ihre entsetzlichen Augen und rückte ihr ganz nahe. Sehnlichst wünschte ich, daß mich der Tod von dieser Knechtschaft erlösen möchte; eine andere Hilfe gab es nicht für mich. Ich berührte ihre Stirn mit meinen Lippen. Der Dunst, welcher den Lampen und den Räucherbecken entströmte, hatte mein Gehirn mit einer eigentümlichen Schläfrigkeit erfüllt; ich war müde und betäubt. Doch in dem Augenblicke, als ich die Lippen auf ihre Stirn drückte und dieselben davon gleichsam vertrocknen fühlte, ich weiß nicht, ob vor Kälte oder Hitze, da durchzuckte mich plötzlich ein Gefühl tollster Freude und wildester Ausgelassenheit, eine an Wahnsinn grenzende Lustigkeit. Ich kannte mich selbst nicht mehr; ein ganzes Meer neuer, niegekannter Regungen wogte in

meiner Brust und beherrschte mein Gemüt. Diese wilde Flut durchbrauste mein Inneres und schien mein eigenes Ich hinwegzuspülen und dies für immer. Dennoch war ich nicht bewußtlos; mein Bewußtsein wurde sogar mit jedem Augenblicke wacher und klarer, bis ich mit einem Male, meine eigene, verlorene Persönlichkeit vergessend, mir bewußt wurde, daß ich in dem Hirne, in dem Herzen, in dem Wesen der Gestalt weiterlebte, welche eine so vollständige Herrschaft über mich gewonnen hatte. Für einen Augenblick entrang sich dem Volk ein wilder, doch schnell wieder unterdrückter Freudenschrei. Es erschaute seine Göttin. Ich aber sah, als ich die Augen abwärts wandte, die scheinbar leblose Gestalt eines jungen Priesters mit weißen goldgestickten Gewändern zu meinen Füßen liegen. Bei diesem Anblick vergaß ich meine Siegesfreude für einen Augenblick, um mich staunend zu fragen, ob dieser Priester tot sei.

15.

Ich konnte die große Menge der Menschen, welche zu beiden Seiten des Flusses standen, deutlich erkennen; es fiel auf sie ein Lichtschein, den sie selbst nicht sahen, ein Glanz, welcher nicht vom Himmel, nicht von dem Sternenlichte, das die Gegend erhellte, sondern von meinen eigenen Augen ausging. Ich sah zwar nicht ihre Körper, aber ihre Herzen, ihr innerstes Selbst. Ich erkannte alle, die sich mir geweiht hatten, und meine Seele fühlte sich gehoben, als ich gewahr wurde, daß beinahe ausnahmslos diese ganze große Schar bereit war mir zu dienen. Wahrlich, ein ansehnliches Heer, das ich mein nennen konnte und das meinem Wink gehorchen würde, freilich nicht aus Pflichtgefühl, sondern aus Selbstsucht!

Ich sah eines jeden Herz mit all seinen Begierden und wußte, daß es in meiner Macht stand, sie zu befriedigen. Während eines langen Augenblickes blieb ich der Menge sichtbar; dann verließ ich meine Auserwählten. Ich befahl ihnen näher an das Ufer zu fahren; denn jetzt, wo ich nicht länger darauf bedacht war, diesen kurzsichtigen Menschen sichtbar zu sein, konnte ich zu jedem sprechen, jeden berühren, wie es mir gefiel. Die Lebenskraft des jungen Priesters genügte, um die Quelle meiner physischen Kraft für einige Zeit zu speisen, wenn ich sie nicht allzuschnell verbrauchte.

Ich betrat das Ufer und ging zwischen den Menschen umher; ich flüsterte einem jeden die geheimen Wünsche ins Ohr, die er im Herzen trug, mehr noch: ich nannte jedem die Mittel und Wege, um das zu erlangen, woran er nur im Stillen zu denken wagte. Kein Mann war da, kein Weib, das nicht von einer geheimen Begierde beseelt gewesen wäre, welche es selbst dem vertrautesten Freunde nicht eingestanden haben würde. Ich aber sah es und ließ es ihnen nicht mehr als etwas Schimpfliches erscheinen; ich zeigte ihnen, welch' kleine Anstrengung des Willens, welch' geringe Kenntnis nötig sei, um den ersten Schritt zur Selbstbefriedigung zu thun. Ich ging durch das Gedränge, mich bald hierhin, bald dorthin

wendend, und indem ich weiterschritt, ließ ich eine von toller Leidenschaft erfaßte Menge hinter mir zurück. Schließlich durchbrach die Begeisterung, in welche meine Gegenwart sie versetzte, alle Schranken, und alles Volk stimmte wie aus einer Kehle ein wildes Lied an, dessen Klang das Blut in meinen Adern kochen machte. Hatte ich denn dieses Lied nicht schon einmal gehört, unter andern Himmelsstrichen, von den Stimmen und in den Sprachen aller Länder? Hatte ich es nicht von Völkern gehört, welche längst verschollen und vergessen sind? Und werde ich nicht wieder dasselbe Lied von Völkern hören, deren Wohnstätten noch unerschaffen sind? Das ist mein Lied! es giebt mir Leben! Aeußert es sich heimlich nur im Herzen einzelner, dann ist es der Schrei unausgesprochener Leidenschaft, der im Verborgenen tobende Wahn des Selbst; doch wenn es aus der Kehle eines ganzen Volkes kommt, dann ist alles Schamgefühl dahin, alle Zurückhaltung zu Ende. Dann ist es der tolle Ausbruch einer Orgie, der Aufschrei maßloser Vergötterung der Lust.

Mein Werk war vollbracht. Ein großes Feuer hatte ich entzündet, das gleich einem Waldbrand weiterwütete. Ich wandte mich wieder jener Stelle zu, wo das heilige Boot mich erwartete. Regungslos standen sie dort und harrten meiner Rückkehr, sie, meine auserwählten Diener, die Hohenpriester des Tempels. O! Ihr Herrscher durch Leidenschaften! Ihr Könige der Lust! Ihr Meister der Begierden!

Und der junge Priester? lag er noch immer dort? Noch immer einem Toten ähnlich? Ja, bleich und ohne Leben lag er inmitten jenes Kreises, den die Hohenpriester gebildet hatten, zu den Füßen Agmahd's, der hier gesondert stand.

Als dieser Gedanke mich durchzuckte, da war es mir plötzlich, als würde ich durch irgend einen geheimnisvollen Vorgang jener Flut von Leidenschaften entrissen, in der ich untergesunken war. Ich war wieder ich selbst und wurde mir bewußt, daß ich nicht die Göttin war, daß ich nur in sie übergegangen und von ihrer übermächtigen Persönlichkeit aufgesogen worden war. Jetzt war ich wieder von ihr losgelöst. Doch ich kehrte nicht in jene bleiche Gestalt zurück, welche leblos auf dem Verdeck des heiligen Bootes lag. Ich war im Tempel, in Finsternis und wußte doch, daß ich mich im Heiligtume befand.

Ein Licht erschien in der Dunkelheit. Ich schaute hin und siehe! Das Innere der Felsenhöhle war voll Licht und in der Mitte stand die Lotos-Königin.

Ich war am Eingange zur inneren Höhle, ihr ganz nahe und ich sah den Glanz ihrer Augen. Ich wollte fliehen, mich vor ihr verbergen: ich konnte es nicht. Da fing ich an zu zittern, wie ich nie zuvor, selbst nicht in Momenten qualvollster Angst gezittert hatte.

Lautlos stand sie da, den Blick auf mich geheftet. Ihre Augen waren zornerfüllt. Sie, die früher so freundlich, gütig und liebreich gegen mich gewesen war wie eine Mutter, stand nun vor mir in ihrer ganzen

Hoheit, und ich erkannte, daß ich eine Gottheit beleidigt hatte, die höchste Gottheit, die der Mensch zu fürchten hat.

„Wurdest Du darum geboren, Sensa, Gottbegnadeter? Wurde Dir darum das innere Auge geöffnet und Dein Sinn geschärft zur Wahrnehmung von Verborgenem? Du weißt es, darum geschah es nicht; und doch hat dieser Seherblick, doch haben diese feinen Sinne endlich ihrem Herrn gedient und Dir geoffenbaret, wer und was es ist, dem Du gedient. Willst Du auch ferner dieser Göttin dienen? Jetzt, wo Du zum Manne herangereift bist, jetzt wähle! Bist Du so tief gesunken, daß Du ihre Sklavenfesseln ewig tragen willst, so geh! Ich bin gekommen, um mein Heiligtum zu säubern; länger dulde ich dies Treiben nicht. Eher mag die Stimme im Heiligtum verstummen, eher mag das Volk nicht wissen, daß es eine Gottheit giebt, als daß es von falschen Lippen belogen und irregeführt wird von der Macht der Finsternis. Fahr' hin! Fortan soll niemand diese Schwelle überschreiten. Verschlossen sei die Thür! Das Heiligste sei stumm und kenne keine Sprache. Einsam und schweigend sitz' ich hier; ob auch Jahrtausende an mir vorüberziehen, ob auch die Menschen tot mich wähnen. Sei es drum. Es werden andere Zeiten kommen und meine Kinder werden auferstehn — dann wird die Finsternis dem Lichte weichen. — Geh! Du hast gewählt! So falle denn! Dahin ist Deine Herrschaft. Nun überlaß mich meinem Schweigen!"

Gebieterisch erhob sie ihre Hand und befahl mir, sie zu verlassen. Dies Zeichen war so ernst befehlend, war so königlich, daß ich gehorchen mußte. Ich wandte mich und schritt gesenkten Hauptes und mit zögernden Schritten nach der äußern Thür des Heiligtums. Doch es war mir nicht möglich, sie zu öffnen; ich war unfähig mich loszureißen, ich konnte nicht weiter. Ich fühlte, wie mein Herz krampfhaft sich zusammenzog und mich mit Gewalt zurückhielt. Ich fiel auf meine Kniee nieder und rief mit verzweiflungsvoller Stimme: „Mutter! — Königin und Mutter!"

Dann kam ein Augenblick furchtbarer Stille; ich wartete, ich wußte nicht auf was. Meine Seele war trostlos und mit namenloser Verzweiflung erfüllt. In dieser Finsternis und Stille erwachte in mir eine schreckliche Erinnerung. Ich schaute meine ganze Vergangenheit, nicht allein meine Freuden, sondern auch meine Thaten. Ich erkannte, daß ich diese nur blindlings vollbracht hatte, indem ich mich der Betäubung meiner Seele hingab, so wie die Menschen sich der Betäubung hingeben, die dem Weingenusse folgt. In solchem Sinnenrausche hatte ich die Aufgabe vollbracht, die von mir verlangt wurde, ohne mich dabei um etwas anderes zu bekümmern, als um die Genüsse, mit denen ich dafür belohnt wurde. Ich war das Echo, das Orakel jener finstern Macht gewesen, die ich nun geschaut und erkannt hatte. Immer klarer wurde mir dies Bild meiner Vergangenheit, immer schrecklicher und gewaltiger stand es vor meinem Blick und wieder schrie ich auf — „Mutter! Mutter, rette mich!"

Da fühlte ich eine Berührung auf meiner Hand und auf meinem Antlitze. Und eine Stimme schlug an mein Ohr und tönte fort in meinem

Herzen: „Du bist gerettet! Jetzt sei stark!" Ein Lichtschein fiel auf mich, doch sah ich nichts; ein Strom von Thränen wusch aus meinen Augen alle schrecklichen Gesichte, die sie geschaut hatten.

16.

Jetzt war ich nicht mehr im Heiligtum. Ich fühlte kühle Luft auf meinen Wangen. Ich öffnete die Augen und sah den nächtlichen Himmel über mir mit seinen zahllosen funkelnden Sternen. Ich lag auf dem Boden hingestreckt und fühlte eine seltsame Müdigkeit. Doch der Klang von tausenden von Stimmen schreckte mich auf, und wildes Schreien und Singen drang an mein Ohr. Was hatte dies zu bedeuten?

Ich richtete mich auf. Ich befand mich innerhalb des Kreises, den die Priester, die zehn Hohenpriester bildeten. Agmahd stand neben mir; er überwachte mich. Als meine Blicke die seinen trafen, blieben sie an denselben haften. Darin war kein Erbarmen, kein Herz, keine Seele! Den Mann hatte ich gefürchtet? Diese Larve, dieses aller Menschlichkeit bare Wesen? Ich fürchtete ihn nun nicht länger. Ich blickte um mich, auf die Priester, die mich rings umgaben. Ich konnte in ihren Zügen lesen; sie waren ganz mit ihrem Selbst beschäftigt. Jeder war ergriffen und verzehrt von dem Trachten nach Befriedigung irgend einer geheimen Begierde, die er gleich einer giftigen Schlange an seinem Busen großzog. Diese Männer fürchtete ich nicht länger. Ich hatte das Licht erschaut. Nun war ich stark.

Ich sprang auf meine Füße. Ich blickte rings auf die Menschenmengen, welche an den Ufern des Flusses unter dem klaren Sternenhimmel sich bewegten. Jetzt verstand ich die seltsamen Laute, die ich vernommen hatte. Das Volk war trunken, — die einen von Wein, die andern von Lust, und wieder andere waren völlig toll. Unzählige kleine Boote schwammen auf dem Wasser; das Volk war in denselben gekommen, um der Göttin zu opfern, die es verehrte und die es heute Nacht geschaut, gehört und gefühlt hatte. Das heilige Boot, auf welchem ich stand, war schwer beladen und ganz gefüllt mit Opfergaben, welche sie heraufwarfen indem sie in ihren niedrigen Fahrzeugen dicht heranfuhren und sich darin erhoben: sie spendeten Gold und Silber, Juwelen und goldene Gefäße mit kostbaren Steinen. Agmahd blickte auf alle diese Gegenstände, und ich sah das Lächeln auf seinen Lippen. Diese Reichtümer mochten wohl zum Unterhalt des Tempels dienen, aber die Juwelen, nach welchen sie gelüstete, waren ganz anderer Art. Da plötzlich erwachte meine Seele. Ich konnte länger nicht schweigend zusehen. Ich erhob meine Stimme und gebot dem Volk mich anzuhören, und sofort wurde es ganz still in der Menge.

„Hört mich, Ihr, die Ihr gekommen seid, die Göttin anzubeten. Wer ist diese Göttin, welche Ihr verehrt? Könnt ihr es an den Worten nicht erkennen, die sie Euch ins Herz geflüstert? Blickt in euer Inneres und wenn Ihr seht, wie sie in Euch die wilde Glut der Leidenschaft entfacht, so wisset, daß sie nicht die wahre Gottheit ist. Denn nirgends giebt

es Wahrheit außer in der Weisheit. Vernehmet die Worte, die der Geist des Lichtes, unsre Königin und Mutter, mir im Heiligtum enthüllte! Wisset, daß Ihr nur in wahrer Tugend, nur in wahrem Denken und in wahrem Handeln Frieden finden könnt. Glaubt ihr wohl, solch nächtliches Getriebe sei geeignet Eure Huldigung der Göttin der Wahrheit darzubringen? Wähnt ihr, die Ihr hier unter freiem Himmel von Wein und Leidenschaften trunken seid, daß Ihr der Wahrheit dient mit wilden Worten und tollen, lasterhaften Liedern auf den Lippen und mit schändlichen Gedanken im Herzen, Gedanken, die gern zu Thaten werden möchten? — Nein! Auf die Kniee werft Euch nieder, erhebt die Hände himmelwärts und fleht zu jenem guten Geiste, zu der Königin der Weisheit, deren Liebe wie auf Schwingen über Euch ruht. Fleht, daß sie Euch euer schamloses Treiben verzeihen und Euch zu neuem Streben erwecken möge. Höret mich! Ich will die Stimme zu ihr erheben, denn sie steht vor mir in ihrem vollen Glanz. Wiederholt die Worte, die ich spreche und sie wird Euch sicherlich erhören, denn sie liebt Euch immer noch, trotzdem Ihr sie erzürnt habt."

Ein brausender Gesang von einer Anzahl starker Stimmen übertönte plötzlich meine Stimme. Die Priester hatten einen weithinschallenden Lobgesang angestimmt. Eine große Menge des Volkes hatte sich, durch meine Worte hingerissen, auf die Kniee niedergeworfen. Jetzt aber stimmten sie, berauscht von der Musik, voll Inbrunst in die Hymne ein und der Vollklang der vereinten Stimmen stieg majestätisch zum Himmel auf. Ein starker Wohlgeruch stieg plötzlich zu mir empor. Voll Abscheu wandte ich mich ab, allein es war zu spät; schon hatte er seine Wirkung an mir gethan. Ich fühlte mein Bewußsein schwinden.

„Er ist in Verzückung", sagte Kamen Baka.

„Er ist von Sinnen", hörte ich eine andre Stimme sagen — eine Stimme so eifrig und so wuterfüllt, daß ich sie kaum wieder erkannte. Doch ich wußte, es war Agmahd, der die Worte gesprochen hatte.

Ich versuchte ihm zu erwiedern, denn ich fühlte mich bei allem, was ich that, von einem neuen, mir fremden Mute erfüllt; ich kannte keine Furcht mehr. Doch das betäubende Räucherwerk that seine Schuldigkeit. Ich war gelähmt wie im Schlafe; mein Kopf wurde schwer. In wenigen Augenblicken war ich eingeschlafen.

17.

Als ich erwachte, befand ich mich in meinem alten Zimmer im Tempel; es war dasselbe, in welchem jene ersten schreckhaften Eindrücke meine knabenhafte Furcht erregt hatten.

Ich war sehr müde — und das erste Gefühl, dessen ich mir klar bewußt wurde, war das einer unerträglichen Erschlaffung, die meinen ganzen Körper lähmte. Ich lag eine Weile ruhig da und dachte an weiter nichts als an meine Unbehaglichkeit.

Dann fielen mir plötzlich die Ereignisse des gestrigen Tages ein. Mir war's, als wäre mir die Sonne aufgegangen. Ich hattte sie wieder-

Digitized by Google

gefunden, meine Königin und Mutter, und sie hatte mich wieder in ihren Schutz genommen.

Allen Schmerz und alle Müdigkeit vergessend, erhob ich mich. Eben dämmerte der Tag; ein matter Lichtschein fiel allmählich durch das hohe Fenster in mein Zimmer. Dieses war mit kostbaren Geräten und mit prächtigen Stickereien auf das reichste ausgestattet und voll der schönsten und seltensten Gegenstände, als wäre es einem Prinzen zur Wohnung bestimmt. Ohne dessen eigentümliche Form und das hochgelegene Fenster wäre es mir schwer geworden, darin dasselbe Zimmer wiederzuerkennen, welches einst zu meinem kindlichen Vergnügen in einen blühenden Garten umgewandelt worden war.

Die Luft war hier schwer und betäubend; ich sehnte mich hinaus in die frische, duftige Morgenluft, denn ich fühlte das Bedürfnis, die Kraft und Frische der Jugend wiederzugewinnen. Hier aber fühlte ich mich bedrückt von der durchräucherten Luft, den schweren Vorhängen und der Fülle der Prunkgegenstände.

Ich schob den Vorhang zur Seite und durchschritt das große Zimmer, welches an das meinige stieß. Dort war es still und öde, und so war es auch in dem großen Korridor. Langsam ging ich durch die langen Gänge weiter, bis ich endlich jenen erreichte, an dessen Ende das Gitterthor in den Garten führte. Als ich demselben näher kam, konnte ich zwischen dem eisernen Gitterwerk hindurch das Glitzern der Tautropfen auf dem Grase sehen. Ach, dieser Garten! dürfte ich mich doch noch einmal baden in dem erquickenden Wasser des Lotos-Weihers!

Doch die eiserne Thür war fest verschlossen; nur zwischen den engen Gitterstäben hindurch konnte ich den Rasen, die Blumen und den Himmel sehen und konnte die frische Morgenluft in mich einsaugen. Plötzlich sah ich Seboua auf einem der Gartenwege herankommen. Er ging gerade auf das eiserne Thor zu, hinter dem ich stand.

„Seboua!“ rief ich.

„Ah, Du bist hier“, sagte er in seiner rauhen Art. „Der Mann ist wie das Kind. Doch Seboua darf nicht länger Dein Freund sein. Es gelang mir nicht und ich mag's nun auf's neue nicht versuchen. Als Du ein Kind warst, erzürnte ich meine beiden Gebieter; ich konnte Dich weder für den einen, noch für den andern gewinnen. Sei es so; nun mußt Du allein stehen“.

„Kannst Du das Thor nicht öffnen?“ war meine einzige Antwort.

„Nein“, sagte er; „und ich zweifle auch, ob es sich jemals wieder für Dich öffnen wird. Was kümmerts Dich auch? Bist Du nicht der bevorzugte Priester des Tempels, der Günstling, der Abgott aller?“

„Nein“, sagte ich, „ich bin's nicht mehr. Sie sagten bereits, daß ich wahnsinnig sei, und heute werden sie es wieder sagen.“

Seboua sah mich betroffen an. „Sie werden dich tödten!“ sagte er mit leiser Stimme, voll Zärtlichkeit und Mitleid.

„Das können sie nicht", antwortete ich lächelnd. „Meine Königin wird mich beschützen. Ich muß so lange leben, bis ich alles gesagt habe, was sie wünscht. Dann aber ist es mir gleichgültig".

Seboua zog nun seine Hand unter den Falten seines schwarzen Kleides hervor, wo sie bis dahin verborgen gewesen war. Er hielt die Knospe einer Lotosblume, welche auf einem grünen Blatte wie auf einem Bette ruhte.

„Nimm sie", sagte er. „Sie ist für dich; sie spricht eine Sprache, die Du wohl verstehst. Nimm sie, und möge sie Dir Glück bringen. Ich, der ich keine andern Laute kenne, als die der gewöhnlichen Sprache, bin doch würdig, sein Bote zu sein. Das macht mich glücklich. Du aber freue Dich, denn Du hast die Gabe zu hören und zu sprechen, zu lernen und zu lehren".

Fort war er; während er gesprochen, hatte er die Blume zwischen den schmalen Oeffnungen des Gitterwerks hindurchgeschoben. Ich zog sie vorsichtig zu mir herein, — jetzt hielt ich sie in meinen Händen. Ich war zufrieden. Was bedurfte ich mehr?

Ich ging in mein Zimmer zurück und setzte mich mit der Blume in der Hand nieder. Es war wieder gerade wie damals da ich, vor langer Zeit, als harmloses Kind in diesem selben Zimmer saß, mit meiner Wasserlilie in der Hand, in deren Kelch ich träumend meinen Blick versenkte. Sie war mir Freund und Führer, ein Band zwischen mir und jener unsichtbaren Mutter der Gnade. Jetzt aber kannte ich den Wert dessen, was ich hielt; damals kannte ich ihn nicht. Sollte es möglich sein, daß mir diese Blume wieder so leicht entrissen werden könnte? — Nimmermehr!

Denn jetzt konnte ich ihre Sprache verstehen. Damals sprach sie mir nur von ihrer eignen Schönheit; jetzt öffnete sie mein Auge, und ich sah; jetzt erschloß sie mein Ohr, und ich hörte.

Ein Kreis von Männern stand rings um mich; er war jenem Kreise ähnlich, von dem ich umgeben war, als ich unbewußt im Tempel gelehrt hatte. Es waren Priester in weißen Gewändern, jenen ähnlich, welche vor mir gekniet und mich verehrt hatten. Doch diese knieten nicht; sie standen und schauten mit Blicken voll Mitleid und Liebe auf mich herab. Einige von ihnen waren alte, stattliche und kräftige Männer; andre waren jung und zart, mit jugendlichem Feuer in ihren Blicken. In ehrfurchtsvollem Staunen blickte ich umher und ein Gefühl von Hoffnung und Freude durchschauerte mich.

Ich wußte, ohne daß sie es aussprachen, was für eine Brüderschaft dies war. Es waren meine Vorgänger, die Priester des Heiligtums, die Seher, die Auserwählten der Lotos-Königin. Ich sah, daß sie einander gefolgt waren, einer dem andern als treue Hüter des Heiligtums von dem Tage an, wo dasselbe aus dem großen Felsen ausgehauen war, auf dem dieser Tempel stand.

„Bist Du bereit, zu lernen?" fragte mich einer derselben, einer, dessen Lebensodem mir aus alter, längst vergessener Zeit herzukommen schien.

Digitized by Google

„Ich bin bereit“, sagte ich, und kniete inmitten dieser seltsamen, heiligen Umgebung nieder. Doch nur mein Körper neigte sich zur Erde, mein Geist schien sich aufwärts zu schwingen. Obschon ich kniete, war ich mir dennoch bewußt, daß meine Seele hochgetragen ward von denen, die mich umgaben. Dies waren fortan meine Brüder.

„Setze Dich dorthin“, sprach jener, indem er auf mein Lager deutete, „und höre, was ich Dir sage“.

Ich stand auf und als ich mich umwandte, um nach meinem Lager zu gehen, bemerkte ich, daß ich mit dem einen, der gesprochen hatte, allein war. Die Uebrigen waren verschwunden. Er setzte sich an meine Seite und fing an zu sprechen. Und er erfüllte mein Herz mit der Weisheit längst vergangener Zeiten, einer Weisheit, welche nicht stirbt, welche jung bleibt, wenn selbst von dem Geschlechte ihrer frühesten Jünger längst jede Kunde aus dem Gedächtnis der Menschheit ausgelöscht ist. Mein Herz schöpfte neue Jugendkraft aus der Quelle dieser alten Weisheits- und Wahrheitslehren.

Während dieses ganzen Tages saß er neben mir und lehrte mich. Als es Nacht wurde, berührte er meine Stirne mit seinen Händen und verließ mich. Während ich mich zum Schlafe niederlegte, erinnerte ich mich, daß ich seit dem gestrigen Tage außer meinem Lehrer niemanden gesehen hatte. Dennoch war ich weder hungrig noch müde vom Lernen. Ich legte meine Blume neben mich und schlief ruhig ein.

Als ich erwachte, fuhr ich erschreckt auf, denn es war mir, als hätte jemand meine Blume berührt. Doch nein — ich war allein und sie war unversehrt. Auf dem Tische, welcher neben dem schweren Vorhange stand, der mein Zimmer von dem nächsten trennte, befanden sich Speisen, Milch und Kuchen. Ich hatte gestern den ganzen Tag nichts gegessen und war froh über diese Nahrung. Ich verbarg die Blume unter meinem Kleide und begab mich zu dem Tische, um von der Milch und dem Backwerk zu genießen; dann kehrte ich neugekräftigt zu meinem Lager zurück, um über alles nachzudenken, was ich am gestrigen Tage gelernt hatte, denn ich wußte es wohl: es war eine goldene Saat, welche herrliche Früchte tragen mußte.

Doch plötzlich hielt ich inne und mein Herz jubelte, denn wieder sah ich mich von dem Kreise der erhabenen Männer umgeben. Jener, welcher mich gestern gelehrt hatte, sah mich an und lächelte, doch sprach er nicht. Ein anderer näherte sich mir, faßte mich bei der Hand und führte mich zu meinem Lager; dann war ich allein mit ihm.

Allein, und doch nicht allein, und in alle Zukunft niemals wieder allein; denn er zeigte mir mein Herz und meine Seele, zeigte sie mir in ihrer ganzen, ungeschminkten Nacktheit, entblößt von jeglichem eingebildeten Vorzug. Er griff in meine Vergangenheit zurück und zeigte sie mir in ihrer ganzen dürftigen, trüben, unschönen Armut, diese Vergangenheit, welche so reich hätte sein können. Es schien mir, daß ich bis zu diesem Tage wie bewußtlos dahingelebt hatte. Jetzt wurde mein ganzes Leben

nochmals an mir vorübergeführt und mir wurde befohlen, es klaren Blickes aufmerksam zu betrachten. Die Räume, die ich zu durchschreiten hatte, waren traurig und düster, manche erfüllten mich mit Grausen. Denn jetzt erkannte ich, daß ich durch die magischen Kräfte beherrscht worden war, die ich selbst dem Kamen Baka ausgelegt hatte. Gleich den Uebrigen hatte auch ich nur meinen Begierden und deren Befriedigung gehuldigt. Versunken in die Freuden der Sinnenlust und der Schönheit hatte ich wie ein Trunkener nicht gewußt, was ich that. Jetzt erinnerte ich mich auch wieder jener Worte Seboua's und verstand den Sinn derselben, welcher mir damals unklar war. Ja, ich war in der That der Günstling des Tempels gewesen, denn während mein Körper, vom Sinnentaumel berauscht, in jenen wüsten Schlaf versunken war, der der Uebersättigung folgt, waren meine Lippen und meine Stimme dem Willen jener finstern Herrscherin gefügig geworden. Durch meine Sinnes-Werkzeuge gab sie ihre Wünsche kund und machte sich jene Männer zu Sklaven, welche alles der Befriedigung ihrer Begierden geopfert hatten. Mit ihrem schauerlichen Blick durchschaute sie die geheimsten Winkel der menschlichen Seele; sie sah, von welchem geheimen Verlangen ein jeder dieser Männer beseelt war, und benutzte mein Sprachorgan, um ihnen zu zeigen, wie sie alles erlangen konnten, was sie nur immer begehrten.

Wie ich so in sprachlosem Staunen alle diese Bilder, so wie sie jetzt in meiner Erinnerung auflebten, an mir vorüberziehen sah, da erblickte ich mich selbst, zuerst noch als völliges Kind, dessen schreckhaftes und ängstliches Gemüt durch kleine Freuden aller Art beschwichtigt wurden. Dann sah ich mich im Tempel, in dessen innerstem Heiligtum, als hilfloses Geschöpf, als bloßes Werkzeug, das erbarmungslos gehandhabt wurde. Später sah ich mich als schönen lebensfrohen Jüngling bewußtlos auf dem Verdecke des heiligen Bootes liegen; ich sah, wie ich mich in dem unbewußten Wahnzustande unter fremder Beeinflussung erhoben und mir fremde Worte sprach. Ich sah mich weiterhin blaß und entkräftet, doch immer noch als gefügiges Werkzeug, wenn auch die Kämpfe der Seele schon den Körper aufzureiben und zu erschöpfen begannen, und endlich sah ich, daß meine Seele erwacht war, daß sie ihre Mutter, die Königin des Lichtes, wiedergefunden hatte und niemals wieder betäubt werden konnte.

Die Nacht kam und mein Lehrer verließ mich. Sonst war niemand in mein Zimmer gekommen; keine Nahrung war mir gebracht worden seit dem frühen Morgen. Ich fühlte mich erschöpft von den entsetzlichen Bildern, die während dieses Tages vor meinem geistigen Auge vorübergezogen waren, und ich entschloß mich hinauszugehen, um mir die Nahrung zu verschaffen, deren ich so sehr bedurfte. Ich hob den schweren Vorhang, welcher den Eingang in das anstoßende große Zimmer verdeckte; doch eine Thür hinderte mein Weitergehen, eine schwere, massive Thür, wie sie dazu dient, den Eingang eines Kerkers zu verschließen. Jetzt erst begriff ich, daß ich ein Gefangener war und daß ich nun, wo ich mich von meiner Schwäche und meiner Aufregung erholt hatte, keine Nahrung mehr

erhalten sollte. Agmahd hatte erkannt, daß mein Geist erwacht war; er hatte beschloßen ihn in mir zu töten, um sich den gebrochnen Körper für seine Zwecke zu erhalten.

Ich legte mich auf mein Lager nieder und schlief ein mit der welkenden Lotosblume an meinen Lippen.

Als ich erwachte stand an meiner Seite eine Gestalt, die ich als meinen Führer erkannte. Als mich der Kreis jener erhabenen Männer umgab, hatte ich sein Lächeln bemerkt. Freudig sprang ich auf, denn von ihm erwartete ich neue Ermutigung. Er kam und setzte sich neben mich und nahm meine Hand in die seine.

Dann erkannte ich, daß dieses Lächeln der Abglanz eines wunderbaren Friedens war. Er war in diesem Zimmer gestorben, gestorben für die Wahrheit. Er nannte mich Bruder und plötzlich wurde ich gewahr, daß die Blume meines Lebens verblüht war und entblättert, dahin für immer. Ich sollte fortan nur in dem reinen Lichte geistiger Wahrheit leben und vor keinem Leiden durfte ich zurückschrecken; von dem Augenblicke an, wo seine Hand mich berührte, wußte ich auch, daß mich kein Leiden mehr erschrecken konnte. Bis dahin hatte jeder Schmerz mich stets mit Angst erfüllt, jetzt aber wußte ich, daß ich allem, was da kommen sollte, mit starker Hand und unerschrocknem Blick begegnen würde. Ich sank auf mein Lager und verbrachte diese Nacht in einem Zustand der Verzückung; ich wußte nicht, ob ich wachte oder träumte; das aber wußte ich, daß dieser mein Bruder, dessen irdisches Leben in längstverfloßner Zeit gewaltsam ihm entrissen worden war, die Kraft seiner feurigen Seele auf die meinige übertragen hatte, und daß ich diese Kraft niemals mehr verlieren konnte.

18.

Als ich am Morgen die Augen aufschlug, war mein Lager wieder von dem Kreise der Erhabenen umgeben. Sie schauten mich mit ernsten Blicken an; auf keinem Antlitz konnte ich ein Lächeln gewahren, aber die unendlich liebevolle Teilnahme, die ich von ihnen ausgehen fühlte, gab mir Kraft. Ich stand auf und kniete neben meinem Lager nieder, denn ich sah, daß ein großer Augenblick herannahte.

Der jüngste und herrlichste von ihnen verließ den Kreis und kam auf mich zu. Er kniete neben mir hin, umfaßte meine Hände und reichte mir die welke Lotosblume, die auf meinem Kissen lag.

Ich sah auf — die übrigen waren fort. Ich blickte auf meinen Gefährten. Er schwieg; seine Augen waren auf mich geheftet. Wie jung war er und wie schön! Die Erde hatte keinen Makel an seiner Seele zurückgelassen. Ich wußte, daß die Flecken auf meiner Seele so lange an ihr haften würden, bis ich sie im Laufe der Menschenalter wieder reingewaschen hatte. Ein Schauer der Ehrfurcht überlief mich vor diesem meinem Gefährten; er war so rein, so fleckenlos.

Während wir so in Schweigen verharrten, drang eine sanfte Stimme an mein Ohr.

„Blicke noch nicht auf“, flüsterte er, der an meiner Seite kniete.

„Zwillingsstern des Abends, letztes Glied der langen Kette jener Seher, die des Tempels Weisheit aufgebaut und die mit Ruhm Egyptens Größe krönten! Nahe ist die Nacht; hernieder sinkt die Finsternis und schließt die Erde ab vom Licht des Himmels über ihr. Doch soll die Wahrheit meinem Volke, den unkundigen Kindern dieser Erde erhalten bleiben. An Euch ist es, ein helles Licht zurückzulassen, ein Zeugnis allen kommenden Geschlechtern, auf daß die Menschheit noch in fernen Zeiten staunend hinblicken soll. Das Zeugnis Eures Lebens und der Wahrheit, welche Euch begeistert, soll auf andere Geschlechter übergehn, auf andere Teile dieser finstern Erde, auf ein Volk, das von dem Lichte nur gehört, doch niemals es gesehen hat. Seid stark! groß ist das Werk, das vor Euch liegt. Du Kind mit fleckenloser Seele, hattest nicht die Kraft, allein zu kämpfen mit der zunehmenden Finsternis; nun aber übertrage Deinen Glauben, Deine Reinheit diesem, dessen Schwingen noch befleckt mit irdischem Makel, dem jedoch aus unreiner Berührung Kraft erwachsen ist für den nahen Kampf. Kämpfe bis aufs Aeußerste für Deine Mutter, Deine Königin. Sprich zu meinem Volke und verkünde ihm die großen Lehren ewiger Wahrheit; sag ihm, daß die Seele lebt und daß sie ewig glücklich ist, wenn nicht die Menschen selbst sie in Erniedrigung ertöten. Sag ihm, daß es eine Freiheit giebt und einen Frieden für alle, die sich von ihren niedrigen Begierden selbst befreien; lehre es den Blick auf mich zu richten und in meiner Liebe auszuruhen; sag' ihm, daß eine Lotosblume in jeder Menschenseele blüht und daß sie sich dem Lichte weit öffnet, wenn ihre Wurzel nicht vergiftet wird; sag ihm: wenn es in Unschuld lebt und nach der Wahrheit forscht, so will ich kommen und in seiner Mitte wohnen, und ihm den Weg zu jener Friedensstätte zeigen, wo alles Schönheit ist und alle einst befriedigt werden. Sag ihm, daß ich meine Kinder liebe und daß ich bei ihnen wohnen, daß ich über ihre Erden-Heimat jenes Glück ergießen möchte, das kostbarer ist als aller Reichtum. Sag ihm dies mit einer Stimme wie Posaunenruf, welchen niemand mißverstehen kann. Rette alle, die Deinen Worten lauschen; mache meinen Tempel neuerdings zu einer Wohnung für den Geist der Wahrheit. Dieser Tempel muß verfallen, doch soll er nicht in Lasterhaftigkeit verfallen; Aegypten muß verkommen, doch soll es nicht in geistiger Verfinsterung untergehen. Eine Stimme soll es hören, die es niemals mehr vergessen kann und die Worte, welche jene Stimme spricht, sollen das geheime Erbe künftiger Geschlechter sein und sollen unter einem andern Himmel widerhallen und die Morgendämmerung verkünden, die nach so langer Finsternis anbrechen wird. Du, mein jüngster, der Du schwach und zugleich kräftig bist, mache Dich bereit! Der Kampf beginnt; weiche nicht zurück. Du hast die Pflicht, das Volk zu lehren. Fürchte nicht, daß Deinen Worten Weisheit mangeln wird. Ich, die ich selbst die Weisheit bin, ich will durch Deine Stimme sprechen, und will an Deiner Seite stehn. Blicke auf, mein Kind, und fasse Mut“.

Ich schlug meine Augen auf und während ich das that, fühlte ich, daß der Gefährte, welcher mir zur Seite kniete, meine Hand fester drückte. Ich begriff, daß er mir Kraft einflößen wollte, um die blendende Herrlichkeit jener Lichtgestalt zu ertragen, welche sich meinen Augen darbot.

Sie stand vor uns; ich blickte zu ihr auf wie eine Blume nach der Sonne schaut, die sie ernährt. Ich sah sie unverhüllt, unverschleiert. Das herrliche Weib, das einstmals meine knabenhafte Furcht besänftigt hatte, war eins geworden mit der Gottheit, deren Gegenwart meine Seele mit einer Glut erfüllte, die mir dem Sterben gleich zu kommen schien. Und dennoch lebte ich; ich sah, ich begriff!

19.

Während ich nach der Lichtgestalt hinblickte, erhob sich der schöne, junge Priester und stand neben mir.

„Mein Bruder", sprach er, „höre mich. Es giebt drei Wahrheiten, die ewig unvergänglich sind und nie verloren gehen können, mag auch der Mangel richtigen Ausdrucks sie verborgen halten.

„Des Menschen Seele ist unsterblich und ihre Zukunft ist die Zukunft eines Wesens, dessen Wachstum und Vollendung ohne Grenzen sind.

„Die Urkraft, welche Leben giebt, wohnt in uns und außer uns; sie ist unvergänglich und ewig segenbringend; sie ist unsichtbar, kann mit keinem der körperlichen Sinne wahrgenommen werden und wird dennoch von jedem erkannt, der Erkenntnis sucht.

„Ein jeder Mensch giebt sich sein eigenes unverbrüchliches Gesetz; er selbst bestimmt sein Los — Glück oder Elend — ist selbst der Richter seines Lebens, giebt sich selbst die Belohnung oder die Strafe.

„Diese Lehren, welche groß sind wie das Leben selbst, sind schlicht und einfach wie der schlichteste Verstand des Menschen. Gieb sie dem Hungrigen zur Nahrung. — Lebewohl! Die Sonne sinkt. Sie kommen. Sei bereit".

Er war verschwunden. Doch der Glanz schwand nicht vor meinen Augen. Ich sah die Wahrheit, sah das Licht. Ich verhielt mich regungslos und suchte mit ganzer Inbrunst die Erscheinung in meinem Innern festzuhalten.

Da berührte mich jemand. Ich erwachte, und ward sogleich von dem unmittelbaren Gefühle aufgeschreckt, daß die Stunde des Kampfes da sei. Ich erhob mich und blickte um mich her. Agmahd stand neben mir. Sein Blick war ernst; seine Züge waren nicht so kalt wie sonst; in seinen Augen war ein Feuer, wie ich es nie zuvor darin gesehen hatte.

„Sensa", sagte er mit einer Stimme, die zwar leise, doch klar und schneidend war wie Stahl, „bist Du bereit? Dies ist die letzte Nacht der großen Festlichkeiten. Ich bedarf Deiner Dienste. Als Du zum letztenmale unter uns warst, da warst Du wahnwitzig; Dein Gehirn war verwirrt von der Thorheit Deiner eignen Ueberhebung: Jetzt verlange ich von Dir jenen Gehorsam, den Du bis zu diesem Tage mir geleistet hast.

Heute Nacht bedürfen wir Deiner, denn ein großes Wunder soll gewirkt werden. Du mußt Deinen Willen unterwerfen, sonst wirst Du zu büßen haben. Die Zehn haben beschlossen, daß Du sterben mußt, wofern Du nicht gehorsam bist wie bisher. Du bist zu tief eingeweiht in alles, was wir wissen, um leben zu dürfen, wenn Du nicht Einer der Unsrigen bist. Deine Wahl liegt klar vor Dir. Wähle schnell".

„Meine Wahl ist getroffen", antwortete ich.

Er sah mich streng an. Ich las seine Gedanken und sah, daß er erwartet hatte, mich entmutigt durch die Einsamkeit, krank von dem langen Fasten und geistig gebrochen zu finden. Statt dessen stand ich aufrecht vor ihm, ohne Zeichen der Erschöpfung, ohne Furcht; ich fühlte es, daß das Licht in meiner Seele leuchtete, und daß die große Schar jener Verklärten mir zur Seite stand.

„Ich fürchte den Tod nicht", sagte ich: „und ich will nicht länger ein Werkzeug derer sein, welche um ihres eignen Ehrgeizes und ihrer niedrigen Begierden willen, Aegyptens königliche Religion, die einzige Religion der Wahrheit, schänden und ertöten. Ich habe Eure Wunder wohl durchschaut und jene Lehren verstanden, welche Ihr dem Volke gebt; ich will Euch nicht länger dienen. Ich bin zu Ende".

Schweigend stand Agmahd da und sah mich an. Sein Gesicht wurde farbloser und starrer, als wenn es aus Marmor gehauen wäre. Mir fielen wieder die Worte ein, die er in jener Nacht im Innern des Heiligtums gesprochen: — „ich entsage meiner Menschlichkeit". Ich sah, es war so: die Entsagung war vollständig. Auf Erbarmen konnte ich nicht hoffen; nicht mit einem menschlichen Wesen hatte ich es zu thun, nein mit einer Form nur, welche ausschließlich und allein von Selbstsucht belebt war.

Nach einer Pause sagte er in eisigem Tone:

„Sei es so! Die Zehn sollen Deinen Ausspruch hören und beantworten; Du hast das Recht, bei ihrer Beratung zugegen zu sein; Du stehst im Tempel so hoch wie ich selbst. Es wird ein Kampf der Kraft gegen Kraft, des Willens gegen Willen sein. Doch sage ich es Dir voraus: Du wirst zu leiden haben".

Er wandte sich ab und verließ mich, indem er sich in jener langsamen, gemessenen Gangart fortbewegte, welche auf mich als Kind einen so tiefen Eindruck gemacht hatte.

Ich setzte mich auf mein Lager nieder und wartete. Ich fürchtete mich nicht; aber ich konnte nicht denken und nicht überlegen. Ich war mir bewußt, daß ein Augenblick nahte, der meine ganze Kraft in Anspruch nehmen würde, und ich verharrte regungs- und gedankenlos, um all meine Kräfte für das Kommende aufzusparen.

Da erschien ein Stern vor mir, ein hellstrahlender Stern, der mir einer weitgeöffneten Lotosblume zu gleichen schien. Erregt und geblendet durch diesen Anblick sprang ich auf und lief auf denselben zu. Er zog sich vor mir zurück, ich aber wollte ihn nicht aus den Augen verlieren

und folgte ihm voll Eifer. Er schwebte durch die Thür meines Zimmers hindurch und in den Gang; es fiel mir auf, daß die Thüre sich bei meiner Berührung von selbst öffnete. Doch ich hielt mich nicht mit Mutmaßungen auf, warum sie unverschlossen sein mochte, sondern folgte dem Stern und seinem Lichte, welches mit jedem Augenblick an Klarheit zunahm, und dessen Gestalt sich immer deutlicher entwickelte; ich sah vor mir die Blätter der weißen, königlichen Blume, und ihrem goldnen Kelche entströmte das Licht, das mich leitete.

Schnell und erwartungsvoll eilte ich den breiten, düstern Gang hinab. Das große Tempelthor stand offen und der Stern schwebte durch dasselbe ins Freie. Ich ging gleichfalls durch das Thor hinaus und befand mich in der Allee mit den seltsamen Steinfiguren. Plötzlich war es mir, als wäre etwas an der äußern Gitterthüre, was mich dorthin rief. Ich lief die lange Allee hinunter, ohne zu wissen, wohin mich meine Füße tragen würden, und dennoch wußte ich, daß ich dahin gehen mußte. Die großen Gitterthore waren geschlossen und eine große Menschenmenge stand dicht davor, so dicht, daß ich so gut wie mitten darunter war. Das Volk wartete hier auf den Beginn der großen Zeremonien, die zum feierlichen Schlusse der Festlichkeiten heute Nacht vor den Pforten des Tempels stattfinden sollten. Ich blickte auf und sah die Lotos-Königin neben mir stehen; in ihrer Hand hielt sie eine flammende Fackel, und ich erkannte nun, daß ihr Licht der Stern war, der mich geführt hatte. Sie also, das Licht des Lebens, war es, welches mich geleitet hatte. Sie lächelte und dann war sie verschwunden; ich war allein mit meinem Wissen, und das Volk, welches dort so dicht gedrängt stand und so tief versunken war in Unwissenheit, wartete an den Thoren, um von den Priestern belehrt zu werden.

Ich gedachte der Worte meines Vorgängers und Bruders, der mir jene drei großen Wahrheitslehren für das Volk geoffenbart hatte.

Ich erhob meine Stimme und sprach; meine Worte rissen mich fort wie Meereswogen und meine innere Bewegung wurde zu einem großen Meere, auf dem ich dahingetragen wurde; und als ich in die begierigen Augen und auf die staunenden und entzückten Gesichter vor mir blickte, da wußte ich, daß auch das Volk von dieser hochgehenden Flut mit fortgerissen wurde. Mein Herz schwoll von der Begeisterung meiner Rede, als ich die erhabenen Lehren verkündete, von welchen ich nun so ganz durchdrungen war.

Zuletzt sagte ich ihnen, wie ich von dem Lichte des Göttlichen entzündet worden, und daß ich entschlossen sei, ein Leben der Hingebung und der Weisheit zu beginnen, aller Ueppigkeit, welche das priesterliche Leben umgab, zu entsagen, und auf immer aller Begierden mich zu entäußern und allen Wünschen zu entsagen, mit Ausnahme jener, welche nicht der Seele allein angehören. Mit lauter Stimme rief ich und beschwor alle die, welche fühlten, daß das Licht in ihrem Innern angefacht sei, denselben Pfad zu betreten, mitten in ihrem alltäglichen Leben, sei es in der

Stadt, sei es auf den Bergen. Ich sagte ihnen, daß es nicht notwendig sei, daß Menschen, welche in den Straßen Handel und Gewerbe trieben, darüber den göttlichen Funken in sich vollständig vergäßen und erstickten. Ich beschwor sie, alle niedrigen Begierden, welche sie an der Erkenntnis höherer Wahrheit hinderten und sie scharenweise dem Götzendienst der Leidenschaften zutrieben, durch Feuer des Geistes zu vernichten.

Plötzlich hielt ich inne, überwältigt durch ein Gefühl von Müdigkeit und Erschöpfung. Ich bemerkte, daß zu beiden Seiten von mir jemand stand und gleich darauf war ich umringt. Die zehn Priester hatten einen Kreis um mich gebildet. Kamen Baka stand mir gegenüber und seine Augen bohrten sich in die meinen.

Doch inmitten dieses Kreises erhob ich meine Stimme und rief laut:

„Ihr Völker von Aegypten, gedenket meiner Worte! Niemals wieder werdet ihr die Stimme dessen hören, den die Mutter unsres Lebens, die Hüterin der göttlichen Wahrheit, euch gesandt hat. Sie war's die zu euch sprach. Kehret zurück in eure Wohnungen und schreibet ihre Worte auf eure Tafeln; schneidet sie in Stein, damit die Völker, die noch ungeboren sind, sie lesen; lehrt sie euren Kindern, damit auch sie von dieser Weisheitsquelle trinken mögen. Geht! bleibt nicht länger hier, damit ihr nicht zu Zeugen der Entweihung dieses Tempels werdet, welche heute Nacht begangen werden wird. Die Priester unserer Gottheit schänden ihren Tempel durch den Wahnsinn frevelhafter Lust und durch maßlose Sättigung ihrer Begierden. Hört nicht auf ihre Worte, kehrt zurück zu euern Wohnungen und sucht Belehrung nur im eignen Herzen".

Meine Kraft war zu Ende. Ich konnte kein Wort weiter sprechen. Mit gesenktem Haupte und müden Gliedern folgte ich dem drohenden Kreise, der mich umgab, und wandte meine Schritte dem Tempel zu.

Schweigend bewegten wir uns die Allee entlang und betraten den Thorweg. Innerhalb desselben machten wir Halt. Kamen Baka wandte sich um und sah nach dem Ende der Allee zurück.

„Das Volk murrt", sagte er.

Wieder setzten wir uns in Bewegung und gingen den großen Gang hinab. Agmahd trat aus einer Thüre und blieb vor uns stehen.

„Steht es so?" sagte er mit seltsamer Stimme. Beim Anblick unserer Gruppe hatte er erkannt, was vorgefallen war.

„Was soll geschehen?" fragte Kamen Baka. „Er verrät die Geheimnisse des Tempels und reizt das Volk gegen uns auf".

„Er wird ein großer Verlust für uns sein", erwiderte Agmahd, „aber er ist uns zu gefährlich geworden. Er muß sterben. Seid Ihr einverstanden, Brüder?"

Ein leises Murmeln ging von Lippe zu Lippe rings um mich her. Jeder stimmte Agmahd bei.

„Das Volk murrt an den Thoren", sagte Kamen Baka wieder.

„Geh dorthin zurück", sagte Agmahd; „sag dem Volke, dies sei eine Nacht des Opferdienstes, und die Göttin werde selbst mit eigner Stimme sprechen".

Kamen Baka trat aus dem Kreise und Agmahd nahm unverzüglich seine Stelle ein.

Ich stand regungslos und schweigend da. Ich war mir dunkel bewußt, daß mein Schicksal besiegelt war, doch ich wußte nicht, hatte auch nicht den Wunsch zu fragen, in welcher Weise ich sterben sollte. Ich wußte ja, daß ich gänzlich hilflos in den Händen dieser Hohenpriester war. Ueber ihren Urteilsspruch hinaus gab es kein höheres Gericht auf Erden, und die Menge der untergeordneten Priester gehorchte ihnen wie Sklaven. Ich, der Einzelne, war hilflos dieser Menge und solcher unumschränkten Herrschaft gegenüber. Doch ich fürchtete den Tod nicht; und ich glaubte es meiner Königin und Mutter schuldig zu sein, daß ich, ihr Diener, ohne Zögern und mit Freuden für sie starb. Es war dies der letzte Beweis meiner Liebe, den ich ihr auf Erden geben konnte.

20.

Ich ward in mein Zimmer gebracht; dort ließ man mich allein. Ich legte mich auf mein Lager nieder und fiel in Schlaf, denn ich war sehr müde und hatte keine Furcht; mir war, als würde mein Haupt von dem zarten Arm der Lotos-Königin gestützt.

Doch mein Schlaf war kurz. Ich war in einen Zustand völliger Bewußtlosigkeit versunken, in welchem keinerlei Traumbild mich heimsuchte, als ich plötzlich die lebhafte Empfindung hatte, nicht mehr allein zu sein. Ich erwachte und fand mich von Finsternis und Schweigen umgeben, aber ich wußte, daß mein Gefühl mich nicht täuschte. Ich wußte, daß ich von einer großen Menschenmenge umringt war. Ohne mich zu bewegen, wartete ich wachsamen Auges auf das Licht, begierig, wessen Anwesenheit es mir enthüllen würde.

Dann überkam mich ein Gefühl, so seltsam, wie ich es nie zuvor empfunden hatte. Ich war nicht bewußtlos, dennoch aber so hilflos, als wenn ich das Bewußtsein verloren hätte. Es war aber nicht Abspannung oder Ruhebedürfnis, was mich beherrschte. Ich wollte mich aufrichten und nach Licht verlangen, doch ich konnte mich weder bewegen noch einen Laut von mir geben. Irgend ein mächtiger Wille kämpfte gegen den meinigen an, der so stark war, daß ich davon fast überwältigt wurde, aber ich rang mit ihm, ich wollte nicht unterliegen. Ich war fest entschlossen, nicht ein willenloser Sklave zu sein, mich von keinem unsichtbaren Gegner in der Finsternis besiegen zu lassen.

Dieser Kampf um die Uebermacht war fürchterlich. So gewaltig wurde er, daß ich bald merkte, daß es ein Kampf um mein Leben sei. Die Macht, die mich bekämpfte, wollte töten. Was aber war es? Wer war es, der sich bestrebte, mir den Lebensodem auszupressen?

Endlich — ich kann nicht sagen, wie lange dieser erbitterte lautlose Kampf gedauert haben mochte — endlich kam Licht; rings um mich, auf allen Seiten wurde Fackel an Fackel angezündet. Ich sah alles nur trübe, denn mein Blick war geschwächt; doch ich sah, daß ich mich in dem großen Mittelgange vor der Thür zum Heiligtume befand; daß ich auf der Ruhebank lag, wo ich einst mit jenem seltsamen Phantomgebilde spielte, jenem Kinde, welches mich zuerst Genüsse suchen lehrte. Ich lag auf dem Lager hingestreckt, gerade so, wie ich mich auf mein eigenes Lager zum Schlafen hingelegt hatte. Und wie es früher bei den feierlichen Handlungen gebräuchlich war, so hatte man auch jetzt dies Lager übersäet mit Rosen: großen, üppigen, karmin- und blutroten Rosen; tausende davon lagen ringsumher, und ihr starker Duft betäubte meine geschwächten Sinne. Ich war seltsam bekleidet mit einem dünnen weißen Leinengewande, auf welchem Stickereien und Schriftzeichen mit dicker dunkelroter Seide angebracht waren, wie ich sie bisher niemals gesehen hatte. Von der Stelle, wo ich lag, floß ein Strom roten Blutes über die Kissen hinab und in ein prächtiges Gefäß, welches in einem Haufen von Rosen auf dem Boden stand. Eine Weile blickte ich in müßiger Neugierde darauf hin, bis ich mir plötzlich bewußt wurde, daß es mein eigenes Lebensblut sei, das von mir floß.

Ich erhob meine Blicke und sah, daß ich von der Schar der zehn umgeben war. Ihrer aller Blicke waren auf mich gerichtet, ihre Züge waren erbarmungslos, unerbittlich. Jetzt wußte ich, was dieser furchtbare Wille war, mit welchem ich gerungen hatte. Es war die vereinte Kraft ihres gemeinsamen Entschlusses. War es möglich, daß ich ganz allein gegen diese Rotte ankämpfen konnte? Ich wußte es nicht, doch noch war ich nicht besiegt. Mit einer mächtigen Anstrengung richtete ich mich auf dem Lager auf. Ich war zwar sehr geschwächt von dem Blutverluste, jedoch konnten sie nicht länger mich zum Schweigen zwingen. Ich erhob mich vollends und schaute, auf dem Lager stehend, über die zehn hinweg auf die Menge der Priester und weiter hinaus auf die Volksmasse, welche Kopf an Kopf zusammengedrängt an dem Eingange zu dem großen Mittelgange stand, des versprochenen Wunders harrend.

So stand ich einen Augenblick und glaubte die Kraft zum Sprechen zu haben, gleich darauf aber fiel ich hilflos zurück, von meiner Schwäche überwältigt. Doch ein lebhaftes Gefühl des reinsten, tiefsten, innigsten Glückes erfüllte meine Seele, und plötzlich hörte ich ein Murren sich erheben, das mit jedem Augenblicke zunahm.

„Es ist der junge Priester, welcher an dem Thore lehrte! Er ist gut, er soll nicht sterben. Kommt, laßt uns ihn retten!"

Das Volk hatte mein Angesicht gesehen und mich erkannt. In plötzlicher Begeisterung wurde ein heftiger Angriff gemacht; die Hauptmasse der Priester wurde nach meinem Lager zugedrängt, sodaß die zehn nicht mehr im stande waren, dasselbe zu umringen. Und als die Woge der anstürmenden Menge immer näher gegen das Allerheiligste heranrückte, da wurden viele der Priester auf den freien Platz zwischen der Thüre und

meinem Lager hingedrängt. Und als sie in ihrer Verwirrung und Bestürzung hin und her liefen, sah ich, daß jenes Gefäß, das mein Lebensblut enthielt, umgestürzt und vor der Thüre des Heiligtums ausgegossen wurde. Die Thür öffnete sich; Agmahd erschien in derselben, majestätisch in seiner unerschütterlichen Ruhe. Er blickte auf die wogende Menschenmenge; und als die Priester diese kalten, furchtlosen Blicke sahen, wurden auch sie wieder ruhiger und sammelten neue Kraft, um dem Andrängen der Menge zu widerstehen. Die zehn rückten wieder zusammen, erreichten mit Schwierigkeit mein Lager und bildeten noch einmal eine lebende Mauer um dasselbe.

Aber es war zu spät. Schon hatten einzelne aus dem Volke mich erreicht. Mit mattem Lächeln schaute ich in ihre rauhen, teilnehmenden Gesichter. Thränen fielen auf mich herab und drangen mir ins Herz; dann faßte plötzlich jemand meine Hand, drückte und küßte sie und benetzte sie mit heißen Thränen. Ja, diese Berührung machte mein Herz erzittern, wie sonst nichts auf der Erde! Dann hörte ich eine Stimme rufen: „Dies ist mein Sohn, mein toter Sohn. Sie haben ihn gemordet. Wer giebt mir meinen Sohn zurück?"

Es war meine Mutter; sie kniete an meiner Seite nieder. Ich strengte meine schwindenden Kräfte an, um mich ihr zuzuwenden, und ich sah sie. Sie war abgehärmt und müde, doch ihre Züge waren gut. Und als ich nach ihr hinblickte, da sah ich hinter ihr, sie treu beschirmend inmitten dieses Volkes — die Lotoskönigin! Auf ihren Zügen lag ein seliges Lächeln.

Meine Mutter erhob sich und ich sah den Ausdruck wunderbarer Würde auf ihrem Antlitze.

„Seinen Körper haben sie getötet", sprach sie, „aber seine Seele können sie nicht töten. Die ist stark! Ich sah sie eben jetzt in seinen Augen, als sie sich im Tode schlossen".

21.

Ein Ton, wie ein schwerer Seufzer, welcher sich den Herzen des ganzen Volkes entrang, drang an mein schwindendes Gehör. Da wußte ich, daß mein Körper nicht vergebens starb.

Aber meine Seele lebte. Nicht nur stark war sie; sie war unzerstörbar. Sie hatte ihre Zeit der Trübsal in jener erblaßten Gestalt vollendet; sie war dem Gefängnisse entflohen, das sie so lange festgehalten hatte, doch nur, um in einem andern, einem starken, schönen und reinen Tempel wiederzuerwachen.

Als die große, wogende Volksmenge, deren Aufregung durch den Widerstand der Priester bis zur Raserei entflammt war, unaufhaltsam vorwärts drängte, da fielen Opfer ihrer Wut rings um mich her. Neben meiner leblosen Gestalt lag Agmahd, welcher, von der wütenden Menge unter die Füße getreten, seinen Tod gefunden hatte, und dicht an meiner Seite neben dem Polster, auf welchem ich lag, war Malen's schöne Gestalt

hingestreckt und hauchte seine letzten Atemzüge aus. Und wie ich dort in dem seltsamen Zustande des Bewußtseins der befreiten Seele verweilte, da gewahrte ich, wie jene finstern Geister, die von den Lüften und dem Ehrgeiz befleckt waren, welche der Dämon der Leidenschaften in ihnen angefacht hatte, jenem Reiche des Unabänderlichen zugetrieben wurden, aus dem kein Entrinnen möglich ist. Agmahd's Seele stürzte fort in wildem Fluge, gleich dem Vogel, der in dunkler Nacht vorübersaust, und Malen, jener junge Priester, der mich einst zur Stadt geleitet hatte, folgte ihm eiligst. Er hatte wohl, gehorsam den Reden seines Ordens, die Reinheit des Körpers sich bewahrt, doch seine Seele war befleckt und schwarz von unbefriedigten und immer wiederkehrenden Begierden; sein Körper lag nun da, wie eine geknickte Blume, schön wie eine Lilie auf dem klaren Wasserspiegel, wenn zum ersten Male sie dem Lichte ihre Knospe öffnet.

Ich fühlte, daß meine Königin und Mutter mich mit zärtlicher Hand festhielt, damit ich von diesem Orte des Schreckens nicht entfliehen möchte.

„Kehre zurück zu Deinem Werke“, sagte sie; „es ist noch unvollendet. Dieses ist das neue Kleid, welches Du fortan tragen sollst und welches Deine Hülle sein soll, während Du mein Volk belehrst. Sündlos ist dieser Körper, unbefleckt und schön, wenn auch die Seele, die darin gewohnt, verloren ist. Doch Du gehörest mir, und bei mir sein, heißt: in alle Ewigkeit leben in der Wahrheit und Erkenntnis. Dieser Körper aber ist jetzt Dein Gewand“.

Ich fühlte nun, daß ich noch stark war; nicht bloß geistig, sondern auch körperlich. Neue Lebenskraft durchströmte mich; vergessen war meine Erschöpfung. Ich erhob mich von der Stelle, an der ich noch einige Augenblicke zuvor leblos ausgestreckt gelegen hatte. Ich erhob mich, und während ich ungesehen unter dem Schutze meiner Königin dastand, schaute ich mit Schaudern auf das Schauspiel um mich her.

„Geh Malen“, sprach sie, „geh in Frieden. In des Volkes Herzen sollst Du fortan leben und sollst ihm ein Vorbild, ein Symbol der Herrlichkeit sein. Aufs Neue wirst Du als ein Märtyrer für meine Sache sterben, als einer, dessen allezeit die dunkeln Kinder Chams in Liebe sich erinnern werden. Doch wenn Du auch in meinem Dienste stirbst, so sollst Du dennoch bis in ferne Menschenalter auf den Ruinen dieses Tempels lehren; und ob Du schon hundertmal für mich den Tod erleidest, sollst Du dennoch leben, um vom Allerheiligsten des neuen Tempels, der in der Zeiten Lauf erstehen wird, die Wahrheit zu verkünden“.

Ich eilte hinweg und ging unbemerkt zwischen der wogenden, wütenden Menge hindurch. Die Steinfiguren in dem Tempelhofe waren umgeworfen; die Thore waren zerbrochen und zerstört.

Meine Seele trauerte und sehnte sich nach Frieden. Mit wehmutsvollen Blicken schaute ich nach jener ländlich stillen Gegend hin, in welcher meine Mutter wohnte; allein sie wähnte ihren Sohn tot. Sie würde mich in dieser neuen Gestalt nicht erkennen. Ich wandte mich wieder der Stadt zu, die jetzt von dem aufgereizten Volke ganz verlassen war.

Ein wildes Schreien aus tausend Kehlen erschütterte die Luft. Ich hielt inne und sah rückwärtsblickend, daß die entfesselte Rache eines durch ganze Zeitalter hindurch von seinen Lehrern verratenen Geschlechtes den herrlichen Tempel ereilt hatte. Schon war er entweiht und seine sündhaften Bewohner waren hingeopfert. Bald würde er nur mehr ein Trümmerhaufen sein.

Ich irrte durch die öden Straßen der Stadt und wußte, daß ich hier, wo ich vom Quell der Lust getrunken, nun die Freude ernsten Wirkens kosten sollte. Hier sollte meine Stimme ohne Unterlaß ertönen; die Wahrheit, die seit langer Zeit aus dem entweihten Tempel-Heiligtum verbannt war, sollte ihre neue Heimat in den Herzen dieses Volkes, in den Straßen dieser Stadt finden. Lange Zeit mußte vergehen, ehe meine Schuld gesühnt, ehe ich rein und makellos des vollkommnen Lebens würdig werden konnte, nach dem ich strebe.

Seit jenem Tage lebe ich; ich wechsle die Gestalt und lebe wieder; stets jedoch erkenne ich mich wieder in allen Menschenaltern, die an mir vorüberziehen.

Eigentlich ist's hier aus; und es wäre vielleicht auch besser, man ließe es hier *aus* sein.

Aegypten ist nun todt; jedoch sein Geist lebt fort, und jenes Wissen, das ihm eigen war, wird in den Herzen derer aufbewahrt, die dem erhabnen, geheimnisvollen Geiste jener alten Zeiten treu geblieben sind. Sie wissen, daß aus tiefster Stumpfheit und Verblendung eines Zeitalters der Glaubenslosigkeit das erste Zeichen künftiger Herrlichkeit erstehen wird. Was kommen wird, ist größer und erhabener in geheimnisvoller Majestät, als die Vergangenheit. Denn wie das Leben der ganzen Menschheit stetig, wenn auch kaum bemerkbar, aufwärts steigt, so schöpfen ihre Lehrer auch ihr Wissen aus immer reineren Quellen und entnehmen ihre Lehren dem Ursprung alles Daseins. Schon hat der Ruf die Welt durchdrungen. Die Lehren ewiger Wahrheit sind in Worten dargestellt. Wach' auf, umnachtetes Geschlecht der Erde, das den Blick zu Boden senkt; erhebe deine schwachen Augen und erschließe sie der Wahrnehmung des reinen Lichts. Das Leben birgt in sich mehr als des Menschen Geist erfassen kann. Versucht mit kühnem Mut sein Rätsel zu ergründen, schafft in dem Dunkel eurer eignen Seele Licht, mit welchem ihr die finstern Tiefen jenes Sonderdaseines erhellen könnt, in welches ihr durch tausend Existenzen geführt seid.

Obwohl ein Land dunkler Gestalten, steht Aegypten doch inmitten anderer Geschlechter dieser Erde wie eine weiße Blume da, und die Kundigen der Hieroglyphen und der alten Tempelschriften, die Gelehrten und die Denker unsrer Zeit, werden nicht im stande sein die Blätter der erhabnen Lotosblume unseres Planeten zu beflecken. Sie sehen nur den Stamm der Lilie und das Licht der Sonne, das von oben durch die Blumenblätter fällt. Von der eigentlichen Blume können sie nichts sehen und vermögen auch ihr Bild nicht durch moderne Gärtnerei zu entstellen, denn

sie ist erhaben über dem Bereich ihrer Forschung. Ihr Wuchs geht über Menschengröße und in vollen Zügen trinken ihre Wurzeln vom Strom des Lebens.

Sie blüht in einer Welt des Wachstums, dort, wohin der Mensch nur in vollkommenster Begeisterung gelangen kann, wenn er thatsächlich mehr ist als ein Mensch. Obwohl daher ihr hoher Blumenstengel unsrer Welt entsprießt, so kann sie dennoch nicht geschaut und auch nicht annähernd beschrieben werden, es sei denn von einem, der in Wirklichkeit so hoch über Menschengröße steht, daß er in den Kelch der Blume hinunterschauen kann, wo immer sie auch blühen mag, im Osten oder in dem finstern Westen. Dort wird er das Geheimnis jener Kräfte lesen, welche die Natur beherrschen, und dort wird er das Wissen mystischer Kraft aufgezeichnet finden. Er wird die geistige Wahrheit zu verstehen und sich zur Erkenntnis seines höchsten Selbst aufzuschwingen lernen; und lernen kann er auch, wie er in seinem Inneren die Herrlichkeit des höchsten Selbstbewußtseins sich bewahren und dennoch, wenn es nötig ist, das Leben auf diesem Stern erhalten kann, so lang es eben währen soll, wie er es erhalten kann in der Blüte seiner Männlichkeit, bis er sein Werk vollendet hat und bis der Wahrheit dreifach Licht in denen entzündet ist, die nach dem Licht verlangen.

Ende.



Digitized by Google



Des Menschen Wesenheit ist Gott.

Eine Besprechung.

Von

Hübbe-Schleiden.

"Brahman ist wahres Sein; die Welt ist nur Erscheinung; des Menschen Wesen ist das Brahman und nichts anderes. — Nichts ist gewinnenswert, nichts ist genußwert, nichts ist wissenswert als das Brahman allein; denn er, der das Brahman erkannt hat, ist Brahman".

In diesen Sätzen eines alten Meisters der Vedantalehre faßt Professor F. Max Müller den Gedankeninhalt seiner kürzlich veröffentlichten drei Vorlesungen in der Londoner Royal Institution über die Vedanta-Philosophie¹) zusammen. Alles, was Max Müller schreibt, ist voll Geist und Gemüt und bedarf keiner Empfehlung; wer aber einen Blick thun möchte in die Tiefen des indischen Geisteslebens, dem werden diese Vorlesungen ganz besonders willkommen sein. Sie sind nicht sowohl in indische Originalform gekleidet als vielmehr europäisch modern aufgebaut; doch eben deshalb dienen sie ihrem Zwecke auf das wirksamste. Folgen wir hier einigen ihrer hauptsächlichsten Gedankengänge!

Das Wort Brahman hat — wie hier schon oft erwähnt — verschiedene Bedeutungen: Aguna oder nirguna, das eigenschaftslose Bráhman ist das absolute Sein; dagegen ist saguna Bráhman (ebenfalls Neutrum) dessen Offenbarung oder Erscheinung im Dasein des Weltalls (83, 159—60). Außerdem ist davon zu unterscheiden Brahmā (Maskulinum), der Schöpfer, dessen Persönlichkeit sich selbst im Weltall darstellt und der deshalb von den Menschen je nach der Beschränktheit ihrer Anschauungen als Person aufgefaßt wird. Brahman also bedeutet Gott oder die Gottheit in allen Begriffen des Wortes bis zur höchsten Abstraktion hinauf.

¹) Three Lectures on the Vedanta Philosophy. By F. Max Müller, London 1894, Longmans, Green & Co. — 5 sh. stlg.

Digitized by Google

Wie gestaltet sich nun dieser Begriff im Sanskrit? — Max Müller weist nach (144—150), daß ihm in der platonisch-christlichen Ausdrucksweise der Logos am nächsten entspricht. Brahman wird sogar im Satapatha Brāhmana (VI, 1, 1, 9) für „Wort" gebraucht, sonst aber vielfach im Sinne der platonischen „Idee" und der stoischen „Vernunft". In heutiger volkstümlicherer Sprache wird man diesen Gedanken wohl am besten wiedergeben durch: Gott (Brahman) ist Geist.

Weiter fragt sich: wie verhält sich dazu die Wesenheit des Menschen? (Wir sollten sie nicht „Seele" nennen, weil diese Bezeichnung — wohl nicht mit Unrecht — für einen Teil des inneren Menschenwesens gebraucht wird.)

Des Menschen Wesenheit, als die er sich selbst fühlt, ist sein Bewußtsein und sein Wille, also er als Subjekt. Dies Subjekt selbst nun kann niemals Objekt werden; es kann nie unmittelbar erkannt werden, sondern immer nur irgend eine Darstellung desselben. Oder wie Kant sagte: Das Ding an sich ist unserm Anschauungsvermögen nicht zugänglich, nur die Erscheinungen.

Dies ward auch schon von den Vedantisten erkannt. Insbesondere äußert sich hierüber eingehend der große Vedanta-Lehrer (Atscharya) Shankara (61—70). Im Subjekt, d. h. wo immer Bewußtsein oder Erkenntnis ist, da ist das Ding an sich, das absolute Sein oder „Selbst". Deshalb war die Gottheit, das Brahman, auch für die Vedantisten wesenseins mit dem Begriffe des (absoluten) Selbstes, Atman.

Das wahre (geistige) Selbst des Menschen (Atman) ist die Gottheit (90—91). Dies ist aber keineswegs etwa als eine „Vergötterung" des Menschen zu verstehen, sondern als sein Strebensziel, als das, was er in letzter Linie in sich zu verwirklichen hat. Es trifft dies annährend zusammen mit dem, was von jeher die deutsche Mystik die „Vergottung" des Menschen genannt hat (107).

Dies Ziel der geistigen Entwicklung ist allein die einzig mögliche Vollendung und Erlösung, oder wie Max Müller sich ausdrückt, die „wahre Unsterblichkeit" (50—55). Durch irgend welche nähere Begriffsbestimmung ist dies Ziel nicht zu beschreiben, nur durch Verneinung aller irgendwie erdenklichen Eigenschaften. Atman ist Schweigen (85). Nur soviel sagt der Vedantist von ihm (71): es ist das Sein (sat), Erkenntnis (tschit) und Glückseligkeit (ananda).

Wie aber gelangt die unvollkommene menschliche Individualität, wie sie noch heute und schon seit unzähligen Jahrtausenden ist, zur Verwirklichung des absoluten (göttlichen) Selbstes in ihr?

Als solche Erkenntnis erwacht in ihr zuletzt das höchste Selbst, nachdem Yoga-Schulung in vielen Lebensläufen erfolgreich durchgeführt ist. Alle Unweisheit und (Selbst-) Täuschung des „Daseins" wird zerstört und aufgehoben durch das bleibende Bewußtsein des Tat twam asi, „alles Dasein bist Du selbst!" und Aham Brahmāsmi, „ich bin das Brahman!"

Dazu ist selbstverständlich die erste Vorbedingung das Bewußtsein der eigenen Unsterblichkeit. Aber an derselben haben die von einseitig intellektueller Kultur noch nicht angekränkelten Völker auch niemals gezweifelt. „Der Gedanke, daß es mit der Menschenseele nach dem Tode des Körpers ganz und gar zu Ende sei — die kindischste und unvollkommenste von allen Vorstellungen (Max Müller) — gehört einem sehr viel neueren Zeitalter an" (53). Nicht vor dem Tode fürchtet sich der Indier, sondern vor ungünstiger Wiederverkörperung (57).

Daß jedes Menschenwesen das Ziel seiner göttlichen Vollendung einmal erreichen soll, ist dem Indier ebenso gewiß, wie die Thatsache, daß jederzeit nur einzelne ganz außerordentlich seltene Ausnahmen es schon erreichen. Alle andern müssen selbstverständlich so oft in das Erdenleben zurückkehren, bis auch sie das Ziel in sich verwirklichen (93—94, 164—167). Die Möglichkeit hierzu gewährt das Gesetz der individuell fortwirkenden Ursächlichkeit (Karma), das in der sittlichen und geistigen Welt ebenso sicher herrscht, wie in der stofflichen Sinnenwelt (164). Der Mensch wird das, was er denkt, und sein Schicksal gestaltet sich in Zukunft je nach seinem Verhalten in der Gegenwart (61). Bemerkenswert ist hierbei ganz besondes ein Ausspruch Max Müller's (167): „Vielleicht ist der Gedanke eines Vordaseins der Seele heutzutage schon ein allgemeiner Glaube; aber die darauf sich gründende Ueberzeugung, daß das Schicksal unseres gegenwärtigen Lebens so ist, wie wir es in früherem Leben selbst verursacht haben, dürfte wohl noch manchen Ohren fremd klingen".

Aber gerade hieran schließt sich die allernächste und plausibelste Begründung einer reinen Ethik. Weil das „Selbst" in jedem andern Menschen auch die Gottheit ist, so lieben wir in Wahrheit Gott, wenn wir den Nächsten lieben. Diese Begründung der Menschenliebe hat keine andere Geisteskultur gefunden, als die indische (170, 161). „Und so bietet die Vedanta-Philosophie jedem Menschen einen weiten Bereich, sich wahrhaft nützlich zu machen, und stellt ihn unter ein Gesetz, das so strenge und bindend ist, wie es im vergänglichem Leben nur sein kann. Sie läßt ihm eine Gottheit, die er als allmächtig und heilig, wie in irgend einer andern Religion verehren kann. Sie hat Raum für fast jede Religion, ja sie umfaßt sie wirklich alle. Selbst wenn einst das höchste Licht in seinem Geiste aufgeht, so nimmt es ihm nicht diese Wirklichkeit der äußern Welt; sie legt derselben nur bei ihrer wandelbaren Erscheinungsart einen volleren, tieferen Wirklichkeitsbegriff zu Grunde".





Unsere Stellung zum Gesetz des Karma.[1]

Von

Alexander Fullerton.

Das Bewußtsein, unter einem unerbittlichen Naturgesetz zu stehen, übt auf verschiedenartige Gemüter einen ganz verschiedenen Einfluß aus. Bei einigen erregt es bittere, unwillige Empörung; und ein dunkles Gefühl der Hilflosigkeit macht jenen Widerstandsgeist noch heftiger. Andere geraten in Verzweiflung: „Was nützt es, daß wir uns noch so sehr sträuben, wenn das Gesetz seinen Weg geht, ohne sich um unsere Thränen, unsere Seelenmacht und Trostlosigkeit zu kümmern?“ Noch andere gehen gleichgiltig darüber hinweg: „Da die Maschinerie des Weltalls anerkanntermaßen nicht in unseren Händen ruht und wir nur das Erzeugnis eines Entwickelungsprozesses sind, so thun wir ja ganz recht, gemäß der Stufe, die wir eben jetzt erreicht haben, zu handeln und im weiteren das Gesetz für uns sorgen zu lassen; das zu thun, ist ja nur seine Pflicht!“

Irgend eine von diesen Stellungnahmen würde gerechtfertigt sein, wenn das Gesetz willkürlich, einseitig und unvollkommen wäre oder auch bloß strafte. Als ein kalter Mechanismus oder als eine nur züchtigende Gewalt kann es sicherlich bei uns weder guten Willen noch frohmütige Unterwerfung wecken.

Das allgegenwärtige und allweise Naturgesetz des Karma, das die Grundwahrheit in aller Welterkenntnis ist, nimmt die Menschen ganz so, wie sie sind und macht sie zu dem, was sie sein sollen. Daher behauptet auch die Theosopie, daß jedes andere System irrtümlich und irreführend ist, indem es Ausflüchte oder Geheimmittel empfiehlt anstatt des einzigen Mittels, das den Satz des Uebels direkt trifft und eine wirkliche Heilung

[1] **Karma** heißt die geistige Ursachenwirkung im individuellen Leben, das Gesetz, daß, „was der Mensch säet, das wird er ernten“. Keine europäische Sprache hat ein Wort für dies Gesetz; deshalb bedienen wir uns der Sanskrit-Bezeichnung dafür. — Dieser Aufsatz ist bearbeitet nach The Path. Vol. VI, 2. Mai 1891.

bewirkt. Das Wort „Gesetz“ betont sie ebenso wie ein Calvin; doch ist dieses Gesetz weder willkürlich noch rachsüchtig; sein Lebensborn ist ebenso voll von Belohnungen wie von Strafen, und es verkörpert die unvollkommenste Gerechtigkeit und Weisheit.

Eine Erkenntnis dieser Vollkommenheit und dieser Harmonie ist das beste Gegenmittel gegen jedes andere Gefühl im Hinblick auf dieses Gesetz, als das einer aufrichtigen Huldigung. Niemand wird eine Macht ehren, die stets auf kleine und große Sünden lauert, aber an guten Thaten vorübergeht, als ob sie nicht da wären. Um gerecht zu sein, muß sie jede würdige That ebenso wie die schlechte beachten und das Rechte ebenso unfehlbar vergelten, wie das Unrechte. Wenn man aber dies Gesetz erst einmal als völlig gerecht erkannt hat, kann man es auch achten, man kann ihm vertrauen und ihm gern gehorchen. Die Menschen werden eine Behörde achten, die photographisch genau berichtet, und Zutrauen zu einer Verwaltung haben, von der sie wissen, daß sie ehrlich ist. Warum sollten sie auch nicht, wenn sie zuversichtlich überzeugt sind, daß jeder hohe Gedanke, jedes zarte Wort, jede freundliche That ebenso ihres Erfolges sicher sind wie Niedrigkeit, Selbstsucht und Roheit?

Wenn man fühlt, daß das Gesetz ganz unbedingt gerecht ist, so hört jeder Groll dagegen auf. Dies ist gerade so, wie in den Schulen; wo der Lehrer unabänderlich gerecht sein muß. Die Knaben verlangen nicht, daß keine Ordnung herrschen solle, noch daß alle Aufsicht abgeschafft werden müsse, wohl aber, daß die Ordnung gerecht und vernünftig und daß die Aufsicht unparteiisch und einsichtig sei. Nur der Lehrer, der jedes Verdienst ebenso sicher sieht und würdigt wie jede Vernachlässigung, der keine Günstlinge hat und der nie wankelmütig ist, wird Achtung, Zutrauen und Gehorsam bei seinen Schülern finden. Ebenso wird auf dem großen Felde des karmischen Weltgesetzes die Erkenntnis, daß das Karma keinen Unterschied der Dinge und Personen kennt, jeden Gedanken sowie jede That beachtet, über alle persönlichen Beeinflussungen und alle Schmeicheleien erhaben ist und fleckenlos in seiner Unparteilichkeit und Rechtlichkeit — diese Erkenntnis wird Vertrauen zur Folge haben, Vertrauen aber erweckt Achtung, und Achtung führt zur Vertrautheit.

Auch jeder Verzweiflung macht diese Erkenntnis ein Ende. Allerdings kümmert sich das Gesetz um keine Thränen; denn seine Erhabenheit über alle Rachsucht schließt noch nicht die Wirkungen des bösen Thuns und Wollens aus. Da aber Leid und Sorge immer nur als Wirkungen auftreten, niemals ohne früher von uns selbst gegebenen Ursachen, so wird auch kein Einsichtiger sich den unvermeidlichen Uebeln nur in dumpfem Trotz unterwerfen. Ist erst der Mensch zu der Erkenntnis erwacht, daß in dieser Weltordnung ihn selbst nichts verhindern kann, sich schließlich aus allem Leiden herauszuarbeiten, so wird ihn schon das Bewußtsein dieser in ihm selbst liegenden Hilfsquelle mit freudiger Hoffnung erfüllen.

Auch die Gleichgültigkeit wird dadurch geheilt. Es ist freilich wahr, daß wir uns entwickeln; aber es ist auch wahr, daß wir uns gerade so

entwickeln, wie wir selbst es wollen. Läuft aber dieser unser Wille der gesetzmäßigen Ordnung des großen Ganzen zuwider, und ziehen wir es vor, zu unsrer augenblicklichen Befriedigung auch alle ungünstigen Folgen, die jedes selbstische Sichauflehnen gegen diese Ordnung notwendig nach sich zieht, auf uns zu nehmen, nun, wohlan, so steht uns auch dieser Weg frei. Aber dabei haben wir weder diese Folgen noch die gegenteiligen eines einsichtigen sich dem Naturgesetze Fügens bloß als unvermeidliche Erfahrungen irgend einer Entwickelungsstufe zu betrachten; sie sind vielmehr die selbstthätigen Ergebnisse unsrer eigenen bewußten Wahl.

Gerade dadurch wird man in dem Herzen jedes nach Selbständigkeit ringenden Menschen volltönenden Widerhall erwecken, daß man das Gesetz des Karma anerkennt, daß man dessen allumfassende Wirksamkeit, seine Unverbrüchlichkeit und Unparteilichkeit betont und seine allseitige Gerechtigkeit nachweist. Der Mensch fordert zuerst Gerechtigkeit von der Gottheit. Er verlangt nicht unbegrenzte Freiheit, aber billige, gleichmäßige Behandlung. Je mehr man daher das großartige und weitherzige Wesen des Karma-Gesetzes einsieht, seinen überreichen Segen für die, die sich ihn verdienen, und seine Vergeltungen des Bösen, die nur auf Besserung abzielen, umsomehr gewinnt dies Weltgesetz für uns ein freundliches Ansehen, das Ansehen eines Vaters, dem man unbedingt vertraut und dem man treulich dient.





Karma im Christentum.

Bemerkungen zu dem Vortrage in der Deutschen Theosophischen Gesellschaft.

Von

Werner Friedrichsort.

Der Abend des 12. August d. J., an welchem in der neubegründeten „deutschen theosophischen Gesellschaft" das Thema „Karma im Christentum" behandelt wurde, gestattete leider nicht, über die einzelnen Fragen in eine Diskussion einzutreten. Ich will daher die Bemerkungen, die ich an Ort und Stelle zu machen keine Gelegenheit fand, hier zum Ausdruck bringen.

Angeregt wurden sie durch die Empfindung, daß bei Behandlung des Themas das Christentum zu sehr als ein Reform-Judentum dargestellt erschien, als eine Weltanschauung, die im Judentum wurzelt, was durch die eingeflochtenen zahlreichen alttestamentalischen Zitate hervorzugehen scheint. Nun, diese Auffassung ist heutzutage die allgemein gebräuchliche; die christliche Religionslehre ist besonders bei unseren Volksschulen mehr ein Unterricht in der jüdischen Sagen- und Volksgeschichte, als eine Belehrung über christliche Metaphysik und Ethik, und diese Auffassung erscheint durch die historische Entwickelung des Christentums begründet. Sie ist es aber meiner Ansicht nach nicht. Es gehören wohl zusammen Brahmaismus, Buddhismus und Christenthum, welche in Uebereinstimmung das lehren, was Paulus Gal. I die „Errettung aus dieser gegenwärtigen argen Welt" nennt, nicht aber Judentum und die Lehre Christi. In den ersten drei finden wir Identitäten so auffallender Art, daß es nahe liegt, für die innere Verwandtschaft auch eine äußere historische anzunehmen; wenn dagegen Beziehungen zwischen Christentum und Judentum gefunden werden, so sind sie rein äußerlich und haben nichts inneres Gemeinsames. Allerdings hat sich unser Denken durch unsere Jugenderziehung so sehr an die Vorstellungs- und Denkweise eines uns fremden Volkes gewöhnt, daß uns diese äußerlichen Beziehungen bedeutender erscheinen, als jene inneren. Mir war es in erster Linie daher nicht sympathisch, daß aus einer Reihe

Digitized by Google

alttestamentalischer, mit vieler Kunst gesammelter Zitate, die in ihrer Gesamtheit wohl Eindruck machen können, einzeln betrachtet jedoch nur schwach oder garnicht mit der Karmalehre in Verbindung stehen, der Anschein erweckt wurde, als wolle der Verfasser aus ihnen eine Uebereinstimmung mit christlichen Anschauungen nachweisen, als zwei Größen, die einer dritten, der Karmalehre, gleich sind. Diese Zitate wirken jedoch nur durch ihre Zusammenstellung additionell, nicht potentiell. Daß der Verfasser in Wirklichkeit garnicht der Ansicht ist, daß in der jüdischen Religion die Karmalehre zum Ausdruck komme, sagt er zwar selbst, indem er sogar die Unsterblichkeitsidee als nicht alttestamentalisch bezeichnet; dann war aber auch die Anführung dieser Zitate nicht nötig und nur störend.

Wenn eine so bedeutungsvolle Lehre, wie die vom Karma, wirklich einer Anschauung eigentümlich ist, dann findet sie sich nicht in einzelnen versteckten Andeutungen, sondern dann prägt sie der ganzen Denk- und Lebensweise des Volkes ihren kennzeichnenden Stempel auf. Wir sehen wie in Indien dieser Gedanke so innig mit dem Volkscharakter verwoben ist, daß er sich durch alle Dichtungen, ob ernster oder heiterer Art, wie ein roter Faden hindurchzieht. Er wurzelt zunächst in der dem Indogermanen eigentümlichen Ueberzeugung von der Unsterblichkeit seines Wesenskernes und diese wiederum in dem grundlegenden Unterschiede des indogermanischen vom semitischen Charakter, dem Idealismus im Gegensatze zum semitischen Realismus. Die metaphysische Veranlagung der einen Rasse fehlt der anderen; die eine besitzt die Fähigkeit, nicht bei der gegebenen Erscheinungswelt stehen zu bleiben, durch den Schleier der Maja hindurch das Ansichseiende zu erfassen, die andere fesselt der Schleier vollständig; sie findet sich dadurch freilich auch besser in dem Gewebe zurecht, als die andere. Sie fußt auf der Erfassung dieser Welt als Erscheinung, und geht über diese Anschauung nicht hinaus. Letztere findet sich ausgedrückt in der einzigen Verheißung des mosaischen Gesetzes: „auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest auf Erden!" Dies ist das Kennzeichnende und von diesem Standpunkte aus muß die jüdische Ethik aufgefaßt werden[1]). Daß aus einzelnen Zitaten eine andere, tiefere Anschauung hervorzuleuchten scheint, kann an dieser Thatsache nichts ändern. Sie bleibt das Spezifikum des Judentums und auf sie allein sind auch die jetzt wieder mehr als früher betonten Unterschiede zwischen den Vertretern der semitischen und arischen Rasse zurückzuführen.

Einige Zitate sind übrigens auch unschwer auf mißverständliche Auffassung zurückzuführen, es offenbart sich auch hier eine unserer Stammeseigentümlichkeiten, hinter klaren unzweifelhaften Worten eine tiefere Deutung zu suchen. Aber abgesehen von diesen subjektiven Ursachen, der Auffassung dieser Zitate, finden wir auch objektive, an ihrer Nationalität zu zweifeln. Es ist nämlich bezeichnend, daß die meisten angeführten Schriftsteller einer Periode angehören, die als die nachexilische bezeichnet wird. Sehr wahr-

[1]) Vergleiche hierzu besonders 3. Mos. 26 und 5. Mos. 28.

scheinlich ist es, daß erst durch die Berührung mit den Iraniern, zugleich mit der geläuterten Gottesvorstellung, dem Monotheismus, auch eine Unsterblichkeitsidee in die nationale Anschauung hinübergenommen worden ist, ohne doch je zum Allgemeingut des Volkes zu werden. Zu Christi Zeiten fand sich allerdings in Palästina eine Mischrasse vor, die namentlich in den untersten, körperlich arbeitenden Ständen, den Fischern und Ackerbauern, Berufsarten, die dem blutreinen Juden jedenfalls damals ebenso unsympathisch waren, wie sie es noch jetzt sind, so viel arisches Blut aufzuweisen hatte, daß sich aus ihr eine Gemeinde bilden konnte, die einem ihresgleichen, dem Zimmermannssohne, Verständnis für eine tiefere, geläuterte Weltanschauung entgegenzubringen im stande war. Bezeichnend ist es, daß der einzige unter den Jüngern Jesu, der anscheinend, wie sein Name andeutet, Vollblut-Jude war, seinen Meister nicht verstand und an ihm um Geldgewinn zum Verräter wurde. —

Das war es, was ich in erster Linie betonen wollte, die Unabhängigkeit des Christentums vom Judentum, als zweier entgegengesetzter Weltanschauungen.

Nun noch eine zweite Bemerkung.

Ich hatte das Empfinden, daß der Technik der Karmalehre, der Wiederverkörperungstheorie, zu viel Wert beigelegt wird. Es ist ja verständlich, daß man für diese uns jetzt so neu erscheinende Anschauung allerorten mit ängstlicher Spannung nach Bestätigung sucht und es freudig begrüßt, wenn man irgend einem fast verklungenen Tone wieder begegnet. Aber diese einzelnen Töne lenken doch leicht die gesamte Aufmerksamkeit ab; die volle Harmonie wird gestört, wenn der einzelne Akkord zu laut hervorklingt. Man mag sehr wohl von dem Gesetze der Kausalität auch auf psychischer Ebene überzeugt sein, und dennoch in seiner Ansicht über das „Wie" von der anderer recht sehr abweichen. Im Brahmaismus, selbst in der Advaita-Lehre, die durchdrungen ist von der Gesetzmäßigkeit alles Daseins, finden wir die Wiederverkörperungslehre in der verschiedensten Form dargestellt. Nur der sogenannte esoterische Buddhismus baut aus allen Theorien ein ganz bestimmtes Bild zusammen, und gerade er verleitet leicht, sehr leicht, zu unfruchtbaren Spekulationen, die nicht mehr transscendental, sondern transscendent sind.

Auch hier giebt uns Christus in seinen Lehren ein zu beachtendes Beispiel. Er lehrte nichts über das „Wie" nach diesem Erdenleben, obgleich doch sicherlich seine Jünger gerade hierüber gerne die Worte des Meisters vernommen hätten. Er hat sich hierüber so wenig ausgesprochen, daß die dogmensüchtige Kirche auch jetzt noch nicht die Frage beantworten kann, die dem gläubigen Christen sich doch sicher leicht aufdrängt: „Beginnt die Seligkeit nach dem Tode oder erst am jüngsten Tage?" Wohl bleibt es uns unbenommen, das hehre Gebäude, das Christus uns in gewaltigen Umrissen dargestellt, mit manchem sinnigen Schmuck zu versehen, aber vergessen wir nicht, daß nicht Einzelheiten, nicht Dogmen es sind, welche die rechte Erkenntnis bringen, vergessen wir nicht, daß der einfache, schlichte

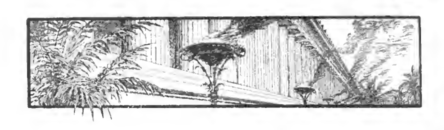
Mensch, der ohne eine Ahnung von Karma und Esoterismus ruhig seine Pflicht erfüllt, dem inneren Drange folgend, liebend seine Mitmenschen umfängt, in höherem Maße Theosoph sein kann, als wir, die wir über die Forschung und Verstandesschärfung vielleicht außer Acht lassen, daß wir Menschen sind unter Menschen, die doch trotz allem Streben immer wieder zurückkommen müssen zu der bitteren Erkenntnis: „Ich kann ja nichts in seinem Wesen fassen!“ Nicht durch Geistesarbeit allein ist das zu erlangen, was dem innerlich höher Stehenden als reife Frucht in den Schoß fällt. Und so muß es ja sein, denn:

„Wär' es Tugend etwa, hier zu leiden,
Sobald du siehst: nach flücht'gem Erdendasein
Erwartet deine Seele ew'ges Leben?
Und weißt du, daß die Seele einst zerfällt,
Was sollte dich zu höh'rem Streben spornen,
Entsagend dem Genuß der Gegenwart?
Nun aber ist die Zukunft dir verschleiert —
Und schmettert dich die Gegenwart zu Boden,
So stärkt dich das Gefühl der Ewigkeit;
Und wollte dieses deinen Stolz entfesseln,
So zügelt dich des Daseins kurze Frist;
Und so gesichert, wachsen Tugend, Größe“. — (Madách.)

Nicht in einzelnen Schriftstellen sehe ich den Beweis für das Uebereinstimmen christlicher und indischer Anschauungen, sondern in dem allgemeinen Charakter beider, der in drei Punkten sich berührt: in dem Gedanken an die Erlösung aus dieser Welt des Scheines, in der allumfassenden Liebe, dem Mitleiden mit jeder Kreatur und in der Selbstverleugnung, der Wiedergeburt.[1])

[1]) Vergleiche Karma im Christentum, Septemberheft der „Sphinx“, S. 200—206.





Die Evangelisierung Indiens.

Von

Annie Besant.[1])

In den Ohren des Erzbischofs von Canterbury ist seitens eines indischen Missionars eine Klage gelangt, welche die Aufmerksamkeit seiner Gnaden auf das dringende Bedürfnis lenkte, mit der „Aristokratie Indiens" Fühlung zu gewinnen. Der Missionar argumentiert folgendermaßen:

„Das Christentum hat in Indien sehr geringe Fortschritte gemacht und trotz der fortwährenden Anstrengungen der Mission seit der Periode der britischen Herrschaft ist die Kirche in Indien heute noch keineswegs im stande, sich selbst zu erhalten, weil die Bekehrten zumeist den armen Klassen angehören. Da man infolge der besonderen sozialen Verhältnisse Indiens mit diesen niederen Klassen nur durch Vermittelung der oberen Klassen Verbindungen anknüpfen kann, so glaubt der betreffende Missionar, es sei an der Zeit, daß die Missionsgesellschaften „der Aristokratie" des Landes ihre Aufmerksamkeit widmen, die ja immer bereit sei, Millionen von Rupees für die heidnischen Tempel und für die Unterstützung der Brâhmanischen Priester auszugeben. Aus diesen Gründen stellt er dem Erzbischof die dringende Notwendigkeit der Entsendung europäischer Missionare von hoher Intelligenz in die verschiedenen Städte und Ortschaften vor. Diese Männer sollen in den sozialen und politischen Tagesfragen vollkommen Bescheid wissen, um selbst den Schein sektirerischer Parteibestrebungen vermeiden zu können".

Dieses freie Eingeständnis der Mißerfolge ist bei der bekannten Thatsache, daß die „Bekehrten" in Indien beinahe ausschließlich keiner Kaste angehören (outcastes sind), allerdings schätzbar. Aber wenn es auch wünschenswert sein mag, daß nach Indien Missionare von unge-

[1]) Aus „Lucifer" vom 15. Mai 1894, übersetzt von Ludwig Deinhard.

wöhnlicher Intelligenz geschickt werden, so wäre es andererseits auch sehr am Platze, daß englische Christen einsehen, wie trügerisch die Hoffnung ist, daß auf diesem Wege die Brâhmanen dem Christentume zugänglich gemacht und bekehrt werden. Was kann denn auch der fähigste Missionar dem Brâhmanen bringen, was dieser nicht bereits in seiner eigenen Religion besitzt, und wie kann er hoffen, ihn für moderne Auffassung geistiger Wahrheiten zu gewinnen, ihn, der mit viel subtileren und tieferen alten Ueberlieferungen vertraut ist? Keine tiefere und erhabenere Religionsphilosophie kann man ihm bieten als einen Vedânta, nichts von höherem geistigen Werte, als seine Upanishads, keine edlere Moral, als die seiner Bhagavad Gitâ und anderer Lehren seiner Mahâbhârata; es giebt nichts, was die religiösen Empfindungen so durchaus befriedigen kann, wie die Avatâras von Râma und Krishna und die ernsten Lobgesänge (glories) des Maheshvara. Warum also ihn bekehren? Er sucht doch auch nicht den Christen von seinem Glauben abzubringen, sondern begegnet Menschen von andern Glaubensrichtungen mit derselben Toleranz, die er für sich selbst beansprucht. Sicherlich thäten diese „Missionare von hoher Intelligenz" besser daran, ihre Waffen gegen den westlichen Materialismus zu kehren, der in Ost und West gleicherweise überhand nimmt und sich mit dem Brâhmanen gegen den gemeinsamen Feind zu verbünden, als den stärksten Verteidiger des Geistigen anzugreifen. Warum sollen denn Menschen, welche die gleichen geistigen Wahrheiten hochhalten, wenn sie sie auch in verschiedene intellektuelle Gewänder kleiden, ihre Waffen gegeneinander richten, anstatt sich in der Errettung der fähigen und denkenden Jugend des Ostens wie des Westens aus den Illusionen und dem irreführenden Blendwerk des Materialismus zu vereinigen?





Bemerkungen und Besprechungen.

Dr. Franz Hartmann's Magie[1]).

Hartmann's Magie, Annie Besant's Buch über den Tod und Max Müller's Vorlesungen über das Vedantasystem bilden einen stattlichen Dreibund zur Befestigung der Theosophie als Weltmacht. Das vorliegende Heft weist zunächst in kurzen Skizzen auf diese drei neueren Werke hin, um in späteren Darstellungen ausführlich auf ihren Inhalt einzugehen.

Aus jedem Worte Hartmann's spricht eine durchaus männliche Kraftnatur, die sich unter hartem Ringen zur Theosophie emporgearbeitet hat. Nach seinem Bilde, welches ich in der „Sphinx" mitteilen werde, ist er eine Individualität von starker Geistesrasse, die zum Kampfe bereit auftritt und den Sieg der guten Sache fordert. Sein Buch „Magie" ist ein Protest gegen den Materialismus im Leben und in jener Wissenschaft, die sich immer nur mit dem Stoffe beschäftigt und von ihm nie zum Geiste emporsteigt. Das Werk Hartmann's ist eine energische Bußpredigt gegen die demoralisierende Wissensneugierde, die auf viele Abwege führt und vom Göttlichen ablenkt.

Daß ein Mann, der das Leben und die europäische Wissenschaft kennt und nichts von einem Schwärmer und Phantasten hat, so scharf gegen unser Kulturleben für die Weisheit des Ostens eintritt, giebt uns schon eine Bürgschaft dafür, daß wir einer Geistesmacht gegenüberstehen, der sich niemand wieder entziehen kann, der sich ihr einmal erschlossen hat. Ein Zeugnis von dieser Kraft legt Hartmann's Werk ab. Dasselbe behandelt in zwölf Kapiteln die Aufgaben: Ideal und Wirklichkeit, Wahrheit und Täuschung, Wesen und Täuschung, das Leben in der Natur, die Harmonie der Sphären, den Zauber der Illusion, das Selbstbewußtsein, den Tod, Verwandlungen, die Schöpfung aus nichts, mehr Licht und die Vollkommenheit.

---

[1]) Die weiße und schwarze Magie oder das Gesetz des Geistes in der Natur. Von Dr. med. Franz Hartmann. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1894, XIV und 255 Seiten gr. okt. 6 Mk.

In Verbindung mit dem Lebensbilde Hartmann's soll ein genauer Bericht über den Inhalt seines Buches gegeben werden. Diese vorläufige Anzeige bezweckt die erste äußere Hinweisung auf das Erscheinen des Werkes, welches als Neubearbeitung des im Ganzen bereits in sieben Auflagen erschienenen Werkes „Magic, white and black" fast ein neues Buch geworden ist. Für die Zwecke des vorliegenden Heftes genügt es, wenn ich einen Abschnitt anführe, der einige Arbeiten über die Erscheinungen des Spiritismus erläutert: den Nachweis der Selbsttäuschung, die dem Spiritismus bisweilen begegnet. Dr. Hartmann sagt Seite 71 und 72:

„Da das ganze Weltall mit allen seinen Formen und Erscheinungen die Offenbarungen einer einzigen ewigen Einheit und Wesenheit vorstellt, oder, mit andern Worten, alle Daseinsformen Zustände des einen ewigen Seins, so herrscht auch überall, wo das Gesetz des Geistes in der Natur waltet, Ordnung und Harmonie, welche gerade deshalb bestimmt und unveränderlich ist, weil sie nicht von außen her angeordnet ist, sondern von innen, aus dem Wesen der Dinge selbst stammt. Die Astronomie beweist die Regelmäßigkeit der Bewegungen der Weltkörper im Raum, und in der Seele der Welt herrscht dasselbe Gesetz. Denn in der That sind alle Himmelskörper und alle Formen, die wir in der Natur wahrnehmen, nichts anders als die äußeren Erscheinungen von Bildern, welche in der Seele der Welt vorhanden sind. Da wächst aus der einen Idee eine andere empor; wie in der sichtbaren Welt Tag und Nacht aufeinander folgen, und wie ein Pendel von einer Seite zur andern schwingt, so folgen Perioden des Aberglaubens und auf diese folgt wieder die Reaktion, welche den Unglauben bringt. Der Gedankengang im Gehirne des Menschen ist gerade so wie der Umlauf der Planeten um die Sonne von gewissen Gesetzen abhängig und richtet sich nach diesen, wo nicht der freie Wille des Menschen dazwischen tritt. Deshalb sehen wir, besonders in Träumen und Traumzuständen, daß, sobald einmal der Schlüssel zu einer Vorstellung gegeben ist, sich der aus ihr folgende Ideengang regelmäßig und in logischer Weise abwickelt, ohne daß der Wille des Betreffenden hierbei etwas thut.

So erklären sich die oft logischen und zusammenhängenden „Geisterkommunikationen", welche der Phantasie des „Mediums", ohne daß er es ahnt, entspringen. So erklären sich die Wahnvorstellungen der Philosophen, Gelehrten und Theologen, welche aus einer Hypothese, die auf Unwahrheit beruht, eine Reihe von logischen Schlüssen ziehen, an denen nichts auszusetzen ist, als daß ihre Voraussetzung falsch ist; so geht auch z. B. eine Katharina Emmerich von einer Wahnvorstellung aus, und ohne ihr Zuthun entwickelt sich in ihrem Gehirne zur Erbauung der Frommen eine regelrechte Reihe von Vorstellungen, welche sie objektiv wahrnimmt, obgleich dem ganzen Schauspiele keine wahre Thatsache zu Grunde liegt.

Als Beispiel erlaubt sich der Verfasser Folgendes anzuführen:

Als ich mich noch viel mit dem Spiritismus beschäftigte, besuchte ich eines Tages ein mir befreundetes Medium in Denver Col. und erhielt

in den Schriftzügen meines Vaters eine Mittheilung, welche mir sagte, daß ich etwas für meinen Gesundheitszustand thun müsse, da ich sonst bald in die Geisterwelt absegeln würde. Mein „Vater" (der zu Lebzeiten ein tüchtiger Arzt war) schrieb mir folgendes Rezept:

Rp. Ferr. sulfuric. unc. II
Extr. ligni campechian. unc. I
Aq. destillat. unc. XVI
Gummi arabic. unc. β
Creosot. gutt. X
Misc. lege artis, sign: Täglich 3mal 1 Eßlöffel voll zu nehmen.

Da dies ein Rezept für schwarze Schreibtinte war, so ging ich fort, ärgerlich über den Streich, den mir ein „neckischer Geist" gespielt hatte. Als ich aus dem Hause trat, sah ich an der nächsten Ecke eine Schreibmaterialienhandlung, in deren Auslage schwarze Tinte ausgestellt war. Nun war es mir klar, daß ich auf dem Wege zum Medium schon diese Auslage, ohne sie aber weiter zu beachten, gesehen hatte. Nichts desto weniger hatte der Anblick der Tinte das Rezept zur Herstellung derselben in meinem „Unbewußten" zur Erinnerung gebracht und dies war die Ursache, daß ich dasselbe durch das Medium wie durch einen lebendigen Spiegel zurückgeworfen erhielt. Nicht das Medium noch ein böser Geist hatte mich betrogen, sondern die Unkenntnis meiner eigenen Natur".

In demselben Sinne kämpft Hartmann gegen jede Art geistiger Unselbständigkeit (S. 244):

„Von allen Existenzen sind aber die bedauernswertesten diejenigen willenlosen Personen, welche, da sie keine eigene Energie haben, sich stets von fremden Einflüssen leiten lassen, und welche man gewöhnlich „Medien" nennt. Und hierzu rechnen wir nicht gerade diejenigen Personen, welche sich zu hypnotischen und spiritistischen Experimenten hergeben, sondern alle, die sich von fremden Einflüssen, seien dieselben sichtbar oder unsichtbar, verleiten lassen, gegen ihre eigene Vernunft und Ueberzeugung zu handeln. Sie sind dasjenige, was man im gewöhnlichen Leben „Narren" nennt und von denen es alle möglichen Grade und Schattierungen giebt. Der Narr opfert sein wahres Selbst auf dem Altare seiner ihn beherrschenden Leidenschaft; der Mystiker opfert sein persönliches Wollen, indem er es durch den Willen seines göttlichen Selbst beherrscht.

Selbst ist der Mann! — aber nur derjenige, der sich selbst in Wahrheit gefunden hat, fest auf seinen eigenen Füßen steht und keiner fremden Stütze bedarf; er allein wird den wahren Sinn des Wortes „Freiheit" begreifen, welcher für alle, die nicht frei von der Selbstsucht sind, ein tiefes Geheimnis ist".

Dr. Göring

Kleopatra.

Mancher, für den das alte Wunderland Aegypten die gleiche Anziehungskraft hat wie für uns, wird es dem Aegyptologen, dem Kulturforscher und vor allem dem Dichter **Georg Ebers** danken, daß er uns in seinem zum Weihnachten 1893 gelieferten Roman „**Kleopatra**“[1]) das Wesen dieser letzten und bedeutendsten Königin Aegyptens lebenswarm vor die Seele geführt hat. Es war sicherlich eine schwierige Aufgabe eben **dieses** Rätsel der Lebens-Sphinx zu lösen, dennoch war dies Schluß-Gemälde von dem Untergange Aegyptens als eines selbständigen Reiches zur Vervollständigung der verschiedenen ägyptischen Zeitbilder, die uns Ebers entworfen hat, unentbehrlich. Aber diese Lösung ist ihm meisterhaft gelungen.

Bisher war man gewohnt, Kleopatra nur als eine jener Nietzschesche „übermenschlichen Bestien“ zu verabscheuen. Ebers aber hat es, wie immer, verstanden, für dieses jedenfalls großartig veranlagte Weib unsere innige Teilnahme zu gewinnen, ja, weit mehr als das, sie uns in wahrer Geistesgröße und Charakterstärke zu zeigen. Verständlich konnte uns diese heute vielfach so mißachtete Persönlichkeit in ihrer vollen Menschlichkeit nur werden, wenn wir sie als Kind ihrer eigenen Zeit und deren eigenartiger Vergangenheit anschauen; deshalb stellt Ebers sie in den Mittelpunkt eines mit den reichsten Farben ausgestatteten Dramas, in dem sehr viele Personen mitwirken. Erst wenn wir die Menschennatur, wie sie damals sich anders als heute zeigte, in ihren verschiedenen Nüancierungen kennen lernen, bilden wir uns ein gerechtes Urteil über die Hauptfigur im Vordergrunde solcher Zeit. Im Gegensatz zur vielfachen Verräterei und Bosheit, wie sie damals sich naiv kundthat, sind einzelne der handelnden Figuren ganz besonders feinsinnig und sympathisch gezeichnet; so außer der **Barine** insbesondere das treue Geschwisterpaar, **Archibius** und **Charmion**.

Die plastische Gestaltungskraft der Phantasie unseres Dichters zeigt ihre gewohnte unerschöpfliche Fruchtbarkeit. Sind auch hier und da die Vorgänge einzelner Szenen in ihrer lokalen Entwickelung weniger vollständig dargestellt, so fesselt umsomehr die lebendig klare Ausgestaltung der Szenerie, wo Bauwerke, Wohnräume und deren prunkhafte Einrichtung geschildert werden. Ebers steht aber der Geistesrichtung unserer Monatsschrift besonders darin nahe, daß er seine Leser mit Vorliebe in jene unmittelbarer empfindenden Kultur-Epochen zurückführt, in denen die Menschen noch ein ganz natürliches Gefühl für übersinnliche Kausalität hatten, jene Zeiten, in denen noch nicht der hausbackene Materialismus die herrschende Anschauungsweise ganz und gar in den Vorstellungskreis der Sinnenwelt gebannt hatte. **H. S.**

[1]) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1894.

Digitized by Google

Urania.

Camille Flammarion, der ebenso berühmte wie geistvolle pariser Astronom ist unsern Lesern bereits aus wiederholten Mitteilungen in unserer Monatsschrift bekannt.

Auch seine Urania wurde seiner Zeit eingehend besprochen. Jetzt ist von derselben eine deutsche Uebersetzung von Karl Wenzel erschienen,[1]) die wir unsern Lesern warm empfehlen.

Flammarion stellt in diesem Buche die Weltanschauung des Astronomen als die Grundlage des esoterischen Wissens dar. Wer sich eine Vorstellung davon machen will, was die Unendlichkeit im Raum der Zeit ist, und wie es in unserm Weltall außerhalb unseres kleinen Erdplaneten aussieht, der wird mit größtem Genusse dieser Phantasie unseres bahnbrechenden Gelehrten und Dichters folgen. Was diese uns bieten, ist so recht aus seinen eigensten, inneren und äußersten Erlebnissen geschöpft.

Wenn auch mancher unbeweisbaren Hypothese in diesem Buche Raum gegeben wird, so kann man aus demselben doch auch außerordentlich viel ganz exaktes positives Wissen lernen. In ebenso unterhaltender wie überzeugender Weise verfolgt er ähnliche Beweiszüge, wie sie bei uns Hellenbach und du Prel so erfolgreich durchführten, er zeigt, wie die Begriffe, zu denen heute schon die Wissenschaft gelangt ist, uns unmerklich zur Anerkennung der metaphysischen Grundlage alles Daseins treiben.

Die Gestaltung dieses Buches ist novellistisch ausgeschmückt und erinnert an Jules Verne's geniale Schreibweise. Aber der Sinn dieser „Urania“ ist viel tiefer und das Wesen dieses Geisteswerkes unendlich höher, als irgend etwas, was Verne geschrieben hat. Das beweisen Flammarions Schlußsätze, in denen er die Grundgedanken der Theosophie, die sich schon durch das ganze Buch ziehen, zusammenfaßt. Es mögen hier nur die folgenden erwähnt werden:

„Das Weltall bildet eine einzige Einheit.

„Der Mensch bestimmt selbst sein Geschick. Er steigt oder sinkt je nach seinen Werken und Gedanken.

„Aber ein höchstes unabänderliches Gesetz waltet: das Gesetz des Fortschrittes. Alles drängt nach oben.

„Die Bestimmung der Seele ist, sich mehr und mehr von der materiellen Welt frei zu machen und dem höheren Leben anzugehören, von dem aus sie den Stoff beherrscht und nicht mehr leidet“. **H. S.**

[1]) Urania von Camille Flammarion. Pforzheim, Otto Riechers Buchhandlung (Ernst Haug) 1894. Preis broch. 3 Mk. 50 Pf., geb. 4 Mk. 50 Pf.



Handschrift und Charakter.

Unter den neuesten Arbeiten über Graphologie gebe ich Professor Dr. W. Preyer's Abhandlung „Handschrift und Charakter — Zur Physiologie und Psychologie des Schreibens" (Deutsche Rundschau XX, 8, Mai 1894, S. 262—294) unbedingt den Vorzug. Ich möchte behaupten, daß durch Preyer's vielseitige Versuche die Graphologie endlich eine wissenschaftliche Grundlage bekommen hat. Mit nie ermüdender Sorgfalt führt er ein Experiment nach dem andern aus, um zu beweisen, daß jede Schreibbewegung, jeder Schriftzug vom Gehirn geleitet wird, mag die Ausführung in der Hand, im Fuß oder andern Körperteilen liegen. Die Beweisführung Preyer's ist so interessant und seine aus dieser Grundlage abgeleitete Schlußfolgerung, daß die Handschrift den Charakter und die Geistesfähigkeit des Menschen zeigt, ist so überraschend und überzeugend, daß ich dieses schöne Ergebnis gewissenhafter Arbeit unsern Lesern in seinem Werden vorführen, nicht bei einer Gelegenheitskritik nur streifen möchte.

Letztere betrifft einen Vortrag von Dr. Friedrich Scholz, Direktor der Kranken- und Irrenanstalt in Bremen: „Die Handschrift und ihre charakteristischen Merkmale" (Braunschweig, Rauert & Rocco Nachf., D. Janssen. Pr. 1 Mk. 20 Pfg., für Mitglieder der „Theosoph. Vereinigung" 1 Mk.). Der Verfasser führt empirisch eine Reihe von Charakterzügen auf, die sich durch bestimmte Schriftzüge ausdrücken. Interessant sind die chemigraphischen Tafeln, auf denen u. a. schon die Schriftzüge Napoleons I. aus verschiedenen Lebensstadien deutlich die Abhängigkeit der Handschrift von der Geistesverfassung und Gemütsstimmung sichtbar machen. Der Verfasser behandelt vorwiegend den Einfluß psychischer Leiden auf die Ausprägung der Schrift.

Die auf dem Titelblatt autographierten Züge weisen, graphologisch gedeutet, auf bequeme Genußsucht, Vorliebe für ein breites, behagliches äußeres Leben, recht praktische Lebensanschauung, praktische Klugheit, bevaternde Gutmütigkeit, die sich jedoch nicht in der Aufopferung überstürzt, auch etwas abwehrende Kühle, selbst Fähigkeit, etwas übelzunehmen und widerhakig nachzutragen. Den Schreiber dieser Züge stelle ich mir als behäbigen, etwas starkbeleibten Herrn vor. Es soll doch nicht die graphologische Visitenkarte des Verfassers sein? Ich kenne ihn nicht persönlich. Wenn meine graphologische Deutung verkehrt ist, so spricht das nicht gegen die Graphologie, sondern nur gegen mich. Bin ich also ein guter Schriftdeuter, so müßte er es mir eigentlich übel nehmen; bin ich ein schlechter, so muß er mir verzeihen. Dr. Göring.



Selbstanzeigen.

Da es für die Leser unserer Monatsschrift wertvoll ist, mit den Verfassern neuer Bücher in unmittelbare Verbindung zu treten, so ersuche ich die Verlagsbuchhandlungen, denen an einer Besprechung ihrer Werke gelegen ist, mit der Einsendung derselben zugleich die Verfasser zur Abfassung von Selbstanzeigen anzuregen. Auch den Autoren direkt gilt meine Bitte.

Dieser Wunsch darf nicht so mißverstanden werden, als sollten die Verfasser ihre Werke loben, tadeln oder irgendwie kritisieren. Vielmehr handelt es sich nur um einen zuverlässigen Bericht über den thatsächlichen Inhalt des Buches. Die Wiedergabe der Hauptgedanken eines Werkes müßte freilich über eine trockene Aufzählung der Kapitelüberschriften hinausgehen und statt einer Inhaltsstatistik ein lebensvolles Bild von dem Gegenstande geben. Dabei wird es dem Verfasser überlassen, die Gesichtspunkte hervorzuheben und in ausführlicher Darstellung zu beleuchten, auf deren Beachtung er besonderen Wert legt, oder das zu betonen, was für die Leser der Zeitschrift hervorragendes Interesse hat. Auch kann der Verfasser die Gelegenheit benutzen, in seiner Selbstanzeige etwaige Mißverständnisse zu klären und Entstellungen abzuweisen, denen sein Werk schon in der öffentlichen Kritik ausgesetzt war.

Wenn es möglich ist, soll für solche Arbeiten der Raum von acht Druckseiten des vorliegenden Formates nicht überschritten werden. Je kürzer, knapper und übersichtlich einfacher ein solcher Bericht ist, um so willkommener und wirksamer dürfte er sein. Kleine Broschüren könnten wohl auf höchstens einer Druckseite charakterisiert werden. Notwendig ist stets die genaue Angabe des Verlages und Preises. **Dr. Göring.**

An unsere Mitarbeiter.

Jede Arbeit soll in sich abgeschlossen sein, damit womöglich jedes Heft ein Ganzes bildet. Alle Manuskriptsendungen bitte ich an die Herren C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig mit der Bemerkung „Für die Sphinx" zu richten. **G.**

Korrekturen

werden stets der raschesten Erledigung empfohlen. Es ist besonders wünschenswert, daß der bereits nach dem fertigen Manuskript gesetzte Text nicht durch Einschiebung von Sätzen durchbrochen wird. Dagegen können am Schluß alle wünschenswerten Zusätze gemacht werden, wenn nicht die Schlußseite schon gefüllt ist. Wenn noch Raum auf der Schlußseite ist, so kann diese durch Zusätze ausgefüllt werden. Bei Rücksendung der Korrektur muß die Zahl der erwünschten Sonderabzüge bezeichnet werden. **Dr. Göring.**

Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Göring in Braunschweig (Adr. Herren C. A. Schwetschke u. Sohn).

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.

Verlag von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.

Ein Sozialstaat der Wirklichkeit.

Dem deutschen Volke
zu Nutz und Frommen
gewidmet von
E. Dahn, Professor.

Preis 60 Pf.

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

Leo Tolstoi

und sein unkirchliches Christentum.
Von **Raphael von Koeber**, Dr. phil.
Herausgegeben mit einer Nachschrift:
Die Flucht aus dem brennenden Cirkus,
von **Hübbe-Schleiden**, Dr. jur. utr.

Preis 75 Pf.

Das Dasein als Lust, Leid und Liebe.

Die alt-indische Weltanschauung in neuzeitlicher Darstellung.
Ein Beitrag zum Darwinismus.
Von
Hübbe-Schleiden.

Mit Titelbild, 2 Tondrucken, 24 Zeichnungen und 10 Tabellen.
Viertes Tausend. Preis 3 Mark.

Jesus, ein Buddhist?

Eine unkirchliche Betrachtung
von
Hübbe-Schleiden, Dr. jur. utr.

Preis 50 Pfennig.

Zu dem komplett gewordenen XVIII. Band der „**Sphinx**" haben wir wie zu den früheren Bänden die den Abonnenten bereits bekannte

solide und geschmackvolle Einbanddecke

anfertigen lassen und bieten dieselbe hiermit zu dem billigen Preise von 80 Pfg. an.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie gegen freie Einsendung des Betrages direkt von der Verlagshandlung.

Das Institut für Graphologie u. Chiromantie
(Erfurt in Thüringen).

beurteilt nach der Schrift (Siehe „Sphinx“ Januar 1891) und der Hand (lebensgroße Photographie oder Abdrücke beider innern Hände in Gips erforderlich) Eigenschaften und Schicksale der Menschen.

Soeben erscheint mein reichhaltiger

Antiquariats-Katalog No. VII.

Kultur- und Sittengeschichte, Okkultismus,

Magie, Alchemie, Zauberei, Hexenwesen, Geister, Gespenster, Dämonologie, Mystik, Astrologie, Magnetismus, Spiritismus, Somnambulismus, Freimaurerei, Rosenkreuzer, Fauftlitteratur. — Jeanne d'Arc, Kasper Hauser, Juden, Pfaffen- und Mönchswesen, Studentica, Verbrecher und Gauner, Frauenleben, Liebe und Ehe, Hofgeschichten und Galanterien, Sagen, Märchen, Mythologie, Kuriosa, Humoristika, Komik, Genealogie, Heraldik, Adelsgeschichten usw. usw.

= An Bücherkäufer versende ich auf Verlangen **gratis** und **franko.** =

Paul Hönicke's** Antiquariat, **Heidelberg.

Bitte um Beachtung!

Welcher edle, hilfsbereite Mensch würde einem Mann mit sicherem Einkommen als Darlehen gegen guten Zins **200 Mark** geben? — Offerten unter **A. Z.** an die Expedition der „Sphinx“ erbeten.

Für ein junges Mädchen aus guter Familie, das selbständig kochen kann und in allen häuslichen Arbeiten erfahren ist, wird bis zum 1. Nov. d. J. eine Stelle als

Stütze der Hausfrau

am liebsten auf einem Gute, gesucht.
Gefl. Offerten an

Frau **Helene Appelhans**
Braunschweig
Wilhelmithor-Promenade 3.

Veget. Obstbau-Kolonie „Eden“
(e. G. m. b. H.) zu **Oranienburg** b. Berlin.
Freiland-Kolonie zur Schaffung naturgemäßer Daseinsbedingungen als **Grundlage für geistige Entwicklung.** — **Spar- und Bau-Genossenschaft** — **Konsum-Verein** für nur gesunde Nahrungsmittel, Versand an jedermann. Vertrieb von Hensel's Steinmehldünger. Satzungen, Preislisten rc. auf Anfrage frei.
Wer hilft am Befreiungswerke?

Verlag von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.

Aus Hag und Tann
Odenwaldmärchen und Phantasien
von
Carlot Gottfried Reuling.
Preis 2 Mark.

F. E. Baumanns Verlag, Bitterfeld.

Christus oder Buddha, wem wollen wir folgen? Zeitgemässe Betrachtungen über christliche und indische Theosophie. Von Dryas. Preis 80 Pf.

Ein Wort in zwölfter Stunde an das deutsche Volk: Das gesellschaftliche und Familienleben der Gegenwart im Lichte der zehn Gebote. Von E. Veit. Preis 80 Pf.

Die Naturheilkunde und die Psyche: Körper und Geist in naturheilkundiger Beleuchtung. Von Fr. Ed. Justus. Gebunden 1 Mk. 50 Pf.

Den dem heutigen Heft der „Sphinx“ beiliegenden Prospekt der Firma **Bacmeister's Verlag in Leipzig** empfehlen wir unsern geehrten Lesern zur gefl. Beachtung.

Im Interesse weiterer Benutzung des Anzeigenteiles wird gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen auf die Sphinx Bezug zu nehmen.

November 1894 XIX, 105.

SPHINX

Herausgeber: Dr. Hübbe-Schleiden.

Organ der Theosophischen Vereinigung

und

der Deutschen Theosophischen Gesellschaft.



Inhalts-Uebersicht:

Braunschweig.

C. A. Schwetschke und Sohn.

1894.

Digitized by Google

Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die in dieser Zeitschrift ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm gezeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Beiträge haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Unbefugter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird auf Grund der Gesetze und internationalen Verträge zum Schutze des geistigen Eigentums untersagt.

Der **Abonnementspreis** beträgt halbjährlich (ein Band):		einzelne Hefte:
für Deutschland und Österreich	M. 9,—	M. 2,— (portofrei)
„ Frankreich	frs. 11,25	frs. 2,80.
„ England, Indien und Kolonien	9 sh.	2 sh. 3 d.
„ Amerika	$ 2,25 cts.	$ —,55 cts.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie die Verlagshandlung von **C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig** entgegen.

Mitglieder der „Theosophischen Vereinigung“ erhalten die „Sphinx“ gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von **M. 3,75** an die Verlagshandlung portofrei zugesandt.

Probehefte: 1 Mark. — Prospekthefte: gratis.

Wir bitten unsere Leser und Freunde, ihre Wünsche um Ueberweisung von Exemplaren der „Sphinx“ an Gesinnungsgenossen direkt der Verlagsbuchhandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig zugehen zu lassen, da wir selbst teils aus Mangel an Zeit, teils aus Mangel an verfügbaren Exemplaren nicht immer in der Lage sind, sie zu erfüllen. Die Redaktion der Sphinx.

Anzeigen, welche für das nächste Heft bestimmt sind, müssen bis zum **20. November** in Händen der Verlagsbuchhandlung sein.

Verlag von **Hermann Costenoble in Jena.**

Die Elemente des Hypnotismus.

Herbeiführung der Hypnose, ihre Erscheinungen, ihre Gefahren und ihr Nutzen.

Von

R. Harry Vincent.

Mit zwanzig Illustrationen.

Aus dem Englischen von **Dr. med. R. Teuscher.**

Autorisierte deutsche Ausgabe.

Ein starker Band. Beste Ausstattung. 5 Mk., gebunden 6 Mk.

Die vorliegende, wissenschaftlich gründliche und zugleich allgemein verständliche Darstellung der Lehre vom Hypnotismus wird jedem Gebildeten willkommen sein, denn sie wird zur Zerstreuung der Vorurteile beitragen, welche noch immer im Publikum über diesen Gegenstand herrschen. Dem Arzte wird der Hypnotismus künftig ebensowenig unbekannt sein dürfen, als jedes andere Arzneimittel, da er in Fällen noch Hülfe zu leisten vermag, welche jeder anderen Behandlung unzugänglich sind.

Aufruf!

Aus A. J. Davis Bücherschatz soll demnächst erscheinen in deutscher Uebersetzung:

„Der harmonische Mensch“ oder „Gedanken für das Zeitalter“.

Preis: 2 Mark, gebunden 3 Mark

ein längst von den Anhängern Davis erwartetes Buch. Die Kosten sollen auf dem Wege durch Zuwendungen gedeckt werden; bitte daher um recht rege Unterstützung und Bestellungen. Der Ueberschuß wird für den „Sternenschlüssel“ „Seher und Denker“ benutzt.

Gleichzeitig empfehle meine Buchhandlung zur Besorgung aller Bücher. Neu erschien soeben:

Davis, Der Lehrer, Volksausgabe. Preis: 2,50 Mk.

Schlenter, Hypnotismus und Hellsehen. Preis: 30 Pf.

Guttzeit, Reinmenschliche Kindererziehung. 100 Seiten. Preis: 50 Pf., 10 Stück 4 Mk.

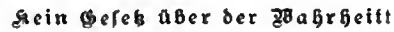
Versendungen in alle Weltteile. **Wilhelm Besser,** Leipzig, Markt 2.



Dr. Franz Hartmann.

SPHINX

LIBRARY



Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XIX, 105. November 1894.

Die Periode in der Weltgeschichte.

Von

Karl Aug. Hager.

> Das große Zugleich im Weitenraum
> Die Harmonie in den Sphären!
> Im Stand der Gestirne, bei Karten, im Traum
> Sind alles dieses denn Mähren?!
> Mit großem Schwall wird das Erste gesagt,
> Wahrsagerei doch verpönt;
> Wenn in zweihundert Jahren es wieder tagt,
> Seid ihr, heut die Klugen, verhöhnt.

„So lange die Erde stehet, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht." Wie sofort einleuchtet, wird in diesen schönen Worten der Bibel die Periodizität hervorgehoben, eine Eigentümlichkeit, die bei allen uns umgebenden Dingen so klar in die Erscheinung tritt, daß man sich wundern muß, die Geschichte der Menschheit auch nach jener Richtung hin nicht näher ergründet zu finden. Die Erklärung liegt aber im heutigen Zeitabschnitte selbst; für das Verständnis des Geistigen ist die Zeit geschwunden und noch nicht wiedergekehrt. Ich spreche hier natürlich von der allgemeinen Richtung, denn in der „Sphinx" war schon häufiger auf die Thatsache aufmerksam gemacht, daß in der Geschichte der Menschheit eine 600jährige Periode auftritt. Es war aber an einer Stelle gesagt, daß um 900 und 1500 n. Chr. die Wellenthäler liegen; diese Behauptung speziell für die letzte Zahl war nach meiner Auffassung einfach falsch. Jetzt, nachdem ich auch die völlige Periodizität der chemischen Elementgewichte und Eigenschaften durch das magische Quadrat dargelegt[1]), ergiebt sich das auffallende Auftreten von 9 kleinen und 3 großen Perioden auf derselben Basis von 73 Elementen. Dies brachte mich auf den Gedanken, daß Ähnliches auch in der Weltgeschichte gelten könne, und der offenbare Fehler, welcher beim Festhalten an einer reinen 600jährigen Periode sofort vor Augen trat, damit erklärt werden könne. Zu diesem Zweck verfertigte ich beigefügte Tabelle. Sie ergab so großartige Resultate, daß ich nicht umhin konnte, sie einem großen Kreise vorzuführen. Zugleich möchte ich aber hervor-

[1]) „Sphinx", August 1894.

heben, daß ein etwas näheres Hineindenken unbedingt erforderlich ist. Manche Dinge stehen erwähnt, welche nur dazu dienen sollen, die betreffende Zeit etwas näher zu charakterisieren und den gewöhnlich trockenen Ton einer Tabelle etwas zu beleben.

Man kann nicht sagen, an einem bestimmten Datum habe eine Kulturepoche begonnen oder ihren Kulminationspunkt erreicht; aber gewisse Dinge, wie Dynastiewechsel und Krieg, geben bestimmte Punkte schon an, besonders erkennbar sind derartige Stellen, wenn viele große Ideen gleichzeitig von der großen Mehrzahl gewürdigt werden — wenn die Menschheit lebt. So liegen denn thatsächlich die Kulminationspunkte für die Kultur in den Jahren

2600 v. Chr., 500 v. Chr., 1600 n. Chr.

Um die Jahre 1550 v. Chr. und 550 n. Chr. lägen demnach die Thäler. Man vergleiche die Tabelle. Es tritt eine Periode von 2100 Jahren vor Augen bei allen bedeutsamen Ideen und Dingen, macht sich jedoch bei Kriegen weniger bemerkbar. Dabei ist bemerkenswert, daß die wissenschaftlich bedeutenden Männer vorzugsweise nach dem höchsten Glanze der Kunst auftreten. Wir wollen einzelne Punkte der Welle verfolgen:

1. 1250 v. Chr.: Kultus des goldenen Jahwebildes zu Ophra begonnen.
   879 n. Chr.: Bilderdienst und Vergöttlichung der Maria angesetzt.
2. 900 v. Chr.: Salomo, Tempelbau, jüdische Heldengeschichten, Homer.
   1200 n. Chr.: Glanz der Päpste, Dombauten, Ritter und Volksdichtungen.
3. 600 v. Chr.: Stesichorus, Musik und Tanz, Arion, Spiele.
   1500 n. Chr.: Meistersinger Hans Sachs, Turniere.
4. 300 v. Chr.: Zug der Gallier.
   1800 n. Chr.: Zug unter Napoleon I.

Die Gallier haben mit den Griechen sehr vieles gemein, es hat immer ein wesentlicher Unterschied zwischen Römern und Galliern bestanden. Wenn 1600 n. Chr. ein Aufschwung zur Geltung kommen sollte, mußte er natürlich bei gleichgearteten Völkern den Gipfelpunkt erreichen, d. h. in den entsprechenden Dingen. Hingegen haben die Germanen und Engländer sehr viel von den Römern übernommen, so daß, wie es speziell bei England sehr wesentlich bei der Kolonisation und Welteroberung zum Ausdruck gekommen ist, diese Völkergruppe nun die Leitung der Weltgeschichte übernimmt, während Ägypter, Griechen, Araber, Spanier und Gallier die Flutwelle hinter sich haben. Ein direktes Erbe von den Römern haben wir mit dem römischen Gesetz angetreten, und da kommt auch zum Vorschein, daß 430 v. Chr. Solons Gesetze bei den Römern als Grundlage genommen wurden, 1613 n. Chr. ein Gesetzentwurf nach römischem Gesetz ausgearbeitet wurde, der für den deutschen Zivilprozeß sehr maßgebend werden soll.

Figuren wie der Materialist Demokritos bezw. Plato (460—360 v. Chr.) und Hobbes (1588—1679), welche für bestimmte Gedankenrichtungen bedeutsam werden, treten im selben Abstande auf. Auch die religiöse Bewegung zeigt, daß bei 1500 kein Thal liegt; denn 600 v. Chr. Jeremias, die Auffindung des fünften Buches Moses, die Einführung des alten Kultus, hat als Gegenstück das Jahr 1500 mit Luther, der Reformation u. s. w.; ebenso lebte in Indien 600 v. Chr. Buddha und nach 2100 Jahren der Reformator Tson-kha-pa.

Das klassische Altertum beginnt ca. 650 v. Chr.; der erste Humanist, Desiderius Erasmus, der erste, der die altgriechische Sprache bekannt macht und die griechische Erziehung zum Vorbild setzen will, lebt 1467—1536; daran schließt sich das Aufleben griechischer Ideen und Epochen. Pythagoras erfährt 540 v. Chr. von ägyptischen Priestern, die Erde sei eine Kugel, habe eine Achsendrehung und umkreise die Sonne; Kopernikus stellt 1543 dieselbe Behauptung in seinem Werke „De Revolutionibus orbium coelestium“ auf und giebt den Grundgedanken unserer modernen Astronomie wieder an. Ferner stellt Menaichmos um 450 die Sätze von Hyperbel, Parabel und Ellipse auf, und Kepler veröffentlicht 1610, die Erdbahn sei eine Ellipse u. s. w., während sein Zeitgenosse Descartes (Cartesius, 1596—1650) die analytische Geometrie begründet, in welcher bekanntlich jene Kurven eine hervorragende Rolle spielen. Aristoteles (384 bis 322) + 2108 Jahre; Kant (1724—1804); Berosus, Manethos 300 v. Chr. — Lepsius 1810—1884. Eratosthenes (276—196), Vorsteher der alexandrinischen Bibliothek, bestimmte zuerst den Erddurchmesser mit Hülfe der Gradmessung; ebenso Bessel 1837, um die Abplattung der Erde nach jener Methode zu messen. Überhaupt kann man im großen und ganzen sagen:

300 v. Chr. wird die alexandrinische Schule gegründet,
1800 n. Chr. die moderne Wissenschaft.

Wie weit diese Merkwürdigkeit dieser Periode geht, erhellt aus folgenden Punkten: 218 Hannibals Zug über die Alpen, der erste bedeutungsvolle Schienenweg von Norden nach Italien 1882 (Eröffnung der St. Gotthardbahn). Noch einen Fall möchte ich hier hervorheben. Archimedes begegnete 212 v. Chr. bekanntlich bei der Belagerung von Syrakus den Angriffen der Römer mit Brennspiegeln, also angenäherten Parabolspiegeln. Diese finden wir dort bei der Marine zum ersten- wie auch zum letztenmal verwendet. Nun taucht die Elektrotechnik nach 2100 Jahren auf und verlangt solche Brennspiegel zu Scheinwerfern; dem Mathematiker Prof. Munk gelang es 1887, die erste mathematisch genau arbeitende Brennspiegel-Schleifmaschine herzustellen (212 + 1887 = 2099 Jahre). Dieses Letzte zeigt uns aber auch wieder, wie schwer es ist, den nächsten Punkt von einem bestimmten ausgehend vorher erkennen zu wollen. Als Nostradamus 1558 in seinen Centuries für 1792 eine Erneuerung des Jahrhunderts ansagte, hat man in seinem Zeitalter dieses nicht verstanden, er selbst hat dieses wohl auch nicht ganz zu erfassen vermocht. Vorliegende Tabelle läßt schließen, daß dann und dann etwas kommen wird, was aber

Digitized by Google

eintritt läßt sich bei diesem großen Zwischenraum von 2100 Jahren sicher nicht sagen; bei den kleinen Abschnitten, welche wir nun betrachten wollen, schon etwas eher. Zunächst betrachte man z. B. Ägypten:

1500 v. Chr.: Vertreibung der Hyxos — Blüte.
1200 v. Chr.: Rapide Abnahme des Glanzes.
900 v. Chr.: Lybier — Blüte.
600 v. Chr.: Schnelles Ende — die Perser.
300 v. Chr.: Ptolemäer — letzte Blüte.
30 v. Chr.: Niedergang — die Römer.
300 n. Chr.: Römer — Blüte von Alexandrien.
600 n. Chr.: Zerstört — Islam.

Damit ergiebt sich für Ägypten sehr deutlich eine Periode von 600 Jahren mit Thälern kurz hinter 1200, 600 u. s. w.

Es ist eine Eigentümlichkeit, daß nach einer bedeutenden Blüte plötzlich der Umschwung eintritt, wie z. B. die sehr naheliegende Zeit kurz vor und mit Ludwig XIV. und dann der rapide Sturz veranschaulicht. In Rom gewahrte man die großartigsten Bauten in der Arbeit und dann eine plötzliche Wendung. Ferner kommt eine bemerkenswerte Thatsache hier noch mit in betracht, daß bei allen sinkenden Nationen die männlichen Gestalten nachlassen, während die weiblichen Schönheiten zunehmen, und daß sich schließlich Eitelkeit und Tracht entsprechend gestalten. Ferner ist es sehr interessant, daß der Zug der Kultur stetig von Osten nach Westen ging, in Mittel- resp. Ost-Asien begann, Afrika, Europa, dann Amerika und Australien ergriff; jetzt sind die Augen nach Japan gelenkt.

Was die Menschheit aber am meisten bewegt, sind die religiösen Fragen. Hier zeigt sich denn auch die Periode am schärfsten. Zunächst treten religiöse Fragen alle 300 Jahre besonders auf, 30, 300, 600 zc. n. Chr., speziell aber die Jahre 1200, 600, 30, 600, 1200, 1800 machen sich besonders bemerkbar. Es macht den Eindruck, als ob die weltlichen und religiösen Fragen um 180 Grad in der Phase verschoben sind. In Ländern, wo sich eine Blüte in der Kultur zeigt, tritt das religiöse Element wohl hervor, bleibt aber verhältnismäßig hinter dem weltlichen zurück, und ebenso umgekehrt: z. B. Ägypten 1200 v. Chr. Tempelbauten sind nicht der Ausfluß größerer Religiosität, sondern sind die Folgen eines gepflegten Intellekts. Jeder muß erstaunen, daß Frankreich nach den schrecklichen Auftritten in dem ersten Teile unseres Jahrhunderts wieder Herrscher über sich hat, jedem fällt die Stille der 20er bis 50er Jahre auf — die beruhigende, religiöse Welle trat zum Vorschein, welche wieder in der Abnahme begriffen ist. An der Hand der Tabelle läßt sich vermuten, daß die wissenschaftlichen Umwälzungen in den nächsten Jahrhunderten nicht zunehmen wie in den Jahren 1500—1650, vielmehr daß wir seit 1650 im Abstiege begriffen sind. Die kommenden Jahre entsprechen, was die wissenschaftlichen Fortschritte anlangt, voraussichtlich der Zeit von 200—30 v. Chr. (siehe Alexandrinische Schule), in religiösen

und damit zusammenhängenden Dingen mehr den Jahren 1600—1800, denn 1300—1500 giebt ebenfalls schlechte Aussicht, in weltlichen (auch mystischen) Dingen mehr den Jahren 1300—1500, sind gemäß der 600jährigen Periode auch analog 700-900, **100—300** nach Chr.

Leider stehen wir nicht hoch genug, um das große Getriebe wirklich einigermaßen übersehen zu können, und allgemein weiter zu reden wird deshalb keinen Zweck haben; wer aber die Tabelle eingehender studiert, wird zu dem Schlusse kommen, um den es sich in diesem Aufsatze gerade handelt, daß der einzelne Mensch selbst bei den kleinen Perioden gar keine Rolle spielt; denn eine Wiederkehr und Verfechtung derselben Idee in solch kleinem Zwischenraum und dann sogar in ganzen, voneinander unabhängigen Gruppen ist direkt ausgeschlossen. Die Entdeckung Amerikas und der Sklavenhandel nach dort, dann 300 Jahre später die Selbständigkeit der dortigen Staaten und der Sklaven, wie die Aufhebung der Leibeigenschaft u. s. w. sind Dinge und Gedanken, welche die ganze Erde gleichzeitig erfassen, angeregt durch bestimmte Entdecker oder periodisch fällige Denker. Die Alten glaubten an einen **Einfluß** der Gestirne auf das Schicksal von einzelnen Menschen und Völkern; daran stößt sich die „gebildete" Menschheit, ist blind für den großartigen Kern, „daß die Natur überall gegenwärtig ist", wie sich Novalis ausdrückt, daß die Welt mit allem, Lebendigem und Totem, der Periodizität unterliegt (darum eine Astrologie u. s. w. überhaupt möglich ist), daß alle Ereignisse im Makro- wie im Mikrokosmos, und beide große Gebiete wieder in Abhängigkeit zueinander, wie die Zähne eines Rades in die eines getriebenen anderen greifen. Deshalb sagt Tacitus mit Recht: „Unzweifelhaft ist alles, was uns begegnet, vom ersten Augenblick unserer Geburt an bestimmt, aber die Unwissenheit der Wahrsager läßt sie oft in ihren Prophezeiungen irren und dadurch gerät eine Kunst in Mißkredit, deren Realität klar durch die Erfahrung unseres und der vergangenen Jahrhunderte erprobt ist." Die Welt ist ein einziger Organismus, nicht abhängig von einzelnem Willen, sondern letzterer ist Funktion des Ganzen. Gar mancher sieht rings um sich Gesetze und alle Krafterscheinungen ineinander überführbar, glaubt aber über der Sache zu stehen, glaubt seine Persönlichkeit ganz außerhalb des Reigens, seinen Willen, sein Geschick glaubt er nicht in die Weltuhr eingesetzt. Mag er sich denn an der Hand der Geschichte überführen, daß Gedanken und Thaten der Menschheit periodisch sind. So erklärt sich der Erdgeist in Goethes „Faust":

„In Lebensfluten, im Thatensturm
Wall ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

3000 v. Chr. **Aegypten:** Das alte Reich von Memphis. Beginn der Königsreihen mit Menes. (Nach Lepsius' Chronologie 3892.) Erschaffung der Erde nach der Bibel 3761.

2700 v. Chr. Aufschwung und Blüte. Astronomie: Obelisk mit eingemeißelter Konstellation vom Jahre 2781 v. Chr.

2550 v. Chr. **Aegypten:** Höchste Blüte unter Cheops; darauf Niedergang der Kultur.
Babylonien: Turmbau zu Babel 2582; derselbe war 192 Meter hoch; Kallithenes findet 328 v. Chr. in den Trümmern desselben 2239 Jahre alte Aufzeichnungen vom 15. Jahre nach der Erbauung.

2400 v. Chr. **Indien:** Brahma.
China: Kaiser Yao 2360. Tungfutse sammelt ca. 600 v. Chr. die Urkunden von diesem Jahre ab.

2100 v. Chr. **Aegypten:** Mittleres Reich, 11—13. Dynastie, 2100—1800. Nekropolis Theben. Aufstieg der Kultur.
China: Kaiser Tschon Kang 2159. 2111 gemäß der Bibel die Sintflut; darauf erbauen Menschen einen Turm zu Babel, um sich berühmt zu machen.

1800 v. Chr. **Aegypten:** Einbruch der Hyxos (Hirtenvölker). Niedergang in der Kultur.
Babylonien: Semiten dringen von Babylonien aus in Assyrien ein.
Chinas älteste Lieder wurden 1200 Jahre später von Tungfutse gesammelt.

1500 v. Chr. **Aegypten:** Vertreibung der Hyxos unter Amosis 1480 bis 1430. Aufschwung in der Kultur. Thutmos III Eroberungszug bis zum Euphrat.
Assyrien, Babylonien: Herrschaft der Kaschischi über Nord-Babylonien. Assyrien wird selbständig (Ninive).

1350 v. Chr. **Aegypten:** kennt die Jahreslänge 365 1/4 Tag. Ramses II 1388—1322. Tempel zu Karnak und Kurna erbaut, Hohe Blüte; 750 n. Chr. Araber.

1200 v. Chr. **Aegypten:** Bürgerkriege 1250. Ramses III, 20. Dynastie, 1230. Umschwung im Stiel, Niedergang der Kultur. Hierarchie der Ammons-Priester.
Assyrien, Babylonien: Ende der Herrschaft der Kaschischi (Kossäer) in Nord-Babylonien. 1260 beginnt die Chaldäische Dynastie mit Tigulti Ninep. Tiglath Pileser I von Assyrien zieht gegen Babel und die Chatti 1120.
Israel: Völlige Eroberung Kanaans. Kultus des goldenen Jahwe-Bildes zu Ophra beginnt um 1250.
Griechenland: Ende des Trojanischen Krieges 1184. Argonautenzug 1250.

1050 v. Chr. **Aegypten:** Eindringen Lybischer Söldner. Zug der Aramäer am Euphrat. Zug der Juden.

900 v. Chr. **Indien:** Abschluß der Vedas.

Aegypten: Beginn der Herrschaft der Lybier (Sais). Psametisch I, 23. Dynastie, 950. Aufschwung in der Kultur, Periode der Renaissance alt-ägyptischer Kunst; erste Gewölbekonstruktion.

Israel: Salomo 970—933. Befestigung Jerusalems. Tempelbau. Entstehung der jüdischen Heldengeschichten über Richter, David, Saul. Spaltung 933. Juda: Plünderung Jerusalems durch Aegypter Scheschonk 928. Israel: Kultus des goldenen Stiers unter Jerobeam I 912 begonnen.

750 v. Chr. **China:** Tufu und Lithaipe, bedeutende Lyriker.

Griechen: Olympische Spiele zuerst verzeichnet. Eleusinische Mysterien.

Rom: gegründet 753.

600 v. Chr. **Aegypten:** Höchste Macht 681—668, Aufstände, selbstständige 26. Dynastie 663—525. Apries Vecho II 609 bis 594 bei Karkemich am Euphrat durch Nebukadnezar geschlagen. Niedergang der Kultur. Alle auswärtigen Besitzungen verloren. 525 Beginn der persischen Herrschaft.

Assyrisch-Babylonisches Reich: Neues Babylonisches Reich 625. Nabopolassar verbindet sich mit dem medischen König Kyaxares, stürzen das Assyrische Reich. Des ersten Sohn Nebukadnezar König der Chaldäer zu Babel 604—562; großartige Bauten daselbst. Einfall der Scythen in Vorder-Asien.

Persien: Zoroaster, Religionsstifter; Kambyses I Eroberung Ninive's 606, Cyrus gründet das Perserreich 558, Eroberung Mediens 550.

Juda—Israel: Jeremias 628, Auffindung des fünften Buches Moses 623, Josia, alter Kult wieder allgemein, Plünderung des Tempels, Wegführung nach Babel 586.

Indien: Buddha Gótama 623—543. Indisches Alphabet der Nâgari bildet für Sanskrit die Grundlage, daraus 600 die Tibetische Schrift, Sanskrit bildet seit 600 nur die Gelehrtensprache.

China: Laotsi begründet den Taoismus, sein Werk Taoteking 602; Cungfutse, Philosoph, von ihm das Werk Tschon King, enthaltend alt-chinesische Weisheit und Religionslehren.

600 v. Chr. **Griechen:** Solon seit 594 Archon, seine Staatsverfassung. Thales 640 geboren, bringt ca. 600 die Mathematik aus Aegypten nach Griechenland, nach ihm die Erde eine schwimmende Scheibe.

Stesichorus verbessert Musik und Tanz 635. Arion 620. Anaximander: Erde ein schwimmender Cylinder. Anaxamenes 540.

Pythagoras erfährt 540 von ägyptischen Priestern, die Erde sei eine Kugel mit Achsendrehung, dies 2083 Jahre später durch Copernikus 1543 wieder sanktioniert.

450 v. Chr. **Griechen:** 500 Dionysos-Theater in Athen für ca. 30000 Personen. Höchste Blüte der Musik und Tänze. Dichtkunst. Plastik und Malerei. Flor der Wissenschaft. Mathematiker. Plato † 348. Hypokrates. Sokrates geboren 470. Aristophanes geboren 469. Arzt Hippokrates 460—464. Materialist Demokritos 460—360. Perserzug des Xerxes geschlagen 480.

Rom: Solons Gesetze nach dort geholt 450. Decemvirn.

300 v. Chr. **Indien:** Buddhismus wird Staatsreligion.

China: Die große Mauer im Norden 246 begonnen.

Aegypten: Beginn der griechischen Herrschaft der Ptolemäer; letzte Blüte in Wohlstand und Kunst; viele Tempel usw. aber ohne klassisch-ägyptischen Geist. Blüte der Alexandrinischen Schule 280, Priester Menethos von Sebennytos schreibt 3 Bände ägyptischer Geschichte nach 31 Dynastien geordnet.

Babylonien, Syrien: Beginn der Sebukiden-Herrschaft 312.

Persien: Reich zerstört 333. Darius Codomanus 336 bis 331. Zug gegen Griechenland.

Palästina: Jerusalem von Ptolemäus Lagi 312 genommen. Blüte unter den Ptolemäern.

Makedonien: Reich Alexander d. Gr. 336—323, dessen Kriegszug 334—323. Einfall der Gallier 280.

Griechen: Eudoxus 380, Aristoteles 384—322, Aristarch aus Samos (Erddrehung), Maler Apelles † 308, 200 Niedergang der Kultur, Krieg.

Römer: 218 Zug Hannibals über die Alpen. Erster Zug von Norden nach Italien. + 2100 = 1882 Eröffnung der St. Gotthardbahn. Rom 3 Samniter-Kriege 343—282.

150 v. Chr. **China:** Historiker Ssematsian 122. Geschichte reicht bis 2637 v. Chr.

501 v. Chr. **Griechen**: Astronom Eratosthenes 276—194 (Erddurchmesser). Bessel 1837 (Erddurchmesser und Abplattung). Hipparchos 160—127. Einnahme von Corinth 146, Konkurrentin Athens.

Römer: Mathematiker und Physiker Archimedes † 212 im von Römern belagerten Syrakus schadete jenen durch Brennspiegel; 1887 Parabolspiegel für Scheinwerfer mathematisch genau durch Professor Munckers Maschine geschliffen bei Schuckert & Co.

Sklavenkriege 138, 103, 73; ihre Lage durch die ersten Christen verbessert. Sulla plündert Athen 87 v. Chr. Römische Geschichtsschreiber: Salust, Livius, Curtius Rufus. Blüte der römischen Wissenschaft.

0 **Aegypten**: Römische Herrschaft 30 v. Chr. Völliger Untergang. Alexandrinische Bibliothek 47 v. Chr. durch Julius Cäsar zerstört, durch die pergamische wieder ersetzt. Cäsar führt 46 v. Chr. durch den Alexandriner Sosigenes im „Julianischen" Kalender das Jahr zu 365¼ Tag ein.

Palästina: Begründung des Christentums ca. 30 n. Chr. Zeitrechnung. 63 v. Chr. römische Provinz. Empörung 70 n. Chr., durch die Römer in alle Welt zerstreut.

China: Buddhismus wird 85 n. Ch. durch Kaiser Ming-ti eingeführt.

Indien: Sternkunde und Kult unter König Salivaganam in Blüte.

Römer: Beginn des Kaiserreichs (Weltreich). Revolution. Cäsar † 44 v. Chr. III. Kaiser Caligula 37—41 n. Chr. Glanzperiode unter Augustus, Vespasian. (Kolosseum begonnen.) Titus 80, sein Triumphbogen 81 wegen des Sieges über Judäa. Appius Claudius imp. † 54. Judenverfolgung. 64 Christenverfolgung.

Germanen: Abwehr der Römer. Varus geschlagen 9 n. Chr.

150 n. Chr. **Römer**: 100 Römische Gesetze. Militarismus. Staatsverkehrsmittel. Geschichtsschreiber: Tacitus † 117. Suetonius 150. Kaiser Hadrian 138, III. punischer Krieg, Karthago zerstört, Mark Aurel 180.

Griechen: Geschichtsschreiber: Athenäus aus Naucratis 170—230 schreibt 15 Bände griechischer Geschichte; Ptolemäus 125—160 stellt 150 im ältesten astronomischen Werk, seinem Almagest, das bekannte System auf.

300 n. Chr. **China**: Mengtse's religiöse Schriften. Zerfällt 225 in mehrere Reiche.

Digitized by Google

300 n. Chr. **Persien, Armenien**: Christenverfolgung.

Aegypten: Verschwinden der Hieroglyphenschrift, letzter derartig geschriebener Kaisername: Decius 270. 395 zum ost-römischen Reich gehörig.

Blüte der Schule zu Alexandrien bis 300 (Clemens v. A.) unter den Christen, Aufruhr in A., 391 Verbrennung der Bibliothek durch die Christen.

Römer: Das Reich zerfällt 270 in mehrere Teile. Rückgang der Architektur. Einbruch der Allemannen am Main 278. Völkerwanderung 375.

Christentum Staatsreligion im Römischen Reiche 337; Constantin d. Gr. 324; Kirchenversammlung zu Nikäa 335; Athanasius d. Gr. Componisten: Athanasius † 373, Basilius † 379.

Juden: Verfassung des Talmud zu Jerusalem 370—380.

Griechen: Diophantos begründet die Algebra um 350; Pilos, Aristoteles 384—322; Theon von Athen verfaßt ca. 350 den Kommentar zum Almagest des Ptolemäus. Ende der Olympischen Spiele 384.

450 n. Chr. **Rom**: Zerstört 410. 455 Vandalenreich. Zug der Vandalen. Vor 2100 Jahren in Aegypten derselbe Zustand. Von 445 ab römischer Bischof stets Papst; Untergang des west-römischen Reiches.

600 n. Chr. **China**: Tartaren brechen im Norden ein 586.

Indien: Blüte des Dramas.

Japan: Buddhismus eingeführt.

Aegypten: Der Islam gewinnt die Oberhand; Alexandrien durch Amru unter Kalif Omar 642 zerstört. Herrschaft von Stadthaltern in Aegypten bis 936.

Babylonien: genannt Neu Persisches Reich geht unter. Kalifen 636—1258. Islam eingeführt.

Araber: Begründung des Mohammedanismus. Mohammed † 632. Religionskriege. Koran giebt die herrschende Schrift und Umgangssprache. Begründung der Trigonometrie.

Rom: Papst Gregor I † 604 (schrieb in der Musik das allgemein gültige Antiphonarium); Byzantinischer Baustil, Anfang 552 zu Constantinopel unter Justinian, ost-römischer Kaiser 527—565; Sammlung römischer Gesetze.

750 n. Chr. **Indien**: Araber erobern Sindh.

Araber: Zug durch Spanien nach Frankreich, Schlacht zwischen Tours und Poitiers 732. Theoretiker in der



750 n. Chr. Musik: Chalil 750. Blüte der Poesie und Wissenschaft unter Almansor 754—775 und Harun al Raschid 786 bis 809 zu Bagdad.

Rom: Byzanz: Beginn des Bilderstreites 717—780. Christliche Missionszüge, Bonifazius erschlagen 755. Sachsenkriege 772. Gründung des Kirchenstaates 756. Karl d. Gr. gekrönt 800.

900 n. Chr. **Araber**: Bedeutende Historiker, Musikgelehrter Alfarabi. Blüte der Wissenschaft im arabischen Spanien. Alfons X von Castilien 950 Astronom und Astrolog.

Aegypten: Herrschaft der Fatimiden 936—1250.

China: Dynastie Long beginnt 990.

Rußland: begründet 862.

Rom: Erster Bruch zwischen Rom und Constantinopel; Erhebung des Kaisertums über das Papsttum. Man entscheidet sich hauptsächlich für die Bilder und deren Verehrung 879 (siehe 1250 v. Chr.). Vergöttlichung der Jungfrau Maria ca. 930. Mönch Hucbald führt Linien in die Notenschrift ein 900.

Deutschland: Heiliges römisches Reich deutscher Nation gegründet 962 unter Otto d. G. 936—973.

Juden: Entstehung der Kabbala 950 zu Jerusalem.

1050 n. Chr. **Indien**: Araber unter Mahmûd Gasnawi erobern Nord-Indien. 1030: Islâm.

Europa: Heinrich III 1039, Heinrich IV 1056, Gregor VII, Heinrich IV in Kanossa 1077 = 445 + 600, Schlacht bei Hastings 1066, Trennung in griech. und röm.-katholische Kirche 1054.

1200 n. Chr. **China**: Dynastie Long gestürzt. Mongolenherrschaft beginnt. Religiöse Schriften von Tschuhi. Encyklopädie von Mantnanlin 1245—1322. 348 Bände. Europäer Marco Polo entdeckt 1271—1295 China.

Aegypten: Herrschaft der Mameluken beginnt 1250—1517.

Indien: Thal des Brahmaputra durch Stamm Ahom zuerst erobert 1228.

Vorder-Asien: Ende der Araber daselbst. Sturz des Kalifats zu Bagdad 1258. Blüte der arabischen Wissenschaft in Spanien 1200. Musikgelehrter Mahmud Chirosia. .

Begründung des türkischen Reiches 1225. Aufbruch der Horde von Chorasan nach Armenien.

Europa: Sklavenhandel hört auf. Allgemeine Unruhe, Judenverfolgung, Religionskriege, 4 Kreuzzüge

1200 n. Chr. 1189—1248, Kirchen- und Städte-Regiment: priv. Baumeister, Blüte des romanischen Gewölbebaues (siehe 900 v. Chr. Aegypten) mit Anschluß der Periode des gothischen Stils, Kölner Dom 1248 begonnen (+ 600 wieder begonnen).

Blüte der Ritter und Volksdichtung (Parsival, Tristan und Isold; Walther von der Vogelweid) vor 2100 Jahren. 900 v. Chr. Homer.

Weltliche Machtstellung des Papstes Innocenz III 1198—1216. In der Musik werden Taktzeichen eingeführt.

Rechtsbücher unter Rudolf von Habsburg 1273—91 gesammelt. 1202 arabische Ziffern zuerst in Europa bekannt, gemacht durch Leonhard von Pisa. Berühmte Alchemisten: Raimundes Lullus, Albertus Magnus, Roger Baco.

1350 n. Chr. **Europa**: Päpste in Avignon „Babyl. Gef." 1309—1377. Kirchenspaltung 1378. Krieg zwischen Bayern und Oestreichern 1322, Engländer und Franzosen 1346. Universität Prag gegründet 1348.

Die Pest 1347; Goldene Bulle (Regelung der Kaiserwahl) 1357; Pulverwaffen 1377. Beginn der Turniere (olymp. Spiele 775); Kremel erbaut 1328—1341.

1500 n. Chr. **Indien**: Nanak, Reformator, geb. 1469, verschmelzt die indischen Lehren im heiligen Buch der Sikh im Pendschâb: „Granth". 1800 Sikhreich entstanden, 1845 von England genommen.

China: Eindringen von Portugiesen, Jesuiten, Spaniern ca. 1570.

Tibet: Tjong-kha-pa, Reformator des heutigen Tibetanischen Buddhismus.

Aegypten: Herrschaft der Osmanen (Türken) beginnt 1517. Blüte des Türkischen Reiches 1522—1600.

Rußland: Mongolen-Herrschaft durch die Romanow verdrängt.

Juden: Schulchan Aruch, d. i. eine Bearbeitung des Talmud 1580 = 380 + 1200 (Uebersetzt von Pavly + 300 = 1888).

Araber: verlieren gegen die Türken, Vertreibung der Mauern aus Spanien 1492. Ende der Araber in Europa. Araber-Zug nach dem Osten 1478. Untergang der Hindûkultur auf Java durch den Islam.

Amerika: 1492 entdeckt. Handel mit schwarzen Sklaven nach dort speziell 1500—1550. Goldzüge des Cortez nach Mexiko 1520, dabei Kalifornien entdeckt 1536. Brasilien von Portugiesen entdeckt 1500.

1500 n. Chr. **Australien**: entdeckt bei der ersten Weltumseglung (Ferd. Magelhaens 1519—1522). Seeweg nach Ost-Indien 1498.

Europa: Luther 1483—1546. Reformation 1517. Neu Hochdeutsch durch die Bibelübersetzung, ebenso englische Schriftsprache 1535 (2100 Jahre vorher = 600 v. Chr. Tibetanische Schrift). Mystiker Agrippa von Nettesheim 1486—1535.

Rom: Julius II 1503—1513. Kirchenstaat. Bildersturm 1522. Ignatius v. Loyola, geb. 1491, gründet den Jesuiten-Orden 1540. Gregorianischer Kalender (Gregor VIII 1582 im Gegensatz zum Julianischen aufgestellt).

Unter General-Inquisitoren: Correquamada, Deza, Cisneros, Florenzo, 1481—1521 wurden 1900 Personen lebendig verbrannt.

Ende der Gothik. Hoch-Renaissance 1500—1580, Peterskirche in Rom 1506; Rafael 1483—1520, Michelangelo Buonaroti 1475—1564, Andrea Palladio 1518—1580, Giacono Brozzi 1507—1573. Otto Heinrichsbau, Heidelberg 1556—1563. Blüte der Turniere 1550 (Blüte der Spiele und Dionysos-Theater 500 v. Chr.). Aufnahme des römischen Gesetzes in Deutschland 1495 durch Maximilian I (Reichskammergericht) 594 v. Chr. Solon. Blüte der Malerei: Hans Holbein 1497—1548. Albrecht Dürer 1471—1528. Coreggio 1494—1534. Musik: Meister Singer, Hans Sachs 1494—1576 (siehe 650 v. Chr. Arion, Stesichorus). Blütezeit des Contrapunktes (Wagner + 300). Entstehung des Chorals. Reaktion gegen den Contrapunkt ca. 1600. Blüte der Astrologie: (siehe 900 n. Chr. Araber und Alfons X) am Hof der Katharina von Medici. Nostradamus 1503—1566, ca. 1540 schrieb er die Centurien, Astrologe Leo X 1460 gewählt, Campanella 1600, Faust, Parazelsus: 1493 erste botanische Aufzeichnung; Begründer der modernen chemischen Medizin. Buchdruckerkunst 1440 erfunden. Einführung der arabischen Ziffern durch Adam Ries 1492—1559. Erfindung der Logarithmen durch Justus Byrge 1552 bis 1632, dekadiert Henry Brigg 1624. Dezimalbrüche. Mathematiker Peurbach 1423, sein Schüler Johannes Müller (Regiomontanus). Otto Brunfels gab 1530 das erste botanische Werk heraus. Erster Geologe: Johannes Agricola 1550. Kopernikus, Reformator der Astronomie, sein posthumes Werk: De revolutionibus arbium coelestium 1543 (siehe 540 v. Chr. Pythagoras). Aufleuchten eines hell-glänzenden Sterns in der Cassiopeja 1572 von Tycho de Brahe beobachtet, Kepler geb. 27. Dezember 1571.

Digitized by Google

1650 n. Chr. **China**: Die heutige Dynastie Mandschu beginnt 1644. Sammlung alter und neuerer Litteratur wird abgeschlossen.

Babylonien: heutiges Persisches Reich von 1638 ab die Türken.

W.-Europa: Flor der Wissenschaft. Gallilei 1601. Fallgesetz. 1608 Fernrohr. Kepler 1571—1630 Gesetze 1610, Newton 1642—1727 Abplattung der **Erde**, Huygens 1629 bis 1695 Erfinder der Kettenbrüche (Zahnräder für **Tellurien**). Blüte in Plastik usw. 1600—1710 Barock, Rokoko, Zopfstil; Richelieu 1624—1642. Mazarin 1661. Ludwig XIV 1643—1715. Schriftsteller und Mathematiker Pascal 1623—1662, Salomon de **Caus** 1576—1626 Erfinder der Dampfmaschine. 30jährige Krieg 1618—1648. Wallenstein † 1634. Friedrich Wilhelm d. Gr. Kurfürst. Chemische Thatsachensammlung von Johannes Rey 1630, Becher, Stahl van Helmont 1577—1644. P. P. Rubens 1577—1640. Pflege der Tänze und Musik unter L. XIV. Komponist Joh. Seb. Bach 1685—1750. Von 1700 ab schneller Niedergang. Englische Dichter: S h a k e s p e a r e 1564—1616, M i l t o n 1608—1674. 1613 Gesetzentwurf nach römischem Recht, wichtig für den modernen deutschen Zivilprozeß (450 Solons Gesetze nach Rom). Vorläufer der modernen Materialisten: Hobbes 1588—1679 (siehe Demokritos 450 v. Chr.).

1800 n. Chr. **China**: verliert 1840 und 1860 die bedeutendsten Häfen an die Europäer.

Indien: Ausfall nach N O (Kathmandu) nehmen 1783 Ober-Birma, 1814 englische Besitzung, 1857 Aufstand, 1877 Kaiserreich unter England.

Aegypten: 1799 Zug Napoleons nach dort (Alexander der Große 332 v. Chr.), 1805 der Pforte unterthan. 1869 Suez-Kanal fertig. 1881 Auffindung der Mumie von Ramses II. Alexandrien von Engländern beschossen 1882. 1799 Auffindung der Granitplatte mit hieroglyphischer, griechischer und demotischer Inschrift durch einen französischen Artillerieoffizier bei Rosette, bekanntlich der Schlüssel zur Entzifferung der Hieroglyphen (haben alphabetische Grundlage), letztere daraufhin 1822 entziffert durch François Champollion.

Araber: treten das Hüteramt über die heiligen Stätten an die Türken ab.

Juden: erhalten die Gleichberechtigung mit den Europäern, Aufschwung, Talmudübersetzung 1888.

1800 n. Chr. **Griechenland**: 338 v. Chr. makedonische, 146 v. Chr. römische Provinz bis 1460 byzantinische, dann türkische. 1822 selbständig. Aegypter 300 unter griechische Herrschaft gebracht, kommen nach 2100 Jahren 1826 unter türkischer Fahne nach dort, werden 1828 von verbundenen europäischen Mächten zurückgetrieben.

Klassisches Altertum beginnt ca. 650 v. Chr. Der erste Humanist Desiderius Erasmus 1467—1536 tritt 2100 später auf, macht die alt-griechische Sprache zuerst bekannt. 1822 Philhellenenvereine = 2100 nach dem Glanz der alexandrinischen Schule. Durch Lord Elgin 1811 und Schliemann 1870—1880 sind die schönsten Skulpturen weggeholt.

Rom: 1770 Jesuiten aus Portugal, Spanien, Neapel, Parma. Kirchenstaat 1801—1813 und 1870 aufgehoben, 1813 Jesuiten-Orden meist wieder zugelassen. Deutsche Kirchentage. Kulturkampf. 1854 Dogma von der unbefleckten Empfängnis. 1870 von der Unfehlbarkeit des Papstes.

Amerika: 1783 Abfall der englischen Kolonien. Entstehung der Vereinigten Staaten. 1810 Freiheitskampf in den spanischen Besitzungen. 1822 port. Brasilien selbständig. 1813 Sklaven frei. 1856 Bürgerkrieg. 1848 Goldfunde in Kalifornien. Zug der Goldsucher nach dort.

Mexiko von 1200 ab die Atsteken. 1500 Spanier. Religionswechsel. 1811 Aufstand unter Pfarrer Hidalgos. 1825 selbständig. Religionskämpfe 1858.

Europa: 1770 Friedrich d. Gr. Maria Theresia usw. Hungersnot. Mathematiker Euler 1707—1832; Emanuel Kant 1724—1804. Voltair.

Revolution 1792. Aufhebung des Christentums offiziell auf 3 Jahre. 1800—1813 Züge Napoleons. George Cuvier 1769—1833. Sir Humphry Davy 1778—1829, Alexander von Humboldt 1769—1859. James Watt 1736 bis 1819. Gall 1762—1828. Georg Comb 1797—1847. Mesmer 1734—1815. Braid 1795—1860. 1794 Codé Napoleon. Preußisches Landrecht. 1806 Reichskammergericht aufgehoben. 1495 + 311.

Plastik: Neu-klassische Baurichtung. Schinkel 1781—1821. Leo von Klenze.

Malerei: Kaulbach. Lessing. Achenbach. Vernet.

Litteratur: Goethe 1749—1832. Walter Scott 1771—1832, — überhaupt unsere Klassiker.

Digitized by Google

1800 n. Chr. Musik: Mozart 1756—1791. Beethoven 1770—1827. K. M. von Weber 1786—1826. Verdi 1810. Gounod 1818—1893. Wagner 1813—1883 (siehe Contrapunkt v. 300 Jahren).

Wissenschaft:

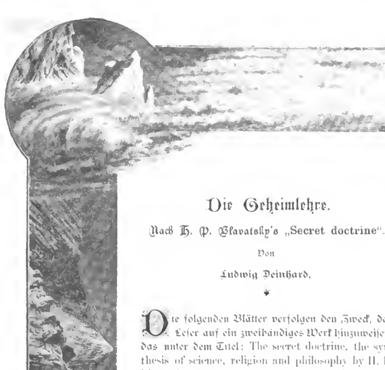
- Begründung der modernen Chemie: Lavoisier 1743—1786. Gesetz 1775. Berthollet 1804. Preestley 1733—1804. Klausius 1841. Dalton.
- Begründung der modernen Elektrizitätslehre: Contakt el Galvani 1789. Volta 1799. Magn. el Induction Faraday 1837.
- Begründung der modernen Physik: Robert Mayer 1814—1878 sein: Mechanik der Wärme 1842. Kirchhof 1824. Bunsen 1811.
- Begründung der modernen Geologie: Gottlob Werner 1750—1817. Leopold von Buch 1774—1853. Alexander von Humboldt 1769—1859.
- Neue Epoche in der Astronomie: Kant 1755. Laplace'sche 1795. Hypothese; Refraktor, Herschel 1778. Fraunhofer 1787 bis 1826. Daguerrotypie 1838. Spektralanalyse 1860.

Dampfschiff 1807. Lokomotive 1829. Schnellpresse 1810. Kabel 1846, transatlantischer 1860. Photographie.

Materialismus: Theorie des Aktualismus. Elie de Beaumont 1798—1874. Charles Lyell 1797—1875. Charles R. Darwin 1809—1882 (1869). Sprengel 1750 bis 1814 (1793). Vorläufer Darwins. Vergleiche Brunfels 1530. Parazelsus 1493.

Religiöse Bewegung (s. Rom). Bilderstreit. Lutheraner, Reformierte 1848. Christliche Sektiererei. Heilsarmee. Spiritualismus, Aufleben des Buddhismus (Theosophie). Religiös-nationale Erhebung Rußlands gegen Napoleon 1813. Krimkrieg 1854. 1846 in Tunis Sklaverei aufgehoben. 1863 in Rußland Aufhebung der Leibeigenschaft. Deutschland: 1848 Revolution, Konstitution, Deutscher Bund, seit 1871 Kaiserreich mit römischem Gesetz, staatlichem Verkehrswesen, Militarismus, Aufschwung in den Staatsbauten, steigender Glanz nach außen; Wachstum der Städte und ihrer Befugnis.





Die Geheimlehre.

Nach H. P. Blavatsky's „Secret doctrine".

Von

Ludwig Deinhard.

Ludwig Deinhard.

Die folgenden Blätter verfolgen den Zweck, den Leser auf ein zweibändiges Werk hinzuweisen, das unter dem Titel: The secret doctrine, the synthesis of science, religion and philosophy by H. P. Blavatsky im Jahre 1888 in London (The theosophical publishing Company, 7 Duke Street, Adelphi W. C.) erschienen und in Deutschland bis jetzt so gut wie unbekannt geblieben ist.

Die Leser der „Sphinx" und der „Lotusblüten" kennen zwar den Namen Blavatsky recht wohl; die ersteren wurden erst vor kurzer Zeit („Sphinx", März 1894) auf die „Erinnerungen" der Gräfin Constance Wachtmeister verwiesen, aus denen sie feste Anhaltspunkte über die Persönlichkeit von H. P. Blavatsky sowohl, als auch über die Entstehungsgeschichte ihres letzten großen Werkes: The secret doctrine, gewinnen können. Den letzteren hat Dr. med. Franz Hartmann, der Herausgeber der „Lotusblüten" im Jahrgang 1893 unter dem Titel: Auszüge aus der Geheimlehre des Ostens, einen Begriff zu verschaffen gesucht von dem Inhalt und der tiefsinnigen Lehre jenes von H. P. Blavatsky wohl niedergeschriebenen — nicht aber verfaßten Werkes. Wer gleichwohl heute noch der Ansicht huldigt, es handele sich in dieser Geheimlehre um eine von der Begründerin der Theosophischen Gesellschaft aus allen möglichen Werken des Ostens und aus ihr in Indien gewordenen mündlichen Unterweisungen zusammengestellten, nur mit Unrecht geheim genannten Lehre, für den sind allerdings die folgenden Ausführungen nicht bestimmt. Ohne vorausgegangene okkultistisch-psychologische Schulung des Denkvermögens bleibt die Entstehungsart der Blavatsky'schen Hauptwerke ein unverstandenes Rätsel; und der Leser, dem diese mangelt, findet auch

Digitized by Google

in dem Inhalt weiter nichts als verworrene, unglaublich kühne, haltlose Dogmen. Kein Verständnis geht ihm auf dafür, daß er daraus die Gedanken der Weisesten, die unsern Planeten jemals bewohnt, erfassen lernen kann, daß er darin alle wichtigsten Wahrheiten findet, die die heutige Menschheit überhaupt zu begreifen vermag.

Man hat neuerdings, da nun die Zeit der bequem-einfachen Ignorierung der theosophischen Bewegung vorüber ist, einen Feldzug gegen dieselbe unter der Parole, daß es gar keinen esoterischen Buddhismus giebt, unternommen und den Vernichtungskampf mit dem schweren Geschütz linguistisch-orientalistischer Gelehrsamkeit eröffnet. In der Vorrede zur Secret Doctrine findet sich bereits eine Stelle, die derartige Angriffe in kurzen Worten zurückweist:

„Es ist vielleicht notwendig“ — heißt es dort, — „ausdrücklich hervorzuheben, daß die in diesen Bänden, wenn auch nur fragmentarisch dargestellte Lehre weder der Religion der Hindus, noch der des Zoroaster, der Chaldäer oder der Aegypter, noch dem Buddhismus, Islam, Judaismus oder dem Christentum ausschließlich angehört. Die Geheimlehre stellt vielmehr das Wesen von allen diesen Religionen dar“.

Der Zweck des ganzen Werkes wird ferner in jener Vorrede folgendermaßen definiert:

1. zu beweisen, daß die Natur nicht ein zufällig entstandenes Zusammenwirken von Atomen repräsentiert;
2. dem Menschen seinen richtigen Platz im Plane des Universums anzuweisen;
3. die uralten Wahrheiten, die die Basis aller Religionen bilden, aus der Entstellung herauszuschälen und, soweit dies überhaupt möglich ist, die Fundamentalwahrheit bloszulegen, aus der alle entsprungen sind;
4. den Beweis zu liefern, daß die okkulte Seite der Natur von der Wissenschaft der modernen Zivilisation noch niemals berührt worden ist.

Die hier folgenden Ausführungen, welche in zwei Kapitel, eine Kosmogenesis (Entstehung der Erde als Stätte der Entwickelung des Menschen) und eine Anthropogenesis (Entwickelung der Rassen) zerfallen, bilden in der Hauptsache die deutsche Bearbeitung einer den gleichen Zweck der Einführung in die Secret Doctrine verfolgenden Broschüre von K. Hillard, F. T. S.: Evolution according to Theosophy (The Path: 144 Madison Avenue New York City 1893) ergänzt durch einige Zusätze, die dem deutschen Leser das Verständnis erleichtern sollen.

Daß trotzdem das richtige Erfassen des eigentlichen Sinnes vieler der hier angeführten und, was sich nicht vermeiden ließ, oft scheinbar ohne logischen Zusammenhang aneinander gereihten Sätze seine großen Schwierigkeiten hat, kann nicht bestritten werden. Dr. med. Franz Hart-

mann's oben erwähnte „Auszüge aus der Geheimlehre des Ostens" werden vielen Lesern vielleicht mehr zusagen, weshalb ausdrücklich hier wiederholt auf die „Lotusblüten", Jahrg. 1893, Bd. VI u. ff. hingewiesen wird.

Noch ein Wort. Naturforschern, speziell Physikern, Astronomen und Geologen, ebenso Philologen, speziell Orientalisten und Sanskritisten, denen etwa diese Blätter in die Hände fallen, dürften vielleicht geneigt sein, wegen dieses oder jenes Verstoßes gegen ihre Spezialwissenschaft, den sie wohl darin entdecken könnten, die ganze Geheimlehre unbedingt zu verurteilen. Allein diese Herren möchte ich im Namen von H. P. Blavatsky, die bekanntlich alles, nur keine gelehrte Frau war, um Nachsicht bitten, und sie daran erinnern, daß beim Beschauen eines großartigen Monumentalbaues nur Nörgler an kleinen fehlerhaften Details eine herbe Kritik üben, und im Unmut über ein vielleicht etwas finster ausgefallenes Treppenhaus sich selbst um den reinen künstlerischen Genuß bringen, den ihnen die ganz unbefangene Betrachtung des Baues in seinen großartigen Verhältnissen sicher gewähren würde.

I.

Die Entstehung der Erde als Stätte der Entwickelung des Menschen.

Das Gesetz der Entwickelung ist nach der Definition der Wissenschaft zunächst ein Gesetz der Kontinuität oder des kausalen Verhältnisses durch die ganze Natur hindurch, d. h. mit andern Worten eines beständig fortschreitenden Wechsels nach gewissen Gesetzen vermöge der in der Natur wirkenden Kräfte.

Ein Gesetz, das für die ganze Natur gültig ist, muß im Kosmos gleicherweise wie im Individuum regieren und sein Wirken im unendlich kleinen darf nur ein verkleinerter Abglanz sein seiner Wirkung im unendlich großen, wie wir z. B. eine ganze Landschaft gespiegelt sehen in einem Thautropfen oder in der Pupille im Auge eines Kindes. Der Materialismus, die herrschende wissenschaftliche Anschauung unserer Tage, weist jede Art von Entwickelung, die keine physische Basis besitzt, zurück, wie er sich überhaupt nur mit solchen Phänomenen abgiebt, die sich materiell beweisen lassen. Allein den ersten Prinzipien, die solchen Phänomenen zu Grunde liegen, gegenübergestellt, befindet sich diese Wissenschaft oft in einer übeln Lage, und ihre Behauptungen über den Ursprung der Dinge sind kaum das, was die meisten von uns exakt nennen würden.

Frägt man z. B.: „Aus was besteht denn das materielle Universum?" so lautet die Antwort: „Aus Aether, Materie und Energie". Fragen wir weiter: „Was ist Aether?" so erhalten wir die Antwort: „Der Aether ist zwar unsern Sinnen nicht direkt zugänglich, allein es ist eine Art mathematischer Substanz, zu deren Annahme wir durch die Phänomene des

Lichts und der Wärme gezwungen sind". („Moderne Wissenschaft und modernes Denken" von S. Laing.)

Fragen wir weiter z. B. Mr. Huxley: „Was ist Materie?" so antwortet er uns in seiner „Vorlesung über das Protoplasma":

„Ganz strikt genommen können uns allerdings chemische Untersuchungen über die Zusammensetzung der lebenden Materie direkt nichts enthüllen . . . . Ebenso müssen wir auch zugeben, daß wir über das eigentliche Wesen eines materiellen Körpers offen gestanden nichts wissen".

Schlagen wir endlich in irgend einem modernen Lehrbuch der Physik die dort gegebene Antwort auf die Frage: „Was ist Energie?" nach, so finden wir: „Energie ist das, was uns nur durch seine Wirkung bekannt ist", und weiter: „Die Moleküle aller Körper stehen unter dem Einfluß zweier entgegengesetzter Kräfte, von denen die eine sie zusammenzubringen, die andere sie zu trennen sucht . . . . die eine ist die molekulare Attraktion, die andere ein Folge der vis viva, oder der lebendigen Kraft". (Ganot's Physik.)

Fragen wir nun wieder Mr. Huxley: „Was ist denn diese lebendige Kraft?" so lautet die Antwort: „Das wissen wir nicht. Ein leerer Schatten unserer Einbildung". (Huxley: „Die physische Unterlage des Lebens".)

Die Verzweifelung der modernen Wissenschaft gegenüber diesen Problemen kleidete der kürzlich verstorbene Physiker Tyndall in folgende Worte:

„Die Uranordnung der Atome, von der alle folgende Aktion abhängt, spottet kühneren Untersuchungsmethoden, als der des Mikroskops. Selbst der geschulteste Intellekt, die verfeinertste, höchst entwickelte Kraft der Einbildung zieht sich in Verwirrung zurück, angesichts des Problems, die erste Ordnung der Atome zu erklären".

Wenden wir uns von der „exakten" Physik und ihrer Verzweifelung über ihr Unvermögen, die aufgeworfenen Fragen befriedigend zu beantworten, zur Astronomie, der allerexaktesten unter den Wissenschaften, so warten auch hier unserer manche Enttäuschungen. Die Frage nach der Temperatur der Sonne z. B. wurde bis heute von den Naturforschern auf das allerverschiedenste beantwortet. 1881 brachte die Novembernummer des „Journal of Science" eine Abhandlung, in der nachgewiesen wurde, daß diese Temperaturangaben um nicht weniger als 8998600 Zentigrade voneinander differieren. (Secret Doctrine I. 484.)

An einer andern Stelle der Geheimlehre (S. D. II. 694) sind die untereinander sich widersprechenden Angaben der Geologen und sonstigen Gelehrten zusammengestellt über das vermutliche Alter der Erde seit der Bildung einer Kruste, auf der sich vegetabilisches Leben zu entwickeln vermag. So schätzte Sir William Thomson diese Periode auf 10000000 Jahre; Lyell auf 240000000; Darwin auf 300000000; Huxley auf 1000000000 Jahre. —

Der Geologe Belt schätzte die seit der Eisperiode verflossene Zeit auf 20000 Jahre, Rob. Hunt F. R. S. 80000, J. Croll F. R. S. 240000.

Etwas starke Differenzen! Und dies nennt man exakte Wissenschaft! Wahrlich, man gerät in Versuchung, obigen Ausspruch Tyndalls auf diese Wissenschaft ironisch folgenderart anzuwenden: Der Okkultismus zieht sich in Verwirrung zurück Angesichts des Problems, aus diesen auseinandergehenden Ansichten Klarheit zu schöpfen, und wagt es dagegen seinerseits, eine Entwickelungs-Theorie vorzuschlagen, die auf einer ganz andern Basis fußt: auf der Dreiheit, nämlich von Geist, Materie und Energie, indem er diese als ko-existierende ewige Seiten (aspects) der einen Großen Realität, des Absoluten (des Ding an sich Kants) auffaßt, von dem überhaupt nichts ausgesagt werden kann.

Diese Theorie stützt sich auf die gesetzliche Gleichförmigkeit, die wir in jeder Phase des Seins vorfinden, auf die Wahrheit des ja auch von der Wissenschaft anerkannten Axioms, daß die Geschichte des Individuums, gleichzeitig auch die Geschichte der Rasse und die des Kosmos bildet; und ferner ist diese Theorie basiert auf den Lehren jener Geheimwissenschaft, die seit unvordenklicher Zeit von den Weisen des Ostens verwahrt, neuerdings in der „Geheimlehre" zum Teil wenigstens der Welt übergeben worden.[1]) Dieses Buch ist ein Kommentar und eine Erklärung gewisser Stanzen eines uralten Manuskripts, genannt das Buch Dzyan, das, wie uns H. P. B. mitteilt, in Senzar, der Geheimsprache der Priester nach den Worten der göttlichen Lehrer (divine teachers) ganz am Anfang der gegenwärtigen fünften Rasse niedergeschrieben worden ist. Nach den Lehren, die dieses Manuskript enthält, sind später die ersten Chinesischen Bibeln, die ältesten Bücher der Kabbala und die heiligen Religionsbücher der Chaldäer, Aegypter und Indier abgefaßt worden. Es existieren noch viele alte Kommentare über dieses Manuskript, die dessen abstruse und stark kondensierte Aufstellungen ergänzen und erklären, und die dann in der „Geheimlehre" bis zu einem erstaunlichen Grad von Anschaulichkeit erläutert und weiter ausgeführt wurden. Es wird ferner dort die Behauptung vertreten, daß in den verborgenen Felsentempeln und Krypten Indiens und West-Asiens zahllose Manuskripte von unschätzbarem Werte und immensem Alter aufbewahrt sind, gerettet zum Teil aus der Zerstörung der Bibliotheken von Alexandria und anderer alter Bibliotheken, in denen viele Einzelheiten über alte Religionen und geschichtliche Daten enthalten sind.

In der Einleitung zur Geheimlehre (S. D. I. XXI) erklärt H. P. B. die befremdende Thatsache, daß gerade jetzt, nach tiefem geheimnisvollen Schweigen während langen Jahrtausenden der Welt ein kleiner — gegenüber dem noch verschwiegen bleibenden Rest, der hunderte solcher Bände, wie die „Geheimlehre" füllen würde, sogar verschwindend kleiner — Teil jener uralten Wahrheiten übergeben wird und zwar folgender-

[1]) Es ist wohl nicht nötig, hervorzuheben — sagt H. P. B. im Vorwort zur „Geheimlehre" — daß dieses Werk nicht die ganze geheime Lehre, sondern nur eine Auswahl von Bruchstücken fundamentaler Wahrheiten enthält.

maßen: „Gegen das Ende des ersten Viertels unseres Jahrhunderts — sagt sie — erschien in der Welt eine besondere Klasse von Litteratur, die mit jedem neuen Jahr eine bestimmtere Tendenz zeigte. Diese auf soi-disant gelehrten Forschungen der Sanskritisten und Orientalisten basierende Litteratur wurde für wissenschaftlich gehalten. Darnach mußten die alten Religionen, Mythen und Symbole der Hindus und Aegypter gerade die Bedeutung haben, welche die Herren Symboliker für gut fanden, wobei sie aber oft nur die rohe Außenseite und nicht den inneren Sinn berücksichtigten. Werke, bedeutsam durch ihre scharfsinnigen Deduktionen und Spekulationen in circulo vitioso, in denen die Folgerungen an stelle der Prämissen treten, wie in den Syllogismen vieler Sanskrit- und Pali-Gelehrten, erschienen in rascher Aufeinanderfolge und überfluteten die Bibliotheken mit Dissertationen, mehr die Phallos- und Sexual-Verehrung, als eigentliche Symbolik behandelnd, wobei eines dem andern widersprach. Dieses — fährt H. P. B. fort — mag vielleicht die wahre Veranlassung für die nun erfolgte Enthüllung einiger weniger fundamentaler Wahrheiten aus dem Schatze der Geheimlehre der ältesten Zeit gebildet haben".

Daß von diesen wenigen Urwahrheiten in dem hier folgenden Auszug nur das Gerippe gegeben werden kann, liegt auf der Hand. Dabei müssen wir im Auge behalten, daß ein großer Teil selbst dieser esoterischen Lehre symbolisch gemeint ist, und deshalb uns hüten, Sätze, in denen geistige aber mit einem Schleier verhüllte Wahrheiten enthalten sind, wörtlich zu nehmen. Je tieferen Sinn wir finden, umso mehr nähern wir uns jener Wahrheit, die auch jetzt, wie immer, im tiefsten Grund des Brunnens verborgen liegt. Der Brunnen ist, nebenbei bemerkt, das alte kabbalistische Symbol der Geheimlehre. Und alle Wissenden versichern, daß es für jeden wichtigen Mythos mindestens sieben Schlüssel, oder Methoden der Interpretierung giebt.

Um nun aber endlich zu unserm eigentlichen Thema der Entwickelung der Erde zu kommen, beginnen wir mit folgenden der Geheimlehre entnommenen Sätzen: „Die wesentliche Eigenschaft aller kosmischen und terrestrischen Elemente, in sich selbst eine regelmäßige harmonische Gruppe von Resultaten, eine Verkettung von Ursachen und Wirkungen hervorzubringen, ist ein unwiderlegbarer Beweis dafür, daß sie von einer äußeren oder inneren Intelligenz belebt sind". Das heißt: die Thatsachen, daß die einfachsten Elemente den Anfang bilden einer langen Kette von verwickelten und harmonischen Resultaten beweist, daß sie belebt sein müssen von einer Intelligenz, die entweder von innen oder von außen kommt. „Der Okkultismus leugnet die Gewißheit des mechanischen Ursprungs des Universums nicht; er fordert nur hinter oder in diesen Elementen eine Art von Mechaniker . . . . . Der Weltenraum, welcher die zu Aether verdünnte Materie enthält, kann weder mit noch ohne Attraktion den gewöhnlichen Begriff siderischer Körper deutlich machen . . . . . . Selbst Newton sah sich zum Aufgeben der Idee genötigt, mit Hilfe der bekannten

Natur und mittelst ihrer materiellen Kräfte, den jenen Millionen von Weltkörpern gegebenen ersten Bewegungs-Impuls zu erklären ..... Newton erkannte auch vollständig die Grenzen, welche die Wirkung natürlicher Kräfte von der von Intelligenzen scheiden, die unveränderliche Gesetze aufstellen und in Aktion setzen ..... Um also vollständig zu sein und wirklich begreifbar zu werden, muß eine kosmogonische Theorie beginnen mit einer durch den endlosen Raum verbreiteten primordialen Substanz geistiger und göttlicher Natur (der Begriff Substanz ist hier natürlich im metaphysischen Sinne zu nehmen, als von etwas dem Phänomenalen Unterliegenden) ..... Diese Substanz muß Seele und Geist, Synthesis und höchstes Prinzip des manifestierten Kosmos sein, und um ihm als physische Basis zu dienen, als sein Vehikel so zu sagen, muß primordiale physische Materie vorhanden sein, wenn auch deren Natur für immer unsern normalen Sinnen verschlossen bleibt (I. 594 u. ff.) .... Diese Materie ist wirklich homogen, das Noumenon aller uns bekannten Materie ..... Sie ist die ursprüngliche primordiale prima materia, göttlich und intelligent, die direkte Emanation (Ausstrahlung) des universellen Geistes, der die Kerne (nuclei) aller sich selbst bewegenden kosmischen Körper bildete. Sie ist die belebende, allgegenwärtige Bewegungskraft, das Lebensprinzip, die vitale Seele der Sonne, des Mondes, der Planeten und selbst die unserer Erde" (I. 602).

Es ist nun an der angeführten Stelle der S. D. auf das bekannte Jugendwerk J. Kants, „die Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" (1755 erschienen), hingewiesen, „welches die Lücke ausfüllt, welche Newton mit all' seinem Genius zu überbrücken unterließ". Professor Dr. Windelband sagt in seiner Geschichte der neueren Philosophie II. Bd. über dieses Kant'sche Jugendwerk: „Das volle Ausdenken des Prinzips der mechanischen Welterklärung führte bekanntlich Kant zu einer vertieften Darstellung des physiko-theologischen Beweises für das Dasein Gottes. Gerade wenn es Thatsache ist, daß die Natur auch aus dem Chaos wirbelnder Gase nach den ihr einmal innewohnenden Gesetzen zum Ausbau der harmonischen Systeme des Gestirnlaufes kommen muß, so zeigt sich eben darin, daß sie mit dieser ihrer Gesetzmäßigkeit in einer höchsten Intelligenz ihren Ursprung haben müsse".

Manche der dortigen Ausführungen Kants, so namentlich die, welche sich auf die Erklärung der Bewegung der Gestirne beziehen, sind aber nach H. P. B. derart, daß nur kleine Abänderungen in den Worten und wenige Zusätze hinreichten, um sie in die esoterische Lehre zu verwandeln.

„Die beiden Hauptprobleme — heißt es ferner in S. D. I. 595 in der Fußnote — die Bildung von Sonnen und Sternen aus primitiver Materie, und die Entwickelung der Planeten um ihre Sonne, beruhen auf ganz verschiedenen Thatsachen in der Natur. Sie liegen in entgegengesetzten Polen des Seins" .... „Auf die Gefahr hin, von sämtlichen Physikern ausgelacht zu werden behaupten die Okkultisten, daß alle Kräfte,

Digitized by Google

die der Wissenschaft bekannt sind, im vitalen Prinzip, dem einen Kollektiv-Leben unseres Sonnen-Systems ihren Ursprung haben — jenem Leben, das nur einen Teil, oder besser ausgedrückt nur eine der Seiten (aspects) des Einen Universal-Lebens bildet" (I. 591). „Wenn der Okkultismus sogar die Gravitation der modernen Wissenschaft und andere physikalische Gesetze zurückweist, und dagegen Anziehung und Abstoßung gelten läßt, so erblickt er in diesen zwei einander entgegengesetzten Kräften nur zwei Seiten einer universellen Einheit, die er den sich manifestierenden Geist (manifesting mind) nennt; Seiten, in denen der Okkultismus, wie dessen große Seher lehren, zahllose Scharen von wirkenden Wesen erkennt, deren Essenz in ihrer dualen Natur die Ursache für alle terrestrischen Phänomene bildet. Denn diese Essenz (Wesenheit) ist von derselben Substanz, wie der eine universelle elektrische Ozean, den wir Leben nennen; und da sie, wie bemerkt, dualer Natur, d. h. positiv und negativ sind, so sind es die Emanationen dieser Dualität, welche auf der Erde unter der Bezeichnung „Bewegungs-Arten" operiren .... Es ist die Doppelwirkung dieser zweifachen Essenz, welche Zentripetal- und Zentrifugal-Kräfte, negative und positive Polarität, Hitze und Kälte, Licht und Dunkelheit usw. genannt wird (I. 604). Es ist das Geist und Materie verbindende Band, die geheimnisvolle göttliche Energie, von der Wissenschaft Kraft genannt, durch welche sozusagen die Ideen des universellen Geistes, der universellen Materie aufgedrückt, als Naturgesetze auftreten und das Leben der physischen Welt ausmachen. Diese Naturkräfte, — Kohäsion, Wärme, Ton, Magnetismus, Elektrizität, Nervenkraft, zusammengefaßt unter dem Begriff Bewegung — sind dann nicht jene blinden Kräfte der Wissenschaft, blind wirkend, wie der Zufall will, — sondern die Manifestationen intelligenter Kräfte (I. 145); die Erbauer des Universums, die erste Differenzierung des manifestierten Logos, jenes „Wortes", durch das alles Geschaffene geschaffen ist". Während die Wissenschaft nur auf der Ebene physischer Existenz zahllose Gradunterschiede erkennt, behauptet der Okkultismus mindestens ebenso viele auf der Ebene geistiger Existenz. Wenn aber auch der Okkultismus eine unbegrenzte Anzahl von Gradverschiedenheiten annimmt, so gilt ihm doch als Fundamental-Gesetz „die ursprüngliche Einheit der Ur-Essenz in allen Bestandteilen zusammengesetzter Naturkörper vom Gestirn bis zum Mineral-Atom, vom höchsten Geistes-Wesen an bis zum niedrigsten Infusorium, durch alle Welten hindurch, seien sie nun geistiger, seelischer oder physischer Natur".

„Der unwissende Naturmensch nennt die Leben-spendenden zentralen Wesen Götter; der profane Gelehrte spricht von dem Einen Gott; der eingeweihte Weise dagegen verehrt in jenen Wesens-Zentren nur periodische Manifestationen desjenigen, über den weder unsere Schöpfer, noch ihre Geschöpfe jemals reden können, von dem sie überhaupt nichts wissen. Das Absolute kann überhaupt nicht definiert werden, und niemals hat ein Sterblicher oder ein Unsterblicher während der Perioden seiner Existenz das Absolute gesehen oder gar begriffen. Der der Veränderung Unter-

worfene kann über das Unveränderliche nichts wissen, ebensowenig wie der Lebende absolutes Leben begreifen kann".

Beginnend also mit dem ersten Dämmern der Manifestationen wird uns nun die erste Regung erwachenden Lebens geschildert als die nach dem Zentrum hin gerichtete Kontraktions-Kraft des „Großen Atems" (great breath) — wie die symbolische Bezeichnung der Hindus lautet — entsprechend dem, was wir in der materiellen Sphäre Bewegung nennen. „Das eine ewige Element, oder Element-enthaltende Vehikulum ist der Raum, dimensionslos in jedem Sinn; ko-existent mit ihm endlose Dauer, primordiale Materie, und Bewegung, der ‚Atem des einen Elements', der niemals aufhört, selbst während der Pralayas (Perioden der Ruhe des Absoluten, des Nicht-Seins) andauert (I. 55). Auf Attraktion oder Zusammenziehung folgt Expansion oder Ausdehnung als Wirkung der repulsiven Kraft. „Es ist merkwürdig" — sagt H. P. B. in einer Fußnote (I. 12) — „wie in den Entwickelungs-Cyklen der Ideen sich die Gedanken der Alten wiederspiegeln in den Spekulationen der Modernen. Hatte wohl Herbert Spencer Hindu-Philosophie studiert, als er in seinen „ersten Prinzipien" die folgende Stelle schrieb?: „Augenscheinlich produzieren die universell ko-existierenden Kräfte der Anziehung und Abstoßung, welche alle untergeordneteren Veränderungen im ganzen Weltall zu einem Rhythmus nötigen, gegenwärtig eine unermeßliche lange Periode, während welcher die prädominierenden Anziehungskräfte universelle Konzentration verursachen, und hierauf folgt eine ebenfalls unermeßlich lange Periode, während welcher die prädominierenden Abstoßungskräfte universelle Diffusion (Zerstreuung) bewirken — abwechselnde Aeras von Entwickelung und Auflösung".

Diese Aeras in der Kosmogonie der Hindus als „die Tage und Nächte Brahmâ's" bezeichnet, umfassen die aktive Periode, während welcher das Universum in die Existenz tritt, sich wie eine Blume nach ewigen Gesetzen entfaltet und nachdem es seine Bestimmung erfüllt, abgelöst wird von einer passiven Periode, während welcher „Finsternis brütet über der Oberfläche der Tiefe" und das Manifestierte dem Nichtmanifestierten weicht.

Es ist ein Fundamentalgesetz im Okkultismus, der Wissenschaft als Erhaltung der Energie bekannt, daß es während dieser aktiven Periode keine Ruhe, kein Aufhören der Bewegung in der Natur giebt. „Die scheinbare Ruhe ist nur Aenderung einer Form in eine andere; die Aenderung der Substanz geht dabei Hand in Hand mit der der Form" .... „Bewegung ist ewig im Unmanifestierten, periodisch im Manifestierten", sagt eine okkulte Lehre (I. 97. Fußnote). Und eine zweites Fundamentalgesetz des Okkultismus lautet: Es giebt in der Natur keine unorganischen Substanzen oder Körper. Steine, Minerale und sogar sogenannte chemische „Atome" sind einfach organische Einheiten in tiefer Lethargie. Ihr Zustand von Coma hat ein Ende, ihre Trägheit wird zur Thätigkeit .... „Denn die Umwandlung des Mineralatoms durch den Krystallisations-Prozeß steht zu seiner unorganischen Basis im nämlichen Verhältnis, wie die Umbildung der Zelle durch Pflanze und Tier hindurch bis zum menschlichen Körper,

zu ihrem organischen Kern" (II. 255). Also nicht der Mensch selbst, wohl aber die Moleküle, aus denen sein physischer Körper besteht, sind durch alle Reiche der Natur hindurchgegangen, höher und höher sich erhebend auf der Skala der Existenz, bis sie endlich tauglich wurden, das Vehikulum des Intellekts zu bilden.

Im Anfang, lautet die Lehre (um auf die ersten Prinzipien zurückzukommen) „entwickelt sich das, was in mystischer Phraseologie ‚kosmisches Verlangen' genannt wird, zu absolutem Licht. Licht ohne Schatten wäre absolutes Licht — mit andern Worten absolute Finsternis — wie die Physik zu beweisen sucht" (I. 201). Dieser Schatten erscheint zuerst in Form von primordialer Materie, als kalter, leuchtender Feuernebel, oder wie sich die Stanzen des Buches Dzyan ausdrücken: „Dunkelheit strahlte Licht aus .... und das strahlende Licht ward Feuer und Hitze und Bewegung". Der glühende kosmische Staub wird zum feuerigen Wirbelwind, wie die Kräfte des Universums, synthetisch als Bewegung aufgefaßt, — intelligente, nicht blinde Kräfte, jene Wirbel-Bewegung erzeugen, die eine der frühesten Konzeptionen der Philosophie war. Der Wirbelwind kosmischen Staubs bildet sich zu Kugeln aus, die in ihren „konvergierenden Bahnen sich endlich einander nähern und zusammenfließen (aggregieren)". Anfänglich systemlos über den Raum hin verstreut, kommen diese Kugeln häufig in Kollision, bis zu ihrer endlichen Vereinigung, worauf sie Kometen werden. „Die Essenz dieser Kometenmaterie ist — nach der Lehre der okkulten Wissenschaft — in chemischer und physikalischer Hinsicht total verschieden von derjenigen, welcher unserer modernen Wissenschft bekannt ist, wie denn auch der große Alex. von Humboldt schrieb: „der Trans-solar-Raum zeigt bis jetzt kein Phänomen analog denjenigen unseres Sonnen-Systems. Es ist eine Eigentümlichkeit unseres Systems, daß sich Materie darin in nebligen Ringen kondensiert haben muß, deren Kerne sich zu Erden und zu Monden verdichten. Ich wiederhole, bis jetzt ist nichts derart jenseits unseres Planetensystems beobachtet worden". („Deutsche Revue" vom 31. Dezember 1860: Briefe von und Gespräche mit Alex. von Humboldt.) (S. D. I. 497. Fußnote.) „Die Materie der Kometen ist in ihrer primitiven Form jenseits der Sonnen-Systeme homogen, differenziert sich aber vollkommen, nachdem sie einmal die Grenzen unserer irdischen Region überschritten hat, indem sie durch die Atmosphäre der Planeten und durch die schon zusammengesetzte Materie des Inter-Planetar-Stoffs verunreinigt wird, und somit erst Heterogenität in unserer manifestierten Welt zeigt" (I. 101. Fußnote). „Jeder in den unendlichen Tiefen des Raumes geborene, kosmische Kern beginnt, plötzlich in die Existenz geschleudert, unter den feindlichsten Umständen zu leben. Er hat sich während einer Reihe von unberechenbaren Zeitabschnitten, im grenzenlosen Raume selbst einen Platz zu erobern. Er kreist rundum zwischen dichteren und schon fest gewordenen Körpern", die ihn abwechselnd anziehen und abstoßen (I. 203). Viele dieser Kerne gehen zu Grunde, hauptsächlich dadurch, daß sie von den verschiedenen Sonnen absorbiert werden. Diejenigen, welche sich lang-

samer bewegen und in eine elliptische Bahn gestoßen werden, verfallen früher oder später der Vernichtung. Andere dagegen, die sich in Parabeln bewegen, — die Kometen — entgehen infolge ihrer größeren Geschwindigkeit dem Untergang (I. 204). Erst nachdem sie ihre Geschwindigkeit und damit auch ihre feuerigen Schweife einbüßen, setzen sich die Kometen fest und werden Sonnen.

Die Lehre des Okkultismus verwirft die aus der Nebular-Theorie hervorgegangene Hypothese, wonach die sieben großen Planeten sich aus der Zentralmasse der Sonne herausentwickelt hätten. Sicherlich nicht aus dieser, unsrer sichtbaren Sonne. Die erste Verdichtung kosmischer Materie fand natürlich rings um einen zentralen Kern, irgend eine Mutter Sonne, statt; allein unsere Sonne löste sich nach der Geheimlehre nur früher ab, als alle Planeten, und ist deshalb deren ältere und größere Schwester, nicht deren Mutter.

Der Okkultismus faßt unsere Sonne als einen ungeheueren Magneten, deshalb als eine Quelle von Magnetismus auf, als das Herz ihres Systems, als die Geberin und Rückempfängerin des Lebensprinzips, als die universelle Lebensspenderin. „Unser Sonnensystem ist in demselben Maße ein Mikrokosmos verglichen mit dem Einen Makrokosmos, wie der Mensch es ist verglichen mit seinem eigenen kleinen Sonnenkosmos“ (I. 594).

Nachdem die Sonne sich aus dem kosmischen Raum heraus entwickelt hatte, zog sie, wird uns gelehrt, ehe die Bildung ringförmiger planetarischer Nebel ihr Ende erreicht, alle kosmische Lebenskraft, die ihr erreichbar war in die Tiefen ihrer Masse hinein, so daß ihre kleineren Brüder in Gefahr gerieten, von der Schwester verschlungen zu werden, ehe die Gesetze der Anziehung und Abstoßung in Kraft traten. Nachdem aber durch diese die zerstreuten Weltkörper in ein geordnetes System gebracht waren, begann die Sonne den „Atem der universellen Seele“, den Aether auszuatmen, über dessen Konstitution die moderne Wissenschaft sich noch in ziemlicher Unwissenheit befindet. Aehnliche an den Vorgang des Atmens erinnernde Gedanken wurden übrigens auch von zeitgenössischen Gelehrten geäußert bei Erörterung der Frage, wie die Sonne geheizt wird, oder des Problems der Erhaltung der Energie unserer Sonne. So u. a. von W. Matthieu Williams, welcher die Vermutung aussprach, daß der Aether, der die Wärmestrahlen des Universums in sich aufgenommen hat, in die Tiefe der Sonnenmasse hineingezogen wird und dann den dort von früher her aufgesammelten, thermisch bereits ausgenützten Aether verdrängt und wieder austreibt. Der neu eingetretene wird komprimiert, giebt seine Wärme ab und wird, wenn abgekühlt, wieder hinausgetrieben, um sich von den Sonnen des Universums eine frische Wärmezufuhr zu verschaffen.

Dies ist eine der Lehre des Okkultismus sehr nahestehende moderne wissenschaftliche Theorie. Der Okkultismus teilt übrigens nicht die Vorstellung der Sonne als die einer brennenden Kugel, sondern definiert die-

Digitized by Google

selbe vielmehr als eine glühende Kugel, die die dahinter verborgene wirkliche Sonne umgiebt und reflektiert.

„Die wirkliche Sonne ist gewissermaßen die Vorratskammer unseres kleinen Kosmos. Sie erzeugt ihr vitales Fluidum selbst; die sichtbare Sonne dagegen ist gewissermaßen nur ein Fenster, das getreulich reflektiert was dahinter vorgeht. Auf diese Weise zirkuliert das vitale Fluidum durch unser ganzes System, dessen Herz die Sonne bildet, — gerade wie das Blut im Körper des Menschen, — während einer manvantarischen Sonnenperiode; die Sonne zieht sich dabei ebenso rhythmisch zusammen, wie dies beim menschlichen Herzen der Fall ist. Statt der Umlaufsdauer von einer Sekunde etwa, gebraucht das Lebensfluidum der Sonne elf Jahre zu seinem Umlauf, und dabei ein ganzes Jahr zu seinem Durchgang durch die Aurikeln und Ventrikeln, ehe es in die Lungen und von da in die großen Blutadern und Arterien gelangt. Dies wird die Wissenschaft nicht bestreiten, da die Astronomie von einem Cyklus von elf Jahren spricht, in welcher die Zahl der Sonnenflecken zunimmt — eine Folge der Zusammenziehung des Herzens der Sonne (I. 541).

Was den Mond anlangt, so wird derselbe von den Okkultisten wie von den Gelehrten begriffsmäßig als toter Körper angesehen; allein abgesehen davon ist er die Mutter und nicht das Kind der Erde. Diese letztere ist in Wirklichkeit der Satellit des Mondes, und dessen Kontrolle unterworfen, was sich in Ebbe und Flut, im Pflanzenwuchs, manchen periodisch auftretenden Krankheiten und vielen andern physiologischen Phänomenen kund giebt. Der Einfluß der Erde dagegen auf den Mond beschränkt sich auf die physische Attraktion, welche den Mond zur Drehung um die Erde herum zwingt, wie eine Mutter um die Wiege ihres Kindes herumkreist (I. 180). Der Mond war der erste Zeitmesser und die Astronomie der Hebräer und deren Zeitmessung hatten die Bewegung des Mondes zur Basis (II. 75). In allen alten Mythologien war er die große Mutter alles Existierenden, die Sonne der Vater und die Erde die Amme (II. 462).

Die Darstellung der Entwickelung, wie sie von Mr. Sinnett in seinem „Geheim-Buddhismus“ in etwas flüchtiger und fehlerhafter Weise gegeben wurde, weicht in manchen Dingen von der nachfolgenden mehr esoterischen „Geheimlehre“ ab. So führt Mr. Sinnett die Erde als ein Glied einer Kette von sieben Planeten, gebildet von den Hauptplaneten unseres Sonnensystems, auf. Nach der „Geheimlehre“ dagegen besitzt jeder Planet seine besondere Kette von sieben „Kugeln“ (Aggregatzuständen der Materie) verschiedener Dichte, verschiedener Beschaffenheit, die durch drei Grade hindurch an Dichte zunehmen, im vierten Grade das Maximum der Dichte, d. h. einen Zustand der Materie erreichen, wie ihn gegenwärtig unsere Erde aufweist, um dann in den drei übrig bleibenden Graden allmählich wieder zum Zustand geringster Dichte (der Geistigkeit) zurückzukehren. Unsere physischen Augen können natürlich nur Dinge, die auf physischer Ebene liegen, wahrnehmen; Fixsterne und Planeten müssen

deshalb, wenn sie den Bewohnern der Erde sichtbar sind, auf derselben Daseinsebene, wie diese selbst, sich befinden, und dürfen weder einer höheren noch einer niederen Daseinsstufe angehören. Es ist unmöglich, daß irgend einer der sichtbaren Planeten, wie Mars oder Merkur, auf einer höheren oder niederen Ebene, als die unserer Erde, liegt (I. 164). Und der gleichzeitigen Existenz dieser sieben Aggregatzustände der Materie entsprechend den sieben Ebenen des Bewußtseins zur Wahrnehmung aller dieser Zustände steht nichts im Wege, wenn wir uns nur vorstellen, daß jedesmal die mehr materielle Substanz von der mehr ätherischen durchdrungen wird.

Die fundamentalen physischen Zustände, welche die Materie der Weltkörper in allmählicher Umbildung durchlaufen, wären nach der Geheimlehre die folgenden sieben:

1. Der homogene Zustand.
2. Der luftförmige gasige Zustand.
3. Der nebelartige Zustand.
4. Der atomistische Zustand (Beginn der Bewegung, folglich auch der Differenzierung).
5. Der differenzierte keimartige Zustand (es existieren nur noch die Keime der uns bekannten Elemente).
6. Der dampfförmige Zustand (Beginn unserer Elemente).
7. Der kalte Zustand (abhängig von der Sonne in bezug auf Licht und Leben).

Damit wäre in Kürze die Nebulartheorie des Okkultismus gekennzeichnet.

Dieses ist in groben Strichen gezeichnet, der Boden für die Entwickelung des Menschen. Ueber dessen Zweck belehrt uns das oft zitierte Wort des Patanjali: „Das Universum existiert, damit die Seele Erfahrungen sammeln und sich selbst befreien kann". Und wie der Mensch nach der populären Einteilung aus Körper, Seele und Geist besteht, so muß auch der Prozeß seiner Evolution notwendig ein dreifacher, ein physischer, intellektueller und geistiger sein. Denn es leuchtet ein, daß nur durch die Vereinigung mit einer physischen Basis absolutes Bewußtsein sich spalten, sich differenzieren kann im Selbstbewußtsein, in das Bewußtsein des „Ich bin ich", und daraus folgt die Notwendigkeit dessen, was man den „Cyklus der Notwendigkeit" nennt, der Inkarnation, der Wanderung jeder Seele, jedes Funkens der universellen Weltseele durch den Prozeß der Involution und Evolution hindurch und zurück zu seinem göttlichen Ursprung. Denn keine Seele kann — werden wir gelehrt — bewußte, d. h. individuelle Existenz erlangen, bevor sie nicht durch alle Stufen solch' eines Cyklus hindurchgegangen, bevor sie nicht diese Individualität zuerst durch natürlichen Impuls, dann durch eigene Anstrengungen erreicht hat, die sie sich selbst auferlegt und die die Früchte eigenen Nachdenkens sind; so erhebt sich die Rebe über den

Digitized by Google

Boden wachsend zuerst durch den Impuls, den ihr die Kraft ihres Keims verleiht und dann durch das beständige Bestreben ihrer Ranken, sich nach höheren und immer höheren Punkten hinaufzuwinden. So muß auch das individuelle Bewußtsein alle Grade der Entwickelung durchlaufen, von dem noch ganz latenten Bewußtsein des Minerals angefangen bis zur höchsten Vision des Erzengels, und alles Fortschreiten, alles Erfolg-Erreichen muß das Resultat sein eigener Anstrengungen.

Dem esoterischen Katechismus zufolge entsprechen den Begriffen von Gott Monade und Atom, im Menschen die von Geist, Intellekt und Körper (I. 619). Jedes Atom wird eine zusammengesetzte Einheit und einmal angezogen zur Sphäre terrestrischer Thätigkeit, manifestiert sich die monadische Essenz zuerst im Mineralreich, dann im Pflanzenreich, hierauf im Tierreich, um schließlich Mensch zu werden. Das Mineralreich ist der tiefste Punkt der absteigenden Entwickelung oder Involution; von da an beginnt das Aufsteigen auf den Stufen terrestrischer Evolution „bis zu dem Punkt, in dem menschliches und göttliches Bewußtsein übereinstimmen".

Der Ocean der Materie — so werden wir gelehrt, — „teilt sich erst dann in Tropfen potentieller und konstituierender Energie, nachdem im Schwung des Lebens-Impulses die Entwickelungs-Stufe der Entstehung des Menschen erreicht ist" (I. 178). Wie in allen Prozessen der Natur, ist die Tendenz zur Absonderung in individuelle Monaden eine allmähliche, und wird bei den höheren Tierklassen fast erreicht, während im Pflanzenreich nur eine ganz unmerkliche Differenzierung gegen das individuelle Bewußtsein hin stattfindet. Eine derartige Tendenz beobachten wir z. B. in dem fortwährenden Streben einer Weinranke nach einem seitlich befindlichen Stützpunkt hin oder in der Richtung des Wachsens einer Pappelwurzel nach dem Wasser eines entfernten Brunnens zu.

Die Monaden sind genau gesprochen homogene Wesen geistiger Essenz und atomistische Gruppierungen bilden nur das Vehikel, durch welches sich verschiedene Grade von Intelligenz äußern. Der Strahl der universellen Intelligenz (mind) oder die Monade durchdringt nun sieben Ebenen, drei Ebenen über und drei unter unsrer Bewußtseins-Schwelle, um den bei unsern modernen Psychologen so beliebten Ausdruck zu gebrauchen. Zuerst passiert er die drei Elementar-Ebenen oder Entstehungs-Zentren von Kräften, welche den primären Nebular-Stufen in der Geschichte unserer Erde entsprechen, dann das Mineralreich, den Wendepunkt in der Evolution des Bewußtseins, wo es sich noch im latenten Zustand und seine Umhüllung im Zustand größter Dichte, auf der materiellsten Stufe befindet; dann die drei Stufen „organischen" Lebens, des vegetabilischen, animalischen und menschlichen (I, 176). „Die totale Verdunklung des Geistes involviert die vollständige Ausbildung seines Gegensatzes, der Materie", sagt die Geheimlehre.

Wir haben oben gesehen, wie sich der Weltstoff diffenziert von seinem primären homogenen Zustand an nach und nach in den gasigen, nebeligen,

atomistischen, keimartigen, dampfförmigen bis in den kalten und festen unserer Erdkugel und werden nun weiter sehen, wie der menschliche Embryo in seinem Fortschreiten in der Richtung nach einem vollkommenen menschlichen Wesen den Fußstapfen der Natur durch die unteren Lebensformen hindurch folgt. Nach der Uniformität des Gesetzes würde daraus die Lehre hervorgehen, daß dieselbe Art von Differenzierung in der Entwickelung der Rasse stattfindet und daß wir die Geschichte des Menschen nicht beginnen dürfen mit dem Menschenwesen, so wie wir es heute kennen. Außerdem lehrt uns der Okkultismus, daß keinem Ding irgend eine Form gegeben werden kann weder durch die Natur, noch durch den Menschen, deren idealer Typus nicht auf der Ebene des Subjektiven vorher schon besteht: d. h. kein Bildhauer kann eine Statue bilden, kein Zimmermann einen Kasten zimmern, es sei denn, sie bilden die Statue oder den Kasten vorher schon in Gedanken (II. 660). Denn alle Formen existierten als Ideen seit Ewigkeit her und werden noch als Reflexe existieren, wenn ihre materiellen Repräsentanten längst dahingegangen sein werden. Niemals ist die Form eines Menschen, eines Tieres, einer Pflanze, eines Minerals geschaffen worden; immer haben dieselben auf unserer Ebene angefangen in die Stufe der Objektivität zu treten, indem sie von innen nach außen expandierten, aus sublimiertester, übersinnlicher Essenz zu grobstofflicher Erscheinung. Als astraler, ätherischer Prototyp existierte unsere menschliche Form seit Ewigkeit (I. 282).

Die Sonne spendet dem Menschen Leben und wird darum in der Symbolik des Ostens mit Recht sein Vater genannt, während der Mond seine Mutter repräsentiert, denn es sind die „Mond-Voreltern", denen er, wie uns gelehrt wird, die astrale Form verdankt, in der sein physischer Körper von seiner Amme, der Erde, aufgebaut wird. Dieser astrale Prototyp wird aus einer molekularen Materie gebildet, die allerdings zu ätherisch ist, um für unsere normalen Sinne wahrnehmbar zu sein, und durchdringt die Materie unserer physischen Körper, wie ein feiner Geruch die Luft durchdringt.

Und wie der im Boden zerfallene Samen durch eine sich zersetzende Materie den Keim befruchtet für eine neue Pflanze, so übertrug auch der Mond nach Beendigung des Cyklus seiner eigenen Existenz — nach dem Gesetz der Erhaltung der Kraft — sterbend seine Energie einem neuen kosmischen Zentrum, aus dem unsere Erde wurde. Die Erde lieferte dann dem Menschen seinen physischen Körper und der Mond, der sich in dem großen Drama der Evolution auf der vorhergehenden Entwickelungsstufe befindet, entspricht natürlich dem Astralkörper, dessen Träger oder Vehikulum sozusagen der physische Körper ist. Der Prozeß der Entwickelung auf der Erde sowohl, wie auf jedem Weltkörper verläuft in sieben nacheinander folgenden Wellen von lebensspendender Energie, welche man Runden zu nennen übereingekommen ist. Während jeder dieser Runden oder Stufen der Entwickelung bewohnen sieben Rassen mit vielen Unterabteilungen die Welt; jede Rasse den Verhältnissen ihrer Umgebung ganz speziell angepaßt.

Die menschliche Monade, welche einmal ihre Wanderung auf der Erde begonnen, berührt nicht bloß ein einziges Mal jede dieser Entwickelungs-Phasen, um dann zur nächstfolgenden überzugehen, sondern hat in jeder Rasse durch viele Inkarnationen hindurchzugehen, da die Entwickelung der individuellen Seele ein langdauernder Prozeß ist. Zwischen jeder individuellen Inkarnation und zwischen jeder Runde oder Entwickelungswelle, passiert das menschliche Ego eine Periode subjektiver Existenz und vervollständigt so die Analogie der kürzeren Cyklen Tag und Nacht mit den längeren Leben und Tod. Viermal schon hat sich diese Evolutionswelle über unsere Erde ergossen und vier große Rassen sind vorübergegangen. Die gegenwärtige Menschheit ist die fünfte Abteilung der fünften Rasse, so daß wir den tiefsten Punkt der Versenkung in die Materie bereits hinter uns haben und wieder aufwärts dem Geiste zu zu steigen beginnen.

Jede große Rasse — lehrt man uns — hat sich auf ihrem „Kontinent", oder während ihrer speziellen Beschaffenheit der Erdoberfläche entwickelt. Alle Angaben über die früheren Zustände auf der Erde in den Puranas oder sonstwo sind ungemein verwirrend, weil sie alle eine symbolische Nebenbedeutung haben; sie beziehen sich nämlich nicht allein auf wirkliche Veränderungen der Erdoberfläche, sondern auch auf Ebenen des Bewußtseins.

Die okkulte Lehre bezeichnet die gegenwärtigen Polarregionen als die älteste der sieben Wiegen der Menschheit und als das Massengrab der Bewohner jener Region während der dritten Rasse, als der jetzt Lemuria genannte gigantische Kontinent sich in kleinere Kontinente zu spalten begann (II. 324).

Derartige Veränderungen sind, dem alten Kommentar zufolge, einer Neigung der Erdaxe und einer Abnahme der Rotationsgeschwindigkeit zuzuschreiben, welche das Untertauchen des nahe an den Polen gelegenen, und das Auftauchen des gegen den Aequator zu gelegenen Landes verursachen. „Denn die Erde — sagt der Kommentar in der ihm eigenen mystischen Sprache — ist in bezug auf den Atem ihrer Gewässer dem Geist des Mondes unterworfen und wird durch ihn reguliert".

„In den ersten Anfängen menschlichen Lebens — fährt der Kommentar fort — war trockenes Land nur am rechten Ende der Kugel (Nordpol), da wo dieselbe bewegungslos ist. Die ganze Erde war eine große Wasserwüste und die Wasser waren lau. Dort auf den sieben Zonen des unsterblichen, unzerstörbaren Landes des Manvantara wurde der Mensch geboren (II. 400). (Denn das Land oder die Insel, welche den Nordpol wie ein Schädeldach krönt, ist das einzige, welches einen ganzen Entwickelungscyklus (Manvantara) hindurch niemals untergeht. Alle andern Länder dagegen versinken der Reihe nach oftmals in den Meeresboden; nur jenes bleibt unverändert. „Ewiger Frühling herrschte in der Finsternis; allein das, was für den Menschen von heute Dunkelheit bedeutet, war Licht für den von ehedem".

Wenn aber die Lehre richtig verstanden wird, so bedeckte der erste ins Dasein getretene Kontinent die Nordpolarregion, die bis auf diesen Tag eingeschlossen von einem unübersteigbaren Wall von Eis, eine Gegend geblieben ist, deren Erforschung der Traum so vieler Entdecker gewesen (II. 401).

Was den zweiten Kontinent anlangt, d. h. also den zweiten von der Urmenschheit bewohnten Teil der Oberfläche der Erde, so werden wir gelehrt, daß diese selbst erst in der Mitte der dritten Rasse die feste menschliche Gestalt, wie wir sie jetzt kennen, bekam, daß die Erde in einem relativ ätherischen Zustand sich befand, ehe sie den gefesteten erreichte, und daß solche Dinge, wie Korallen und Muscheln bis zu der bezeichneten Periode in einem halb-gelatinösen, astralen Zustand sich befanden. Der zweite Kontinent also wurde der Hyperboräische genannt und umfaßte das ganze heutige nördliche Asien (II. 7).

Es war dies ein Land, das in jener Frühzeit keinen Winter kannte. „Nächtliche Schatten fallen niemals darauf" — sagten die prä-homerischen Griechen von ihm — „denn es ist der Lieblings-Wohnort Apolls, der es alljährlich besucht". Und die Naturforscher stimmen alle darin überein, daß während der Myocän-Periode — ob diese freilich vor 1 oder 10 Millionen Jahren stattfand, darüber herrscht bei ihnen Ungewißheit — Grönland und selbst Spitzbergen, die Ueberreste unseres zweiten oder hyperboräischen Kontinents, ein beinahe tropisches Klima hatten (II. 11). Dort tummelte sich der Elephant, dort blühte die Magnolie und die prä-homerischen Griechen nannten es das Land der ewigen Sonne.

Während der zweiten Rasse tauchte mehr Land aus den Gewässern auf (II. 401). Auf beiden Hemisphären liegend und auf englischer Seite beginnend, oberhalb des nördlichsten Teils von Spitzbergen (da, wo die geographische Breite = 90° ist, an der „Stelle ohne Breite", wie die Stanzen sagen) wird das Land, von dem wir sprechen, auf amerikanischer Seite die Gegenden der heutigen Baffins-Bay und der benachbarten Inseln und Vorgebirge umschlossen haben. Südlich reichte es wohl kaum bis zum 70. Breitegrad. Es bildete auf englischer Seite einen hufeisenförmigen Kontinent, dessen zwei Schenkel einerseits mit Grönland, andererseits mit der heutigen Halbinsel Kamtschatka abschlossen, verbunden durch die an der heutigen Nordküste von Ost- und West-Sibirien gelegenen Gegenden unserer Erde. Dieser Kontinent brach zusammen und verschwand.

Für den dritten Kontinent wurde der Name Lemuria vorgeschlagen, nach L. Sclater's Idee, welcher zwischen 1850 und 1860, auf zoologische Gründe gestützt, die prä-historische Existenz eines Kontinents behauptete, der sich von Madagaskar bis nach Ceylon und Sumatra ausdehnte und einige Teile des heutigen Afrika in sich schloß (II. 7). Nach der Geheimlehre bedeckte dieser Kontinent die ganze Fläche vom Fuß des Hymalaya, welcher damals das Ufer eines Binnensees bildete, der sich über das heutige Tibet, die Mongolei und die große Wüste von Gobi erstreckte; er bedeckte ferner den ganzen Raum von Chittagong westwärts bis Hardwar und ostwärts

bis Assam. Von hier aus dehnte er sich südwärts gegen das heutige südliche Indien, Ceylon und Sumatra; umschloß dann in der Richtung nach Süden rechts Madagaskar, links Australien und Tasmanien und ging bis in die antarktische Region hinab; von Australien, das damals ein Binnenland, erstreckte er sich noch über den heutigen stillen Ozean bis zur heutigen Osterinsel (unterm 26.° s. B. und 110° w. L.) (II. 324).

Diese Osterinsel gehört der frühesten Zivilisation der dritten Rasse an. Mit dem übrigen Teil untergegangen tauchte dieser kleine Ueberbleibsel des archaischen Zeitalters durch plötzliche vulkanische Erhebung des Ozeangrundes wieder empor mitsamt seinem Vulkan und seinen wunderbaren gigantischen Statuen, während der Champlainepoche der nördlichen Polarsubmersion (Untertauchung) als stehengebliebener Zeuge der Existenz von Lemuria. Es wird behauptet, einige der australischen Stämme seien die letzten Ueberreste der letzten Abkömmlinge der dritten Rasse (II. 327), eine Theorie, die sogar Haeckel vertritt, welcher, bei Besprechung der braunen Rasse Blumenbach's oder der malaischen und der Australier und der Papuas, die Anmerkung machte: „Es besteht eine so große Aehnlichkeit zwischen diesen letzteren und den Urbewohnern von Polynesien, jener australischen Inselwelt, daß in der Urzeit hier ein einziger großer Kontinent bestanden zu haben scheint“.

Es muß daran erinnert werden, daß dieser Kontinent nicht nur einen großen Teil des stillen und des indischen Ozeans umschloß, sondern sich in Hufeisenform rund um Südafrika — ein Erdteil, der damals erst im Bildungsprozeß begriffen und nur fragmentarisch existierte — durch den atlantischen Ozean nach Norwegen erstreckte. Der atlantische Teil des Lemuria genannten Kontinents wurde dann später zur geologischen Basis für den vierten Kontinent Atlantis, welcher thatsächlich richtiger als eine Verlängerung des älteren Kontinents, denn als eine ganz neu entstandene Ländermasse aufzufassen ist; denn das Gesetz der ununterbrochenen Kontinuität in den Prozessen der Natur gilt selbstredend universell, und bei Kontinenten sowohl, wie bei Rassen ist der Uebergang zu einer neuen Ordnung gewöhnlich ein allmählicher. Gewaltsame Ueberflutungen aber und kolossale Erdbeben sind in den Annalen der meisten Nationen, wenn nicht aller, verzeichnet. Das Sicherheben und Sinken von Kontinenten schreitet beständig vorwärts. Huxley hat bewiesen, daß die britischen Inseln schon viermal unter dem Ozean untergetaucht waren und sich immer wieder erhoben und bevölkerten. Der Norden von Europa erhebt sich fortwährend, während die Küste von Grönland in rapidem Sinken begriffen ist. Warum könnten nicht an Stelle dieser allmählichen Veränderung in längst vergangenen Epochen plötzliche Ueberflutungen getreten sein? Kommen doch derartige Ueberflutungen in geringerem Grad auch heutzutage vor (so z. B. 1883 oder 1884 bei einer der Sundainseln mit einer Bevölkerung von 80000 Malayen) (II. 787).

Die Ueberflutung von Lemuria soll infolge einer Reihe von unterirdischen Erschütterungen und von dem durch „inneres Feuer“ verursachten

Bersten des Ozeangrundes aufgetreten sein, nach der Sage 700000 Jahre vor Beginn der Tertiärformation, des Eocäns (II. 313).

Denn, ebenso wie die Entwicklung der ersten Rasse an sieben weit voneinander getrennten arktischen Polarregionen — dem einzigen damals dort existierenden Lande — vor sich ging, begann die schließliche Bildung der dritten Rasse in der Gegend der Behringstraße, während das Klima damals selbst in den arktischen Regionen ein halbtropisches und den primitiven Bedürfnissen des entstehenden physischen Menschen entsprechendes war. Der Kommentar sagt uns, daß die dritte Rasse erst ungefähr die mittlere Entwickelungshöhe erreicht hatte, als:

„Sich die Radaxe neigte. Sonne und Mond schienen nicht mehr auf die Köpfe jener Schweiß-Geborenen herab, man lernte Schnee, Eis und Frost kennen, und Mensch, Tier und Pflanze verkümmerten im Wuchs .... Dies war die dritte Pralaya der Rassen".

„Dies bedeutet, daß unser Planet sieben periodischen Totalumwälzungen unterworfen ist, pari passu mit dem Auftreten neuer Rassen; sieben terrestrische Pralayas oder Perioden der Zerstörung während dieser Runde — diesem Evolutionscyklus — von denen drei durch eine Neigung der Erdaxe herbeigeführt wurden. Im Okkultismus wird dieses unerbittliche Gesetz dem „großen Regulator (adjuster) zugeschrieben".

„Solche axiale Störungen haben während der gegenwärtigen Runde schon viermal stattgefunden; sobald die alten Kontinente — mit Ausnahme des ersten — von den Ozeanen verschlungen waren, erschienen neue Länder und mächtige Gebirgsketten erhoben sich da, wo vorher nichts derart gewesen. Jedesmal wurde das Bild unseres Planeten total verändert; das Ueberleben der tauglichsten Nationen und Rassen wurde durch zeitige Hülfe gesichert und die untauglichen, die fehlerhaften, von der Erde weggefegt .....

In jedem siderischen Jahr (d. h. alle 25858 Sonnenjahre) weichen die Wendekreise, bei jedem Umlauf der Knotenpunkte, um vier Grade vom Pol zurück. d. h. macht die Erdaxe eine Schwankung von 4°.

Nun liegt, wie jeder Astronom weiß, gegenwärtig der Wendekreis etwa 23½° vom Aequator entfernt; es sind also noch 2½° bis zum Ende eines siderischen Jahres zu durchlaufen, so daß die Menschheit im allgemeinen, und die zivilisierten Rassen im besonderen noch eine Frist von 16000 Jahren bis zum Ende eines siderischen Jahres vor sich hätten (II. 330).

Der vierte Kontinent, den man Atlantis zu taufen übereingekommen ist, bildete sich durch Vereinigung vieler Inseln und Halbinseln, im Laufe der Zeit emporgehoben, und wurde schließlich das eigentliche Heim jener großen Rasse der Atlantier, „einer Rasse, die sich — kurz gesagt — aus einem Kern von Bewohnern des nördlichen Lemuriens, einer Gegend der Erde, die heute mitten im atlantischen Ozean liegt, gebildet haben mag" (II. 334).

Digitized by Google

In bezug auf den Kontinent Atlantis, müssen wir im Auge behalten, daß die von den alten griechischen Schriftstellern auf uns überkommenen Berichte nur Verwirrung anrichten, da die einen darunter den großen Kontinent, die andern nur die letzte kleine Insel des Poseidon verstehen (II. 767). Plato z. B. verflocht die Geschichte von Atlantis, welche sich über einen Zeitraum von einigen Millionen Jahren erstrecken sollte mit einem Ereignis, das er auf der Insel des Poseidon, welche etwa die Größe von Irland gehabt haben mag, spielen ließ, während hingegen die Priester von Atlantis als von einem Kontinent sprachen, so groß wie Asien und Lybien zusammengenommen (II. 761). Homer spricht von den Atlantern und ihrer Insel, und die Atlanter und Atlantiden der Mythologie fußen auf den Atlantern und den Atlantiden der Geschichte. Die Geschichte des Atlas liefert uns hiezu den Schlüssel. „Unter Atlas sind die beiden Kontinente Lemuria und Atlantis kombiniert zu verstehen, symbolisch als Person aufgefaßt. Die Dichter verliehen Atlas, ebenso wie Prometheus das Attribut höherer Weisheit, universellen Wissens und speziell gründlichsten Vertrautseins mit den Tiefen des Ozeans, weil auf beiden Kontinenten Rassen lebten, die von göttlichen Meistern instruiert wurden, und weil beide auf den Boden des Meeres versetzt wurden, wo sie nun schlummern, bis ihre Zeit kommt, wieder aufzusteigen über die Oberfläche des Wassers . . . . . Und da Lemuria von submarinen Feuern zerstört und Atlantis von den Wellen überflutet, in den Tiefen des Ozeans versank, so lautet die Sage, Atlas sei gezwungen worden, die Oberfläche der Erde zu verlassen und sich mit seinem Bruder Japetos in den Tiefen des Tartarus zu vereinigen" (II. 762). Atlas personifiziert demnach hier einen Kontinent, und diese allegorische Person trägt Himmel und Erde gleichzeitig. „Das Atlasgebirge und der Peak von Teneriffa, beides verkümmerte Reste der zwei untergegangenen Kontinente, waren in der Epoche Lemurias dreimal, und in der von Atlantis zweimal so hoch als heutzutage. In den Tagen von Lemuria, ehe der afrikanische Kontinent sich erhoben hatte, war der Atlas ein unersteigbares Inselgebirge. Poseidonis, die letzte Insel von Atlantis, währte bis etwa vor 12 000 Jahren.

„In der Eocänperiode — zitiert Mr. Sinnett aus dem Brief eines Meisters — sogar in deren frühesten Anfängen hatte der große Cyklus der Menschheit der vierten Rasse, der Atlantier bereits seinen Höhepunkt erreicht und der große Kontinent, der Vater fast aller jetzigen Kontinente, zeigte bereits die ersten Symptome des Sinkens, ein Prozeß, der bis vor 11 446 Jahren sich fortsetzte, dem Zeitpunkte, in dem dessen letzte Insel (die wir mit Uebersetzung des ursprünglichen Namens wohl am besten Poseidonis nennen) krachend versank". (Siehe Sinnett's Geheim-Buddhismus S. 106.)

„Lemuria darf ebensowenig mit Atlantis verwechselt werden, wie Europa mit Amerika. Beide sanken und gingen unter mit einer hoch entwickelten Zivilisation, mit ihren Göttern; jedoch zwischen beiden Katastrophen liegt ein Zeitraum von nicht weniger als — 700 000 — Jahren . . . Warum

sollten unsere Gelehrten nicht auf den Gedanken kommen, daß **unter** den Kontinenten, die sie erforschen nud ergründen, in deren Innern sie die Eocänperiode entdeckt haben, in der Tiefe des unergründeten Ozeanbodens noch andere und viel ältere Kontinente sich verbergen, deren geologische Schichten noch niemals erforscht, und die sie eines Tages zum Aufgeben ihrer heutigen Theorie zwingen werden?"

„In bezug auf frühere Zivilisationen werden wir belehrt, daß die Zivilisation der Griechen und Römer und selbst diejenigen der Aegypter nichts seien im Vergleich mit denjenigen, die mit der dritten Rasse begannen ..... Es wird behauptet, daß eine Reihe von Zivilisationen sowohl vor, als nach der Eisperiode existierte".

„Auf der von Nordenskiöld mit der Vega im arktischen Ozean entdeckten Gruppe von Inseln fanden sich fossile Pferde, Schafe, Ochsen u. s. w. unter gigantischen Gerippen von Tieren, die Perioden angehören, in denen nach der Lehre der Wissenschaft der Mensch auf der Erde noch gar nicht existiert haben soll. Wie kommen denn diese Pferde und Schafe in die Gesellschaft antediluvianischer Riesengeschöpfe? fragt ein Meister in einem Briefe. (Sinnett's Geheim-Buddhismus S. 67.) Die Geheimbücher geben darauf die Antwort, daß das Klima in jenen Regionen mehr als einmal gewechselt habe, seit die ersten Menschen diese jetzt beinahe unzugänglichen Breiten bewohnten. Im Mythos von Phaëton wird erzählt, daß bei seinem Tode seine Schwestern heiße Thränen vergossen, welche in den Eridanus herabfielen und sich in Ambra (Bernstein) verwandelten. Nun findet sich Ambra aber nur in den nordischen Meeren, im baltischen Meere z. B. (der Eridanus kann also mit dem Po nicht identisch sein, wie gewöhnlich angenommen wird). Der Mythos von dem mit dem Tode kämpfenden Phaëton, wie er den erkalteten Sternen der nördlichen Regionen Wärme bringt, am Pol den vor Kälte erstarrten Drachen erweckt und endlich in den Eridanus geschleudert wird, spielt in allegorischer Form direkt auf den in jenen weit zurückliegenden Zeiten stattgefundenen Klimawechsel an, welcher die Polarregionen aus einer kalten Zone in eine solche mit gemäßigtem warmem Klima umwandelte. Phaëtons, des Usurpators der Verrichtungen der Sonne, Sturz in den Eridanus infolge Jupiters Donnerkeil aber, ist eine Anspielung auf den zweiten Klimawechsel, der in jenen Regionen stattfand, als dieses Land, auf dem einst die Magnolie geblüht, sich in eine verödete Region ewigen Eises verwandelte. Diese Allegorie schließt demnach die Vorgänge während zweier Pralayas (Perioden der Ruhe des Absoluten) in sich und ist richtig verstanden ein Beweis für das außerordentliche Alter der menschlichen Rassen" (II. 770).

„In dem Mythos von den drei von Kronos in einem dunkeln Land festgehaltenen Riesen, sieht der esoterische Kommentar „drei Polarländer, die zu wiederholten Malen bei jeder neuen Ueberflutung oder Verschwinden eines Kontinents, um einem andern Platz zu machen, ihre Gestalt veränderten .... Allein, wenn auch hierbei jedesmal die ganze Oberfläche ein anderes Aussehen bekam, die arktische und antarktische Region wurde

von dieser Umgestaltung wenig berührt . . . . Die Kontinente gehen auf mehrfache Weise zu grunde: einmal durch Feuer, ein anderes Mal durch Wasser; entweder durch Erdbeben und vulkanische Ausbrüche, oder durch Versinken und die großen Verheerungen des Wassers. Unsere gegenwärtigen Kontinente werden den Fluten zum Opfer fallen" (II. 776).

Dies sind in Kürze zusammengefaßt die Lehren der Geheimlehre bezüglich der Entstehung und Vorbereitung der Erde, zu einer Stätte für die Entwickelung der Menschen. Bei dieser kurz gedrängten Darstellung mußten die Lehren der wissenschaftlichen Autoritäten über denselben Gegenstand leider unerörtert bleiben, so lehrreich auch für den Leser eine solche Nebenanderstellung wäre, die nachzuholen nicht dringend genug empfohlen werden kann. Der Leser möge eingedenk sein „daß heutzutage mancher Kenner der griechischen Mythologie zur Ueberzeugung neigt, daß Hesiods Theogonie sich auf historische Vorgänge stützt . . . . und daß die in Symbolen auftretenden esoterischen mythologischen Darstellungen weiter nichts sind, als Wegweiser, die zu prähistorischen Thatsachen hinführen" (II. 777).





Ueber Kartenlegen und Wahrträume.

Von

Werner Friedrichsort.

Mitte August dieses Jahres ging der Redaktion die Adresse einer Kartenlegerin in Berlin zu[1]). Dr. Hübbe-Schleiden und ich begaben uns infolgedessen dorthin, da, wie man uns mitgeteilt hatte, die Frau einen recht bedeutenden Ruf genießt, und wir uns persönlich von ihrer Leistungsfähigkeit überzeugen wollten, um gegebenen Falls unseren Lesern darüber zu berichten.

Ich bemerke vorweg, daß meiner Ueberzeugung nach die Frau uns nicht kennen konnte; bei mir wenigstens dürfte es direkt als unmöglich zu bezeichnen sein, da ich erst am Tage vorher zur Beiwohnung des theosopischen Kongresses nach Berlin gekommen, und seit 1½ Jahren nicht dort gewesen war.

Unser Besuch gegen 11½ Uhr wurde zunächst nicht angenommen, wir wurden vielmehr gebeten, in etwa zwei Stunden wiederzukommen, da der Andrang zur Zeit zu groß sei. Auch als wir gegen 2 Uhr uns wieder einstellten, mußten wir noch etwa ½ Stunde warten, ehe Dr. Hübbe-Schleiden vorgelassen wurde. Wir unterhielten uns während unserer Wartezeit nur wenig und zum Teil wegen der Anwesenheit der Tochter der Seherin in englischer Sprache. Als ich endlich an die Reihe kam, fand ich im Nebenzimmer, das ebenfalls wie das Wartezimmer recht geschmackvoll ausgestattet war, eine Frau etwa Mitte der vierziger Jahre, die zwar leidend erschien — sie lehnte in Bettkissen in einer Sofaecke — dennoch durch ihr Aeußeres in keiner Weise auf ihre mediale Veranlagung schließen ließ. Sie forderte mich auf, ihr gegenüber vor einem Tische Platz zu nehmen und in üblicher Weise die Karten zu mischen, abzuheben und ihr einzeln zu reichen, worauf sie dieselben in gewisser Reihenfolge vor sich ausbreitete. Nach kurzem Beobachten derselben begann sie,

[1]) Die Adresse wird auf Wunsch von der Redaktion mitgeteilt.

Digitized by Google

anscheinend direkt aus der Lage der Karten schließend, mit außerordentlicher Lebhaftigkeit und teilweise der dem Berliner eigentümlichen drastischen Schilderungsweise, mir die Gründe meiner Anwesenheit in Berlin klar und bestimmt auseinanderzusetzen, so wie sie außer mir nur ganz wenigen intimen Freunden bekannt sein konnten; sagte mir bestimmt, daß aus meinen geschäftlichen Plänen dieses Mal nichts werden würde, eine Thatsache, die mir erst die nächsten Tage bestätigten. Nachdem die Karten dann noch wiederholt neu gemischt und neu gelegt worden waren, kamen mehrere durchaus treffende Mitteilungen aus meinem Familienleben. Ueberraschend war besonders die Erwähnung, daß ich eine Schwester ganz jung durch den Tod verloren habe, ein Ereignis, dessen ich mich selbst nicht mehr erinnerte, welches mir erst später wieder einfiel. Sodann die buchstäblich eingetroffene Voraussage, daß ich an demselben Tage noch zwei Briefe erhalten würde, den einen von einer Dame in Trauer, der mir eine Enttäuschung bringen würde. Einige Mitteilungen waren zweideutig, aber nur einige wenige direkt falsch.

Auf meine Bitte gestattete mir Frau H. ihre Handlinien zu untersuchen, ich fand in ihnen, ebenso wie in denen ihrer Tochter, die ich vorher zu beobachten Gelegenheit gehabt, den reinen intuitiven Typus, bei der Tochter die Kopflinien allerdings noch mehr dem Mondberge zugeneigt, als bei der Mutter.

Mein Endurteil ist, daß Frau H. nicht unbedeutend medial veranlagt ist, was durch die, allerdings nicht beweiskräftigen, eigenen Aussagen von sich wiederholenden Wahrträumen bestätigt wird.

Ueber Dr. Hübbe-Schleiden's Beobachtungen zu berichten, bin ich nicht autorisiert, ich gebe daher nur die von mir gemachten wieder.

Was mich nun bei meinem Besuche besonders interessierte, war der Versuch der Feststellung der Thatsache, ob die Benutzung der Spielkarten der Seherin nur als unwesentliches Mittel der Konzentration ihrer Gedanken, besser, als Mittel der Herbeiführung des extatischen Schauens dient, also ob die Karten nur ein subjektives Mittel des Erkennens, gleichsam eine geistige Brille, seien, oder ob sie durch ihre verschiedene Lage thatsächlich einen objektiven Gegenstand des Erkennens darstellen.

Ehe ich zu meiner Schlußfolgerung komme, seien mir zur weiteren Erläuterung folgende Bemerkungen gestattet.

Gesetzt den Fall, von zwei Stationen werden gleichzeitig zwei Eisenbahnzüge auf einem Geleise gegeneinander abgelassen. Die einzelnen Passagiere wissen nichts von der drohenden Gefahr, selbst die Führer können trotz ihres weiteren Ausblickes erst kurz vor der Katastrophe das Kommende voraussehen. Dagegen kann der Telegraphist, der auf einer Station die Abfahrzeiten vergleicht, die Entfernungen und die Schnelligkeit der Züge kennt, ohne am Orte des Geschehens zu sein, den Zusammenstoß vorhersagen. Noch jemand aber vermag die Sachlage zu überschauen, derjenige nämlich, der sich in einem Ballon über die Erde erhebt und sich das hierdurch erweiterte Gesichtsfeld nutzbar macht.

Oder: Denken wir uns ein großes dichtes Gewebe. Ein Wesen, welches selbst in diesem hin und her der Fäden verstrickt ist, vermag den Zusammenhang derselben, das Muster, welches ihr anscheinend regelloses Gefüge bildet, nicht zu erkennen. Anders derjenige, der etwa die Zeichnung des Gewebes vor Augen hat, die gleichmäßige Wiederkehr derselben Muster erkennt und hieraus das Auf- und Niedertauchen eines Fadens berechnen kann, und anders derjenige, der von einem höheren Standpunkte aus das Ganze überblickt.

Aehnlich verhält es sich mit den sogenannten Wahrsagekünsten. Auf zweierlei Weise sind sie möglich, erstens durch schrittweises, induktives Folgern, Berechnen und nach ähnlichen Vorgängen Schließen, und zweitens durch ein Sicherheben auf einen höheren Beobachtungspunkt. Vom höchsten bis zum niedrigsten verläuft alles Geschehen gesetzmäßig, der Kosmos, das wohlgeordnete Ganze dieses Weltalls, ist in analoger Weise ein Organismus, wie der kleinere eines Planeten, wie der noch kleinere eines Menschen. „Das Obere ist gleich dem Unteren", sagt ein okkultistischer Wahrspruch. Es ist dem sorgsamen Beobachter in dem Studium eines Geschehens Material zum Schließen auf analoge Vorgänge gegeben, ob er diese Schlüsse immer richtig zieht, ist eine andere Frage. Es wird dies wohl nur dann der Fall sein, wenn gleichzeitig die intuitive Begabung des richtigen Erfassens aller Nebenumstände gleichzeitig mit vorliegt. Alles Geschehen ist kausal bedingt. Wir vermögen mit unserem Alltagsbewußtsein allerdings nicht die einzelnen Fäden der Kausalität zu verfolgen, ebenso wenig, wie wir mit unbewaffnetem Auge all' die Milliarden von Lebewesen um uns wahrnehmen können. Wie aber die physische Beobachtungsgabe individuell verschieden ist, so ist es auch die psychische. Jede bewußte oder unbewußte Handlung des Einzelnen ist genau die Aeußerung seines Charakters, d. h. seines durch sein Karma bedingten Entwickelungsstadiums. Aus jeder Handlung also vermag ein feiner empfindender Mensch Rückschlüsse auf den Charakter oder das Karma des Einzelnen zu machen und nicht nur aus den bewußten Handlungen selbst, sondern sogar aus der durch das oft unbewußte Handeln geschaffenen Umgebung. Man sagt oft und mit Recht, daß jeder Mensch seiner Umgebung das Gepräge seines Charakters aufdrücke. Wie aus den von mir unwillkürlich gezogenen Karten müßte also noch in viel höherem Maße etwa die scheinbare Unordnung, dies mir so liebe Durcheinander auf meinem Schreibtische dem seherisch Beanlagten Gelegenheit zu Wahrsprüchen über mein Karma geben. Es führt dies schließlich zu den Erscheinungen der sogenannten Psychometrie.

Ich schließe daher aus meinen Beobachtungen bei Frau H., daß thatsächlich die Lage der Karten es ist, welche die Grundlage ihrer Aussprüche bildet, daß aber nicht diese Lage allein eine richtige Voraussage ermöglicht, sondern daß eine feinere Empfänglichkeit für den übersinnlichen Zusammenhang gerade dieser meiner Wahl zu meinem Karma vorliegen muß.

Digitized by Google

Diese Empfänglichkeit verläuft natürlich in den meisten Fällen ganz unbewußt.

Nun ließe sich meiner Meinung nach ein weiteres interessantes Experiment mit diesen Kartendeutungen verknüpfen.

Es bliebe nämlich zu ermitteln, ob thatsächlich alle Vorkommnisse durch das Kartenlegen vorausbestimmbar sind. Es müßte durch zahlreiche Versuche festgestellt werden, ob nicht vielleicht eine Anzahl ganz bestimmter Fälle, sagen wir etwa, um ein Beispiel zu wählen, Unglücksfälle durch Elementarereignisse, sich nicht auf diese Weise vorher kundthun. Sollte sich diese Hypothese bestätigen, so wäre damit festgestellt, daß, während alles andere in bestimmter Weise durch mein Karma bedingt wird, doch eine gewisse Reihe von Eingriffen in mein Schicksal aus einer anderen Kausalverkettung sich herleitet. Wir stehen noch so sehr am Anfange unserer Forschungen, daß von vornherein eine solche Annahme fremder Eingriffe in unser Schicksal nicht von der Hand gewiesen werden darf.

Als ein vielleicht hierher gehörendes Beispiel möchte ich folgende Einsendung des Herrn Berg-Ingenieur A. R. anführen:

„Im Winter des Jahres 1890 leitete ich einen Betrieb auf Chromerze in der Gegend von Tampadel bei Reichenbach in Schlesien. Um einen kleinen Schacht abzuteufen, wurde darin Tag und Nacht gearbeitet. Während der Nacht wurden nur drei Arbeiter beschäftigt, deren Arbeit so eingeteilt war, daß sie zuerst alle zusammen im Schachte bohrten und sprengten, und dann zwei zum Haspeln (Hinaufwinden) ausfuhren, während der dritte das Einladen der Erze in die Kübel besorgte.

So war es auch in der Nacht vom 23. zum 24. Dezember. Ich schlief damals in meinem Stübchen im Dorfwirtshause, etwa ½ Stunde Wegs vom Schacht entfernt. Mein Schlaf war, wie er im Gefolge einer einfachen Lebensweise, mäßiger Anstrengung in freier Luft und völliger Gesundheit zu sein pflegt, ruhig, fest und traumlos. Das Erwachen trat sonst nur zur bestimmten Zeit ein. In dieser Nacht erwachte ich jedoch zu einer ungewohnten Stunde mit dem Drange, Licht zu machen und die Zeit festzustellen. Meine Taschenuhr wies auf ¼ 4. Das plötzliche Erwachen zu dieser Zeit befremdete mich sehr; ich forschte nach der Ursache, ohne eine solche ermitteln zu können; alsdann legte ich mich wieder nieder — ohne jeden Argwohn; konnte aber trotzdem nicht mehr einschlafen, was sonst innerhalb einiger Minuten geschehen wäre. So verging wohl eine halbe Stunde, da wurde mein Name laut gerufen. Einer der Arbeiter meldete mir, daß ein Teil des Schachtes eingestürzt wäre. Schnell warf ich mich in meine Sachen, bald war ich oben. Glücklicherweise hatte keiner der Arbeiter eine Verletzung davongetragen. Der Schaden war nur ein materieller. Mich nach den näheren Umständen erkundigend, fragte ich auch nach der Zeit.

Diese konnte mir mit völliger Genauigkeit angegeben werden, „denn", sagte der eine Arbeiter, „wir hatten eben zu haspeln aufgehört und wollten wieder unten bohren, bei dieser Gelegenheit sahen wir nach der Uhr, es

war gerade ¼ 4, da brinkelte es schon und ehe wir nachsehen konnten, kam die Wand auf uns hernieder". — Da die Uhren der Arbeiter stets nach der meinigen gerichtet wurden, auch zu der Zeit gleiche Stunden anzeigten, so ist damit festgestellt, daß der Unfall genau in dem Momente eintrat; als ich erwachte.

Bloßer Zufall kann das kaum gewesen sein.

Im darauffolgenden Sommer hatte sich der Betrieb wesentlich verändert; wir waren zum Tagebau übergegangen d. h. zu einem Verfahren, wie etwa ein Steinbruch betrieben wird. Im Hintergrunde stand noch die Wand, in sie hinein führte ein kurzer Stollen.

An einem Montage erwachte ich in meinem ständigen Wohnort Frankenstein mit der unbestimmten Ahnung, daß ein Unglück drohe. Obwohl ich keinen besonderen Grund zu Befürchtungen hatte, dachte ich dabei doch zuerst an die Grube, an den Betrieb. Ich eilte von der letzten Bahnstation Reichenbach an den Betriebsort, fand aber hier alles, wie zu erwarten, in der besten Ordnung. Um nur ja nicht etwas zu übersehen, übernahm ich selbst alle irgend wie gefährlichen Arbeiten, wie Herstellung der Patronen, Besetzen der Sprenglöcher mit Dynamit und Abbrennen der Schüsse. Die Zeit verstrich ohne jedes außergewöhnliche Ereignis. Es war 6 Uhr Abends; da rollten in dem kleinen Stollen einige kleine Brocken herunter, ein durchaus nicht seltener Vorfall. Sonst hätte er mich höchstens veranlaßt, etwa noch lose gewordene andere Brocken herabreißen zu lassen, diesmal aber hielt ich ihn für die letzte Warnung oder Erneuerung meiner Ahnung; ich rief, da ich unten nichts auffälliges bemerken konnte, dem gerade oben anwesenden Aufseher zu, auch dort genau nachzuschauen. Er fand, daß die hohe Wand sich allmählich ablöse und einzustürzen drohe. Schnell waren Mannschaft und Arbeitszeug geborgen. Punkt ½ 7 Uhr, zu welcher Zeit wir sonst die Schicht beendeten, erfolgte der mächtige Einsturz der hohen Wand an der Stelle, wo eben eine Anzahl Arbeiter beschäftigt gewesen war".

Mit Erklärungsversuchen, wie Erhebung der Psyche auf die astrale Ebene, ist bei derartigen, nicht gerade seltenen Vorkommnissen, wenig gesagt. Machen wir uns doch das Wesen des Schlafes und Traumes einmal kurz klar. Das bewußte Leben mit seinem Sitze im Gehirn empfängt während des wachen Zustandes fortwährend durch den Apparat der sensiblen Nerven Empfindungen, die es in Anschauungen umsetzt. Erst nachdem diese Anschauungen gebildet sind, wird vermittels der motorischen Nerven der bewußte Wille zum Ausdruck gebracht, z. B. hören, verstehen, antworten. Der innige Zusammenhang zwischen den drei Gruppen (der Inder unterscheidet sie sehr scharf als buddhi indriyani, manas und karman indriyani), wie er im wachen Zustande vorhanden ist, löst sich beim Schlafe. Das Gehirn empfängt durch die sensiblen Nerven keine neuen Eindrücke mehr, es ist von ihnen isoliert, es vermag jedoch auch keine bewußte Willensäußerung mehr kundzuthun, da es andererseits auch von dem motorischen Nervenapparat isoliert ist. Die zuletzt empfangenen Eindrücke

Digitized by Google

werden langsam vom Gehirn verarbeitet, dies ist das Einschlafen. Während so die Außenwelt abgeschlossen ist, wird ein anderer Kontakt mit dem Gehirne geschlossen; zum Zwecke seiner Ernährung taucht das Gehirn ganz in das unbewußte Leben des Blutumlaufes ein. Professor Deußen braucht bei der Erklärung dieses Vorganges ein sehr hübsches Bild, indem er sagt: „Indem die Natur den Stillstand der Maschine benutzt oder auch herbeiführt, um dieselbe auszubessern, so ereignet es sich, daß durch ihr geschäftiges Wirken und Walten gewisse leise Anstöße bis zu den Teilen des Gehirnes dringen, deren Affektion im Wachen die Anschauung der Außenwelt hervorzurufen pflegt. Indem dieselbe nun (wie die Saiten eines Klaviers beim Putzen) im Schlafe von innen hin und wieder afficiert werden, vollzieht der Verstand sofort seine gewohnten Funktionen (die Saiten erklingen) und schafft hierdurch die Anschauung des Traumes".

Was hier beim gewöhnlichen Traume das unbewußte Leben durch seine Blutzuströmungen zu verworrenen Bildern gestaltet, kann aber nicht dasselbe sein, was sich bei Warnungsträumen äußert. Hier erkennen wir vielmehr ein bestimmtes, zweckbewußtes Wollen. Wenn wir nun bei der Hypnose, einem gleichen Zustande der Isolation des Gehirnes von den beiden Nervenapparaten, beobachten, wie ein fremder Wille den Kontakt mit dem Verstande des Mediums herstellt, so können wir logischerweise bei den Erscheinungen der Warnungsträume auch nur auf einen bewußten fremden Willen zurückschließen.

Dies ist es, was ich als noch zweifelhaften Punkt zur Diskussion stellen und gerne einer Reihe von Versuchen unterworfen sehen möchte.





Wie ich zur Anerkennung einer übersinnlichen Welt bekehrt wurde.

Von

Martin Fließ.

Niemand konnte ein größerer Skeptiker sein als ich, und wenn die Unterhaltung im Freundeskreise das Gebiet des Rätselhaften berührte, war ich unsern „Missionaren" gegenüber stets ein mit allen Argumenten der Wissenschaft ausgerüsteter Gegner. Unsere „Missionare" waren zwei Freunde, welche in das Lager des Spiritismus übergegangen waren, zu dessen eifrigsten Verfechtern gehörten.

Bei mir hatten sie mit ihren überspannten Ideen, Wahnvorstellungen und wie ich ihre Ueberzeugung sonst nannte, kein Glück. Wenn der Glaube an ein Fortleben und an eine ausgleichende Gerechtigkeit nach dem Tode die Menschen auf Erden schon veredelt und für das Jenseits besser vorbereitet, so muß ich hinsichtlich meiner spiritistischen Freunde dieser Thatsache insofern Gerechtigkeit zollen, als die beiden einstigen Hitzköpfe seit ihrem Uebertritt in das spiritistische Lager die sanftesten Menschen geworden sind, deren Bestreben darin gipfelt, Anhänger für ihre neue Lehre zu werben. Den heftigen Angriffen, denen sie deswegen ausgesetzt waren, begegneten sie mit Milde.

„Es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich auch Deine Schulweisheit nichts träumen läßt", entgegnete mir ein alter Gymnasialprofessor, der mir von spiritistischen Sitzungen erzählt hatte und wegen seiner Leichtgläubigkeit von mir tüchtig ausgelacht wurde.

„Gehe hin und überzeuge Dich! Hüte Dich aber, das für Täuschung zu halten, was Du unfähig bist, zu erklären: sonst bist Du Dein eigener Betrüger!"

Diese Worte meines gelehrten Freundes brachten mich zum Nachdenken. Ich nahm an einer Sitzung teil. Die darin erlebten Dinge überzeugten mich aber nicht, weil ich mich wie viele auf ihren Verstand

Digitized by Google

pochenden Menschen nicht entschließen konnte, anzuerkennen, was ich nicht begriff.

Ich dachte keineswegs an Betrug, denn meine ehrenhaften Freunde und das in kataleptischem Zustande von einer anwesenden ärztlichen Autorität untersuchte Medium bürgten für Ausschließung jeder Täuschung. Selbst als bei hellem Lampenscheine unsichtbare Hände über mein Gesicht fuhren, selbst als ich auf meinem Stuhle in die Mitte des Zimmers von nicht wahrnehmbaren Wesen gerückt, dann mit dem Stuhle hoch empor gehoben und während einer Viertelminute schwebend gehalten wurde, so daß das Gesetz der Schwere aufgehoben war, selbst da glaubte ich noch nicht an übersinnlich wirkende Wesen.

„Teils Selbsthypnose, teils Magnetismus, welcher, durch die gebildete Handkette der Anwesenden verstärkt, in einer noch nicht aufgeklärten Weise wirkt, schien mir alles zu sein. Noch weniger Eindruck machten auf mich die nicht physikalischen, also mehr das seelische Leben streifenden Experimente. So klopften die aus dem Tische hervorschallenden Töne deutlich die Geburts- und anderen Gedenktage unserer lebenden und verstorbenen Lieben. Auch hierfür hatte ich mir eine ähnliche Erklärung zurechtgedacht. Doch hörte ich auf, meine spiritistischen Freunde zu verspotten. Ich ließ sie in ihrem Glauben.

Erst ein Traum bekehrte mich. —

Mein biederer verstorbener Kollege, der Schätzmeister P., einst einer der tüchtigsten Beamten unseres Leihamtes, erschien mir im Traume. Ich selbst sah mich hinter dem Tisch im Amtszimmer beschäftigt mit dem Abschätzen von Haufen Goldes und Juwelen, als ein Herr und eine Dame, beide Franzosen, hereintraten.

„Parlez-vous ....?“ fragte der Fremde. „Oui“, antwortete ich. Ich ließ mich nicht stören, das zahlreich anwesende Publikum abzufertigen. Inzwischen war es der Dame gelungen, ihre ziemlich umfangreiche Handtasche zu öffnen, auf deren Außenseite ein goldgesticktes Monogramm blitzte. Zwei schwere silberne Leuchter entnahm sie derselben und setzte sie vor mir nieder.

„Votre légitimation, Monsieur!“ redete ich ihren Begleiter an.

„Le Président de la république française etc.“ las ich .... also ein genügender Paß. Abgemattet nach besonders reichlicher Arbeit, wollte ich, ohne ihr Metall auf seine Echtheit zu prüfen, die Leuchter wiegen, als Kollege P. neben mir sagte: „Unecht!“

Ich erwachte. Der Traum war zu Ende. Ich habe dasselbe dreimal geträumt.

Bald darauf hatte ich angestrengt zu thun. Der Kollege, welcher das Abschätzen der Pfandobjekte mit mir teilte, war krank und beurlaubt, sodaß ich die doppelte Arbeit bewältigen mußte. Eben blickte ich nach der Eingangsthür, als ein Herr und eine Dame hereintraten.

Bekannte Gesichter! ..... „Was ist das?“ blitzte es durch mein Hirn. Schon stand das Paar vor mir.

„Parlez-vous . . . .?“ fragte der Fremde. „Oui“, antwortete ich etwas erbleichend. Ich forderte seine Legitimation und wußte, daß er mir einen Paß reichen werde. — Richtig, so war es:

„Le Président de la république française“ . . . . las ich und zweifelte nicht, daß die Dame mir zwei silberne Leuchter aus ihrer Tasche überreichen würde. Richtig, aber die Tasche besaß an der Außenseite nicht das goldgestickte Monogramm, und doch: jetzt wendete die Dame die Tasche, und deutlich strotzte die Goldstickerei mir entgegen.

„Unecht“ . . . . hatte das Traumgesicht gewarnt. Ich taumelte an den hinter mir stehenden kleinen Tisch, auf dem die Chemikalien zur Prüfung der Edelmetalle ruhen.

„Wirklich unecht“, murmelte ich und wies das Pfand zurück. Ich fixierte die eleganten Ausländer, studierte jede ihrer Mienen, als sie, mit dem Einpacken der echtem Silber täuschend ähnlichen Leuchter beschäftigt waren: Es waren dieselben Gesichter, dieselben Toiletten, die der Traum mir dreimal gezeigt hatte.

War es möglich, daß ein erfahrener Schätzmeister durch ein derartiges, nicht seltenes Falsifikat getäuscht werden konnte, ohne daß man ihm irgend welche Warnung zukommen ließ? Unmöglich, wenn er das ihm zur Abschätzung vorgelegte sorgsam prüft. Oft aber drängt die Arbeit, der Beamte fühlt sich sicher und im Vertrauen auf die Rechtlichkeit des Pfandgebers schätzt er das Metall ohne Probe, bewilligt die Summe und muß dann den bedeutenden Schaden tragen, wenn das in einem solchen Falle nicht wieder abgeholte Pfand zur Versteigerung gelangt.

So wäre es mir damals ergangen: ohne die Warnung meines mir einst im irdischen Leben treuen Kollegen, welcher mir auch in jener uns rätselhaften Welt seine Zuneigung bewahrt, wäre ich wirklich betrogen worden.

Ich bin jetzt von der übersinnlichen Welt überzeugt.



Digitized by Google



Die Vision eines Weibes.

Von

Jasper Niemand.

❦

Jemand hatte eine Sage gelesen und wiederholte sie mir aus dem Gedächtnisse:

Ein griechisches Weib ward von zwei Geistern in Gestalt von weisen Chaldäern besucht. Diese statteten sie mit übersinnlichen Kräften und mit übermenschlicher Erkenntnis aus. Infolge dessen war sie im stande, alle Dinge wahrzunehmen, die in allen Ländern unter der Sonne geschahen, und sie war völlig erhaben über alles menschliche Weh und alle menschlichen Schwächen, ausgenommen nur über die Liebe und den Tod. Das Weib wohnte allein mit den Sternen, den Palmen und den rauschenden Wassern; sie war ruhig und mit sich im Frieden, und sie war den Göttern gleich an Weisheit, an Einsicht und Zufriedenheit. Da kam eines Tages ein wunder, müder Wanderer und bat um einen Schluck Wassers, um seinen Durst zu löschen und seine Wunden zu waschen. Sie gab ihm das Erbetene, und während sie es ihm gab, berührte sie seine Hand; danach verließen sie allmählich alle ihre magischen Kräfte, und die Chaldäer kamen nicht wieder zu ihr. Im ganzen unermeßlichen Weltall horchte sie nur auf eine Stimme; ihre Augen waren für die Erde und den Himmel blind; sie suchte nur ein einziges Antlitz. Sie hatte keine Macht mehr über die Geister der Menschen, auch nicht über die Geschöpfe auf dem Lande und in der Luft; sie hatte ihre Krone in den Staub geworfen und war Sklavin geworden. Ihre Sklaverei war freilich süßer als ihre Stärke je gewesen war, weit süßer — für einige Zeit. Dann ward der Wanderer des Aufenthaltes müde; seine Wunden waren heil und sein Durst war gestillt. Er stand auf und ging hinweg; sie war allein und ganz verlassen in der Totenstille der Wüste — aber die Chaldäer kamen nicht wieder.

So lautete die Erzählung. Doch sie scheint damit noch nicht zu Ende

zu sein; und ich meine zu wissen, wie sie weiter geht und was sie bedeutet.

Als das Weib gute Fortschritte gemacht und Kraft erlangt hatte, war es ihr gutes Recht, von den Göttern geprüft zu werden. Nun werden wir am meisten aber durch die Liebe und den Tod geprüft.

So wurde sie, wie die Sage berichtet, trauernd in der Wüste verlassen. Sie rief nach den Chaldäern und nach deren Kraft, an der sie früher Teil genommen hatte. Aber Kraft läßt sich nicht herbeirufen; man muß sie sich erwerben und sie sich zu eigen machen. Dann rief sie den Tod herbei. Aber der Tod kommt nicht schnell zu denen, die er als Freund heimsucht. Nur als furchtbarer Krieger und als Feind ist sein Nahen schnell und schrecklich. Sie konnte nicht sterben. In aller Welt blieb ihr nur die Liebe; diese konnte sie nicht ertöten und vergeblich suchte sie, sich dieser Bürde zu entledigen. Für immer konnte sie nicht so in der Wüste liegen bleiben. Ihre große Liebe trieb sie an; und sie erhob sich, brennend vor Verlangen, nur noch einmal jenes weit entfernte Antlitz zu erschauen; sie wollte die ganze Welt durchsuchen, um noch einmal diesen Anblick zu genießen. Sie nahm Abschied von den grünen Palmen und den klaren Wassern, und sie wanderte über den glühenden Sand; ihr Schutzgeist aber und der Geist des Meisters in ihr gingen mit ihr, ungesehen.

So kam sie in die Welt und suchte. Auf allen Seiten ihres Weges fand sie Sünde, Elend, Krankheit, Tod und Scham und Bitterkeit, und alles Unrecht, das der Mensch auf andere Menschen häuft, und alle Sinnen-Lust und Seelen-Freuden, die nur Schmerz gebären in der Zukunft. Da sie ihn nicht fand, den Wanderer, den sie suchte, fragte sie sich:

„Was nun, wenn er ebenso unglücklich ist wie alle diese hier?"

Und als das Herz ihr bei diesem Gedanken weit von Mitleid aufging, suchte sie mehr und mehr dem Leidenden zu helfen und ergriff die Hände derer, die sie anflehten und die sich an ihrem Gewande anklammerten — Alles um seinetwillen. Indem sie so diese Elenden lieben lernte, hoffte sie auch, jene innigere Liebe zu dem Einen zu vergessen. Doch sie hoffte nur vergebens, denn der Menschen Liebe ist gar stark und prüft uns wie ein zweischneidiges Schwert. Zuletzt rief sie zu allen Göttern: „Laßt mich ihn nur einmal sehen und dann sterben!"

So stark war dieser Schrei, daß alle Himmel bis ins Innerste von ihrem wild verzweifelndem Verlangen widerhallten; auf diese eine Forderung setzte sie ihr ganzes Glück und sie entlockte den Karmischen Mächten in dieser einen Gabe Alles, was diese für sie in manchem künftigen Leben noch als Schatz vorrätig hatten. Ihr Schutzgeist verbarg sein Antlitz und erzitterte, aber der Geist des Meisters in ihr schaute als ein treuer Wächter unbewegt ihrem Beginnen zu.

So sah sie den Geliebten. Der Mann hat sich verändert. Die Verdrießlichkeit des Lebens hatte ihn ermüdet. Sein Dasein war getrübt durch eine dunkel über sich ergießende Flut, die allen seinen Handlungen

ein gefärbtes Aussehen verlieh, ihn in all seinen höheren Bestrebungen behinderte und rätselhaft sein Leben untergrub, ihm selber unbewußt und unbekannt.

„Treib' jene böse Flut zurück!" sagte sie, und dann fragte sie wieder: „Was ist diese Flut?"

Ihr Schutzgeist konnte ihr vor Thränen nicht antworten.

„Deine Liebe ist es. Deren starke Schranken widerstehen dem Gesetze und verhindern dessen Wirkung", sprach der Wächter, jener Geist des Meisters in ihr, ihr höheres Selbst. „Horch auf die Zwietracht seines Daseins".

Das Weib brach in ein Wehklagen des Mitleids und der eigenen Beschämung aus.

„Er ist verändert. Liebest du ihn noch?" fragte ihr Schutzgeist.

„Mehr denn je liebe ich ihn und sehne mich darnach ihm Trost zu bringen", antwortete sie.

„Siehe", sprach nun ihr Schutzgeist zu dem Wächter, „wie stark ist diese Liebe, die durch Pein geläutert ward. Wirst du das Weib nicht jetzt erlösen?"

Doch unbewegt erwiderte der Wächter: „Als jener Mann sie in der Wüste fand, redete sie damals zu ihm von jenen sternenhellen Wahrheiten in der Dunkelheit der Sinnenwelt? Ja, ich weiß wohl, sie sprach mit ihm, doch ihre Worte waren wie leblose Formen, während ihre Stimme, der Träger, die Töne der Liebe girrte. Ja, ich weiß, daß sie ihn wohl belehrte und mit Zärtlichkeit und Mitleid seiner wartete, aber heischte sie nicht dafür Belohnung, die Belohnung seiner Liebe? Welches freie Liebeswerk verlangte wohl die Gegengabe? Sie wollte ihm nur dienen, sagst du? Wisse denn, daß in den Himmelshöhen Tausende von Geistern sind, die lange Zeitalter hindurch auf die Erlaubnis warten, dienen zu dürfen und oft darum vergeblich bitten. Zum Dienst der Liebe zugelassen zu werden, ist die Gabe aller Gaben in der Macht des göttlichen Geistes. Sah sie seinen Seelenfunken nach Befreiung von Persönlichkeit und Sonderheit verlangen? Sah sie unter jener Schale, die der äußere Mensch ist, sein inneres Selbst — das strahlende, in dem Gewebe der Materie gefangene — auf seinen Erlöser warten? Nein, sie sah nur ihr eigenes Spiegelbild, den Abglanz jener Flamme ihres eigenen Verlangens. Dieses Bild strahlte sie auf ihn; und dieser Glanz ihres eigenen verliebten Sehnens war es, was sie liebte. Das Gepräge, das sein Wesen dadurch für sie gewann, schwand dahin, denn sein Schutzgeist bewahrte ihn. Und dann trieb ihn der „Wächter" in ihm von ihr fort. Das Leben führte ihn hinweg. Er kam in andere Umgebung, aber schleppte, ohne es zu fühlen, jene dunkle und sich immer weiter streckende Kette ihres Sehnens nach ihm mit sich. Das Weib liebte sich selbst, indem sie so die Liebe liebte; sie, der von den Göttern Kraft verliehen worden war, entäußerte sich ihrer um des eigenen Selbstes willen".

„Ach! Sprich nicht so!" rief der Schutzgeist. „War denn nicht hinter

diesem Rauche eine reine Flamme? War nicht ein lebendiger Keim in der Schale dieser Liebe?"

„Schane!" antwortete der Wächter.

Als das Weib nun, in Verzückung festgebannt, aufschaute, sah sie über dem Geliebten eine Gestalt von übermenschlicher Schönheit, herrlich und vollendet, Einen von jenen Mächtigen, deren Geist die Welt erfüllt, stark um zu helfen und zu retten, miteinander eng verbunden und voneinander abhängend, Alle in Einem und Einer in Allen, die unsterblichen Schaaren, das höhere Selbst des Menschen. Wie sie den Geliebten so verwandelt, so verklärt sah, brach sie aus in einem Freudenschrei: „Er ist frei! ist frei!"

Dann beugte sich der Wächter über sie, während der Schutzgeist atemlos horchte.

„Soll er Einer von Jenen werden und sich gänzlich über dich erheben?"

„O! Führt ihn hin zu jenen gesegneten Höhen!" sagte das Weib.

„Jene Höhe wird nur von Menschen selbst errungen durch Seelenstärke, Pflichterfüllung, Selbstverleugnung und durch völliges Einswerden mit dem Gesetze; er kann dies erreichen. Oder willst du — du Bekrittlerin des Gesetzes, die du es nach deinem eigenen Wunsche bilden und den allgemeinen Gang der Dinge stören möchtest — willst du ihn auf diesem Wege zurückhalten?"

„Warum kann er denn nicht, von meiner Liebe geleitet, an dies Ziel gelangen?" fragte sie.

„Mit deiner Liebe, ja; denn Liebe macht ja eben frei das, was sie liebt. Nicht aber mit deinem Verlangen belastet, kann er jenes Ziel erreichen. Das Gesetz des Geistes hat euch leiblich getrennt. Wer könnte wohl jenem Gesetz widerstehen, ohne selbst daran zu scheitern?! Aber Liebe hält zusammen und erhält und kennt auch weder Raum noch Zeit".

Das Weib neigte ihr Haupt. Aus ihrem Herzen rang sich eine wilde Klage los; doch hatte sie das herrliche Gesicht gesehen; und es verlangte sie darnach, ihren Geliebten auf seinem Wege, auf dem Pfade des Gesetzes zu sehen: „Laß ihn frei!" rief sie.

„Wenn aber dein Verlangen ihn zurückruft . . .?"

„Hast du denn vergessen, o, du Fleckenloser, oder hast du nie gewußt, daß wahre Liebe nur das bessere Selbst, das strahlende Ideal liebt? Ich war blind, jetzt aber sind die Augen mir geöffnet. Ich überlasse ihn dem höheren Leben, jenem Leben, welches das Gesetz ist. Und ich, ich segne dies Gesetz, obwohl es mich verleugnen mag, weil es ihn frei macht".

Wie sie so sprach, schien es, als ob in ihrem Herzen etwas breche. Vor ihrem Geistesauge schwebte jenes große, blendend-herrliche Bild der befreiten Menschheit, erhoben auf den Schwingen aller Sorgen, wie sie selbst sie jetzt erlitt, erhoben zu der lichten Schaar der Himmlischen gerade durch die Kraft alles erduldeten Leides. Die Welt, die leidet, und die

Digitized by Google

Welt, die siegt, sie waren eins und alle, oben so wie unten, waren Urbilder der Seelen, die befreiten und frei wurden durch die Macht der höheren Liebe.

„Ich liebe die Welt", rief sie, „denn Alles ist eins in ihr!"

Auf dem Antlitz des Schutzgeistes erstrahlte große Freude. „Du hast gesiegt durch Liebe", sagte er. „Für dich bleibt nur der Tod noch übrig, dem du zu begegnen und den du zu überwinden hast!"

Der Wächter aber sprach: „Nein. Der Tod ist überwunden; denn der einzig wahre Tod, das ist der Tod des eigenen Selbsts. Sie lebt für Alle; ihre höhern Kräfte werden ihr zurückgegeben, denn die Gewalt aller Gewalten ist die allumfassende Liebe.

So lautet der Text der Wahrheit. Wenn das Weib nur ihre Kraft, die Seele zu erheben, recht erkennen würde, ihre Kraft, das strahlende Bild der Vollendung vor den Augen des Mannes zu entfalten, ihre Kraft, dies Ideal zu nähren und zu pflegen, sie würde, — so liebend — den Mann lehren, was wahre Liebe ist, und ihn befreiend, ihn für immer in den höheren Banden halten, welche alle Seelen miteinander in der All-Seele umfassen.





Bruder Ernsthaft.

Von

Thest Bohrn.

Kahl und altersgeschwärzt waren die Wände seiner Zelle. Die holprigen Dielen des Fußbodens klafften zollbreit auseinander und knarrten unter jedem Tritt. Eine schmucklose Bettstelle mit Strohsack, ein alter wurmstichiger Schrank, ein langbeiniger Tisch und zwei harte Stühle, bildeten die ganze Einrichtung des Gelasses. Auf dem Tische stand ein steinern Wasserkrüglein und darneben lag ein Brevier; über dem Bette hing ein großes, hölzernes Kruzifix, und eine alte, angerauchte Lampe hing von der Decke herab.

Hier wohnte Pater Damian, oder Bruder Ernsthaft, wie er scherzweise von den Klosterbrüdern benannt wurde, denn nicht einmal der Schimmer eines Lächelns ward je auf seinem Gesichte gesehen. In den Zellen der übrigen Brüder sahs ganz anders aus, die trugen den Stempel der Eigenart ihrer Bewohner. Der eine Bruder war weichlicher Natur, er hatte einen Teppich vor seinem Bette und eine bunte Zudecke, sogar ein Roßhaarkissen unter dem Kopfe. Ein Anderer entpuppte sich als Bücherwurm, wie ein Bücherbrett, welches über die ganze Längswand der Zelle lief, bezeugte. Da gabs eine bunte Gesellschaft von allen erdenklichen Autoren der Vergangenheit und Gegenwart. Bruder Norbert zeigte sich als Blumenfreund, er verfügte über ein grünendes, blühendes Fensterbrett, und Bruder Romans Zelle war eine perfekte Bildergallerie. Es gab da sieben verschiedene Madonnen, einen Erzengel mit dem Flammenschwert, einen feuerlöschenden heiligen Florian, einen Ritter Georg, den Drachen tötend, eine heilige Agnes mit dem Lamm, und andere Streiter und Streiterinnen der Kirche.

So hatten diese und alle andern Brüder ihren Neigungen Rechnung getragen, und Bruder Damian den seinen auch. Um ihn und in ihm wars ernst, kahl, todt; er hatte mit dem Leben abgeschlossen und die Welt

Digitized by Google

mit ihren Genüssen lag weit hinter ihm. In Blumen, Büchern und Bildern war ja Leben — Leben, und das gehörte nicht in seine Zelle.

Sein äußerer Mensch aber stand ganz im Widerspruch mit dieser Zelle, der war Kraft und Leben. Der dunkle Habit mit der weißen Gürtelschnur umfloß eine edle Gestalt, die groß und breitschultrig mit der ausgestreckten sehnigen Hand die Decke berühren konnte. Ein dunkles, feuriges Auge blitzte unter buschigen Brauen hervor, und der mächtige, braune Vollbart bedeckte fast die ganze Brust.

Da saß er nun vor dem Fenster seiner Zelle rittlings auf einem harten Stuhl, die Arme über der Lehne gekreuzt und den Kopf darauf gestützt. Er sann und sann über das Unerhörte was sein Ohr vernommen, über den ganz merkwürdigen Auftrag, welchen ihm der Prior soeben erteilt hatte. Er, der Weltabgewandte, der innerlich Tote, sollte den Pinsel wieder zur Hand nehmen und sollte malen!

In der Dorfkirche unten war Feuer ausgebrochen, hieß es, und das Altarbild ein Raub der Flammen geworden, und er, er war auserſehen zum Schaffen eines neuen Bildes. Er zog die Stirne in düstere Falten. Hatte er sich nicht gelobt, nie mehr im Leben einen Pinsel anzurühren? Hatte er nicht der Kunst geflucht? Hatte er nicht einen Faustschlag — — — doch nein, nein, daran wollte er nicht zurückdenken; die Zeit lag ferne, und mit der Vergangenheit hatte er ernstlich gebrochen. Seit zehn Jahren entbehrte er schon den Duft frischer Farben, zehn Jahre hatte er vor keiner Staffelei gesessen und nun — wie wird das gehen? Was kann da zu Tage kommen? Ein Bild? Unmöglich! — — — Sollte er nochmal den Jammer durchmachen, der ihn schon einmal fast zur Verzweiflung trieb?

Ja, ja, das wollte man von ihm! Er sollte wieder hintreten wie damals vor eine leere Fläche mit vor Freude und Sehnsucht geschwellter Brust, mit der stolzen Hoffnung, sein tiefinnerstes Empfinden festbannen zu können. — Er sollte wieder hintreten mit dem Bewußtsein der Kraft, spielend vollbringen zu können was er wollte, was er erstrebte. Ei, wie's da wogte und tobte in seinem Innern; wie das berauschte, wie das selig machte! So war der Anfang — damals.

Der Stift warf die Umrisse hin, und da lag's wie hingezaubert auf der Leinwand was er träumte — zwar noch in nebelgrauer Ferne, aber es mußte näher kommen, es mußte! Und es kam auch. In rastloser Arbeit und ernstem Streben fand er jene Befriedigung, die der süßeste Lohn für menschliches Thun ist. O hätte er sich damit begnügt! Wie aber konnte er sich damit begnügen? Es fehlte, es mangelte etwas, was erreicht werden mußte, gelte es, was es wolle! Dem menschlichen Geiste wird ja Alles möglich, wenn nicht in Wirklichkeit, so doch im Traume. Pater Damian nickte vor sich hin — sein ganzes vergangenes Leben war ein Traum, ein farbenreicher Traum, in welchem jenem Bilde die größte Rolle zufiel. Es sollte ihn zum Gipfel des Glückes führen, dieses Bild, es war

ja ein hoher Preis darauf gesetzt, ein so hoher, daß es ihm davor schwindelte. — — —

Wie die Arbeit rasch von statten ging! Wie leicht ihm das Schaffen wurde! Und sein Werk wuchs und wuchs der Vollendung entgegen. — Der Vollendung?! Welch ein Hohn! Hei, wie's ihn nun überkam! Wie ihm plötzlich als Stückwerk erschien, was die ganze lange Zeit des Schaffens so groß vor seiner Seele gestanden! Aber noch war er ruhig, noch sagte er sich: „Das Auge ist getrübt, die Seele ist müde, ruhe aus".

Und nach der Ruhe lachte ihn sein Werk wieder freundlich entgegen — aber nicht lange, dann verwandelte sich dies Lachen in höhnendes Grinsen. Eine Stümperei, ein nichtssagendes Farbengemenge, hohles Machwerk war seine Schöpfung — aber nein, nein, nein, das war wieder Täuschung, wie konnte Stümperei sein, was er sich unmittelbar vom Himmel geholt?! O, die Qual der Zweifel, wer wollte ihn davon befreien? — — —

Ei, er sollte befreit werden davon — nur zu bald. Da kamen sie angerückt die Preisrichter, die Herren mit stolzen, klingenden Namen, die Auserwählten der Künstlerschar, mit wichtigen Mienen und fragenden Blicken. Er stand seitwärts, atemlos, mit stockenden Pulsen, um aus diesen Blicken sein Urteil zu lesen, um sich Gewißheit darüber zu holen, ob er selig oder verdammt werden solle. Schaudernd wandte er sich weg, er meinte in einen Abgrund zu blicken, denn unergründlich schien es ihm, was Alles er aus diesen Augen lesen mußte. Spott und Hohn, Neid und Mißgunst, Verachtung, Neugier, Ueberraschung und Bewunderung; die ganze Stufenleiter menschlichen Empfindens. Und er wußte sein Urteil, noch ehe es gesprochen war. — — Ein Graubart stand unweit der prüfenden Gruppe mit höhnendem Gesichtsausdruck. Er galt für überspannt, und verbrachte seine Zeit mit Malen von Karrikaturen, welche er meisterhaft auszuführen verstand; im übrigen wurde er von Keinem ernst genommen, war aber allgemein beliebt seiner Schrullen und Späße wegen. Der kam auf ihn zu und klopfte ihn auf die Schulter: „Laßt Euch's nicht nahe gehen, junger Mann; ich gebe auf das Urteil dieser dort gar nichts — glaubt Ihr vielleicht, die sind fertig mit sich selbst? noch viel weniger als Ihr es seid; die haben kein Recht sich zu Richtern aufzuwerfen, weil der Zufall ihnen einmal günstig war. — Euer Bild ist gut, sagt Euch das dreimal vor und Ihr glaubt es — das ist die ganze Lebensweisheit. Der Künstler ist noch nicht geboren, der immer Selbstbefriedigung findet bei seinem Schaffen, der nie an seinem Können zweifelte. Die dort sind innen auch nicht so wie sie sich nach außen geben. Narren sind sie alle, keiner weiß was er will". — Mit einem verächtlichen Blick auf die Gruppe, entfernte er sich gemessenen Schrittes.

„Narren sind sie alle, keiner weiß was er will!" — In seiner Sache aber wußten sie Alle was sie wollten. Das Urteil war bald gesprochen. — — —

Digitized by Google

Da befiel ihn jene Bitterkeit, aus der die Weltverachtung entspringt, jene ohnmächtige Wut, die keine Grenzen kennt und die nicht mehr weiß, was sie beginnt. Mit einem Fluch auf die heilige Kunst, trat er zu seinem Bilde hin und zerstörte es mit einem kräftigen Faustschlag. Ihm war, als würde ihm das Herz aus dem Leibe gerissen und zertreten; aber hoch erhobenen Hauptes, ohne sein zerstörtes Werk noch eines Blickes zu würdigen, stürmte er fort, fort aus der Welt, die keinen Reiz mehr für ihn hatte und keinen Platz für den Ausgestoßenen des Glückes.

Er flüchtete in die stillen Klostermauern, und am Halse des würdigen Priors weinte er sein Leid aus. Der nahm ihn liebevoll auf und unterwies ihn in allem Nötigen — so ward er Pater Damian. Aber die Schwingen seiner Seele waren und blieben gelähmt, — nie mehr konnte sie sich erheben. Und jetzt, jetzt verlangte derselbe Mann, der ihm Trost gab, indem er ihn vergessen lehrte, er solle wieder verfassen, was er verfluchte. War das nicht ein Widerspruch? Was hatte der vor mit ihm? — — —

Was nun? Was nun? — — —

Er sann und sann; der ewige Zweifel war das Verhältnis seines Lebens. — Was nun? Gehorsam ist die erste Pflicht des Ordensmannes; diese Erkenntnis hebt jeden Zweifel auf. Nun galt es zu handeln, mochte dann daraus werden, was da wolle.

Er strich mit der Hand über die Stirne, als wollte er die Gedanken beruhigen, die hinter ihr hämmerten; dann verließ er festen Schrittes seine Zelle, und wer ihm begegnete, dachte: Bruder Ernsthaft wird seine Aufgabe schon lösen, er thut nichts halb. Er hatte sich ausgebeten, das Bild in seiner Zelle malen zu dürfen, und es ward ihm bewilligt.

Der Prior hatte ihm die Aufgabe gestellt, eine Auferstehung zu malen. Eine Auferstehung! — Da saß er nun, den Kopf in die Hand gestützt, und rief sich alle die Auferstehungsbilder berühmter Meister der Vergangenheit ins Gedächtnis.

Auferstehung! Das war ja das gerade Gegenteil vom Tod; das bedeutet ja Leben — erneutes Leben — ewiges Leben. Er that einen tiefen, tiefen Atemzug — Leben — Leben. — — —

Er entwarf einige Skizzen. Anfangs wollte es nicht gelingen, es fehlte die Lust, doch die kam so nach und nach, er wußte gar nicht wie, und im Verlauf von einigen Tagen war er mit seinem Entwurf im Reinen; die Umrisse standen angedeutet auf der Leinwand. Wie ein Wunder kam's ihm vor, daß er noch den Pinsel zu handhaben verstand — er hatte ihn ja volle zehn Jahre nicht angerührt. Eine ungeahnte Seligkeit durchwogte ihn; es war ihm zu Mute wie einem Kinde bei der Weihnachtsbescherung; jeder neue Pinselstreich kam ihm vor wie ein Geschenk. Er merkte mit Bewunderung, daß er gar nichts vergessen, daß nichts tot war in ihm, daß nur alles geschlummert hatte all die Jahre her. Und nun überkam's ihn so mächtig, so gewaltsam — nun brach's

hervor wie ein zurückgehaltener Strom, dem plötzlich die Schleusen geöffnet wurden, und er schwelgte in Rückerinnerung, schwelgte in großen, in erhabenen Ideen und das Herz schwoll ihm übermächtig. Dabei glitt der Pinsel über die Leinwand, als hätte er nie Rast gehabt. Dann dachte er auch an längst verschwundene Zeiten; er setzte sich zurück in seine Knabenjahre, ins liebe Elternhaus; er sah seinen Vater, wie er ihm ernst und würdevoll und doch zugleich so überaus gütig den ersten Zeichenunterricht erteilte. Er tollte mit seinen Brüdern im heckenumzäunten Gärtchen und erkletterte mit ihnen die höchsten Bäume. Dann fühlte er wieder eine weiche, warme Hand seine Wangen streicheln. O, diese stille Liebkosung fühlte er gar oft, wenn er fleißig und folgsam gewesen, oder wenn er ein kleines Unrecht eingesehen hatte; da war die so weiche, warme Hand, die liebe Mutterhand so wohlthuend zur Stelle. Ach, wäre sie doch nicht so bald steif und kalt geworden! Dann sah er sich wieder in die prächtigen Räume der hohen Malerschule versetzt, sah all seine Kollegen, und fühlte die Begeisterung für alles Schöne, und der Drang nach Erhabenem und Großem in seiner Seele nachklingen. Und dann — dann berauschte ihn wieder der Duft spanischen Flieders. — — — Sie hatte immer blühenden, spanischen Flieder. Wie reizend ihre zarten Finger mit den weiß und lila Blütendolden zu spielen verstanden! Wie anmutig sie das von goldigem Krausgespinst, wie von einem Heiligenschein umrahmte, rosige Gesichtchen auf die blühenden Fliederzweige senkte. Wie schmeichelnd sie mit diesen Zweigen sein Ohr und seine Stirne berührte, wenn sie im traulichen Zwiegespräche in seinem Atelier zusammen saßen. Einmal — es war in der Abenddämmerung, die letzten Strahlen der scheidenden Sonne lugten zum Fenster herein — gerade so wie jetzt; sie war auf einen Stuhl gestiegen, um ein Bild, das sie nicht erreichen konnte, mit Fliederblüten zu schmücken. Da glitt sie aus und wäre unfehlbar gestürzt, wenn er sie nicht in seinen starken Armen aufgefangen hätte. Erst erschrak sie heftig, dann aber schmiegte sie sich an ihn, so zart, so glühend — und er hielt sie minutenlang unter unsagbar seligen Empfindungen an sich gepreßt — und als er sie ansah, schloß sie die Augen und öffnete die Lippen, wie nach einem Kusse dürstend. — — — Pater Damian fuhr auf, in seinen Augen glühte ein unheimliches Feuer; der Pinsel flog in weitem Bogen bis an die Decke der Zelle hinauf. — Auch das noch! Hatte sich denn Alles gegen ihn verschworen? Mußte auch diese Erinnerung wach werden? Und nun geschah etwas Unglaubliches; eine Thräne floß aus den schönen Augen des erregten Mannes und kollerte den Bart hinab. — Warum sollte sie nicht wach werden, die Erinnerung an diese holde, keusche Mädchenblume? Sie war ja der hohe Preis, um welchen er kämpfte; ihr gehörte sein ganzes Sein, in ihrer kleinen Hand lag sein ganzes Lebensglück; sie hätte ihm den Lorber auf die Stirne drücken dürfen, wenn jenes Bild — — —. Genug, genug des Denkens und Grübelns; fort, fort mit all diesen sinnverwirrenden Gedanken! Bruder Damian erfaßte sein Wasserkrüglein und goß den

Inhalt desselben in die Kehle; dann stieß er es dröhnend auf den Tisch zurück, daß es beinahe Schaden genommen hätte. Der kühle Trank that ihm wohl; er bückte sich und nahm seinen Pinsel wieder auf, tränkte ihn mit schwarzer Farbe und schrieb damit auf die Thüre der Zelle; „Mensch sein, heißt ein Kämpfer sein“. — — —

Das Auferstehungsbild war vollendet, Pater Damian stand davor mit verschränkten Armen und betrachtete es mit tiefinnerster Befriedigung; es war ihm ja gelungen.

In dem Antlitz des Heilandes lag alles, was er hineinzulegen sich bemüht hatte. Das war der Weltüberwinder, der Todbezwinger, der Schöpfer des Heils. Aus diesem Antlitz sprach die Güte und Milde — aber auch der Ernst, aber auch die Macht. Er sah's immer und immer wieder an. War das wirklich er, der solches schuf? Jetzt ist es noch sein, jetzt und in den nächsten Stunden; dann muß es hinaus aus der Zelle, hinaus in die Welt. O wie ihn das traurig machte! Noch hatte kein anderes Auge als das seine darauf geruht, doch morgen schon wird's hinabgeschafft in den großen Speisesaal vor andere Augen.

Merkwürdig, wie kalt, wie gleichgültig ihn das ließ! Warum auch nicht? Es hing ja nichts ab von dem Urteil der Anderen. Gefällt es, wird's ihn freuen; mißfällt es, wird's ihn nicht kränken — und das Urteil wird hier ein gerechtes sein, deſſ' war er überzeugt. Der Prior war ein feiner Kunstkenner, Bruder Roman desgleichen, und der greise Pater Hieronymus galt als bedeutender Maler seiner Zeit. — Was sie wohl sagen werden? — — —

Es war ihm, als würde ein geliebter Toter, den er nun nimmer wieder sehen sollte, aus seiner Zelle getragen, als man das Bild in den Saal hinunter brachte, um es dort zur Besichtigung aufzustellen. Das ganze Kloster war versammelt, Alle wollten das Kunstwerk des Bruders Ernsthaft sehen und bewundern. Pater Roman und der alte Hieronymus streckten ihm beide Hände entgegen, als er bescheiden als der Letzte eingetreten war, und beglückwünschten ihn mit großer Wärme; dann trat tiefe Stille ein, denn der Prior ergriff das Wort: „Bruder Damian, Ihr habt da Großes geleistet“, sagte er mit seiner klangvollen, sonoren Stimme. „Ihr habt Eure Aufgabe meisterhaft gelöst; das Bild ist ein echtes, rechtes Kunstwerk, Ihr habt Euch damit den Dank der ganzen Gemeinde erworben, und wer immer gläubig zu dem Erstandenen aufblicken wird, der findet sicher was er ersehnt, — Hoffnung, Trost, Friede; denn die Verheißung, welche aus diesem Antlitz spricht, muß segenbringend sein für die Menschheit“. Er streckte dem Künstler die Hand entgegen.

Da verklärte ein Lächeln die Züge des Bruders Ernsthaft; wie Sonnenschein huschte es über sein Gesicht und der teilte sich allen Anwesenden mit, alle waren tief ergriffen. Und nun befiel's ihn wieder, dies unsagbare Empfinden, über das er nicht klar werden konnte, jenes Empfinden, das ihm den Atem benahm, das ihm die Brust zu zersprengen drohte.

Sein Auge blitzte, seine breite Brust hob und senkte sich in tiefen Atemzügen.

„Hochwürdiger Vater", sagte er dann, „ich danke Euch für Euer Lob, welches mich stolz macht, aber auch kühn, so kühn, eine Bitte an Euch zu wagen".

„Sprecht ungescheut".

„Ueberlaßt mir das Bild für einige Zeit, und gebt mir Urlaub".

„Was wollt Ihr damit?"

„In die Welt hinaus, Auferstehung feiern!" entgegnete er mit schallender Stimme. „Der Welt zeigen, wie kleinlich, wie gemein sie war; ihr zeigen, wie erbärmlich sie an mir gehandelt hat; ihr beweisen, daß der immer ein Künstler ist, der mit der Seele schafft, und daß Bosheit, Neid und Mißgunst, die höchsten Verbrechen sind".

„Und was hofft Ihr Euch von dieser Beweisführung?"

„Die endliche Beruhigung des Sturmes, der von neuem in meinem Innern tobt — die Auferstehung meines Selbstes".

Ein wehmütiges Lächeln glitt über die Lippen des würdigen Priors.

„Glaubet Ihr? Wenn Ihr Euch aber täuscht? Wenn Euch die Hoffnung betrügt, was denn? Bedenket, daß Euch dann der Rückgang verrammelt ist zu unserem friedlichen, stillen Heim; daß Ihr Euch kein zweitesmal mehr ausweinen könntet an meinem Halse und Verzweiflung Euer Los sein würde. Täuscht Euch nicht, Bruder Damian, über Euer Empfinden — nicht Ruhe und Frieden ist's, was Ihr suchen wollt in der Welt, sondern Ruhm und Anerkennung und laute Bewunderung. Ihr seid ein eigener, ein schwerfälliger Charakter, der sich nie bescheiden wird mit dem, was das Leben ihm bietet. Ich hätte Euch gerne einen Wunsch erfüllt, aber weil ihr mir lieb und wert seid, muß ich Euch gerade diesen Wunsch versagen. Geht hinauf in Eure Zelle und feiert Auferstehung in Eurem Herzen. Nur wer sich selbst überwindet, kann Ruhe und Frieden finden".

„Der Prior schwieg und haftete einen teilnehmenden Blick auf Pater Damian. Tiefe Stille herschte im Saal, aller Augen waren mit gespannter Erwartung auf Bruder Ernsthaft gerichtet. Der stand wie erstarrt und bleich bis in die Lippen hinein. — Dann strich er mit der Hand dreimal über sein Gesicht, machte dem Prior eine tiefe Verbeugung und verließ, ohne ein Wort der Erwiderung, gesenkten Hauptes den Saal. — — —

„Armer Mann", murmelte der Prior, ich dachte ihn zu heilen mit meinem Auftrage, indes — ja, ja, der Mensch ist kurzsichtig". — — —

In seiner Zelle drückte Bruder Ernsthaft wieder die heiße, fiebernde Stirne gegen die kalten Gitterstäbe des Fensters und preßte die Hände auf sein wild klopfendes Herz. So stand er eine Weile aller Gedanken bar, bis der Klang einer Glocke, der vom Dorfkirchlein, zu ihm heraufdrang; das weckte ihn aus seinem Hinbrüten.

„Nur wer sich selbst bezwingt, kann Ruhe und Frieden finden", murmelte er — seine Lippen umspielte ein zweifelndes Lächeln.

Digitized by Google

„War's ihm vorhin, nach des Priors Aussage, nicht, als müsse er die Welt aus ihren Angeln heben? Als müsse er den Erdball in seinen Händen zerreiben? — — Er ein Atom im Weltall! — —

Jetzt erfaßte es ihn wie im Spott über sich selbst.

Noch immer tönte der Glockenklang zu ihm herauf, und sinnend lauschte er dem Klange unbewußt. —

Endlich brach ein Strom von Thränen aus; er sank in die Kniee und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen: „So nahe, so nahe dem Ewigen und so voll Gier nach Erdenstaub, — so voll niederer Leidenschaft — so voll Trotz!" — Nach dem Großen, nach dem Erhabenen, nach dem Ewigen dürstete es ihn und er zersplitterte seine Kraft in Kleinlichkeit; seine Sinne waren verblendet gewesen und fühlten nicht die Quelle des ewigen Friedens, der seine dürstende Seele erfrischen konnte.

Aermster der Armen, raffe Dich auf! raffe Dich auf und mache Dich frei! Entwöhne Dich von Deinem kleinen Selbst! „Nur wer sich selbst bezwingt, kann Ruhe und Frieden finden!"

Er erhob sich von den Knieen, ein völlig Anderer, — wie losgelöst von allem Erdenschmerz war seine Seele. Sein großes, weites Herz feierte Auferstehung und fand Frieden in der kleinen, engen Zelle.





Plan einer deutschen Bearbeitung

von

des Grafen **Gobineau** großem Werke

über die

Ungleichheit der Menschenrassen.

Während es einem kleinen, aber auserlesenen Kreise von Deutschen, Dank vornehmlich der warmen, unermüdlichen Propaganda Richard Wagner's, seit Jahren aufgegangen ist, daß wir in dem Grafen Gobineau nicht nur eines der reichsten, universellsten Genies unserer Zeit im allgemeinen, sondern auch einen Bahnbrecher und Pfadführer auf den wichtigsten Gebieten der Kulturgeschichte im besonderen zu erblicken haben, ist er leider dem Gros der Gebildeten unter unseren Landsleuten noch heutigen Tages kaum mehr als bloßer Name, ja der Mehrzahl selbst als solcher wohl unbekannt geblieben. Kaum besser steht es um die Kunde von ihm in den beiden Ländern, in welchen er, von den europäischen, am längsten gelebt hat und in deren einem er geboren, in deren anderem er gestorben ist: ja, dermaßen verschollen scheint er in beiden zu sein, daß sogar die Angaben betreffs seines Geburtsortes schwanken und vollends sein Grab — die ganz wenigen Herzen der Liebe ausgenommen — keiner kennt: Mahnungen beschämendster Art, Licht, hellstes Licht über den Lebenslauf dieses Großen zu verbreiten. Und an uns Deutsche vor allem ergehen diese Mahnungen, denen er unbewußt in der Tiefe seines Wesens verwandt und mit seinen gewaltigsten Bestrebungen zugewandt gewesen ist. Haben Frankreich und Italien, sein Geburts- und sein Todesland, ihn fallen lassen, wohlan, so richte Deutschland, als das Land seiner Wiedergeburt, ihn wieder auf in seiner vollen Glorie, und nutze und genieße so vor allen anderen Nationen die Spenden eines Geistes, der für eine jede gleichsam einen Prüfstein ihrer geistigen Kraft darin aufgestellt zu haben scheint, inwieweit sie ihn zu nutzen und zu genießen verstehe.

Der Unterzeichnete erkennt seit längerer Zeit einen wesentlichen Teil seiner Lebensaufgabe darin, den Grafen Gobineau möglichst allseitig bei unseren deutschen Landsleuten einzubürgern. Er hofft mit der Zeit durch

Darstellung einzelner Seiten seines Lebens und Wirkens in Zeitschriften, wie auch zum Abschluß durch eine umfassendere biographische Gesamtbehandlung die schweren Versäumnisse der Mitlebenden des großen Denkers, Gelehrten und Künstlers einigermaßen wieder gut zu machen. Vor allen Dingen aber erachtet er es für unumgänglich, die Hauptwerke Gobineau's ins Deutsche zu übertragen, da nun einmal, so bedauerlich diese Erscheinung auch sein mag, verhältnismäßig nur sehr wenige bei uns im stande sind, in die Originale fremdländischer Geistesprodukte von einigermaßen großem Gepräge in der rechten Weise einzudringen. Dieser Erkenntnis verdankt die in den „Bayreuther Blättern“ erscheinende deutsche „Renaissance“, ferner die jüngst herausgekommene Verdeutschung der „Asiatischen Novellen“ (in Reclam's Universal-Bibliothek Nr. 3103,4), endlich die Hoffnung, dereinst auch das stolzeste und größte der Gobineau'schen Kunstwerke, den „Amadis“, in deutschem Gewande zu erleben, ihre Entstehung.

Aber nicht minder, als den künstlerischen, ist den wissenschaftlichen Werken die ernsteste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es wird späterer Erwägung vorzubehalten sein, in welchem Umfange und in welcher Form die „Histoire des Perses“, der „Traité des écritures cunéiformes“, insoweit er für ein allgemeines Interesse und Verständnis in betracht kommt, und neben diesen das alte Iran behandelnden die dem modernen gewidmeten beiden Werke: „Trois ans en Asie“ und „les Religions et les philosophies dans l'Asie centrale“ weiteren Kreisen zugänglich zu machen sein werden. Vor allem aber tritt hier ein Werk dominierend, ja alles andere zur Seite verweisend in den Vordergrund, das nicht nur in der Gobineau'schen Geisteswelt seinesgleichen sucht, sondern in der gesamten Litteratur unseres Zeitalters deren nicht allzuviele haben dürfen: der „Essai sur l'inégalité des races humaines“.

Wenn irgendwo an Gobineau schmachvoll gefrevelt worden ist, so ist es an diesem Hauptwerke seines Lebens gewesen. Es gehört durchaus zu den todtgeschwiegenen — insbesondere wird so leicht keiner der Vertreter der anthropologischen oder gar der historischen Fächer an unseren deutschen Hochschulen es erkennen oder doch kennen wollen —; was indessen nicht verhindert hat, daß Dinge vorgegangen sind, die der vornehm-bescheidene Franzose selbst nicht umhin konnte, recht deutlich bei Namen zu nennen:

„Cependant des écrivains qui possident aujourd'hui une grande réputation, en ont fait entrer incognito, sans l'avouer, les principes et même des parties entières dans leurs oeuvres, et, en somme Fallmerayer n'a pas eu tort de dire qu'on s'en servait plus souvent et plus largement qu'on n'était disposé à en convenir....

Darwin et Buckle ont créé les dérivations principales du ruisseau que j'ai ouvert. Beaucoup d'autres ont simplement donné comme des vérités trouvées par eux-mêmes ce qu'ils copiaient chez moi en y mêlant tant bien que mal les idées aujourd'hui de mode.“

Digitized by Google

Diesem Stande der Dinge muß einmal ein Ende gemacht werden. Am hellen Tage und vor aller Welt sind jene teils unterschlagenen, teils im Geheimen und wie Kontrebande eingeführten Wahrheiten ihrem Urheber zurückzugeben und aus seinem Munde jedem, der sie hören will, laut und vernehmlich kundthun zu lassen. Indem wir der deutschen Wissenschaft ein ihr bisher sträflich unbekanntes Werk zugänglich zu machen, dem deutschen Geistesleben ein Gebiet zu erschließen denken, das in ähnlicher Weise bisher kaum je bei uns bearbeitet worden ist,[1]) soll vor allem zugleich eine Entdeckung, ein beherrschender Grundgedanke von allergrößter Tragweite nicht mehr in verständnisloser Amalgamierung mit Modebegriffen des Tages, sondern als Licht- und Wärme-Zentrum einer eigenen, ganz neuen geschichtlichen Weltanschauung aufgewiesen werden. In der That, wie nebelhaft die bisherigen Kulturgeschichten gewesen, ersieht man am deutlichsten, wenn man die genannte gewaltigste unter ihnen, Herder's Ideen, einmal auf ihre eigentliche Basis hin untersucht. Es sind dort so gut, wie allerwärts sonst, meist spekulative Gedanken, moralische Räsonnements, abstrakte Formeln. Wohl wird die Menschheit in ihren allgemein kosmischen, wie in klimatischen und sonstigen Zusammenhängen und Abhängigkeiten mit betrachtet, aber im ganzen doch vorwiegend, wenn nicht ausschließlich, wie wir's auch vom einzelnen Menschen nur zu lange gewohnt gewesen sind, als ein Moralisch-Geistiges gefaßt.[2]) Gobineau zuerst hat methodisch gelehrt und bewiesen, daß die Menschheit, daß Völker und Generationen, nicht nur als Forschungsobjekt des Anthropologen und Ethnologen, sondern gerade auch als das des Kulturhistorikers und Sozialethikers, vor allem ein leiblicher Organismus sind, und daß alle größten und kleinsten Leistungen des Menschengeistes, alle Vorzüge und Fehler der Nationen, daß jegliche Erhebung und jeglicher Sturz einer Zivilisation, kurz daß alles und jedes moralische und geistige Moment in der Weltgeschichte auf jenes Leibliche zurückzuführen und aus ihm zu erklären ist. Jenes Leibliche aber ist die Rasse: eine Nation ist in dem Maße nach Anlage-, Leistungs- und Entwickelungsmöglichkeiten bevorzugt, als sie einer bevorzugten Rasse angehört (denn mit dem Märchen der Gleichheit in der Veranlagung der Menschenrassen räumt Gobineau ein für alle Male auf), oder — da die Rassen sich gänzlich unvermischt so gut wie gar nicht erhalten haben, vielmehr die Mischung der Rassen der eigentliche physiologische Hauptprozeß der Weltgeschichte gewesen ist — in dem Maße, als bei ihren Mischungen das Blut der höheren Rasse siegreich geblieben ist.

[1]) „Kulturgeschichte" schrieben meist nur solche, denen die Gründlichkeit der Fachgelehrten abging und die statt des Geistes nur das Surrogat der Geistreichigkeit besaßen. Wahrhaft bedeutende Männer haben das Feld immer nur fragmentarisch angebaut. Einzig Herder's „Ideen" lassen sich neben Gobineau's Buche nennen.

[2]) Daß unter diesen Umständen Herder's Auffassung vom Wesen der Rasse der jenigen Gobineau's polarisch entgegenstehen mußte, ist erklärlich und sei hier nur nebenbei erwähnt. Vgl. „Ideen", 7. Buch, I, am Schlusse.

Digitized by Google

Wie einst Schopenhauer in der Vorrede zu seinem Hauptwerke es aussprach, er glaube hier das zu liefern, was man unter dem Namen der Philosophie bisher so lange vergeblich gesucht habe, so hat auch Gobineau stolz und groß es ausgesprochen, er habe zuerst die wirkliche noch unerkannte Basis der Geschichte aufgedeckt. Schwerlich möchte er sich mit seinem Glauben überhoben haben![1]) Und wäre dem so — auf alle Fälle ist er einer von den Denkern, welche, wenn sie ihre eine Kardinalthese aufgestellt, aus sich geboren haben, eine solche Fülle tiefer und geistvoller Belehrung zu deren Deutung und Begründung beizubringen wissen, daß am Ende ihre materielle Richtigkeit für den sinnvollen Leser gar nicht einmal ausschließlich in betracht kommt. Uebrigens hat sich Gobineau wiederholt mit Recht darauf berufen, daß nicht nur die zahlreichen Entdeckungen und Funde aus der Vergangenheit aller Völker und Länder, daß namentlich auch die zeitgenössischen und noch immer sich anbahnenden Entwickelungen des Völkerlebens sprechendes Zeugnis für seine Doktrin ablegten.

So scheint es in der That, als ob die Entscheidung über Wahrheit oder Irrtum der Gobineau'schen These den Gelehrten, mit ihren Theorieen, von der Weltgeschichte selber, mit ihren wuchtigen Wirklichkeiten, aus der Hand gerissen sei. Der „Nationalitäten-", d. h. eben der Rassen-Gedanke durchzieht das moderne Völkerleben heute mehr denn je, und keiner kann sich mehr der Empfindung erwehren, daß alle modernen Nationen vor eine Entscheidung, eine Prüfung gestellt sind, was sie als Nationen — d. h. eben nach ihrer Rassen-Anlage, ihren Mischungsbestandteilen, dem Ergebnisse ihrer Rassenmischungen — wert seien, in wie weit sie dunkel geahnten, vielleicht mit Vernichtung drohenden Stürmen der Zukunft gewachsen sein werden.

Daß Gobineau, der es überhaupt nicht liebte, vor den heute so hoch gebietenden Herren, Weltprozessen und Fortschritt ohne Ende, Reverenzen zu machen, daß er, dem es feststand, daß der Menschheit, wie dem Menschen, Leben und Tod zugewiesen sei und daß es nur darauf ankomme, möglichst würdig zu leben und zu sterben, in jene Zukunft ernst und düster hineingeblickt und, was er da erschaut, mit rücksichtsloser, ja erbarmungsloser Wahrhaftigkeit ausgesprochen hat, gerade das ist wohl, wie ihm selbst nicht entgangen sein mag, vorwiegend mit der Grund gewesen, warum sein im übrigen von Geist wahrhaft überquellendes, von den interessantesten

[1]) Man vergleiche hierzu besonders den schon von Wolzogen angezogenen Ausspruch Dührings: „Auch ist mit der Vertiefung der Rassenfrage ... eine neue Aufgabe geschaffen. Die Auseinandersetzung der Nationalitäten und Rassen nach Außen und im Innern ist bis zur ernstesten Blutfrage zugespitzt worden. An Stelle der bloß eingebildeten Eigenschaften und unwahren Konventionen erwägt man das wirkliche Naturell der Rassen und Völker. Mit dem Streben nach einem Fonds allgemeiner menschlicher Gleichheit hat sich unwillkürlich auch ein entsprechendes Geltendmachen der natürlichen Ungleichheiten und ihrer Kulturfolgen verbunden. Noch aber fehlt es in der Kreuzung von Bestrebungen und Gegenbestrebungen dieser Art an einem orientierenden Kompaß". Ist dies nicht wie ein Ruf nach Gobineau's Werke?

Fragen des Kultur- und Völkerlebens durchzogenes Werk bei den Völkern von heute keine Heimat gefunden hat. Sie hören unter dem tonangebenden Einflusse unserer akademischen Historiker, ganz andere Wahrheiten lieber, als daß sie degeneriert, und daß keine sonderlich großen Dinge mehr von ihnen zu erwarten seien. Und doch steht zu hoffen, daß gerade wir Deutschen Gobineau trotz alledem gerne hören, ja daß uns sein Wort zu einem Worte des Lebens werden werde. Denn er hat es als unumstößlichen Schlußsatz seiner gesamten ethnographischen Erkenntnisse hingestellt, daß in der germanischen Rasse (die er einmal sogar geradezu die „weltordnende" genannt hat) die höchste Blüte weltgeschichtlicher Entwickelung getrieben sei, daß die in sie gelegten Keime die wahrhaft befruchtenden, die edelsten Lebenskeime gewesen seien, und das noch fort und fort einem Volke in dem Maße beschieden sein werde, als es germanisches Blut in seinen Adern rein bewahrt habe. Nun wohlan — das ist immerhin ein Trost, selbst bei ernstesten Blicken in die Zukunft. Wir sind relativ mit die wenigst Degenerierten, und das ist schon etwas. Und wenn denn auch alle die schönen Dinge, mit denen wir sonst unser Hoffen über Wasser zu halten gewohnt waren, nicht mehr verfangen, wenn unser Volk den vielgepriesenen „Deutschen Geist" verleugnet, wenn er das „Noblesse oblige" Lügen gestraft hat, ja wenn wir den verschiedensten Feinden deutschen Wesens das Eindringen ins Herz unseres Landes, unseres Lebens nicht nur erleichtert, sondern geradezu zur Aufgabe gemacht haben, so ist es doppelt unschätzbar, uns von Gobineau sagen zu lassen, daß wir am Ende doch uns werden auf uns selbst besinnen müssen, weil es einmal in uns gelegt ist, weil wir's im Blute haben. Wie in der Stunde höchster Not, beginnt eben jetzt die große hygieinische und therapeutische Reformbewegung der natürlichen Heilkunst ihr segensvolles Rettungswerk immer mächtiger zu entfalten: und gelingt es, so unserem siech gewordenen Volksleibe, der geistigen Aufgaben bald aus physischer Schwäche nicht mehr gewachsen gewesen sein würde, noch einmal wieder aufzuhelfen, dann wissen wir ja nunmehr, daß dann auch der deutsche Geist um so eher nachkommen und, als echter spiritus rector, die Leitung der deutschen Geschicke wieder in die Hand nehmen wird.

So scheinen alle Gesichtspunkte, ideelle und praktische, wissenschaftliche und nationale, auf eine Einbürgerung von Gobineau's großem Werke über die Menschenrassen hinzudrängen. Der Unterzeichnete ist bereit, falls es ihm von anderer Seite materiell ermöglicht wird, sich der umfangreichen, über Jahre auszudehnenden Arbeit zu unterziehen, welche er sich dahin umgrenzt hat, daß er nicht nur eine treue und sorgfältige Uebersetzung, sondern auch eine umfassende Einleitung, eine Kontrolle sämtlicher Zitate (bezw. deren Komplettierung oder Rektifizierung), endlich ein Namen-, Sach- und Zitaten-Register liefern würde. Er ist dabei getragen von dem freudigen Bewußtsein, daß er, indem er ein so großes Unternehmen auf seine Schultern lädt, nicht allein dem großen Toten ein Sühnopfer bringt, welchen wir bisher als Lehrmeister lange nicht genug gewürdigt

Digitized by Google

und genutzt haben, sondern zugleich das schönste Dankesopfer dem anderen erhabenen Genius, welchem wir Gobineau überhaupt verdanken: unserem Bayreuther Meister Richard Wagner.

Somit seien diese meine Blätter der wohlwollenden Prüfung gleichgesinnter Freunde, denen die Anliegen des deutschen Geistes warm am Herzen liegen, vertrauensvoll übergeben.

Wilhelmshöhe bei Kassel. **Ludwig Schemann.**

Bestimmungen
für eine zu begründende Gobineau-Vereinigung.

1) Die Gobineau-Vereinigung setzt sich zum Ziele, den wissenschaftlichen und künstlerischen Werken des Grafen Gobineau die denkbar weiteste Verbreitung zu erwirken. In erster Linie sollen ihre Bemühungen dem Hauptwerke seines Lebens, dem großen Werke über die Menschenrassen, zugewandt sein; demnächst sollen Neuausgaben oder Uebersetzungen der übrigen Werke, Publikationen aus dem Nachlaß, Korrespondenzen und biographische Arbeiten über Gobineau ins Auge gefaßt werden.

2) Der Charakter der Vereinigung ist bis auf weiteres ein durchaus privater. An der Spitze stehen zwei Komités, das eine in Frankreich, das andere in Deutschland, aus je drei Persönlichkeiten sich zusammensetzend, welche Gobineau selbst oder seinem Werke besonders nahe getreten sind. Diese Komités, welche im Bedürfnisfalle sich immer wieder auf drei Mitglieder durch Kooptation ergänzen können, arbeiten einander im Sinne der unter 1) aufgezählten Aufgaben im In- und Auslande in die Hände. Insbesondere sollen ihre Mitglieder auch bemüht sein, jüngere Kräfte in das geistige Wesen Gobineau's und die Ziele der Vereinigung so einzuweihen, daß auf sie für später im gleichen Sinne zu rechnen ist.

3) Die Mitgliedschaft der Vereinigung ist an keine Nationalität gebunden. Der jährliche Mindestbeitrag beträgt 10 Mark (10 Kronen, 10 sh., 5 fl. öster., 2½ Dollar). Wer einen einmaligen Beitrag von mindestens 200 Mark zahlt, wird dauernd als Mitglied der Vereinigung geführt. Größere Spenden sind außerdem jederzeit willkommen und im Interesse der Ziele der Vereinigung erwünscht. Mindestens alle zwei Jahre erfolgt durch Zirkular eine allgemeine Rechnungslegung. Die Details der Abrechnung werden durch die Komitémitglieder geprüft.

Die Mitglieder erhalten nach Möglichkeit ein oder mehrere Exemplare der auf Kosten der Vereinigung zu druckenden Publikationen — je nach der Höhe der von ihnen gezahlten Beiträge — gratis oder zu Vorzugspreisen.

Im Falle der Auflösung der Vereinigung sollen etwa noch vorhandene Geldbestände zum Ankauf von Exemplaren Gobineau'scher Werke, insbesondere des Rassenbuches verwandt und solche an Bibliotheken gemeinnütziger Institute verteilt werden.

Die hier mitgeteilten „Bestimmungen" empfehle ich ohne weitere Worte, unter einfacher Hinweisung auf das voraufgedruckte „Memorandum" einer ernstlichen Beachtung und bethätigten Zustimmung der Unsrigen, welche zugleich ersucht sein mögen, Adressen von Persönlichkeiten, bei denen auf Interesse für die Sache Gobineau's zu rechnen ist, gef. einsenden zu wollen. Anmeldungen und Beiträge (auch besondere Spenden zum Fonds zur Herstellung einer deutschen Ausgabe des Rassenbuches) sind an Professor L. Schemann, Wilhelmshöhe bei Kassel, 147. Rasenallee, zu senden. Weitere Mitteilungen über die Gobineau-Vereinigung werden die „Bayreuther Blätter" bringen. **Hans Paul Freiherr von Wolzogen**



Die Rassen-Unterschiede und die Theosophie.

An den Herausgeber. — Bitte um Beantwortung folgender Fragen:

1. Kann ein Theosoph Antisemit sein?
2. Wie erklärt sich die doch augenscheinlich so verschiedene geistige Veranlagung der Menschenrassen?

   resp. wie kommt es — die Lehre der Wiederverkörperung als richtig vorausgesetzt — daß diese geistigen Rassenunterschiede sich nicht ausgleichen?
3. Sollte die moralische Inferiorität gewisser Rassen, z. B. der semitischen, mit der „bösen Geistigkeit" zusammenhängen? **D.**

1. Diese Frage ist ungeschickt gestellt; sie sollte lauten: Kann ein Antisemit Theosoph werden? Und das kann er gewiß so gut wie jeder anders Gesonnene, wenn er nur Verstand genug hat, um etwas zu lernen, und Vernunft genug, um selbständig und leidenschaftslos nachzudenken. Will er dann aus einem theoretisch gebildeten auch noch praktisch ein Theosoph werden, dann bedarf es seinerseits allerdings noch eines guten und selbstlosen Willens. Im Uebrigen ist diese Frage wohl hinlänglich schon im Augustheft 1892 der „Sphinx" S. 187 ff. beantwortet.

2. Die Erklärung findet sich in Sinnetts „Esoterischer Lehre" (Leipzig 1884).

3. Nein; nicht generell, höchstens einmal individuell. **H. S.**



Digitized by Google

Annie Besant über Mediumismus.

(Aus dem Buche „Der Tod". Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Selbstmörder sowohl wie auch solche Menschen, welche durch Unfall ums Leben kamen, können mit den auf Erden Lebenden in Verkehr treten, schädigen sich aber dadurch in hohem Grade.

„Dies sind diejenigen Spirits, welche von den französischen Spiritisten als die „esprits souffrants" bezeichnet werden. Sie bilden eine Ausnahme von der Regel, weil sie in dem Anziehungskreise und in der Atmosphäre der Erde — in Kâma-loka — zu verweilen haben, bis die ihnen von Natur zugemessene Lebenszeit bis zur letzten Stunde abgelaufen ist; oder mit anderen Worten: diese bestimmte einzelne Welle der Lebensentfaltung muß bis zum Uferrande sich fortpflanzend fortschwingen. Sündhaft und zugleich auch grausam ist es jedoch, ihr Gedächtnis immer wieder neu zu beleben und ihre Leiden zu vermehren, indem man ihnen Gelegenheit giebt, ein künstliches, unnatürliches Leben zu führen, eine Gelegenheit, durch deren Benutzung sie ihr Karma noch mehr überlasten; denn man fordert sie ja dadurch auf, durch das geöffnete Thor der Versuchung einzutreten, d. h. sich der Medien und Sensitiven zu bedienen, obschon sie für jedes derartige Vergnügen im vollen Maße werden zu büßen haben. Ich will dies näher erklären: Selbstmörder, welche sich der thörichten Hoffnung geben, dem Leben zu entfliehen, und dann finden, daß sie gleichwohl noch fortleben, haben durch eben dieses Fortleben schon mehr als genug zu leiden. Ihre Strafe besteht eben gerade in der Intensität dieses Lebens. Weil sie nun aber durch ihre voreilige, unüberlegte Handlungsweise ihr sechstes und siebentes Prinzip verloren haben — (wenn auch nicht für immer, da sie ja beide wieder erwerben können) — so benutzen sie ihre Strafe nicht nur als Hilfsmittel zu ihrer Erlösung, sondern fühlen sich oft gedrängt, sich ins Leben zurückzuwünschen, und versuchen durch sündhafte Mittel sich wieder an dasselbe anzuklammern. In Kâma-loka, dem Lande der heftigen Begierden, können sie aber ihren irdischen Gelüsten nur mit Hilfe eines lebenden Stellvertreters oder Mediums fröhnen, und indem sie dies gewissermaßen bis zur Erschöpfung thun, geht meistenteils ihre Monade für immer verloren. Die Opfer eines Unfalles sind aber noch schlimmer daran. Wofern sie nicht so rein und gut waren, daß sie sofort in das Akâsa-Samadhi eingehen können, d. h. in einen Zustand ruhigen Schlummers verfallen, in einen Schlaf voll blumiger Träume, während dessen sie keine Rückerinnerung an das ihnen zugestoßene Unglück haben, sondern sich unter ihren alten Freunden und in bekannten Verhältnissen bewegen, bis ihre ihnen von Natur zugeteilte Lebenszeit abgelaufen ist, worauf sie sich dann in Devachan neu geboren finden — diesen Fall ausgenommen, ist ihr Schicksal ein sehr düsteres. Denn waren sie von Sünden befleckt und mit sinnlichem Charakter begabt, dann wandern sie als unglückliche Schatten umher (nicht als Gespenster oder Schatten, denn die Verbindung mit ihren zwei höheren Prinzipien ist nicht gänzlich abgebrochen),

bis endlich ihre Todesstunde herankommt. Plötzlich mitten aus dem vollen Strudel irdischen Strebens und Genießens, sowie aus den Banden fester Verhältnisse herausgerissen, fühlen sie sich versucht, die ihnen durch Medien dargebotene Gelegenheit zu benutzen, um sich durch deren Vermittlung diese Genüsse wieder zu verschaffen. Diese sind dann die Pishâchas, die Incubi und Succubi des Mittelalters, die Dämonen der Trunksucht, Völlerei, Unzucht, des Geizes, Elementarwesen von bedeutender Kraft, Bosheit und Grausamkeit, welche ihre Opfer zu den schauderhaftesten Verbrechen aufreizen und in der Vollbringung derselben schwelgen! Sie bewirken nicht nur den Ruin ihrer Opfer, sondern ihre psychischen Vampyre, die Ausgeburten ihrer zum reißenden Strome angewachsenen teuflischen Leidenschaften werden endlich — mit Ablauf der ihnen festgesetzten natürlichen Lebensperiode — aus der Region der Erden-Aura hinweg in andere Regionen versetzt, woselbst sie für Jahrhunderte ausgesuchte Qualen zu erdulden haben, die mit ihrer völligen Vernichtung enden. — — —

Die Ursachen für die Schaffung eines „neuen Wesens“ und für die Bestimmung seines Karmas sind Trishna oder Tanha (d. i. Durst oder Verlangen nach fühlendem Dasein) und Upâdana oder die Realisierung und Ausführung von Trishna oder dieser Begierde. Das Medium trägt nun in beiden Fällen, sowohl in dem eines Selbstmörders wie in jenen, wo der Tod infolge eines Unfalles eintrat, dazu bei, daß sich ein solches Wesen bis zum Grade eines Elementars entwickelt. Ein Mensch, der eines natürlichen Todes stirbt, wird in der Regel „von einigen Stunden bis zu wenigen kurzen Jahren“ in dem Anziehungskreise der Erde oder in Kâma-loka verweilen. Ausnahmen hiervon bilden die Selbstmörder und solche, die eines gewaltsamen Todes sterben im allgemeinen. Dennoch würde ein Ego, dessen Bestimmung es war, z. B. 80 oder 90 Jahre alt zu werden, welches aber angenommenerweise mit 20 Jahren sich entweder selbst entleibte oder das Opfer eines Unglücks wurde, nicht „wenige Jahre“, sondern in dem gedachten Falle 60 oder 70 Jahre als „Elementar“ oder besser gesagt als „Erdenwanderer“ in Kâma-loka zu verweilen haben, denn es ist zu seinem Unglücke kein Schatten oder Gespenst. Glücklich, ja dreimal glücklich zu preisen sind im Vergleiche mit ihnen jene entkörperten Wesenheiten, welche im Schoße des Raumes ihren langen Schlummer halten und von Träumen umfangen leben! Aber wehe jenen, deren Trishna sie zu Medien hinzieht, und wehe auch über diese letzteren, welche sie mit einem so verführerischen Upâdana in Versuchung führen! Denn indem sich jene dann an die Medien festklammern, um von ihnen unterstützt ihren Durst nach Leben zu befriedigen, so schaffen diese thatsächlich die Ursachen für eine neue Zusammensetzung von Skandhas, für die Schaffung eines neuen Körpers mit noch viel schlimmeren Neigungen und Leidenschaften, als der eben verlassene besaß. Das ganze künftige Schicksal dieses neuen Körpers wird somit nicht bloß durch das infolge seines früheren Charakters und Handelns erworbene böse Karma bestimmt, sondern auch durch das nunmehrige Verhalten des entstehenden Wesens. Wenn sich

doch die Medien und Spiritisten klar machen wollten, daß sie mit jedem sogenannten „führenden Engel“, den sie mit Begeisterung willkommen heißen, diesen Engel an ein Upâdana heranlocken, welches unberechenbares Unheil für das neue Ego in sich birgt, das unter einem verderbenbringenden Einflusse zur Wiedergeburt gelangen wird, sowie daß sie mit jeder Sitzung, ganz besonders aber in Materialisationssitzungen, diese unheilbringenden Ursachen vermehren, Ursachen, welche entweder die spirituelle Geburt des unglücklichen Egos verhindern oder doch bewirken, daß es zu einem viel ungünstigeren Dasein denn je wiedergeboren wird: — dann würden sie vielleicht doch etwas weniger freigebig mit ihren Aufforderungen sein. (S. 62 ff.)

Eine Larve wird sehr leicht auch von Elementarwesen, d. h. von nur mit halbem Bewußtsein begabten Naturkräften in Besitz genommen und kann dann von diesen als erwünschtes Werkzeug zur Ausübung der verschiedenartigsten Possen und Schelmenstreiche gebraucht werden. Der Astralkörper des Mediums und die von ihren unsterblichen Bewohnern verlassenen Kâma-Rupas liefern die materielle Basis, auf welcher die Elementals gar mancherlei überraschende und staunenerregende Dinge hervorbringen können. Hier aber möchte ich mich an die Besucher von Sitzungen wenden und die Vertrauensfrage stellen, ob es nicht vernünftiger wäre, die große Anzahl ihnen ja zur Genüge bekannter kindischer Vorgänge — wie Zerren an den Haaren, Kneifen, Austeilen von Klapsen, Umherwerfen von Gegenständen, Aufeinandertürmen von Möbelstücken, Spielen auf Harmoniums u. s. w. — eher für Possenstreiche von unter dem Menschen stehenden Kräften zu halten, als sie für Handlungen von Seelen zu erklären, welche sich während ihres Verweilens im Körper sicher keine solchen Pöbelhaftigkeiten zu schulden kommen ließen. (S. 75).

*

Der buddhistische Katechismus

von Subhadra Bhikschu ist soeben bei C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig in vierter Auflage erschienen (Preis 1 Mark). Ueber die Fülle des Inhalts muß man geradezu staunen. Wer nichts weiter liest als diesen Katechismus, kann sich schon recht gut über den Gedankenkreis der Theosophie orientieren und bekommt angemessene Auskunft über das Leben und die Lehren des Buddha Gotama. Die Mitglieder der „Theosophischen Vereinigung“ und der „Deutschen theosophischen Gesellschaft“ sollten durchweg diesen Katechismus und dazu wenigstens noch die „Theosophischen Schriften“ besitzen, sich einprägen, verbreiten und darnach leben. Sonst sind beide Gesellschaften nur leere Namen auf dem Papier. — Für eine fünfte Auflage sollte an stelle der zerstreuenden Fragen eine innerlich zusammenhängende Darstellung treten. Für Deutschland ist dieses Frage- und Antwortspiel ein Rückfall in die Pädagogik des 16. Jahrhunderts. Der Katechismus schließt sich in Form und Textinhalt (nicht Anmerkungen) an die gleichnamige Schrift von H. S. Olcott an. **Dr. Göring.**

*

Theosophische Schriften.[1])

Die theosophischen Schriften wollen den Blick von der materialistischen Strömung der gegenwärtigen Wissenschaft und Bildung zu einer Weltauffassung erheben, welche das Geistige in der Natur und im Menschen als schaffende und gestaltende Macht erkennt und den denkenden Menschen befähigt, die Lebensgestaltung im Sinne des Ideals jeder Religion und Philosophie zu veredeln. Die Ueberwindung des Thierischen im Menschen, die Herrschaft über die blinden Triebe und zerstörenden Leidenschaften, die Besiegung des Gemeinen und Niedrigen, die Ausrottung der rücksichtslosen Selbstsucht durch Selbstzucht und Selbsterziehung zum Geistigen, Göttlichen, Idealen ist das Ziel, welches die Sittlichkeitsgesetze und die Religionen aller Zeiten den Menschen vorhalten.

Durch einseitige Beschäftigung mit der Stoffwelt hat unser Geschlecht verlernt, das Geistige im Menschen zu pflegen. Der Materialismus hat die feineren Geisteskräfte, die edleren Regungen des Gemütes und die schöpferischen Elemente der Phantasie abgestumpft. Die Genußsucht, das plumpe Lebenserbe des Materialismus, zerstört alle mühsamen Errungenschaften der wissenschaftlichen und technischen Arbeit für die Körpergesundheit, das einzige gute Ziel des Materialismus. Krankheit und Not treten als zerstörende und zersetzende Wirkung der rücksichtslosen Genußsucht auf, Unzufriedenheit und Mutlosigkeit werden das Gepräge unserer Zeit und verwirren die Lebensgestaltung.

Da reicht ihren rettenden Arm die Theosophie (wörtlich: Gottweisheit): sie weist den Menschen auf sein Inneres, das Geistige und Göttliche, welches in ihm der Entfaltung harrt. Sie ruft ihm zu, daß er die Rettung von Elend und Verzweiflung in sich selbst hat, daß er sich vervollkommnen kann, wenn er guten Willen und Ausdauer hat. Sie weist ihm den Weg aus dem Wirrwarr des Lebens zum Licht, zum Ideal, zu Gott. Wie er diesen Weg findet, das wollen die „Theosophischen Schriften" zeigen. Sie haben also einen praktischen Beruf. Soweit es möglich ist, sollen sie in systematischer Reihe aufeinander folgen und den Leser über das Ziel der Theosophie belehren.

In großen Zügen entwirft das erste Heft die Grundgedanken der Theosophie. Daran reihen sich in den folgenden Heften Erörterungen über das Karma, jenes Weltgesetz, nach welchem im Geistes- und Körperleben jeder Zustand und jedes Schicksal seine im Menschen liegende Ursache hat. Von den theoretischen Grundlagen wenden sich die „Theosophischen Schriften" zur Lebenspraxis im Lichte der Theosophie und wollen jedem denkenden, vorurteilslosen Leser Lehre und Rat für das Leben bringen.

Dr. H. Göring.

[1]) Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig. „Sphinx der Theosophie". Von A. Besant. 20 Pf. „Karma". Von Hübbe-Schleiden. 20 Pf.

Das Gesetz des Geistes nach Dr. Franz Hartmann.

(Magie. Von Dr. Franz Hartmann. Leipzig, W. Friedrich.)

Wie alles seine Zahl, so hat auch jedes Ding sein Maß in der Zeit. Tag und Nacht, Sommer und Winter, Ebbe und Flut, Jahre, Yuga's, Manvantaras (Schöpfungsperioden), Kalpa's und Mahakalpa's von 311 040 000 000 000 Jahren kehren regelmäßig wieder und es ist dabei nicht mehr Staunenswertes, als daß ein violetter Lichtstrahl aus 759 Trillionen Aetherschwingungen in der Sekunde besteht. Nationen, Zivilisationen entstehen, haben ihre Kindheit, die Zeit der Reife, das Greisenalter und verfallen am Ende; Wissenschaften, Künste, Religionssysteme tauchen auf und verschwinden und erscheinen aufs neue in veränderter Form. Die Mode kehrt wieder, in der Kleidung wie in der Gelehrtenstube, und in den Kramläden unserer Universitäten finden sich viele längst abgeschaffte, aber wieder in die Mode gekommene Waren, frisch aufgeputzt und mit neuen Etiquetten versehen. So findet sich z. B. in den Schriften des Theophrastus Paracelsus die Abstammung des Menschen viel besser beschrieben, als es je von Darwin geschehen ist, und „Hypnotismus“ und „Suggestion“ sind nur neue Auflagen der Paracelsischen Lehre von „Magica“ und „Imaginatio“. In der ganzen Natur herrscht ein periodisch sich drehender Kreislauf; alles kehrt wieder am Ende zu seinem Anfang zurück, und nichts wäre am Ende gewonnen, wenn nicht bei jeder Umdrehung die Achse des Rades dem Mittelpunkte (der Wahrheit) ein wenig näher käme und so den ewigen Kreislauf in eine Spirale verwandelte.

Aber nicht bloß auf der physischen Ebene herrscht dieses Gesetz der Periodizität, auch die höheren Sphären gehorchen ihm. Die Dauer des Lebens eines Menschen hängt nicht vom Zufall ab, sondern ist die Folge von Ursachen, welche bestimmte Wirkungen haben. Wer die Freiheit seines Willens dazu benutzt, um diesem Gesetze entgegen zu handeln und sich selber mutwillig das Leben verkürzt, der wird dadurch nicht von diesem Leben erlöst. Er wird nicht seinen Körper, sondern bloß dessen materielle Erscheinung los. Er beraubt sich dadurch nur des Werkzeuges, um auf der physischen Ebene thätig zu sein, er ist wie ein Mensch, der sich die Glieder amputieren läßt und ohne dieselben leben muß, bis seine Stunde schlägt. Auch nach dem Tode folgt der Mensch bewußt oder unbewußt diesem Gesetze. Sein Aufenthalt im „Lande der Seeligen“ (Devachan) ist von einer gewissen Dauer, die von den Ursachen, welche er selber geschaffen hat, abhängt. Sind die Wirkungen dieser Ursachen zu Ende, so tritt er als eine neue Persönlichkeit im irdischen Leben, auf diesem oder vielleicht auf einem anderen Planeten auf. Er ist derselbe Schauspieler in einer neuen Rolle, wenn er auch, so lange er keine Selbsterkenntnis besitzt, von seinen früheren Rollen nichts wissen kann, und die Rolle, welche er in seinem neuen Leben zu spielen bestimmt ist, hängt ab

von der Art, in welcher er in seinem früheren Dasein aufgetreten ist; sie wird durch sein Karma bestimmt, welches das Gesetz von Ursache und Wirkung auf der moralischen Ebene, mit anderen Worten das Gesetz der göttlichen Gerechtigkeit (Nemesis) ist. So kann es sich fügen, daß mancher Große der Erde, der in diesem Leben seine Stellung mißbraucht, in seinem nächsten Leben eine erbärmliche Rolle spielen muß, die dazu dienen kann, ihn zur Erkenntnis zu bringen, und mancher, der in diesem Leben mit Fußtritten vorlieb nehmen muß, mag in seinem nächsten Leben auf Erden in der Lage sein, sie zu vergelten. Die Theologen haben einen großen Wirrwarr geschaffen, indem sie das „zukünftige Leben" irgend wohin über den Wolken versetzten. Die Reinkarnation, wenn sie richtig begriffen wird, nicht aber so wie unsere Gelehrten sich die „Seelenwanderung vorstellen, wird auch in der Bibel gelehrt. Der beste Beweis für ihre Richtigkeit ist aber da, wenn der Mensch zu seinem geistigen Bewußtsein gelangt, wodurch er befähigt wird, sich seiner früheren Daseinsformen zu erinnern. Gegen diesen Beweis giebt es keine Argumente mehr.

Da alle Geschöpfe ihrem Wesen nach eins sind, so stehen auch alle im innigsten Zusammenhang miteinander und wirken bewußt oder unbewußt aufeinander ein. Ein guter oder ein böser Gedanke ist wie ein Stern am Gedankenhimmel, dessen Strahl einen wenn auch noch so entfernt lebenden Menschen treffen, wenn er dafür empfänglich ist, in seiner Seele Wurzel fassen und in ihm zur That werden kann. Man braucht dabei niemanden zu „hypnotisieren"; es „hypnotisiert" ein Mensch den andern, ohne zu wissen, daß er es thut. Ideen sind Dinge gerade so gut wie äußerlich sichtbare Sachen, ja sie sind noch viel dauerhafter: denn die Erscheinung vergeht, die Idee aber besteht fort.

Da jedes Menschen Seele eins mit der Weltseele (Mahat) und daher jeder in seinem innersten Wesen der „Andere" ist, ebenso gut wie „er selbst", so kann auch kein Mensch einem andern ein Unrecht zufügen, das nicht auch ihn selber in seinen Folgen trifft. In der That kehrt jedes Geschöpf am Ende zu seinem Schöpfer zurück, der böse Gedanke kehrt dorthin zurück, wo er ausgebrütet worden ist, der Wille ist ein Teil unseres Selbst. Wird er ausgesandt, so kehrt er wieder bei uns selbst ein.

Das Selbst ist alles. Die verschiedenen Persönlichkeiten sind nur Spiegelbilder, in denen der eine Mensch sich als Erscheinung vervielfältigt sieht. Was aus dem Bewußtsein der Einzelerscheinung hervorgeht, kehrt wieder zu demselben zurück. Die That an sich ist nichts. Würde jemand, ohne es zu wissen oder zu wollen, die ganze Welt zerstören, so träfe ihn keine Verantwortlichkeit. Der Wille und Gedanke (Bewußtsein) ist alles. Tritt die bewußte That ins Leben, so ist damit eine Kreatur geschaffen, die im Reiche der Schöpfung desjenigen, der sie geschaffen hat, lebt und sich für ihr eigenes Dasein an ihrem Schöpfer rächt. „So kehrt sich der Dolch des Mörders gegen ihn selbst, der ungerechte Richter spricht sein eigenes Urteil, der Lügner betrügt sich selbst und der Dieb wirft sein Eigentum weg" (Arnold, „Leuchte Asiens").

Digitized by Google

Wie sich das Gute von selber belohnt, so bestraft sich das Böse von selbst. Außerhalb der Komödie des Menschen im irdischen Leben giebt es keine willkürliche Bestrafung oder Belohnung, sondern nur die bestimmten Folgen bestimmter Ursachen, wodurch wieder neue Ursachen geschaffen werden, die zu den unendlichen Verwicklungen des Schicksals den Anlaß geben, aus denen das Karma des Menschen besteht. Dies ist das Gesetz des Geistes in der Natur, daß alles wieder aus der Vielheit zur Einheit zurückgeführt wird, und hierzu bedarf es der nur durch die Ueberwindung selbstgeschaffener Mißklänge ermöglichten Wiederherstellung der Weltharmonie (Seite 86—90).



Neue Bücher.

Theosophische Schriften: I. Die Sphinx der Theosophie. Von Annie Besant. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn, 1894. — 20 Pf.

II. Karma. Die theosophische Begründung der Ethik. Von Dr. Hübbe-Schleiden. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn, 1894. — 20 Pf.

Subhadra Bhikschu: Buddhistischer Katechismus zur Einführung in die Lehre des Buddha Gótama. Nach den heiligen Schriften der südlichen Buddhisten zum Gebrauche für Europäer zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen. Vierte Auflage. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn, 1894. — 1 Mk.

Annie Besant: The Building of the Kosmos, and other Lectures. London: Theosophical Publishing Society, 7 Duke Street, Adelphi, W. C. (Inhalt: I. Sound. II. Fire. III. Yoga. IV. Symbolism.) — Preis 1 s.

W. Q. Judge: Das Meer der Theosophie. Aus dem Englischen übersetzt von Eduard Herrmann, F. T. S. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1894. — 3 Mk.

Dr. med. **Franz Hartmann**: Die weiße und schwarze Magie oder das Gesetz des Geistes in der Natur. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — 7 Mk.

Annie Besant: Der Tod — und was dann? Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — 3 Mk.

Prof. Dr. **C. Hilty**: Glück. Fünfte Auflage. Frauenfeld, J. Hubers Verlag. Leipzig, J. Hinrichs'sche Buchhandlung. — 4 Mk.

Alexander N. Aksákow: Animismus und Spiritismus. Versuch einer kritischen Prüfung der mediumistischen Phänomene mit besonderer Berücksichtigung der Hypothesen der Halluzination und des Unbewußten. I. Bd. Mit dem Portrait des Verfassers und zehn Lichtdrucken. Leipzig, Oswald Mutze. — 6 Mk.

Dr. **F. Wollny**: Eine Appellation an die deutsche Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe in Sachen der Hypnose und Suggestion. Leipzig, Oswald Mutze. — 50 Pf.

Dr. **Emil Kraepelin**, Prof. in Heidelberg: Psychiatrie. Ein kurzes Lehrbuch für Studierende und Aerzte. Vierte vollständig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Ambr. Abel (Arthur Meiner), 1893. — 13 Mk. 50 Pf. (geb. 14 Mk. 25 Pf.).

Carl Kiesewetter: Die Geheimwissenschaften. Zweiter Teil der Geschichte des neueren Okkultismus. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — 16 Mk.

Camille Flammarion: Urania. Mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertragen von Karl Wenzel. Pforzheim 1894, Otto Riechers Buchhandlung (Ernst Haug).

Hans H. Busse: Lieder des Himmels. München, Karl Schüler (A. Ackermann's Nachfolger).

Die Lokalisationstheorie angewandt auf psychologische Probleme. Beispiele: Warum sind wir zerstreut? Vortrag gehalten in der Münchener Psychologischen Gesellschaft von Georg Hirth. München 1894, G. Hirth's Verlag. — 1 Mk.

Schriften der Gesellschaft für psychogische Forschung. Heft 7—8. (2. Sammlung). Ueber die Trugwahrnehmung (Halluzination und Illusion). Mit besonderer Berücksichtigung der internationalen Enquete über Wachhalluzinationen bei Gesunden von Edmund Parish. Leipzig, Verlag von Ambr. Abel (Arthur Meiner), 1894. — 7 Mk.

Geeinte Gegensätze. Motto: Die Wahrheit liegt in der Mitte. VI. Der vierfache Gegensatz. Von Dr. Ferdinand Maack. Leipzig, Bacmeister's Verlag, 1894. — 60 Pf.

Selbsthilfe. Ein Roman der Sparsamkeit und Lebenskunst. Realsozialistisches Zukunftsbild von Leopold Heller. Leipzig, Hartung und Sohn, 1894. — 1,60 Mk.

„Das Wort". Briefe an das deutsche Volk zur Förderung der Erkenntnis Gottes und seines Waltens in Natur und Menschheit. Gesammelt und ausgeschickt von Leopold Engel, Kötzschenbroda bei Dresden. Erster Brief. Bacmeister's Verlag in Leipzig, 1894. — 30 Pf.



Selbstanzeigen.

Da es für die Leser unserer Monatsschrift wertvoll ist, mit den Verfassern neuer Bücher in unmittelbare Verbindung zu treten, so ersuche ich die Verlagsbuchhandlungen, denen an einer Besprechung ihrer Werke gelegen ist, mit der Einsendung derselben zugleich die Verfasser zur Abfassung von Selbstanzeigen anzuregen. Auch den Autoren direkt gilt meine Bitte.

Dieser Wunsch darf nicht so mißverstanden werden, als sollten die Verfasser ihre Werke loben, tadeln oder irgendwie kritisieren. Vielmehr handelt es sich nur um einen zuverlässigen Bericht über den thatsächlichen Inhalt des Buches. Die Wiedergabe der Hauptgedanken eines Werkes müßte freilich über eine trockene Aufzählung der Kapitelüberschriften hinausgehen und statt einer Inhaltsstatistik ein lebensvolles Bild von dem Gegenstande geben. Dabei wird es dem Verfasser überlassen, die Gesichtspunkte hervorzuheben und in ausführlicher Darstellung zu beleuchten, auf deren Beachtung er besonderen Wert legt, oder das zu betonen, was für die Leser der Zeitschrift hervorragendes Interesse hat. Auch kann der Verfasser die Gelegenheit benutzen, in seiner Selbstanzeige etwaige Mißverständnisse zu klären und Entstellungen abzuweisen, denen sein Werk schon in der öffentlichen Kritik ausgesetzt war.

Wenn es möglich ist, soll für solche Arbeiten der Raum von acht Druckseiten des vorliegenden Formates nicht überschritten werden. Je kürzer, knapper und übersichtlich einfacher ein solcher Bericht ist, um so willkommener und wirksamer dürfte er sein. Kleine Broschüren könnten wohl auf höchstens einer Druckseite charakterisiert werden. Notwendig ist stets die genaue Angabe des Verlages und Preises. **Dr. Göring.**

An unsere Mitarbeiter.

Jede Arbeit soll in sich abgeschlossen sein, damit womöglich jedes Heft ein Ganzes bildet. Alle Manuskriptsendungen bitte ich an die Herren C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig mit der Bemerkung „Für die Sphinx" zu richten. **G**

Korrekturen

werden stets der raschesten Erledigung empfohlen. Es ist besonders wünschenswert, daß der bereits nach dem fertigen Manuskript gesetzte Text nicht durch Einschiebung von Sätzen durchbrochen wird. Dagegen können am Schluß alle wünschenswerten Zusätze gemacht werden, wenn nicht die Schlußseite schon gefüllt ist. Wenn noch Raum auf der Schlußseite ist, so kann diese durch Zusätze ausgefüllt werden. Bei Rücksendung der Korrektur muß die Zahl der erwünschten Sonderabzüge bezeichnet werden. **Dr. Göring.**

Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Göring in Braunschweig (Adr. Herren C. A. Schwetschke u. Sohn).
Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.
Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.

Im Verlage von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig** erschienen von

Franz Hartmann,

Mitglied der Theosophischen Gesellschaft in Indien,

Die weiße und schwarze Magie oder: **Das Gesetz des Geistes in der Natur.** Preis brosch. 7 Mark.

Die bisher erschienenen Bücher über Magie beschränken sich darauf, Theorien aufzustellen, nach welchen man die mystischen Erscheinungen in der Natur vielleicht erklären könnte. Franz Hartmann zeigt uns in seinem Buche den Weg, wie wir durch eigene geistige Entwickelung in den Besitz geistiger, mystischer Kräfte gelangen und so fähig werden können, selbst magisch-geistige Wirkungen zu vollbringen. Das Werk zeigt, daß das Studium der Mystik nichts mit Hexerei zu thun hat und daß die sogenannte Nachtseite der Natur eigentlich ihre Lichtseite ist.

Theophrastus Paracelsus als Mystiker. Preis brosch. 2 Mark.

Diese Schrift wurde anläßlich der 400jährigen Gedenkfeier des berühmten Arztes und Philosophen Theophrastus Paracelsus verfaßt und sie giebt ein neues interessantes Bild der Wirksamkeit und der immensen Kenntnisse des berühmten Mannes auf dem ganzen Gebiete der Mystik. Im besonderen erfährt die Lehre von den sieben Prinzipien, die sich in seinen Werken findet und deren Kenntnis für alle Menschen von höchstem Interesse ist, eine ausführliche Erklärung.

Der Tod — und was dann? Von Annie Besant. Uebersetzt von Franz Hartmann. Preis brosch. 3 Mark.

Die merkwürdigste Frau unserer Zeit, Mrs. Annie Besant, die seit dem Tode der Mrs. H. P. Blavatsky an der Spitze der theosophischen Bewegung Europas steht, behandelt in dem vorliegenden Werke ein Thema, das die Lehrer der Religionssysteme des Abendlandes nur zu gern schweigend ignorieren. Und doch giebt es keine Frage, die mehr geeignet wäre, selbst unserer hypermaterialistischen Zeitströmung ein zwingendes Halt zu gebieten, die dem grübelnden Menschengeiste tiefere Probleme böte, als gerade diejenige nach den geheimnisvollen Vorgängen, die dem Tode des Körpers folgen werden.

Die Grundlage der indischen Mystik, bestehend aus Auszügen aus dem Buche der goldenen Lehren. Von H. P. Blavatsky. Uebersetzt von Franz Hartmann. Preis brosch. 3 Mark.

Das Buch der goldenen Lehren ist das Handbuch für die Schüler der Mystik des Ostens. Es ist bekannt, daß in Indien die Methoden, welche zum Zwecke der psychischen Entwickelung befolgt werden, je nach den verschiedenen Gurus (Lehrern oder Meistern) verschieden sind, besonders auch weil jeder Guru sein eigenes System hat, welches er in der Regel als sein Geheimnis wie seinen Augapfel behütet. Gleich dem großen mystischen Werke, genannt Paramârtha, welches, wie die Legende von Nâgârjuna sagt, dem großen Arhat von den Nagas (Schlangen, bedeutet die Erleuchteten) gegeben wurde, wird auch das Buch der goldenen Lehren einem solchen mystischen Ursprunge zugeschrieben.

Tattva Bodha (Daseinserkenntnis) von Sankaracharya. Aus dem Sanskrit übersetzt von Franz Hartmann. Preis brosch. 1 Mark.

Der Führer im Geistigen oder: **Grundriß zu einem Katechismus der Selbsterkenntnis.** Aus den einzig authentischen Quellen geschöpft und mit Hilfe eines Brahminen zusammengestellt von Satya Kama Nara. Ins Deutsche übertragen von Franz Hartmann, M. D. Preis brosch. 1 Mark.

Lotusblüten, Theosophische Monatsschrift, enthaltend Originalartikel und ausgewählte Uebersetzungen aus der orientalischen Litteratur in Bezug auf die Grundlage der Religionen des Ostens und der Theosophie. Herausgegeben von Dr. Franz Hartmann, M. D., Mitglied der Theosophischen Gesellschaft in Indien.

Im Interesse weiterer Benutzung des Anzeigenteiles wird gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen auf die Sphinx Bezug zu nehmen.

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

In unserem Verlag erscheinen jetzt in kurzen Zwischenräumen:

Theosophische Schriften.

Zur Ausgabe gelangten vor wenigen Tagen:

Heft I.

Die Sphinx der Theosophie

von

Annie Besant.

Heft II.

Karma.

Die theosophische Begründung der Ethik

von

Hübbe-Schleiden.

Preis des einzelnen Heftes 20 Pfennig.

Kostenlos versende: Katalog Nr. 256. **Okkultismus**, Aberglauben, Alchemie, Hexen u. Zauberer, Hypnotismus, Magie, Tier-Magnetismus, Mystik, Psychologie, Somnambulismus usw.

Breslau, 21 Neue Taschenstraße.

Heinrich Lesser.

In neuer Auflage erschien:

Strahlende Materie

oder: **der vierte Aggregatzustand.**

Vortrag von **William Crookes.** Deutsch herausgegeben, mit Anmerkungen, von Dr. H. Gretschel. Mit 21 Figuren. 4. unveränderte Auflage. Preis 1,50 Mk. Verlag von **Quandt & Händel** in Leipzig.

Veget. Obstbau-Kolonie „Eden“

(e. G. m. b. H.) zu **Oranienburg** b. Berlin.

Freiland-Kolonie zur Schaffung naturgemäßer Daseinsbedingungen als Grundlage für geistige Entwicklung. — **Spar- und Bau-Genossenschaft** — **Konsum-Verein** für nur gesunde Nahrungsmittel, Versand an jedermann. Vertrieb von Hensel's Steinmehldünger. Satzungen, Preislisten 2c. auf Anfrage frei.

Wer hilft am Befreiungswerke?

Das Institut für Graphologie u. Chiromantie

(Erfurt in Thüringen).

beurteilt nach der Schrift (Siehe „Sphinx“ Januar 1891) und der Hand (lebensgroße Photographie oder Abdrücke beider innern Hände in Gips erforderlich) Eigenschaften und Schicksale der Menschen.

F. E. Baumanns Verlag, Bitterfeld.

Christus oder Buddha, wem wollen wir folgen? Zeitgemässe Betrachtungen über christliche und indische Theosophie. Von Dryas. Preis 80 Pf.

Ein Wort in zwölfter Stunde an das deutsche Volk: Das gesellschaftliche und Familienleben der Gegenwart im Lichte der zehn Gebote. Von E. Veit. Preis 80 Pf.

Die Naturheilkunde und die Psyche: Körper und Geist in naturheilkundiger Beleuchtung. Von Fr. Ed. Justus. Gebunden 1 Mk. 50 Pf.

Im Interesse weiterer Benutzung des Anzeigenteiles wird gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen auf die Sphinx Bezug zu nehmen.

Digitized by Google

Zeitschr.

Dezember 1894 XIX, 106.

SPHINX

Herausgeber: Dr. Hübbe-Schleiden.

Organ der Theosophischen Vereinigung
und
der Deutschen Theosophischen Gesellschaft.



Inhalts-Uebersicht:

Braunschweig.
C. A. Schwetschke und Sohn.
1894.

Digitized by Google

Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die in dieser Zeitschrift ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm gezeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Beiträge haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Unbefugter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird auf Grund der Gesetze und internationalen Verträge zum Schutze des geistigen Eigentums untersagt.

Der **Abonnementspreis** beträgt halbjährlich (ein Band):

		einzelne Hefte:
für Deutschland und Österreich	M. 9,—	M. 2,— (portofrei)
„ Frankreich	frs. 11,25	frs. 2,80.
„ England, Indien und Kolonien	9 sh.	2 sh. 3 d.
„ Amerika	$ 2,25 cts.	$ —,55 cts.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig entgegen.

Mitglieder der „Theosophischen Vereinigung" erhalten die „Sphinx" gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von Mk. 3,75 an die Verlagshandlung portofrei zugesandt.

Probehefte: 1 Mark. — Prospekthefte: gratis.

Wir bitten unsere Leser und Freunde, ihre Wünsche um Ueberweisung von Exemplaren der „Sphinx" an Gesinnungsgenossen direkt der Verlagsbuchhandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig zugehen zu lassen, da wir selbst teils aus Mangel an Zeit, teils aus Mangel an verfügbaren Exemplaren nicht immer in der Lage sind, sie zu erfüllen. Die Redaktion der Sphinx.

Anzeigen, welche für das nächste Heft bestimmt sind, müssen bis zum **20. Dezember** in Händen der Verlagsbuchhandlung sein.

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

Kunstbeilagen der „Sphinx"

von

Fidus und Diefenbach

Preis Mk. 1,—; in eleganter Mappe Mk. 1,50.

Aufruf!

Aus A. J. Davis Bücherschatz soll demnächst erscheinen in deutscher Uebersetzung:

„Der harmonische Mensch" oder „Gedanken für das Zeitalter".

Preis: 2 Mark, gebunden 3 Mark

ein längst von den Anhängern Davis erwartetes Buch. Die Kosten sollen auf dem Wege durch Zuwendungen gedeckt werden; bitte daher um recht rege Unterstützung und Bestellungen. Der Ueberschuß wird für den „Sternenschlüssel" „Seher und Denker" benutzt.

Gleichzeitig empfehle meine Buchhandlung zur Besorgung aller Bücher. Neu erschien soeben:
Davis, Der Lehrer, Volksausgabe. Preis: 2,50 Mk.
Schlenter, Hypnotismus und Hellsehen. Preis: 30 Pf.
Guttzeit, Reinmenschliche Kindererziehung. 100 Seiten. Preis: 50 Pf., 10 Stück 4 Mk.

Versendungen in alle Weltteile. **Wilhelm Besser,** Leipzig, Markt 2.

Im Interesse weiterer Benutzung des Anzeigenteiles wird gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen auf die Sphinx Bezug zu nehmen.

SPHINX

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XIX, 106. Dezember 1894.

Unsere Umgebung — unser Karma.

Von

Hadjii Erinn.[1)]

*

Für das abendländische Begriffsvermögen enthalten die Lehren von Karma und Wiederverkörperung Schwierigkeiten, die, während sie dem Lernenden im Morgenland nur eingebildet erscheinen, nichts desto weniger für den Abendländer ebenso real sind, wie nur irgend eins der vielen andern Hindernisse auf dem Pfade des Heils. Alle Schwierigkeiten sind mehr oder weniger eingebildet; wird doch gesagt, daß die ganze Welt und all ihre Wirrsale eine Illusion seien, die ihren Ursprung in der Vorstellung des getrennten Ich haben. Solange wir aber hier in der Materie existieren, und solange ein Dasein in der Erscheinung existiert, solange sind diese Illusionen auch real für den Menschen, der sich nicht über sie zu der Erkenntnis erhoben hat, daß sie nur die Masken sind, hinter denen sich die wahre Wirklichkeit verbirgt.

Fast zwanzig Jahrhunderte hindurch sind die westlichen Nationen bemüht gewesen, die Vorstellung des getrennten Ich — des meum und tuum — aufzubauen; und schwer wird es daher für sie, irgend ein System anzunehmen, welches sich gegen diese Vorstellungen richtet.

In dem Maße als sie in dem fortschreiten, was man materielle Zivilisation nennt, mit all ihren blendenden Reizen und Verführungen zum Luxus, in dem Maße vergrößert sich noch ihre Verblendung, weil sie den Wert ihrer Anschauungsweise nach den Resultaten schätzen, die scheinbar aus ihr hervorgehen, bis sie zuletzt das, was sie die Herrschaft des Gesetzes nennen, dahin treiben, daß es eine Herrschaft des Schreckens wird. In der Praxis ist alle Pflicht gegen ihre Mitbrüder nicht vorhanden, wenn auch die herrlichen Lehren Jesu dem Volke täglich von Predigern gepredigt werden, die man bezahlt, damit sie predigen, aber nicht etwa damit sie

[1)] Aus „Path“ 1887. Uebersetzt von Dr. Hundt.

überzeugen und etwas durchsetzen; denn sie dürfen nicht auf der Ausführung in der Praxis bestehen, die logisch aus der gepredigten Theorie folgt, weil die Folgen davon Verlust von Stellung und Unterhalt sein würden.

Wenn sich nun aus einer solchen Nation ein Geist erhebt, der sich nach Hülfe umsieht, den Pfad wieder zu entdecken, der verloren gegangen war, so wird er unbewußt nicht allein durch *seine* Erziehung stark beeinflußt, sondern auch durch die alle diese Jahrhunderte hindurch geübte Erziehung seiner *Nation*. Er hat Tendenzen geerbt, die nur schwer zu überwinden sind. Er kämpft mit Phantasmen, die für ihn absolut real sind, wenn sie dem Lernenden, der unter andern Einflüssen groß geworden ist, auch nur als bloße Träume erscheinen.

Wenn daher von ihm verlangt wird, er solle sich über seinen Körper erheben, um ihn zu besiegen, er solle seine Leidenschaften, seine Eitelkeit, seinen Zorn und Ehrgeiz bekämpfen, so ruft er aus: „Wie? wenn diese Umgebung, in die ich ohne mein Wollen geboren wurde, mich niederdrückt, so werde ich unterliegen!“ Wenn er dann erfährt, daß er kämpfen muß oder im Kampfe sterben, antwortet er vielleicht, daß das Karmagesetz kalt und grausam sei, daß es ihn für die Folgen verantwortlich mache, die scheinbar das Ergebnis jener ungewollten Umgebung sind. Dann handelt es sich für ihn darum, entweder zu kämpfen und zu sterben oder mit dem Strome zu schwimmen, unbekümmert, wohin dieser ihn am Ende führt, aber glücklich, wenn er ihn zufällig in glattes Wasser an elysäische Ufer trägt.

Vielleicht aber ist er ein Jünger des Okkultismus, und sein Ehrgeiz ist durch die Aussicht auf Adeptschaft angefeuert worden oder durch die Hoffnung Gewalt über die Natur zu erlangen oder der Himmel weiß, was sonst noch.

Indem er nun den Kampf beginnt, fühlt er sich sofort von Schwierigkeiten umringt, die wie er sich bald überzeugt, natürlich wieder das Produkt seiner Umgebung sind. In seinem Herzen sagt er sich, daß sein Karma ihn unfreundlich dorthin gebracht hat, wo er fortwährend für seinen und einer Familie Unterhalt arbeiten muß; oder aber er hat eine Lebensgenossin, deren Verhalten ihn überzeugt, daß er vorwärts schreiten könnte, wenn er von ihr getrennt wäre; zuletzt ruft er den Himmel um Hilfe an und bittet ihn, die seine Vervollkommnung hindernde Umgebung zu ändern.

Dieser Mensch hat sich thatsächlich in einem verhängnisvolleren Irrtum befunden als der erste. Fälschlich hat er vorausgesetzt, daß seine Umgebung etwas Hassenswertes sei, was er von sich weisen müsse. Ohne es sich in klaren Worten einzugestehen, hat er dennoch in den tiefsten Winkeln seines Herzens den Gedanken genährt, daß er, gleich Buddha, in diesem einen Leben über alle die unerbittlichen Gewalten und Kräfte triumphieren könne, die ihm den Weg zum Nirvana versperren. Wir sollten uns erinnern, daß der Buddha nicht jeden Tag kommt, sondern

daß er die Blüte der Zeitalter ist, der, wenn die Zeit reif ist, mit Sicherheit an einem Ort und in einem Körper erscheint, nicht, um für sein eigenes Fortschreiten zu wirken, sondern für die Erlösung der Welt.

Was bleibt nun noch von unserer Umgebung und was von ihrer Gewalt über uns?

Ist die Umgebung Karma oder ist es die Wiedergeburt? Karma ist das Gesetz, und Wiedergeburt ist nur eine seiner Begleiterscheinungen. Eins der Mittel ist sie, welche das Gesetz anwendet, um uns zuletzt dem wahren Licht entgegenzuführen. Das Rad der Wiedergeburten wird von uns wieder und wieder umgewälzt, indem wir diesem Gesetze gehorchen, damit wir zuletzt dazu gelangen, unsere völlige Zuversicht auf Karma zu setzen. Auch ist unsere Umgebung nicht Karma selbst, sondern Karma ist die subtile Kraft, die in eben dieser Umgebung wirksam ist.

Nichts existiert außer dem Selbst — jener höchsten Seele — und seiner Umgebung. Der Inder braucht für diese letztere das Wort kosams[1]) oder Hüllen; es existiert also nur dies Selbst und die verschiedenen „Hüllen", von denen es der Reihe nach umkleidet wird, beginnend mit der zartesten, unberührbarsten, bis hinab zum materiellen Körper, während außerhalb des letzteren und allen gemeinsam das ist, was man gewöhnlich als Umgebung bezeichnet, während hier dies Wort aufgefaßt werden sollte als alles das, was nicht „das Selbst" ist.

Wie unphilosophisch ist es daher, über unsere Umgebung zu murren und zu wünschen, ihr zu entfliehen! Würden wir doch nur einer so gearteten Umgebung entfliehen, um sofort in eine andere zu geraten. Und kämen wir selbst in die Gesellschaft der weisesten Frommen, so würden wir doch immer noch die Umgebung des Selbst in unserm eigenen Körper mit uns führen, der fortfahren wird, unser Feind zu sein, solange wir nicht erkannt haben, was er seinem Wesen nach in seinen allerfeinsten Einzelheiten ist. Kommen wir nun auf die einzelne Person zurück, so ist es klar ersichtlich, daß derjenige Teil der Umgebung, der aus den Lebensumständen und der persönlichen Umgebungsart besteht, nur eine Nebensache ist, und daß die wahre Umgebung, die erkannt und beachtet werden sollte, diejenige ist, als welche Karma selbst uns anhängt.

So sehen wir, daß es ein Irrtum ist, zu sagen, wie es oft geschieht: „Hätte er nur etwas mehr Glück, wäre seine Umgebung nur günstiger, so würde er wohl besser werden." Denn in Wahrheit konnte er sich zu der Zeit nicht in anderen Umständen befinden; denn dann wäre er eben nicht er, sondern jemand anders gewesen. Für ihn ist es eben absolut notwendig, daß er durch eben diese Prüfungen und ungünstigen Umstände hindurchgeht, wenn sein Selbst sich vervollkommnen soll; und nur aus dem Grunde, weil wir nur einen verschwindend kleinen Teil der langen Kette übersehen, entsteht für uns irgend welche Verwirrung oder Schwierigkeit. So soll denn unser eifriges Bemühen dahin zielen, nicht irgend einem

[1]) Koça, vergleiche hierzu Taittiriyaka Upanischad II, 1.

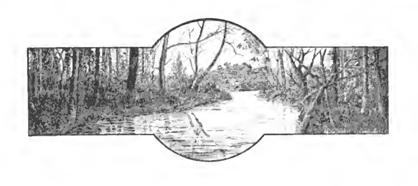
Digitized by Google

Verhältnis zu entfliehen, sondern einzusehen, daß diese kosams oder Hüllen ein uns wesentlicher Bestandteil sind, die wir durchaus erkannt haben müssen, ehe wir die verhaßte Umgebung wechseln können. Dies geschieht aber erst durch die Anerkennung der Einheit des Geistes und durch die Erkenntnis, daß alles, — Gutes wie Böses, — das höchste Wesen selbst ist. Dadurch gelangen wir zur Harmonie mit der höchsten Seele, mit dem ganzen Weltall, und keinerlei Umgebung kann uns etwas anhaben.

Gerade der erste, notwendige Schritt besteht darin, von Betrachtungen über die bloß äußerliche, trügende Umgebung abzulassen, indem wir erkennen, daß sie die Folge früherer Lebensläufe, die Ernte von gesätem Karma ist, und mit Uddalaka zu sagen, wie er zu seinem Sohne sprach: „Dieses ganze Weltall hat sein Dasein nur in der Gottheit. Diese Gottheit ist das Wahre. Sie ist die Seele der Welt. Das bist Du, o Çvetaketu!“ [1])

[1]) Chandogya — Upanischad VI.





Die Wiederverkörperungslehre.

Nach den Vedanta-Quellen dargestellt.

Von

Werner Friedrichsort.

✱

„Ist das einzle Menschenleben
Auch nur ein Gedankenstrich,
Komma oder Parenthese
In des Lebens wohlgesetzter,
Weisheitsvoller, edler Rede —
Einerlei! — Es webt ja weiter
Der unsterbliche Gedanke".
(Griesebach, der neue Tannhäuser.)

Es webt ja weiter der unsterbliche Gedanke — wenn auch durch eine Parenthese, deren Klammern Geburt und Tod heißen, scheinbar unterbrochen — in Wirklichkeit aber erweitert und ausgedehnt! Die hier in poetisches Gewand gekleidete Anschauung von dem Beharren einer Individualität im Wandel der Formen, von der Annahme eines Vorlebens (Präexistenz) sogar, zu dem immer mehr und mehr geschwundenen Glauben an ein Nachleben (Postexistenz) — sie ist es, welche als die Lehre von der Wiederverkörperung dem Abendländer der Gegenwart als überraschend neue Hypothese entgegentritt; sie erfährt, wie nicht anders zu erwarten, lebhaftes Staunen, spöttisches Lächeln und heftige Abwehr. Doch wenn sie auch der Gegenwart neu erscheint, so ist es doch nicht zweifelhaft, daß sie als Urglaube vielleicht aller Völker arischer Rasse anzusehen ist, in jenen Zeiten wenigstens, welche die Kindheitsperiode der einzelnen Rassen ausmachten, als diese der Allmutter Natur noch näher standen und mehr ihrer Stimme zu lauschen gewohnt waren, als in den Tagen höherer kultureller Entwickelung. Das Bild der Wiederkehr, wie es sich dem beobachtenden Auge jahraus jahrein darbot, die Wahrnehmung, wie zwar Geschlecht auf Geschlecht versank, doch stets das gleiche wieder erstand aus dem ewigen unerschöpflichen Borne der mater genitrix, lenkte

Digitized by Google

wohl bald den Gedanken darauf hin, sich selbst und den Mitgeborenen keine Ausnahmestellung in diesem Kreislaufe zu gestatten.

Wenn auch die Spuren der Ueberlieferung zu spärlich und unsicher sind, um sie hier überall mit Sicherheit nachweisen zu können, soviel ist dennoch gewiß, daß zu jeder Zeit und an allen Orten der Menschengeist Vertreter der uralten Weisheit sich bewahrt hat; ihre ungestörte Heimat aber hat sie in Indien gefunden, und sie ist dort, bei einem Volke, welches sich das Kindheitsgefühl der Allmutter Natur gegenüber am reinsten bewahrt hat, die Grundlage alles Denkens und Fühlens geworden, hat dort in der Karmalehre ihre vollendetste Ausbildung erhalten. Diese ist der Kernpunkt indischer Metaphysik, welche berufen scheint, als Licht und Luft bringender Schacht die tief und tiefer gebohrten und verbohrten Stollen abendländischer philosophischer Systeme zu erhellen und zum gemeinsamen Vorwärtsdringen zu vereinen. Denn sie alle haben Recht; wie es aber auch nur eine Wahrheit geben kann, so müssen alle die sich widersprechenden Resultate des Forschens ihren Grund in den verschiedenen Standpunkten haben, von denen die Erkenntnis des Wahren gewonnen worden. Diese Einsicht zwingt uns zur Duldsamkeit gegen andere Glaubensrichtungen und Bekenntnisse, wenn nur eins zutage tritt, das redliche Streben nach Wahrheit. Diese Duldung fordern wir aber auch für uns, und spöttisches Belächeln und heftige Abwehr unseres „aufgelackierten Brahmaismus", wie gelegentlich eines Vortrages der T. V. unsere Anschauung genannt wurde, soll uns nur umsomehr anregen, zu zeigen, daß in dem alten, des Lackes baren Brahmaismus doch ein solider gesunder Stamm steckt, der Jahrtausende überdauert hat, und daß aus diesem Kerne sich noch recht wohl ein fester Wegweiser zimmern läßt, der den richtigen Pfad zu zeigen vermag.

Was die Karmalehre betrifft, so will man Beweise. Welcher Art sollten denn diese Beweise wohl sein?

Es giebt zwei Forderungen, welche Befriedigung heischen, wenn eine Lehre genügen soll; die Forderungen des Gemütes und des Verstandes. Fordert das erstere z. B. eine ausgleichende Gerechtigkeit in der Weltordnung, so ist dies als ein angeborenes Verlangen gewiß ebenso berechtigt, wenn nicht noch berechtigter, als die Forderung, daß alles Geschehen mit den von uns bisher beobachteten sogenannten Naturgesetzen in Einklang stehe. Berechtigter, sage ich, denn die Gerechtigkeitsforderung ist eine Empfindung a priori, eine Bethätigung des Willens, während die Forderung, daß jeder Vorgang mit den schon gemachten Erfahrungen harmoniere, insofern von zweifelhafter Berechtigung ist, als doch jede Erfahrung nur auf der Vorstellung beruht, also eine Erkenntnis a posteriori bleibt, die von der Form unseres Intellektes abhängig ist.

Die Karmalehre genügt nun dem Gefühle, denn sie giebt die harmonische Auflösung aller schrillen Dissonanzen eines Einzeldaseins, sie genügt auch dem Intellekte bis zu den Grenzen des durch Erfahrung erreichbaren Wissens.

Ein volles Genügen freilich ist undenkbar, solange wir noch im avidya befangen, d. h. solange wir noch Menschen sind, und mit dem Erringen des vidya schwindet ja auch Karma und Samsara dahin.[1]) Solange es aber noch ein Handeln giebt, solange ist ein moralisches Handeln nur möglich bei dem Zwiespalt zwischen Gefühl und Intellekt, dem Glauben und Wissen, nur bei ihm ist die That der Selbstbefreiung möglich. Ich möchte hierzu die Worte Madách's[2]) anführen:

> — — „wär es Tugend etwa, hier zu leiden,
> sobald du siehst: nach flücht'gem Erdendasein
> erwartet Deine Seele ew'ges Leben?
> und weißt Du, daß die Seele einst zerfällt,
> was sollte Dich zu höh'rem Streben spornen,
> entsagend dem Genuß der Gegenwart?
> Nun aber ist die Zukunft Dir verschleiert —
> und schmettert Dich die Gegenwart zu Boden,
> so stärkt Dich das Gefühl der Ewigkeit;
> und wollte dieses Deinen Stolz entfesseln,
> so zügelt Dich des Daseins kurze Frist;
> und so gesichert, wachsen Tugend, Größe". —

Wie die Karmalehre sich in neuzeitlichem Gewande darstellt, wie weit sie den Forderungen der Wissenschaft genügt, wo ein überzeugendes Material für die Wahrheit der alten Weltanschauung zu finden ist, hat Dr. Hübbe-Schleiden in seinem Buche „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe"[3]) ausgeführt. Ich will mich darauf beschränken, hier die alte, meist sinnbildlich-mythische Form der Upanischads wiederzugeben, um daraus zu entwickeln, wie sich vom Standpunkte des Vedanta die Lehre von der Wanderung der individuellen Seele durch die Welt der Körper darstellt.

Karman in des Wortes eigentlicher Bedeutung heißt die That, das Werk; im weiteren Sinne die aus dem Handeln sich ergebenden Konsequenzen. Kein Leben ist denkbar ohne Werke, solange die Eigenschaft der individuellen Seele, entweder genießend oder handelnd (bhoktar oder kartar) zu sein, bestehen bleibt. Aus des Menschen Werken aber resultiert sein Schicksal, seine Werke sind sein Karman. So heißt es Brihadâranyaka-Upanischad[4]) IV, 4—5:

„Der Mensch besteht aus Begierde (Kama). Und so wie seine Begierde ist, so ist sein Wollen (Kratu); und so wie sein Wollen ist, so ist sein Thun (Karman); wie aber sein Thun sein wird, so wird er ernten".

[1]) Vergleiche hierzu „das System des Vedanta" im Januarhefte, S. 34.

[2]) E. Madách, Tragödie des Menschen.

[3]) Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn.

[4]) Die Zitate hier und später sind aus den Sacred books of the East, M. Müller übersetzt oder aus Deußen, System des Vedanta entnommen.

Digitized by Google

In derselben Upanischad heißt es III—2, 13:

(Arthabaga befragt den Yagnavalkya:)

„Wenn die Rede des Verstorbenen eingeht in das Feuer, der Odem in die Luft, das Auge in die Sonne, der Verstand in den Mond, das Hören in die weiten Fernen, in die Erde der Leib, in den Aether das Selbst, in die Sträucher die Haare des Körpers, in die Bäume die Haare des Hauptes, wenn das Blut und der Same eingeht in das Wasser, wo ist dann der Mensch?" —

Yagnavalkya sagte: „Nimm meine Hand, mein Freund, wir zwei allein wollen dies erkennen, laß diese Frage nicht öffentlich besprochen werden".

Dann gingen die zwei hinaus und besprachen sich, und was sie besprachen, war Karma und was sie priesen, war Karma, denn durch gutes Karma wird ein Mann gut, aber durch schlechtes Karma wird er schlecht".[1])

Auf die bildliche Ausdrucksweise „des Heimgehens" der einzelnen Komponenten des menschlichen Wesens und ihre Bedeutung komme ich noch zurück; hier interessiert uns zunächst die Hervorhebung der That als das über den Tod hinaus Fortdauernde. Dieses durch ein einzelnes Leben angesammelte Karma ist dasjenige, welches in den folgenden Leben als Schicksal wirkend auftritt. Wie der Mensch in früheren Verkörperungen durch sein Handeln Ursachen geschaffen hat, so beeinflussen diese seine späteren Verkörperungen, und er hat in diesen die Wirkungen seines früheren Handelns zu tragen. Und so ist das Karma die moralische Weltordnung, welche als stets wechselnde moralische Bestimmtheit dasjenige Prinzip begleitet, welches durch die Welt der Formen wandert.

W a s ist es nun aber, welches diese Wandlungen durchmacht? W o r i n besteht mein wahres Ich, welches, vom Karma begleitet, sich von Leben zu Leben drängt?

Werden wir uns zunächst klar über die altindische Vorstellung von der Beschaffenheit des Menschen!

Wenn unsere abendländische, materialistisch-monistische Wissenschaft nur e i n Prinzip anerkennt, den allmächtigen Stoff, alles, als „Geistiges" oder „Seelisches" bezeichnete, nur Funktion dieses Stoffes nennt, wenn hierzu im Gegensatz der Spiritualismus diesen sogenannten Stoff nur als die Schale, die Form, angesehen wissen will, zu welcher die Seele den Inhalt bildet, wenn ferner der Okkultismus schon weiter schreitet und mit der Drei- oder Siebenteilung des Menschen rechnet, so haben sie alle Recht und nur insofern Unrecht, als sie sich gegenseitig anfeinden. Die richtige Lösung giebt uns der Vedanta.

Es existiert nur ein Ekam eva advityam — Eines ohne ein Zweites —, nennen wir es, wie wir wollen: Kraft, Stoff, Seele, Geist, Atman,

[1]) Vergleiche hierzu: „Ebers, Per aspera", S. 375, wo der indische Diener Arjuna die gleichen Worte als höchste Weisheit verkündet.

Brahman. Diese Einheit äußert sich als Kraft; diese Kraft wird uns aber als Stoff wahrnehmbar, d. h. unsere Sinne empfinden die Kraftwirkung als Materielles; gewissermaßen als die äußerste Umhüllung, die auch dem plumpesten Alltags-Empfinden bemerkbar werden muß. Je feiner das Empfinden (= ent-finden, heraus-finden), desto tiefer wird es auch in das Wesen des Einen hineindringen, es folgt die Ent-findung des Geistigen, des Seelischen — immer, immer aber bleibt es nur Kraft, die aus dem innersten Kerne, der selbst dem Erkennen verschlossen bleibt, herausquillt.

Was ist nun diese Kraft? Was sie innerhalb des innersten Kernes sein mag, wissen wir nicht, können wir nicht wissen; denn da ist sie in bezug auf unser Erkennen transscendent; innerhalb des Empirischen aber ist sie die allem Dasein identische, immanente Lust, der Wille zum Dasein. Ihm können wir nachspüren bis zu jener Grenze; wieviel Stufen wir auf diesem Forschungsgange unterscheiden, wieviel Abschnitte unseres Erkennens als verschiedene Vorstellungen wir hierbei unterscheiden wollen, ist an sich unwesentlich. So können die Schriften der Veden, wollen sie auch garnicht übereinstimmend sein, in bezug auf die scheinbaren Teile des Menschen.

Unser Wesenskern ist der Djiwa-Atman, die individuelle Seele. Vom Standpunkt des vidya aus ist nun zwar eine Vielheit individuell geschiedener Wesen ausgeschlossen, wie folgende Stellen beweisen mögen:

Katha-Upanischad 4—10, 11:

„Was hier ist, dasselbe ist dort; was dort ist, dasselbe ist hier. Derjenige, der irgend welchen Unterschied hierbei wahrnimmt, der geht von Tod zu Tod.

Im Geiste ist dies zu erfassen, und dann ist allüberall kein Unterschied mehr. Von Tod zu Tod geht, wer irgend welche Verschiedenheit hier erkennt".

Und Châandogya-Upanischad VI:

10. „Diese Ströme, mein Sohn, fließen, der östliche nach Osten, der westliche nach Westen; sie kommen aus dem Meere und kehren zum Meere. Wahrlich sie werden zum Meere. Und so, wie diese Ströme, wenn sie im Meere sind, nicht wissen: Ich bin dieser oder jener Strom, ebenso, mein Sohn, wissen alle diese Geschöpfe, wenn sie aus dem Ewigen zurückgekehrt sind, nicht, daß sie aus dem Ewigen zurückgekehrt. Was auch immer diese Geschöpfe hier sind, ob ein Löwe, oder ein Wolf, oder ein Bär, oder ein Wurm, oder eine Mücke, oder eine Schnacke, oder ein Muskito — das werden sie wieder und wieder. In ihm nun, was dieses Feine ist, in ihm beruht das wahre Selbst alles dessen, was existiert. Es ist das Wahre, es ist das Selbst und Du bist es, o Svetaketu.

11. Wenn jemand in die Wurzel dieses großen Baumes schlagen würde, so würde dieser bluten, aber leben. Wenn jemand in seinen Stamm schlagen würde, so würde dieser bluten, aber leben. Wenn jemand in seine Krone schlagen würde, so würde diese bluten, aber leben.

Digitized by Google

Durchdrungen vom lebenden Selbst steht der Baum fest, sich erquickend an seiner Nahrung und freudevoll; aber wenn das Leben einen seiner Zweige verläßt, so verdorrt der Zweig; wenn es einen zweiten verläßt, so verdorrt der Zweig, wenn es den ganzen Stamm verläßt, so verdorrt der ganze Stamm. In genau derselben Weise aber, dies erfahre, verdorrt und stirbt auch dieser Körper, wenn das Leben ihn verlassen hat; das Leben selbst aber stirbt nicht. In ihm nun, was dieses Feine ist, in ihm beruht das wahre Selbst alles dessen, was existiert. Es ist das Wahre, es ist das Selbst, und Du bist es, o Svetaketu.

12. „Hole mir von dort eine Frucht des Nyagrodha-Baumes!"

„Hier ist eine, Herr!"

„Teile sie!"

„Sie ist zerteilt, Herr!"

„Was siehest Du in ihr?"

„Diese Samenkörner, fast unendlich klein".

„Teile eins von ihnen!"

„Es ist geteilt, Herr!"

„Was siehest Du in ihm?"

„Garnichts, Herr!"

„Mein Sohn, das Feine, welches da drinnen, Dir unerkennbar, ruht, aus diesem Feinen ist dieser große Nyagrodha-Baum entstanden. Glaube es, mein Sohn: In ihm, was dieses Feine ist, in ihm beruht das wahre Selbst alles dessen, was existiert. Es ist das Wahre, es ist das Selbst und Du bist es, o Svetaketu!

13. Wenn ein Mann todkrank ist, so versammeln sich seine Verwandten um ihn und fragen: „Erkennst Du mich? Erkennst Du mich?" — Solange nun seine Rede noch nicht eingegangen ist in seinen Verstand, sein Verstand in seinen Odem, sein Odem in die Glut, die Glut in das höchste Sein, solange erkennt er sie. Wenn aber seine Rede (als karmaindriyâ) eingegangen ist in den Verstand (das bewußte Leben = manas), sein Verstand in seinen Odem (vyâna), der Odem in die Glut (das unbewußte Leben = mukhya prâna), die Glut in das Sein (djiva-atma), dann erkennt er sie nicht mehr (Analog dem Vorgange beim Sterben: Zuerst erlischt die Sprache, dann das Verständnis, dann stockt der Atem und endlich erkaltet der Körper). In ihm aber, was dieses Feine ist, in ihm beruht das wahre Selbst alles dessen, was existiert. Es ist das Wahre, es ist das Selbst und Du bist es, o Svetaketu!

So ist zwar die Vielheit eine Täuschung und ihre Annahme gehört dem Nichtwissen an, „aber", sagt Shankara in seinem Kommentar zu den Brahma Sutras des Badarayana, Seite 263,[1]) „solange man das die Vielheitlichkeit als Merkmal habende Nichtwissen, welches dem Halten eines Baumstammes für einen Menschen vergleichbar ist, nicht beseitigt und das allerhöchste, ewige, seinem Wesen nach schauende Selbst durch die Erkenntnis „ich

[1]) Siehe Deußen, System des Vedanta, S. 200.

bin Brahman" noch nicht erlangt hat, solange ist die individuelle Seele individuell".

Diese individuelle Seele ist der Djiwa-Atman, im Gegensatz zu dem mit Brahman identischen Atma, dem absoluten Sein, von dem er eben durch das Bekleidetsein mit den Upâdhis unterschieden ist. Mit den Upâdhis bekleidet, sagen wir in bildlicher Ausdrucksweise, in Wirklichkeit äußert er sich in Kräften, die unserer Erkenntnis als besondere Eigenschaften seiner selbst erscheinen.

Diese Upâdhis sind nun:

1. Der physische Apparat;
2. Der astrale Apparat;

und 3. Der psychische Apparat.

Der psychische Apparat (die **Prânas**) bestehend aus:

A. dem System des bewußten Lebens;
dasselbe wird gebildet durch

a) das Manas (Gehirnthätigkeit) mit seinen Funktionen:
α) das eigentliche Manas = Wille und Wünschen.
β) Buddhi = Erkennen.
γ) Citta = Gedächtnis.
δ) Ahankara = Selbstbewußtsein.

b) die Indriyas (Organthätigkeit) und zwar
α) die fünf Wahrnehmungsfunktionen (buddhi-indriyâni): Sehen, Hören, Fühlen, Schmecken, Riechen.
β) die fünf Thätigkeitsfunktionen (karma-indriyâni): Reden, Handeln, Gehen, Fortpflanzen und Sichentleeren.

B. dem System des unbewußten Lebens (mukhya-prâna) mit den Funktionen der

Respiration = prâna = Energie des Ausatmens.
apana = Energie des Einatmens.
vyana = Energie des Atemanhaltens.
Zirkulation = samana = Energie des Blutumlaufs.
Digestion = udana = Energie der Ernährung.

Auf die Upâdhis des psychischen Apparates komme ich noch zurück.

1. Der physische Apparat (deha, sthûla çarira) ist mit seinen sämtlichen Organen das Unwichtigste des Menschen, da er mit dem Tode abfällt und in jedem Leben neu gebildet wird. Er ist gewissermaßen nur die sichtbar werdende Wirkung unwahrnehmbarer Ursache, ein Aggregat von niederen Wesenheiten (Zellen), welche durch die höhere Kraft des Djiwa-Atma zusammengehalten wird.

Digitized by Google

2. Der astrale Apparat (sukschma-çarira) ist ungleich wichtiger Çankara bezeichnet ihn mit: deha-vijâni-bhûta-sûkshmâni = die Feinteile der Elemente, welche den Samen des Leibes bilden. Es sind die Keime des künftigen Leibes, das Modell, nach welchem sich der alte physische Apparat aufgebaut und repariert hat, und nach welchem sich der neue aufbauen wird. Aeußerlich aufgefaßt, stellt er das Bindeglied zwischen den höheren geistigen Eigenschaften und den niederen materiellen dar. In der Vedanta-Terminologie wird er öfter bezeichnet als „die Wasser", von denen umhüllt die Seele den Leib verläßt, und „auf diese materielle Basis gestützt" von Ewigkeit her, solange der Samsara dauert, von Körper zu Körper wandert.

D. h.: Solange die Lust nach Sondersein, also Dasein überwiegt, solange ist das Atman individuell, Jiva-Atman; solange äußert sich dieser Wille, diese Lust, und wirkt als Kraft, die sich darstellt als psychischer oder astraler, und bei besonderem Ueberwiegen der Lust sogar als physischer Apparat. Letzterer ist an sich aber nur ein Aggregat von Elementen, d. h. wieder Wirkungen anderer individuell geschiedener Wesenheiten, die nur zu besonderen groben Materialisationen auf dieser Erde seitens einer höher organisierten Wesenheit vereinigt werden.

Dieses Auftreten als Individuum dauert solange, wie der Durst nach Dasein andauert. Wird diese Lust nach Sondersein überwunden, so wird eine grobmaterialistische Darstellung immer seltener stattfinden (wie der esoterische Buddhismus ja auch die Devachanzustände höher organisierter Wesen länger dauern läßt, als die niederer entwickelter). Es wird schließlich mit dem Erlangen des vidya, dem Ueberwiegen der Erkenntnis über den Willen, die Aufhebung des Willens selbst erfolgen und der individuelle Djiwa-Atma in das höchste Selbst, das Brahman, zurückkehren.

Bis zu diesem Entwickelungspunkte aber findet eine stete Wiederkehr der Wesenheit zur Körperwelt statt, und bei dem jedesmaligen Verlassen derselben ist der „feine Leib", der astrale Apparat, der Träger des psychischen.

3. Der psychische Apparat.

Interessant ist die scharfe Trennung der Funktionen des bewußten und unbewußten Lebens, des Manas und der Indriyâni's einerseits und der Prâna's andererseits. Weniger scharf werden nun die einzelnen Funktionen unter sich geschieden, wie dies ja auch, der Wirklichkeit entsprechend, kaum durchzuführen ist.

Das System des bewußten Lebens ist dem bewußten Willen, der Willkür, unterworfen; es äußert seine Thätigkeit teils in den sensiblen Nerven (als buddhi-indriyâni), um bestimmte Affekte dem Gehirn zuzuführen; teils in diesem (als manas), um die gegebenen Affekte in Vorstellungen umzuformen und teils in den motorischen Nerven (als karma-indriyâni), um Vorstellungen in That umzuwandeln. Es ist das, was die Wissenschaft das animalische Leben nennt, welches auf Motive reagiert. Das System des unbewußten Lebens ist dem bewußten Willen nicht unter-

worfen, die Funktionen des Blutumlaufes z. B. erfolgen ohne unseren Entschluß.

Die Bedeutung des Mukhya Prâna, sein Vorrang vor allen anderen Teilen des Menschen wird an verschiedenen Stellen der Veden betont (Brihadâranyaka VI—1. Chândogya 5—1, Kaushitaki III—3. Praçna 2), es würde zu sehr vom Thema führen, auf die an sich sehr interessanten Abhandlungen näher einzugehen. So wird auch von einer genaueren Besprechung der prânas abgesehen, obgleich deren Funktionen mit der Bezeichnung „Energie" noch nicht erschöpfend geschildert sind. Es genügt wohl darauf hinzuweisen, daß Mukhya-Prâna mit seiner Dreiteilung dem vegetativen, auf Reize reagierenden Leben der abendländischen Wissenschaft entspricht.

Ich würde nicht so eingehend auf die indische Anschauung von der Beschaffenheit des Menschen eingegangen sein, wenn es nicht notwendig gewesen wäre zu folgendem Schluß.

Wenn wir sehen, wie die einzelnen in unserem Körper wirksamen physikalischen und chemischen Kräfte, solange das Leben den Körper bewohnt, harmonisch zusammenwirken, so müssen wir in diesem Prinzipe des Lebens ein Etwas anerkennen, das, mächtiger als die Einzelkräfte, diese zu einem bestimmten Zwecke niederzuhalten und zu einen imstande ist.

Dieses unbekannte Etwas ist unserem bewußten Willen nicht unterworfen, vielmehr sehen wir, wie es, uns unbewußt, den Aufbau unseres Körpers vornimmt, dessen Form aber in vollständiger Harmonie mit unseren bewußten und willkürlichen Lebensäußerungen steht (z. B. Gebrauch eines Gliedes und Form desselben). Dieses uns unbewußte Prinzip muß also die gleiche Kraft sein, die auch unser Bewußtsein umfaßt, sie selbst liegt aber außerhalb unseres Bewußtseins. Diese Kraft ist der Djiwa-Atman.

Die Verschiedenheit aller Individuen beruht nun darauf, in welcher Weise der Djiwa-Atman sich darstellt, oder bildlicher, faßlicher ausgedrückt, welche Prinzipien er zumeist mit seiner Kraft durchdringt.

Der Buddhismus spricht von dem „einen Leben" oder dem „Geiste", welcher einem der Grundteile des Wesens innewohnt, dessen Träger dieser ist,[1]) und meint damit das Gleiche. Je nachdem der Impuls des inneren Lebens sich nach der Richtung des Wollens erstreckt, wird eine andere Individualität ins Leben treten, als wenn dies nach der Richtung des Erkennens der Fall ist. Dies werden wir klarer erfassen können, wenn wir hierbei einmal vom Menschen allein absehen und die ganze belebte Schöpfung zum Vergleiche heranziehen. Da finden wir z. B. bei chemischen Vorgängen fast reinen Willen, fast nur Lust nach Dasein, die das einzelne Atom zur sofortigen Vereinigung, zu formerhaltenderen Verbindungen treibt; den geringen Rest von Erkennen, Vorstellung, könnten wir hierbei

[1]) Sinnet, Esoterische Lehre S. 32.

höchstens in der sogenannten Affinität wiederfinden. Bei einem hoch organisierten Geschöpfe belebt der Impuls das Manas, sodaß sich das eigentliche manas (Wollen und Wünschen) und buddhi (Erkennen) ungefähr das Gleichgewicht hält. Ja, bei einzelnen höchst entwickelten Menschen finden wir auch wohl in der Person eines Buddha, eines Christus, Wesen, bei denen der Wille, die Lust, so zurückgedrängt erscheint, daß die Erkenntnis überwiegt. Bringen wir diese und mehr Typen in Beziehung zu einander und erkennen wir, im Einklang mit der Wissenschaft, eine fortschreitende Entwickelung zwischen ihnen an, so führt uns dies unter Berücksichtigung unseres vorher Dargelegten zu dem Schluß: „der Djiwa-Atma beobachtet in seinen wechselnden Darstellungsformen eine fortschreitende Entwickelung, indem in früheren, niederen Daseinsformen mehr der Wille, in späteren, höheren, weniger der Wille, dagegen mehr die Erkenntnis überwiegt".

Ich bemerke hierzu, daß diese Spekulation keine speziell vedantistische ist, sie gehört mehr dem späteren Buddhismus an; ich habe sie aber hier erwähnt, weil, meiner Ueberzeugung nach, ihr Grundgedanke — wenn auch versteckt — dennoch in den Upanischads enthalten ist.

Um den Gedankengang bis zu dieser Schlußfolgerung nicht zu zerreißen, habe ich es unterlassen, zu dem vorstehend Angeführten Belegstellen anzuführen; ich hole dies zunächst nach.

Die Vorstellung von dem Kraftzentrum, welches sich in verschiedenen Funktionen äußert, findet sich ausgedrückt Brihadâranyaka Up. II, 1—20:

„So wie die Spinne aus sich wirkt den Faden, so wie die einzelnen Funken aufsprühen aus dem Feuer, so kommen aus dem Atman all die Sinne, alle Welten, alle Götter, alle Wesen".

Ferner: Mundaka Up. 2, 8:

„Aus ihm entstehen Odem, Verstand und alle Sinnesorgane, Aether, Luft, Licht, Wasser und die Erde, die Trägerin von allen.

Wenn hier das mikrokosmische Bild von der Entfaltung der Upâdhis aus dem Djiwa-Atma erweitert wird zu dem makrokosmischen, der Entstehung aller elementaren Kräfte aus dem parama-Atma, so darf dies nicht überraschen, da letzterer auch nur ein Individuum höherer Ordnung ist, welches ebenso wie der Djiwa-Atma unzählige niederere Wesenheiten zur Darstellung seines Körpers verwendet, sich seinen Organismus wieder aus Wesen höherer Art schafft. In obigem Zitat entspricht der Odem, als pars pro toto des Mukhya-Prâna — des unbewußten Lebens — den nicht erdgebundenen Prinzipien des Aethers, der Luft, des Lichtes, während der bewußte Verstand — dem Wasser, der Körper mit seinen Sinnen, der Erde entspricht. Diese Beziehungen zwischen den Elementen — gewissermaßen den Upâdhis des Brahma — und den Upâdhis der Seele, finden wir in verschiedenen Stellen betont, ja, teilweise werden die prâna's fast wesensgleich den Elementen dargestellt, was auch begründet erscheint, wenn alle Upâdhis stets nur als die Kraftwirkungen des inneren unbekannten Kernes angesehen werden.

So heißt es Chândogya Up. VI. 2.

1. „Im Anfange war einzig das Sein (τὸ ὄν), dieses allein, ohne ein zweites. Andere sagen, im Anfange war einzig das Nicht-Sein (τὸ μὴ ὄν), dieses allein, ohne ein zweites, und aus dem Nichtsein, sei das Dasein entstanden.[1])

2. Aber wie könnte es so sein, mein Teurer? Wie könnte das Dasein geboren werden aus dem Nichtsein? Nein, nur das Sein war im Anfange, eines allein, ohne ein zweites.

3. Es wurde sich schlüssig: Ich will ein Vielfaches sein, ich will herauswachsen. Da sandte es das Feuer aus.

Das Feuer wurde sich schlüssig (richtiger: Brahma in der Form des Feuers): Ich will ein Vielfaches sein, ich will herauswachsen. Da sandte es das Wasser aus. Und daher, wenn immerwo jemand heiß ist

[1]) Die Auffassung Max Müller's, dessen englischem Texte ich oben gefolgt bin, wird von indischen Sanskritforschern vielfach angegriffen; man führt sie auf seine mangelhafte Kenntnis der Geheimlehren zurück.

Allerdings ist eine Gegenüberstellung von τὸ ὄν und τὸ μὴ ὄν auch nicht vedantistisch. Die Mandukyopanischad spricht von vier Phasen des höchsten Seins, dem Zustande des Wachens, der Betrachtung, des Schlummers und des eigentlichen Seins, d. h. ohne jede Beziehung zum Dasein. Die ersten beiden Phasen gehören zusammen, als die Zustände des Ueberwiegens des Willens (sat), die beiden andern als die des Ueberwiegens des Erkennens (asat).

Diese Vorstellung ist es auch, welche dem heiligsten Worte der Vedalitteratur, dem Om, richtiger A-u-m seine Bedeutung verleiht, indem es als Träger der Meditation in der Weise angesehen wird, daß bei jedem der einzelnen Buchstaben (mâtrâ) eine bestimmte Vorstellung von dem Wesen des höchsten Seins durchdacht wird und die vierte Vorstellung — des eigentlichen Seins — mit dem ganzen Worte verknüpft wird.

In diesem Sinne heißt es (Prashna-Up.)

„Om" ist, o Freund, das höchste Brahman selbst,
Auf dies gestützt, verlangt der Weise alles, was er wünscht!"

Wenn also in der Chandogya Up. von dem Beginnen des Daseins gesprochen wird, so ist der Sinn dieser Stelle: Aus dem Zustande des Ueberwiegens der Lust erstand das Dasein, nicht aus dem, in welchem die Lust durch die Erkenntnis überwogen wurde.

Râma Prasâd übersetzt (Nature's finer forces S. 177):

„Diese (Welt der Erscheinung) war Sat im Anfang.

Andere sagen, diese war Asat im Anfang usw." und erklärt dies in Uebereinstimmung mit Uddalaka:

„Die thätige, einwirkende Kraft ruht in dem Sat, dem positiven Zustand, wie alle lebendige Form ihren Ursprung nimmt aus dem Prana (der positiven Lebenskraft) und nicht aus dem Rayi (der negativen Lebenskraft). Es ist nur die Empfänglichkeit für Eindrücke, die in dem Asat existiert, Namen und Gestalten des phänomenalen Universums existieren in ihm nicht. Aus diesem Grunde ist das erste Stadium des sich bildenden Universums in den Zustand des Sat zu legen. Wenn wir diese beiden Worte englisch wiedergeben wollen, so müssen wir sie ausdrücken als:

Sat—that—in—which—is
asat—that—in—which—is—not.

Digitized by Google

und Schweiß absondert, da wird dies Wasser allein von dem Feuer[1]) in ihm erzeugt.

4. Das Wasser[2]) wurde sich schlüssig: Ich will ein Vielfaches werden, ich will herauswachsen. Es sandte aus die Erde.[3])

Daher, wenn immer es irgendwo regnet, so entsteht reichliche Nahrung. Vom Wasser allein wird eßbare Frucht erzeugt.

III—1. Von allen lebenden Dingen, wahrlich, giebt es nur drei Entstehungsarten; es giebt solches, was aus dem Ei, solches, was aus lebenden Wesen, solches, was aus dem Keim entspringt.

2. Das Sein wurde sich schlüssig: Laß mich nun eindringen in diese drei Wesen (Feuer, Wasser, Erde) als individuelles Selbst (Djiwa Atma[4]) und laß mich dann offenbaren Namen und Formen.

3. Hierauf sagte es: Laß mich jedes dieser drei dreifach machen; und hierauf drang es ein in diese drei Wesen als Djiwa Atma und entfaltete Namen und Formen.

4. Es machte jedes dieser drei Wesen dreifach; und wie jedes dieser drei dreifach wird, das erfahre nun von mir, mein Freund!

IV—1. Die rote Farbe des brennenden Feuers (agni) ist die Farbe des Feuerelementes (tegas), die weiße Farbe des Feuers ist die des Wasserelementes, die dunkle Farbe ist die des Nahrungselementes.[5]) So schwindet das, was wir Feuer nennen, da es eine bloße Umwandlung ist, eine Benennung, durch die Sprache entstanden. Was es in Wahrheit ist, sind die drei Farben (Formen).

2. Die rote Farbe der Sonne ist die Farbe des Feuerelementes, die weiße, die des Wasserelementes, die dunkle, die des Nahrungselementes. So schwindet usw.

3. u. 4. wird dasselbe vom Lichte des Mondes und des Blitzes ausgeführt.

5. Große Könige und Weisen der alten Zeit, welche dies wußten, erklärten dasselbe, indem sie sagten: „Niemand kann uns von nun an irgend

[1]) tegas = Feuer, ist gleichbedeutend mit Hitze, Glut, Licht, Wärme und umfaßt alles was brennt, leuchtet, wärmt, kocht, scheint und von roter Farbe ist.

[2]) ap = Wasser, umfaßt alles, was flüssig ist und von lichter Farbe.

[3]) anna = Erde, gleichbedeutend mit Nahrung und allem, was schwer, fest und von dunkler Farbe ist.

[4]) Dieses individuelle Selbst ist gewissermaßen nur der Schatten des höchsten Seins. Denn wie die Sonne, welche sich im Wasser spiegelt, nicht von der Bewegung des Wassers berührt wird, so ist das höchste Sein nicht bokhtar und kartar wie es das individuelle Selbst durch seine Daseinlust sein muß.

[5]) Interessant ist hier wieder der Vergleich mit dem physikalischen Vorgang. Der dunkle Kern der Flamme einer Kerze wird gebildet durch das Nahrungselement, den flüchtig werdenden Kohlenwasserstoffgasen. In der zweiten leuchtenden Zone findet die Vereinigung des Wasserstoffes mit dem Sauerstoff der Luft statt, während in der äußersten heißen die Oxydation der weißglühenden Kohlenstoffteile zu Kohlensäure vor sich geht.

etwas mitteilen, das wir noch nicht gehört, wahrgenommen oder erkannt hätten".[1]) Aus diesen (drei Formen) erkannten sie alles.

6. Was immer ihnen als rot erschien, das erkannten sie als die Form des Feuerlementes. Was immer ihnen licht erschien, das erkannten sie als Form des Wasserelementes. Was immer ihnen dunkel erschien, das erkannten sie als Form des Nahrungselementes.

7. Was immer ihnen als unbekannt erschien, das erkannten sie als irgend eine Verbindung dieser drei Wesen.

Nun erfahre von mir, mein Freund, wie diese Dreiteilung vor sich geht, wenn diese Wesen sich auf den Menschen erstrecken.

V—1. Die Nahrung, wenn genossen, wird dreifach: ihr Materiellstes wird zum Kot, ihr Mittleres wird Fleisch, ihr Feinstes wird Verstand.

2. Wasser, wenn getrunken, wird dreifach: sein Materiellstes wird Wasser, sein Mittleres wird Blut, sein Feinstes wird Odem.

3. Feuer, wenn genossen, wird dreifach: sein Materiellstes wird Knochen, sein Mittleres wird Mark, sein Feinstes wird Rede.

4. Denn, wahrlich, mein Sohn, Verstand (Manas) ist nahrungsartig, der Odem (Prâna) wasserartig, feuerartig die Rede (Jndriyani).

VI—1. Der geistige Mensch[2]), mein Sohn, besteht aus 16 Teilen. Enthalte dich der Nahrung 14 Tage lang, aber trinke so viel Wasser als du magst, denn der Odem entsteht aus dem Wasser und wird nicht unterbrochen werden, wenn du Wasser trinkst.

2. Svetaketu (dem von seinem Vater Addâlaka die Unterweisung erteilt wird) enthielt sich der Nahrung 14 Tage. Dann kam er zu seinem Vater und sagte: „Was soll ich?" Der Vater sagte: „Sage mir die Rig-Yayur- und Sâman-Verse her". — Er erwiderte: „Sie fallen mir nicht ein, Herr!"

3. Der Vater sagte ihm: „Wie von einem großen hellbrennenden Feuer demnach eine Kohle, sei's von der Größe einer Feuerfliege übrig bleiben kann, die nur glimmt, so, mein Sohn, ist nur ein Teil der 16 Teile nicht beteiligt, und wegen dieses einen geschwächten Teiles erinnerst Du Dich nicht der Veden! Geh und iß! Dann wirst Du mich verstehen.

Hierauf aß Svetaketu und kam wieder zu seinem Vater. Und alles, was sein Vater ihn fragte, das wußte er. Da sagte dieser zu ihm:

„Wie die von dem großen hellbrennenden Feuer übrige einzige Kohle wieder entflammt werden kann, indem man Gras darauf legt, und so mehr brennen wird als jenes, so war, mein Sohn, ein Teil der 16 Teile

[1]) Vergleiche das Aristotelische: διὰ γὰρ ταῦτα καὶ ἐκ τούτων τἆλλα γνωρίζεται, ἀλλ᾽ οὐ ταῦτα διὰ τῶν ὑποκειμένων.

[2]) Hier purusha = der psychische Apparat nach unserer vorhergehenden Teilung. 16 Teile, nämlich 10 Jndriyani, Manas und 5 Prâna's

Digitized by Google

bei dir erschöpft und dieser, ernährt durch Speise, lebte wieder auf, und mittels seiner erinnerst Du Dich jetzt der Veden.

Nach diesem verstand Svetaketu, was sein Vater meinte, wenn er sagte: „Manas ist nahrungsartig, das Prâna wasserartig, feuerartig sind die Indriyani".[1])

Dieses Verständnis ist auch erforderlich, wenn man sich ein Bild machen will von der Vorstellung des Sterbens wie der Vorgang in den Upanischads geschildert wird. So heißt es Chandogya Upan. VI:

VII—6. „Wenn ein Mensch scheidet von hier, so geht seine Rede ein in das Manas, sein Manas in das Prâna, sein Prâna in das Feuer, das Feuer in das Selbst".

Es heißt also, daß der Djiwa Atman beim Tode die als Funktionen (vritti) ausgestrahlen Kräfte in sich wieder zurückzieht und so ohne Körper, also ohne Organe, aber mit allen Fähigkeiten, neue Organe zu bilden, getrennt von seiner bisherigen Darstellungsform, verbleibt. Mit allen Fähigkeiten: „denn, heißt es bei Çañkara[2]), wenn das Auge sich richtet auf dem Weltenraum, so ist er (der Prâna) der Geist im Auge, das Auge **dient** nur zum Sehen; und wer da riechen will, das ist der Atman, die Nase **dient** nur zum Geruche; und wer da reden will, das ist der Atman, die Stimme **dient** nur zum Reden; und wer da hören will, das ist der Atman, das Ohr dient nur zum Hören; und wer da verstehen will, das ist der Atman, der Verstand ist sein göttliches [Vergangenheit und Zukunft umspannendes] Auge, mit diesem göttlichen Auge, dem Verstande, erschaut er jene Genüsse und freut sich ihrer".

Es ist also vorläufig ein vollkommen bewußtes Weiterleben, nur muß der Bewußtseins-**Inhalt**, der ja erst aus den Indriyanis, deren Funktionen als im Manas eingegangen geschildert werden, vermittels der abgeschiedenen Organe entsteht, mehr und mehr schwinden, da ja auch cittam, die Erinnerung, als Teil des Manas mit diesem zusammen in das Prâna eingeht. Wie lange dies dauert, ist nicht angegeben, auch wohl nicht anzugeben, da dies individuell bedingt sein muß, je nach dem Daseinsdurste des Djiwan Atma. Außer diesem individuellen Unterschiede, der an sich keine moralischen Unterschiede tragenden Seelen tritt nun jenes hinzu, welches wir oben nur kurz erwähnt hatten, die aus dem Karma sich ergebende individuelle Bestimmung (karma-âçraya).

Hierüber heißt es Brihadâranyaka 4, 4. 2—6.

[1]) Also:

τὸ ὄν		
tegas	ap	anna
= Feuer	= Wasser	= Erde
= Indriyani	= Prâna	= Manas
(Rede.)	(Odem.)	(Verstand.)

[2]) Deußen, System des Vedanta S. 199.

„Dann nehmen ihn (den Djiwa Atma) sein Wissen[1]) und seine Werke[2]) bei der Hand und seine frühere Erfahrung[3]).

Und wie eine Raupe, nachdem sie das Ende eines Grasblattes erreicht und sich einem anderen Blatte genähert hat, sich selbst zugleich hinüberzieht, so zieht auch er, nachdem er diesen Körper abgestoßen und alles Thörichte aufgegeben und sich einem anderen (Körper) genähert hat, sich selbst zu diesem hinüber.

4. Und wie ein Goldschmied ein Stück Gold nimmt und es in eine andere, neuere und schönere Form bringt, so schafft sich auch er, nachdem er seinen Körper abgestoßen und alles Thörichte aufgegeben hat, eine andere, neuere und schönere Form.

6. — — und nachdem alles, was er hier gethan, dort sein Ende gefunden hat, dann kehrt er wieder aus jener Welt zu dieser Welt des Wirkens".

Erst wenn alle Nachklänge der früheren Persönlichkeit verrauscht sind, dann tritt die Individualität wieder in eine neue Verkörperung ein. Der Kreis schließt sich aber nicht, denn nicht auf derselben Ebene, auf welcher der frühere Lebenslauf verlaufen, spielt sich der neue ab; vielmehr werden all' die Erfahrungen des Vorlebens als angeborene Fähigkeiten mit in das neue Leben hineingebracht. Diese Fähigkeiten und das Karma des einzelnen sind die individuellen Unterschiede der auch unter den gleichen Bedingungen doch nicht zu gleichen Persönlichkeiten aufwachsenden Menschen, gleichwie auch Samenkörner unter gleicher Pflege und gleichem Sonnenlichte doch nicht zu gleichen Pflanzen erstehen, sondern je nach ihrer Qualität sich verschieden entwickeln.

Was geschieht nun in der Zwischenzeit zwischen dem Abstoßen des alten Leibes und dem Eingehen in einen neuen?

Das Vedantasystem ist in der Beantwortung dieser Frage nicht konsequent. Die Vermischung verschiedener exoterischer Volksanschauungen mit esoterischer Lehre kann kein volles Genügen geben.

In der sogenannten Fünffeuerlehre (Chândogya Up. 5, 3—10 und Brihadâranyaka Up. 6, 2) wird der Devayana, der Götterweg, der Pitriyana, der Väterweg, und tritiyam sthânam, der dritte Ort, als Aufenthaltsort der entkörperten Wesen genannt, und dabei thatsächlich ein Hingehen nach diesen Orten gelehrt. Deußen sagt: „Es ist ein sinniger, poesievoller Glaube der Inder, das friedliche Lichtreich des Mondes als den Aufenthalt der abgeschiedenen Seelen der Frommen zu betrachten, und

[1]) vidya

[2]) Karman.

[3]) pûrva prajñâ Deußen liest hier apûrva prajñâ. was „neuerworbene Erfahrung" heißen würde. Ich ziehe M. Müller's Lesart, wie oben, vor, da diese auch mit Çankara übereinstimmt, welcher darunter „das Bewußtsein des früher Erlebten" versteht und es als „die Eindrücke" erklärt, „welche die Dinge in der Seele hinterlassen und auf denen die angeborenen Fertigkeiten im künstlerischen Thun (er nennt als Beispiel das Talent zur Malerei), wie auch vielleicht im moralischen Handeln beruhen". S. Deußen, System d. Ved. S. 406.

sein Zu- und Abnehmen mit dem Empor- und Herabsteigen der Seelen in Zusammenhang zu bringen". Ja, es ist wohl poetisch, aber eben auch nur ποίημα (Gemachtes). Wir können uns alles nach dem Tode doch füglich nur als Zustand vorstellen. Da mag denn freilich dem einen der Zustand, den er sich selbst geschaffen, wenn sein auf alles Sinnliche gerichtetes Wesen des Sinnengenusses entbehren muß, der der „Hölle" sein, während ein anderer, der schon hier in sich jene „Stätte des Friedens" gefunden hat, im Frieden weiter wandelt. Meiner Meinung nach liegt der Grund, daß uns die Vedatexte in bezug auf die Lehre nach dem Tode nicht befriedigen, darin, daß wir sie nicht verstehen. Wenn es im Kommentare des Çaṅkara zur Chândogya Upanischad (S. 343, 10) heißt, „daß die Seelen auf dem Monde von den Göttern genossen werden, dieses Genossenwerden durch die Götter andrerseits aber wiederum gleichbedeutend sein soll einem Genießen der Frucht der Werke von Seiten der Verstorbenen, ähnlich wie wenn der Mann das Weib genießt, das Weib eben damit den Mann genießt"[1], so deutet dies doch unzweifelhaft auf einen geistigen Zustand hin, in welchem die bewußten Seelen- und Geistesregungen (die Götter) sich gemäß ihrer Entwickelungsstufe (Karma) im Versenken in ihr eigentliches Selbst (die individuelle Seele) ergötzen, so wie diese in solchen Regungen ein reines Genießen empfindet.

Wenn aber alles bewußte Leben erloschen ist, wenn alle Schwingungen der aufgegebenen Persönlichkeit verklungen sind, von allem Bewußtseins-Inhalt nichts mehr, sondern nur die Fähigkeit verblieben ist, in höherem Maße neue Kräfte zu entwickeln, dann treibt das Karma oder was das gleiche ist, der Daseinsdurst der individuellen Seele diese zu neuer Verkörperung. Eine bewußte Auswahl in unserem Sinne der neu sich bietenden Formen kann daher nicht stattfinden, wohl aber ein unbewußtes Reagieren auf diejenige, welche genau der erreichten Entwickelungsstufe entspricht.[2] Aber auf immer höherer Stufe stehen die Formen der Verkörperung, denn die äußere Formenentwickelung von der Monere bis zum höchst entwickeltesten Organismus geht Hand in Hand mit der Kraftsteigerung der in ihnen sich darstellenden Wesenheiten. Ob sie mit der Gestalt des Menschen abschließt? — Wer will dies entscheiden; die Upanischads sprechen allerdings schon dem Menschen die Fähigkeit zu, Mokscha zu erlangen, allerdings dem Menschen, der nur äußerlich noch als solcher erscheint, innerlich aber nil humanum mehr birgt. —

— Es ist Heiligabend, an dem ich Vorstehendem das Schlußwort zuzufügen mich anschicke. Wenn gleich zu solcher Zeit nicht der Kopf, sondern das Herz Philosophie treibt, so ist doch wiederum das heutige Fest der winterlichen Sonnenwende, des dies natalis invicti, wohl geeignet, den Gedanken über die Wiederkehr des Unbesiegbaren in uns zu Ende zu führen.

---

[1] Siehe Deußen, System d. V. S. 393. Anmerkg.

[2] Vergleiche hierzu Hübbe-Schleiden, Lust, Leid, Liebe S. 49.

Wir haben in den uralten Texten indischer Weisheit das wieder gefunden, was uns nicht nur unsere Denker und Dichter immer wieder mahnend zurufen, sondern was uns jedes fallende Laub, jeder Blick in die uns umgebende Natur lehrt.

Nicht während einer Sekunde ruhen die bildenden und zerstörenden Kräfte im Weltall, und in unendlichen Qualen des Entstehens und Vergehens winden sich unzählige Wesen. Aus all diesem Wogen der Entwickelung aber ersteht die Erkenntnis von dem Leide dieser daseinsdurstigen Welt und die Kraft zu ihrer Verneinung, dem Nichtwollen. Die Geburt dieses Geistes in uns, des göttlichen Geistes der Entsagung, ist die „Weihenacht" der Menschheit. Aus ihr erwächst die Erlösung, Nirwana, der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft; mit ihm erlischt alles Dasein, und das Geschlecht, das da bestimmt ist, „zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen sich" in Sansara, hat seine Wanderung durch die Welt der Körper beendet.



Digitized by Google



Die Geheimlehre.

Nach

H. P. Blavatsky's „Secret doctrine".

Von

Ludwig Deinhard.

II.

Die Entwickelung der Rassen.

Im vorigen Kapitel[1]) haben wir die Entstehung und Vorbereitung der Erde als Feld der Entwickelung des Menschen gezeichnet. Wir gelangen jetzt zu der Aufgabe, die Lehren der Geheimlehre von den verschiedenen Rassen darzustellen, welche während der gegenwärtigen Manvantara, während des gegenwärtigen Evolutions-Cyklus', dieses Feld bewohnt haben, bewohnen und bewohnen werden.

Die Schätzungen der Wissenschaft in bezug auf das Alter der Erde, seit der Zeit, wo sie die Möglichkeit zur Entstehung und zur Wohnstätte des Menschen bot, divergieren so stark, daß sie praktisch wertlos sind Nach Professor Winchell's vergleichender Geologie z. B. gehen diese Angaben etwa um 27 Millionen Jahre auseinander. Die Geheimlehre dagegen giebt an, die Menschheit existiere auf diesem Planeten schon seit 18 Millionen Jahren, und vor diesem Zeitraum liege eine Periode von 300 Millionen Jahren, in welcher sich das Mineral- und Pflanzenreich entwickelt habe; sie lehrt ferner, daß der gegenwärtige Evolutions-Cyklus, die gegenwärtige Runde die vierte sei, die Mittelperiode des unserem Planeten zugefallenen Lebens, die Periode der stärksten Entwickelung, und deshalb der größten Flutzerstörungen, die während dieser Runde, da die Materie in derselben weniger flüchtig und deshalb umso mehr Widerständen preis gegeben ist, weit intensiver und schrecklicher waren, als während der vorhergegangenen Runden, während der Cyklen früheren psychischen und

[1]) Vergleiche „Sphinx", November 1894.

geistigen Lebens auf der Erde, und während deren halbätherischen Zustandes. Der ganze Streit zwischen der profanen (offiziellen) Wissenschaft und den okkulten (esoterischen) Wissenschaften hängt von dem Glauben oder besser von dem Nachweis der Existenz eines Astral-Körpers innerhalb des physischen ab, wobei der erstere unabhängig vom letzteren war. Warum aber die Gelehrten die Theorie eines früheren ätherischen Zustandes der Erde annehmen und die eines früheren ätherischen Menschen abweisen, ist schwer einzusehen. „Analogie", sagt H. P. B., „ist das leitende Gesetz in der Natur, der einzig wahre Ariadne-Faden, der uns durch die verworrenen Pfade ihres Reiches führt, uns ihre ersten und letzten Mysterien erschließt .... Wenn wir begreifen können, wie ein feurig-nebeliger Ball, indem er während Aeonen durch die Interstellar-Räume dahinrollt, allmählich zum Planeten, zur selbstleuchtenden Kugel wird, um sich dann zu einer menschengebärenden Welt, zu einer Erde, zu verdichten und sich so aus einem zarten plastischen Körper in eine felsenharte Kugel zu verwandeln (II. 153), und wenn wir sehen, wie jedes Ding darauf sich aus einem Moneron, einem einzigen, homogenen Klümpchen Eiweiß zu einer tierischen Gestalt entwickelt, um dann in die gigantischen Reptilien der Mesozoischen Zeiten (der Trias-Jura-Kreide-Formation) auszuwachsen, später aber wieder in die vergleichsweise winzigen Krokodile unserer Tropen und die noch kleineren Eidechsen zusammenzuschwinden, warum sollte dann der Mensch allein diesem allgemeinen Gesetz nicht unterliegen?"

Es gab eine Zeit, in welcher alle sogenannten „antediluvianischen" Monstra als faserige Infusorien ohne Schale oder Kruste erschienen, ohne Nerven, Muskeln, Geschlechtsorgane und ihre Art durch den Prozeß des Keimens fortsetzen: Warum soll dies beim Menschen nicht auch möglich gewesen sein? (II. 151.)

Die Zahl von 18 Millionen Jahren, welche die Dauer der geschlechtlich entwickelten physischen Menschen angiebt, muß ganz enorm vergrößert werden, wenn man den ganzen Vorgang der geistigen, astralen und physischen Entwickelung berücksichtigt (II. 157). Auch würden die früheren Verhältnisse auf der Erde dieser Theorie nicht widerstreiten, insofern als deren Kohlen-Gase und deren dampfender Boden keinerlei schädliche Wirkung auf Leben und Organismus des Menschen haben konnte, wie solche von den Okkultisten der Menschheit jener Frühzeit zugeschrieben werden (II. 150), da die damaligen terrestrischen Verhältnisse die Ebene, auf der die Entwickelung der ätherischen Rassen stattfand, in keiner Weise berührten. Erst während relativ junger geologischer Perioden brachte der nach dem Gesetz der Spirallinie verlaufende Entwickelungs-Cyklus die Menschheit auf den untersten Grad physischer Entwickelung: auf die Ebene grobstofflicher Existenz. In jener Frühzeit aber war einzig nur die astrale Entwickelung im Fortschreiten begriffen, und die beiden Ebenen, die astrale und die physische, hatten, obwohl sie sich einander parallel entwickelten, keine direkte Berührung miteinander. Es liegt auf der Hand,

Digitized by Google

daß ein schattenhafter, ätherischer Mensch, vermöge seiner Organisation, — wenn von einer solchen die Rede sein kann — nur zu derjenigen Ebene in Beziehung tritt, von der der Stoff dieser Organisation — sein Upadhi — genommen ist. Und es muß im Auge behalten werden, daß, obwohl die astrale und die physische Ebene der Materie selbst in der frühesten geologischen Periode einander parallel laufen, diese Ebenen doch nicht in derselben Phase der Manifestation waren, in der sie heute sind (II. 157). Bis vor 18 Millionen Jahren erreichte die Erde nicht denjenigen Grad von Dichte, den sie heute besitzt. Seit jener Zeit ist dann die physische wie die astrale Ebene dichter geworden.

„In jeder alten Schrift über Kosmogonie, sagt die Geheimlehre, wird der Mensch ursprünglich als eine leuchtende unkörperliche Form dargestellt", die, wie der plastische Thon das eiserne Gerippe des Bildhauers, den physischen Bau seines Körpers umschloß, entsprechend den niederen Formen und Typen des niederen animalischen Lebens. „Als Adam den Garten von Eden bewohnte, ward er bekleidet mit einem himmlischen Gewand, dem Gewand des Himmelslichts", sagt der Zohar (II. 112).

Der „Lucifer"[1]) vom März 1892 enthielt einen vorzüglichen Artikel von Dr. Herbert Coryn, betitelt: „Die ewige Zelle", welcher über manche dieser Lehren Licht verbreitet und den Beweis liefert, wie die neuere Wissenschaft den Lehren des Okkultismus immer näher rückt. In jenem Artikel erklärt Dr. Coryn Weismann's Theorie der unsterblichen Zelle, des ursprünglichen Protoplasmaklümpchens, welches nicht stirbt, sondern einfach sich teilt, und wieder teilt, beständig dem Strom des Lebens entlang sich bewegend, immer wieder neue Verbindungen eingeht, aber niemals untergeht. „Darwin studierte die Form", sagt er, „den sinnenfälligen Körper des Tieres, in dem Gedanken, daß er das, was dieser erwirbt, auf seine Nachkommenschaft überträgt. Weismann dagegen studiert den Plasma-Faden in der Annahme, daß die Plasma-Zellen während ihres Wachstums das in sich aufgenommene und vitalisierte Material wieder von sich abwerfen, und daß dieses Abwerfen erfolgt, damit ein körperlicher Organismus um die herum entsteht, dessen Zellen ein Typus mit eigenem Wirkungs-Vermögen entsprechend dem Urtypus aufgeprägt wird". Die Linie der physischen Entwickelung wird demnach gebildet „durch das bei Mensch und Tier von Eltern auf die Nachkommen übergehende Keim-Plasma. Dieselben physischen Atome passieren längs dieser Linie; diejenigen, welche heute die Keim-Zellen in uns sind, sind Keim-Zellen einer unermeßlichen Vergangenheit, Zellen, die aneinander angereiht, umeinander geschlungen aus jeder Lebens-Organisation in der Natur Erfahrung gesammelt haben".

Dr. Coryn zeichnet nun die aufsteigende Leiter im Tierreich vom Protozoon bis zum Katarrhini-Affen und fordert dann auf, sich den großen

[1]) „Lucifer" ist ein von H. P. Blavatsky gegründetes und gegenwärtig von Annie Besant herausgegebenes Theos. Mon.-Journal.

Digitized by Google

Baum des Lebens mit seinen zahllosen Aesten und Zweigen zu vergegenwärtigen. Wir können davon nur die äußeren Aeste und Zweige sehen und studieren; der Haupt-Stamm und seine ersten großen Abzweigungen verlieren sich unsern Blicken in den Nebeln der Vergangenheit und bleiben nur zurück als astrale Fossilien. „Denn", — sagt Dr. Coryn, — „wenn wir weit genug zurückdringen, so gelangen wir jenseits der Wissenschaft zu einem Typus, zu welchem für diese kein Pfad führt, da alle Materie sich damals in einem ganz „unwissenschaftlichen", plastischen astralen Zustand befand (II. 68. Note).

Die Fossilien dieser primitiven Typen bleiben aber in der Ebene des Astralen, sind also nur für das Sehvermögen des ins Astrale schauenden Hellsehers vorhanden. Allein es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß selbst die esoterische Lehre und noch vielmehr die exoterische allegorisch zu nehmen ist (II. 81). Um die eine wie die andere dem Durchschnittsverstande begreiflich zu machen, sind in verständliche Form gekleidete Symbole unerläßlich. Daher die vielen Ausdrücke und Formeln, die den Juden Steine des Anstoßes, den Griechen Thorheiten erschienen. Für diejenigen aber, die im stande sind, ein Symbol auch als ein solches aufzufassen, und nicht als streng wörtlich zu nehmende Thatsache, gewinnt diese Darstellung wirkliches Leben.

Beim Studium der Entwickelung des Menschen als eines denkenden Wesens, ist nach der Geheimlehre der erste Schritt das wichtige Verständnis des Unterschiedes zwischen der Monade oder der universellen Einheit, und den Monaden oder der manifestierten Einheit; das Wort Monas bedeutet dabei die primäre Einheit. Die Monaden sind nicht diskrete begrenzte oder bedingte Prinzipien, sondern Strahlen, ausgehend von jenem einen universellen absoluten Prinzip, der soeben angeführten „univérsellen Einheit". Sie sind mit andern Worten ein Teil des universellen Bewußtseins, individualisiert durch Verbindung mit einer physischen Form, gerade wie eine Seifenblase ein gewisses Quantum Luft umschließt, welches aber von der die Blase umgebenden Luft durchaus nicht verschieden ist. Persönlichkeit bedeutet Begrenztheit, und je geringer die Begrenztheit, umso größer die geistige Freiheit. Im Katechismus des Okkultismus fragt der Lehrer den Schüler: „Erhebe Dein Haupt, mein Schüler; siehst Du ein oder zahllose Lichter am dunkeln mitternächtigen Himmel über Dir leuchten?"

„Ich sehe nur eine Flamme, mein Lehrer; ich sehe aber zahllose zusammenhängende Funken darin glühen".

„Du antwortest richtig. Und nun blicke um und in Dich! Fühlst Du das Licht, welches in Dir glüht, verschieden von dem Licht, welches in Deinen menschlichen Brüdern leuchtet?"

„Es ist durchaus nicht verschieden, obgleich der Gefangene in den Fesseln des Karma schmachtet, und obgleich sein äußeres Gewand den Unwissenden täuscht, sodaß er sagt: Deine Seele und meine Seele" (I. 120).

Der Strahl des göttlichen Geistes also, welcher eine menschliche Seele werden und seine Wanderung mit der Rückkehr zur Quelle vollenden soll,

von der er ausging, folgt notwendig demselben Evolutions-Cyklus wie das übrige manifestierte Universum. Wenn wir aber diesen Entwickelungsvorgang studieren, müssen wir uns vor dem Gedanken hüten, dies sei die Monade, der Kern selbst, der sich vom Tier zum Menschen entwickelt; denn die Vernunft sagt uns, daß ein göttlicher Strahl weder fortschreiten, noch sich entwickeln, noch durch die Veränderungen berührt werden kann, durch die sein „Vehikulum" hindurchgeht. Wie sich um den Faden herum, den der Chemiker in einer Alaunlösung aufhängt, die schönen Krystalle bilden: der Faden selbst aber unverändert bleibt.

Wir müssen uns demnach hüten, zu glauben, eine Monade durchlaufe als Einzelwesen alle Reiche der Natur, um zuletzt zu einem Menschen aufzublühen, so daß z. B. ein Atom Hornblende schließlich zu einem Humboldt werde. Statt von einer „Mineral-Monade" zu reden, sollte vielmehr von der Monade oder der universellen Energie die Rede sein, die sich in jener Form kosmischer Materie manifestiert, die wir Mineralreich nennen (I. 178).

„Zwischen Mensch und Tier, deren Monaden (oder Jivas) im Grunde identisch sind, liegt der unüberbrückbare Abgrund: Intellekt und Selbstbewußtsein. Kann der Mensch, der Gott in Menschengestalt, das Produkt der materiellen Natur nur in Folge von Entwickelung sein wie das Tier? Und worin besteht denn der Unterschied zwischen den beiden, wenn nicht darin, daß der Mensch ein Tier ist plus einem lebenden Gott innerhalb seiner körperlichen Hülle?" (II. 81).

Um zur Entwickelung der Rasse, als solcher zurückzukehren, so lautet die Lehre, daß das erste Menschengeschlecht durch Projizierung höherer, halb-göttlicher Wesen aus ihrer eigenen Wesenheit heraus entstanden ist. Der Vorgang dieser Entstehung muß wohl gedacht werden, wie der Vorgang der Bildung von spiritistischen Materialisationen, worüber wir freilich auch nur sehr wenig wissen (II. 87). Diese halb-göttlichen Wesen bildeten also die erste Rasse; gerade wie die ewige Zelle, von der Weißmann spricht, die endlose Zahl von Zellen bildet, in welche sie sich teilt. Die erwähnten Stanzen des Buches Dzyan liefern in einer Reihe halb allegorischer Bilder, in gleichzeitig anschaulichster und gedrängtester Darstellung die früheste Geschichte der Erde vor der Entstehung der ersten Rasse und beschreiben die ersten Formen, welche auf ihrer langsam sich festigenden Oberfläche erscheinen „weiche Steine, die allmählich hart, harte Pflanzen, die langsam weich werden": mit andern Worten das Mineral- und Pflanzenreich auf ihren ersten Entwickelungsstufen (II. 15). Dann werden die Insekten und winzigen Geschöpfe sichtbar, worauf eine Neigung der Erd-Axe alles entstehende Leben von ihrer Oberfläche verschwinden ließ, um dann später nach der Ueberflutung auf einer etwas höheren Ebene wieder geboren zu werden.

Alle ältesten Kosmogonien sprechen von unzeitigen (Fehl-)Schöpfungen, von primordialen Welten, die wieder untergingen, sobald sie in die Existenz getreten waren. Die chaldäischen Fragmente einer Kosmogonie auf

den Keil-Inschriften und an anderen Orten weisen zwei bestimmte Schöpfungen von Tieren und Menschen auf, von denen die erste wieder zerstört wurde, da sie mangelhaft war (II. 54).

Die Stanzen gehen dann zur Beschreibung der Geister (spirits) von Sonne und Mond über, welche herzukamen, um die Ungetüme auf der Erde zu betrachten, die ihnen sehr mißfielen. „Das ist keine passende Wohnung für den göttlichen Geistesfunken“ — sagten sie. Dann kamen die Feuer und ließen durch ihre Hitze die trüben, dunkeln Gewässer vertrocknen, und die Geister töteten die Gestalten der tierköpfigen, fischleibigen Menschen. Als diese zerstört und die Gewässer verlaufen waren, erschien das trockene Land. Dann kamen die Bildner des menschlichen Astralkörpers, die schattenhaften Prototypen der zukünftigen Menschenwesen.

Diese Bildner, die lunaren (Mond-)Vorfahren (oder Barhishads, wie sie auch heißen) stehen zum physischen Menschenkörper in demselben Verhältnis, wie der Mond zur physischen Erde (II. 79). Wie der Mond das Modell der Erde bildete, und bis heute viele Vorgänge auf der Erde beherrscht, so giebt der Astralkörper das Modell für die physische Gestalt und regelt die Ebbe und Flut seiner körperlichen Energie. Die Barhishads entsprachen den niederen Prinzipien, welche der grobstofflichen Materie vorausgingen, d. h. den Elementarreichen, die vor Entstehung des Mineralreiches bestanden, und da sie das höhere m a h a t mische Element, den Strahl des universellen Geistes, nicht besaßen, so konnten sie nur das Modell des physischen Menschen, d. h. den astralen Menschen, hervorbringen. Da sie ferner „knochenlos“ waren, wie die Stanzen sagen, d. h. nur einen ätherischen Körper hatten, so konnten sie keine Wesen mit Knochen erzeugen. Ihre Nachkommen waren Phantome, die weder eine Gestalt, noch einen Geist besaßen; und deshalb „d i e S c h a t t e n“ genannt wurden.

Die „solaren (Sonnen-)Vorfahren“, wie der passende Name heißt, konnten wohl dem Astralkörper den Anschein von Leben erteilen und thaten es auch (denn von der Sonne, dem Herzen unseres Systems, geht die große elektrisch-magnetische Strömung aus, welche die ganze Natur belebt); allein „die Herren der Flamme“ die Agnishwatta, verweigerten diesen unvollkommenen Wesen den Geistesfunken, den sie allein verleihen konnten. Diese sollen frei von Feuer (schöpferischem Trieb) gewesen sein, weil sie dem göttlichen Ursprung, der unbekannten Wurzel zu nahe und auf zu hoher Stufe standen, um irgend etwas mit Schöpfung zu thun zu haben (II. 78). „Dem ewigen Gesetz unterworfen, konnten die reinen Götter aus sich selbst nur s c h a t t e n h a f t e Menschen projizieren, etwas weniger ätherisch und geistig, weniger göttlich und vollkommen, als sie selbst, jedoch Schatten (II. 95). Sie wollten dem Menschen jenen heiligen glimmenden Funken nicht verleihen, welcher sich zur Blume der menschlichen Vernunft, des menschlichen Selbstbewußtseins entfaltet: einfach, weil sie es nicht konnten, denn sie hatten ihn gar nicht zu verleihen“. Es mußte also der Mensch von mehr materiellen Schöpfern seinen Ursprung nehmen,

Digitized by Google

die ihrerseits ihm nur das geben konnten, was sie in ihrer eigenen Natur hatten, nicht mehr. Die Anbeter der Form waren es, wie wir gelehrt werden, die aus den höheren Geistern die „Rebellen,“ die „gefallenen Engel“ gemacht haben.

Es waren also die „mehr materiellen Schöpfer“, welche das empfindungslose Modell (die astrale Form) des physischen Wesens ausstrahlten. Es waren diejenigen, welche nicht erschaffen wollten, weil sie nicht konnten, da sie keine astrale Form zu projizieren hatten, und die sich dem Wohl und der Beseligung der geistigen Menschheit aufopferten.

Da also jene höheren Wesen, Pitris oder Dhyanis, mit der physischen Schöpfung nichts zu thun haben, so finden wir den ursprünglichen Menschen, der aus den Körpern seiner im geistigen Sinne feuerlosen Vorfahren hervorging, als luftartig, der Dichtigkeit entbehrend, geistlos bezeichnet (II. 80). Er hatte kein mittleres Prinzip, welches ihm als Bindemittel zwischen dem höchsten und niedersten, dem geistigen Menschen und dem physischen Hirn hätte dienen können; denn ihm mangelte Manas, der Intellekt (mind). Die Monaden, welche sich in diesen leeren Hüllen verkörperten, verblieben ebenso bewußtlos, wie sie waren, als sie sich von ihren früheren unvollkommenen Formen und Trägern trennten. „Es sind die untergeordneten Geister, im Besitz eines zweifachen Körpers, die die Bildner und Erschaffer unseres Körpers der Täuschung sind“: so lautet die Lehre (II. 57). „In diese aus jenen Geistern projizierten Formen stiegen die Monaden herab; allein diese Formen waren wie Dächer ohne Mauern und ohne Stützen. Und die Monade hat keinen Halt in der bloßen Form. Sie kann die Form nicht beeinflussen, wenn der Uebertragungs-Agent (Manas, der Intellekt) fehlt, und die Form kennt diesen nicht.“

„Die Söhne Mahat's (des universellen Menschen) sind die Beleber der Menschenpflanze“ sagt der Kommentar (II. 103). Sie sind die auf den dürren Boden des latenten Lebens fallenden Wasser und die Funken, welche das menschliche Tier mit Leben erfüllen. Sie sind die Herren des ewigen geistigen Lebens. Im Anfang (d. h. hier während der zweiten Rasse) hauchten einige nur ihre Wesen in die Menschen, andere dagegen nahmen im Menschen ihre Wohnung“.

Denn im Prozeß der Entwickelung giebt es überall stufenförmige Modifikationen, und der menschliche Intellekt sprang nicht so zusagen mit beiden Füßen zugleich in's Dasein. Obschon die Menschheit der ersten und zweiten Rasse eigentlich das nicht war, was wir Menschen nennen, sondern vielmehr bloße Rudimente zukünftiger Menschenwesen, so erschienen doch schon damals hier und da Spuren kommender Intelligenz.

Was die Form betrifft, so beginnen nicht nur die Menschen, sondern geradezu alle primitiven Gebilde in jedem Naturreich mit einer ätherischen, transparenten Umhüllung.

Diese frühesten Typen sind in dem oben zitierten Artikel von Dr. Coryn sehr klar beschrieben: „Der allererste Typus des Lebens auf diesem Planeten

Digitized by Google

waren kreisförmige, ovale oder formlose Massen von flüchtiger astraler Gallerte, die Menschen der ersten Rassen. Sie waren nichts anderes, als astrale strukturlose Zellen. Eine solche würde, wenn sie sich zu kleinem Volumen verdichtet, in der uns bekannten festen Materie das objektive Protoplasma darstellen und in ihrer klaren gelatinösen Erscheinung, ihrer Formlosigkeit und ihrem Streben nach Kugelgestalt, Beweglichkeit, Einheit der Struktur und sonstigen Eigenschaften würde dieselbe mit den heutigen einzelligen Organismen große Aehnlichkeit haben. Und dies ist gerade das, was wirklich eintrat; denn der „Mensch" der beiden ersten Rassen war nichts als ein ausgedehntes Protozoon, eine Riesenzelle von astraler Gallerte, welcher ewig war und ist, indem sie ihresgleichen damals als frühesten Menschen fortpflanzte, gerade so wie es heute bei den Protozoen durch Spaltung in zwei geschieht. Es gab niemals und giebt keinen Tod; es ist nur das äußere Gewand, welches stirbt, der nach außen abgesonderte Körper".

Dies ist das, was Dr. Coryn unter der „ewigen Zelle" versteht. Die Stanzen behandeln diese Frage in ihrer allegorischen Ausdrucksform folgendermaßen: „Als die Rasse alt wurde, vermischten sich die alten Wasser mit frischem Gewässer. Als ihre Tropfen trübe wurden, schwanden sie dahin und tauchten unter in den neuen Strom, in den heißen Lebensstrom. Das Aeußere des ersten wurde das Innere des zweiten. Der alte Flügel wurde der neue Schatten und der Schatten des Flügels" (II. 18).

Alle Analogie dient dazu die Wahrheit der okkulten Lehre nachzuweisen, daß der Mensch nicht als das vollständige Wesen „geschaffen" wurde, welches er heute ist, so unvollkommen er auch noch geblieben ist (II. 87). Die Evolution war eine sehr vielfache, eine geistige, eine psychische, eine intellektuelle und eine tierische, vom höchsten herab zum niedrigsten und eine Entwickelung des Physischen vom Einfachen und Homogenen aufwärts zum mehr Zusammengesetzten und Heterogenen, allerdings nicht ganz nach den von den Vertretern der modernen Evolutionslehre angegebenen Linien. Die doppelte Evolution nach zwei entgegengesetzten Richtungen erforderte mehrfache Zeitperioden verschiedener Natur, verschiedener Grade von Geistigkeit und Intelligenz, um das nun als Mensch bekannte Wesen herzustellen.

„Welten und Menschen wurden nacheinander nach dem Gesetz der Evolution und aus prä-existierendem Material geschaffen und wieder zerstört, bis endlich diese Welten und deren Bewohner, in unserm Falle unsere Erde und ihre Tier- und Menschenrassen, das wurden, was sie im gegenwärtigen Cyklus sind: einander polar entgegengesetzte Kräfte, im Gleichgewicht befindliche Verbindungen von Geist und Materie, von Positivem und Negativem, von Männlichem und Weiblichem" (II. 84).

Nach seinem Durchgang durch alle die Reiche der Natur in den vorhergegangenen drei Runden (oder Evolutionscyklen) war des Menschen physischer Bau, nachdem er sich erst einmal den thermalen Verhältnissen

Digitized by Google

angepaßt hatte, bereit, in der ersten Morgendämmerung menschlichen Lebens vor 18 Millionen Jahren den göttlichen Pilgrim zu empfangen. Erst in der Mitte der dritten Rasse wurde der Mensch mit Manas (Intellekt) begabt (II. 254). Bei den Tieren liegen die höheren Prinzipien noch im Schlaf, und nur das Lebensprinzip, der Astralkörper, und Rudimente von Kama oder Begierde, können sich durch den physischen Körper äußern, der sich nicht vor Erreichung der menschlichen Stufe zur Wohnung für den Intellekt eignet (II. 255).

In striktester Analogie wiederholt sich der Cyklus der sieben Runden, der des Menschen physischen Körper nach und nach durch alle Naturreiche bis hinauf zu seiner vollendetsten Gestalt hindurchführt, in einem sehr viel kleinern Maßstab in den ersten sieben Lebensmonaten des Embryo.[1]) Wie dieser, obgleich nach diesem Zeitraum zur vollkommenen Ausbildung gelangt, zu seiner vollständigen Entwickelung noch zwei weitere Monate benötigt, so „verbleibt auch der Mensch, nachdem er während sieben Runden seine Entwickelung vollendet hat, noch zwei weitere Perioden im Mutterschoß der Natur, ehe er geboren oder wiedergeboren wird als Dhyani, als göttliche Intelligenz, als ein vollendeteres Wesen, als er es war, ehe er als Monade in eine neugeschaffene Welten-Kette trat" (II. 257).

Die Wissenschaft der Embryologie beginnt von den Naturforschern als „eine Darstellung im kleinen und in einfachen Linien der Fortentwickelung der Rasse, um Häckel's Worte anzuführen, betrachtet zu werden, und dieselbe Wissenschaft lehrt uns nicht nur, daß der menschliche Embryo in seinem Fortschreiten zur Reife alle die niederen Tierklassen wiederholt, und daß selbst der erwachsene Mensch die Spuren von Organen bewahrt, die zu jenen Typen gehören und nun nutzlos geworden sind, sondern daß der Prozeß der Reproduktion auch im Tierreich Stufen und Vorgänge durchgemacht hat, die eigentlich dem Wirkungskreis des vegetabilischen Lebens zugehören.

Professor Le Conte unterscheidet in seinem Buch über Evolution sieben verschiedene Stufen. Die erste ist die der Spaltung oder einfachen Teilung des Tieres in zwei oder mehrere Teile, von denen jeder ein vollkommenes Wesen darstellt, wie bei den Protozoen. Die zweite Stufe ist die der Keimung, wobei ein kleiner Teil der Oberfläche der Mutter-Struktur, z. B. einer See-Anemone sich zu einer Knospe auf einem Zweig auswächst, die schließlich abfällt und dann als vollkommenes Duplikat seines Original zu wachsen beginnt. Die reproduktiven Zellen differenzieren sich in der dritten Stufe innerhalb eines speziellen Organs, und die vierte Stufe versetzt dieses Organ aus dem Aeußern ins Innere der Struktur. Auf der fünften Stufe tritt eine Vereinigung zweier verschiedener Zellen, der Samenzelle und der Keimzelle im Ovulum,

[1]) So lautet bekanntlich auch der Grundgedanke der modernen Anthropogenie: Die Ontogenese ist eine Wiederholung der Phylogenese.

zwei Elemente in einem Organ, auf. Die sechste Stufe zeigt zwei in einem Individuum gleichzeitig existierende Organe, und auf der siebenten und letzten Stufe gehören die beiden Organe getrennten Individuen an, das Element der Wahl tritt auf, und das große Gesetz der geschlechtlichen Auswahl kommt zur Geltung.

Die urälteste Geschichte der Menschheit, wie der Okkultismus eine solche liefert, folgt nun ganz genau dieser Methode des Fortschreitens. Die Menschen der ersten Rasse waren einfach die Bilder, die astralen Doppelgänger ihrer Väter, der Pioniere, d. h. der fortgeschrittensten Wesen eines vorausgegangenen, tiefer stehenden Weltkörpers, dessen Schale (Ueberrest) unser heutiger Mond ist. So lehrt der Zohar: „Aus dem Schattenbild des Elohim (der Pitris, schöpferischer Geister) wurde der Mensch geschaffen" (II. 137). Und die Geheimlehre giebt an, daß die erste Rasse in der zweiten verschwand, gerade wie einfache Zellen, die sich teilen und wieder teilen, in ihren Nachkommen verschwinden (II. 84). Deshalb starb auch natürlich die erste Rasse nicht aus, sondern wurde „die ewige Zelle" (II. 121). Da nun aber dann das Bestreben der Materie nach größerer Dichte gerichtet war, so begann die physische Gestalt sich selbst um den astralen Schatten aufzubauen.

Der Kommentar giebt in wenigen Worten das Resumé über die ersten Rassen:

Zuerst kamen die Selbst-Existierenden auf diese Erde. Sie sind das geistige Leben, vom absoluten Willen und Gesetz in der Dämmerung jeder Wiedergeburt der Welten abgeschleudert (projiziert) (II. 164). Dieses sind die schöpferischen Geister, die Bildner der Menschen. Von diesen gingen aus:

1. „Die erste Rasse, die Selbst-Geborenen, die astralen Schatten ihrer Vorfahren. Deren Körper war ohne Verstand, ohne Intelligenz und Willen. Ihr inneres Wesen (die Monade) war, wenn auch innerhalb des irdischen Baues, so doch damit nicht verbunden. Das Verbindungsglied Manas, der Intellekt, fehlte noch.
2. „Aus der ersten Rasse entsprang die zweite, die ‚Schweiß-Geborene' oder die ‚knochenlose' genannt. Dies ist die zweite Wurzel-Rasse von den Beschützern, den sich verkörpernden Göttern, begabt mit einem primitiven, schwachen Funken (dem Keim der Intelligenz). Aus dieser entwickelt sich
3. „die dritte Wurzel-Rasse, die zweifache" (oder die androgyne, die männlich-weibliche). In den Stanzen wird diese die ‚Ei-geborene Rasse' genannt; der Vorgang der Keimung, der Ausschwitzung, der die zweite Rasse hervorbrachte, ist nun von einer zarten Zelle zu einem sich allmählich verhärtenden Ei übergegangen (II. 132). Die Sonne erwärmte es; der Mond kühlte und formte es; der Wind nährte es bis zu seiner Reife", sagen die Stanzen. Darnach besitzt die Geschichte von Leda und dem Schwan eine

Digitized by Google

okkulte Bedeutung, und die beiden aus dem von ihr geborenen Ei hervorgehenden Heroen, Kastor und Pollux, werden sowohl zu einem hochbedeutsamen Symbol des Doppelmenschen, des sterblichen und des unsterblichen, als auch zu einem Symbol der dritten Rasse und ihrer Umbildung aus einem rein tierischen Menschen in einen Gott-Menschen, nur mit tierischem Körper (II. 122).

Denn die dritte Rasse zerfiel im Fortgang der Entwickelung und der Verdichtung der Materie in drei bestimmte Teile mit verschiedenen Methoden der Reproduktion. Zuerst war sie ganz geschlechtslos, dann trat Androgynie (Hermaphroditismus, doppelte Geschlechtlichkeit) auf, endlich brachte der Eier-erzeugende Mensch ganz allmählich und in beinahe unmerklich fortschreitender Entwickelung Wesen hervor, bei denen ein Geschlecht den Vorrang über das andere gewann, und die schließlich deutlich Männer und Frauen unterschieden (II. 132). Wir finden dieselben Ideen in Plato's Gastmahl:[1]) „Unsere Natur war ursprünglich nicht dieselbe, die sie heute ist", sagt dort Aristophanes: „sie war mannweiblich (hermaphroditisch). Jedes Menschen Gestalt war ganz rund. Rücken und Seiten in Kreisform; vier Hände hatten sie, und Beine ebenso wie die Hände, zwei Gesichter auf dem runden Halse, beide ganz gleich, aber nur einen Kopf mit den beiden nach entgegengesetzten Seiten blickenden Gesichtern, vier Ohren, doppelte Schamteile und das übrige alles so, wie hiernach sich jeder denken kann. Dieses Wesen ging aufrecht, wie jetzt, nach welcher Seite es wollte, und wenn es zum schnellen Laufe sich anschickte, so bewegte es sich im Kreise, wie die, welche ein Rad schlagen, nach oben die Beine herumschwingen und sich im Kreise drehen, auf die damals vorhandenen acht Glieder gestützt. Diese Menschen waren gewaltig durch ihre Körperkraft und Stärke und voll Hochmut: sie legten Hand an die Götter, und was Homer von Ephialtes und Otos sagt, das wird von jenen erzählt, daß sie es unternahmen, zum Himmel hinaufzusteigen, in der Absicht, die Götter anzugreifen. Zeus spaltete deshalb, um sie schwächer zu machen, jeden von ihnen in zwei".

„Jedes lebendige Geschöpf und jegliches Ding auf dieser Erde, der Mensch eingeschlossen — sagt die Geheimlehre — ging aus einer gemeinsamen ursprünglichen Form hervor". Der Mensch muß auf seinem Entwickelungsgang durch dieselben Stufen hindurchgegangen sein, wie die niederen Tiere, dieselben Stufen, welche die heutige Wissenschaft im Wachstum des Embryo festgestellt hat (II. 659).

Die Geschichte der Zelle scheint durch das ganze Reich des Materiellen hindurch dieselbe zu sein. Sie teilt sich unaufhörlich so lange, bis sich der Lebensstrom nach und nach in das aktive und passive, das männliche und weibliche Element spaltet. Die weniger genährten Zellen werden zu aktiven, die stärker genährten zu passiven. Vom unbewußten Zusammenfließen der primitiven Zellen an zeichnet die Wissenschaft Schritt für Schritt

[1]) Vergleiche Philosophische Bibliothek „Plato's Gastmahl" übersetzt und erläutert von Dr. Arthur Jung, Seite 44. Heidelberg, G. Weiß.

Digitized by Google

den allmählichen Aufbau der Form bis zu dem Moment, wo mit den vielzelligen Organismen der Tod in die Welt tritt. Allein „die ewige Zelle" besteht noch fort: um die beredten Worte zweier moderner Schriftsteller[1]) anzuführen: „Die Körper sind nichts anderes, als ausbrennende Fackeln, während die Lebensflamme durch die organische Reihe unausgelöscht hindurchzieht".

Während die beiden ersten Rassen sich von dem Typus des Protozoon kaum unterscheiden und in ihrer Struktur außerordentlich einfach waren, änderte sich mit der dritten Rasse und ihrer zunehmenden Materialität, vielfach diese Form, je mehr sich deren physische Entwickelung vervollkommnete. Gegen das Ende der dritten Rasse kamen bereits die Menschen unter denselben Bedingungen und durch dieselben Prozesse auf die Welt wie unsere historischen Generationen. Die Entwickelung bis zu diesem Punkt erforderte natürlich viele Millionen Jahre. In den alten Stanzen lesen wir hierüber, daß während der frühesten Periode dieser Rasse „Tiere mit Knochen, Drachen und fliegende Schlangen zu den kriechenden Wesen hinzu kamen. Die, welche auf dem Boden herumkrochen, erhielten Flügel; die langhalsigen Wassertiere wurden die Voreltern der fliegenden Tierwelt". Dies wäre also derselbe Uebergang vom Reptil zum Vogel, welchen die moderne Biologie lehrt. Von einer noch späteren Periode erfahren wir, daß in ihr die knochenlosen Tiere sich zuerst in Wirbeltiere und dann in Säugetiere umbildeten; und da die Säugetiere ebenso durch den Hermaphroditismus hindurchgegangen sind wie der Mensch, so tragen sie heute noch die Spuren dieser ehemaligen Zustände, worüber sich der Darwinianer Professor Oskar Schmidt folgendermaßen ausspricht:[2]) „In der Klasse der Säugetiere wird Hermaphroditismus nicht gefunden, obwohl dieselben durch ihre ganze Entwickelungsperiode hindurch Spuren davon aufweisen, die unbekannten Voreltern aus weit zurückliegender Vorzeit ihren Ursprung verdanken" (II. 184).

Hier liegt nun nach der Geheimlehre der Punkt, in welchem die Theorien des Okkultismus sich von denen des Darwinismus trennen: Während nämlich Darwin und seine Nachfolger für den Menschen und den anthropoiden Affen einen gemeinschaftlichen tierischen Vorfahren annehmen, giebt der Okkultismus beiden menschliche Eltern, d. h. mit der Einschränkung, daß er jene anthropoiden Affen aus einer Verbindung intellektloser Urmenschen mit tierischen Rassen jener Periode ableitet. Wir haben gesehen, daß die erste Rasse nur wenig besser als Phantome, und vollständig verstandlos war; daß ferner die zweite Rasse nur mit einem primitiven, schwachen Schimmer von Intelligenz begabt und daß endlich die dritte Rasse in ihrer frühesten Periode nur wenig besser, als Tiere und für den lebenden Gott noch kein geeigneter Tempel war. Die Monade war, obschon innerhalb des irdischen Gebäudes, noch ohne das

[1]) Geddes und Thompson: Evolution of sex. Seite 262.
[2]) Abstammungslehre und Darwinismus. Seite 186—7.

Digitized by Google

verbindende Glied des Intellekts, das sie mit dem sich langsam entwickelnden Gehirn vereinigen sollte.

Wir müssen uns daran erinnern, daß „die menschliche Monade, einerlei ob immetallisiert im Atom des Steines, oder invegetalisiert in der Pflanze, oder inanimalisiert im Tier, doch stets göttlichen Ursprungs ist (II. 185). Diese verstandlosen Menschen, in denen der göttliche Strahl verborgen lag, wie das Feuer im Feuerstein schläft, „vereinigten sich mit ungeheueren weiblichen Tieren", — sagt das alte Manuskript — „und erzeugten eine Rasse von krummen rothaarigen Ungetümen, die auf allen vieren gingen". Diese Geschöpfe waren stumm, wie auch die Menschen jener Frühperiode; denn die Sprache kam erst mit der Entwickelung des Verstandes. Diese Ungetüme wurden wild, und sie und die Menschen brachten sich gegenseitig um. „Bis dahin aber gab es keine Sünde, keinen Mord"; allein nach der Trennung in Geschlechter war das goldene Zeitalter zu Ende. Die Erdachse schwankte, die Reihenfolge der Jahreszeiten begann, und ein fortwährender Wechsel trat an die Stelle ewigen Frühlings". „Die Menschen lernten Eis, Schnee und Frost kennen, und die Menschen, Tiere und Pflanzen wurden in ihrem Wachstum zurückgehalten". Denn mit der Trennung der Geschlechter kam der Kampf in die Welt, und der Widerstreit der Naturen erzeugte die Leidenschaft, die Sünde und den Tod. Dies war der Fall des Menschen, „das Hinabsteigen der Seele in die Materie", wie die alten Platoniker sich ausdrückten; und nachdem die Involution oder die vollständige Vereinigung des Geistigen mit dem Physischen vollendet war, begann die Evolution, die Rückkehr zum Geistigen.

Die Originaltypen der anthropoiden Affen bilden demnach eine Seitenlinie einer beinahe intellektlosen Menschenrasse, die in später folgenden Ueberflutungen unterging. Bei der anderen Linie von rein menschlicher Zucht setzte das Gehirn seinen Entwickelungsgang fort, und nachdem es zu einem geeigneten Träger für den Intellekt geworden war, entfachte der göttliche Funke das Feuer der Intelligenz im Menschen, so daß das Bewußtsein seiner eigenen Kräfte in ihm erwachte, und er vom Baum der Erkenntnis zu essen begann (II. 193).

„Die dritte Rasse zeigt drei aufeinander folgende Abteilungen mit bestimmten Unterschieden in physiologischer und in psychischer Hinsicht: die älteste sündenlos, die mittlere zu Intelligenz erwacht und die dritte und letzte ausgesprochen tierischer Natur, d. h. der Intellekt (Manas) unterliegt den Versuchungen der Triebe (Kama) (II. 254. Note).

Sobald dem Menschen der Verstand und ein Bewußtsein seiner göttlichen Kräfte verliehen war, fühlte sich jeder in seiner wahren Natur als ein Gottmensch, obwohl er seinem physischen Wesen nach Tier war. Der Kampf zwischen den beiden, dem Gottmenschen und dem Tier, begann von dem ersten Tag an, an welchem der Mensch die Frucht vom Baume der Erkenntnis gegessen hatte (II. 272). Das heißt: nachdem dem Menschen der Intellekt verliehen worden, und nachdem in ihm Selbstbewußtsein auf-

geleuchtet war infolge seiner Vereinigung mit der Materie, wurde er „ein Gott, der Gutes und Böses unterschied". Gutes und Böses können wir uns nicht vorstellen ohne Verlangen; erst mit der Aeußerung, der Manifestation, welche aus dem (abstrakten) Verlangen hervorgeht, kann der Dualismus der Natur (ihr Paar von Gegensätzen, — nach der Ausdrucksweise der Hindus —) auftreten. Gut und schlecht, Licht und Dunkelheit, Hitze und Kälte, männlich und weiblich, aktiv und passiv sind die zwei Schalen der ewig auf und ab schwankenden Schöpfungswage. Deshalb muß das Uebel relativ sein; und nur durch Kampf, durch unablässiges Ringen kann der Mensch seinen Weg zu vollkommenem Frieden wiederfinden — „ein Kampf ums Dasein zwischen dem Geistigen und dem Psychischen". Diejenigen, welche die niederen Prinzipien unterjochten, indem sie ihren Körper meisterten, vereinigten sich mit den „Söhnen des Lichtes"; die, welche ihrer niederen Natur zum Opfer fielen, wurden „Sklaven der Materie". Die „Söhne des Lichts und der Weisheit" endigten damit, daß sie „Söhne der Finsternis" wurden. Sie waren gestürzt im Kampf des sterblichen Daseins mit unsterblichem Leben, und alle diese so Gefallenen wurden zum Samen für die künftigen Generationen von atlantischen Zauberern.

Denn es waren die Atlantier oder die vierte Rasse „die erste Nachkommenschaft des h a l b g ö t t l i c h e n Menschen nach seiner Trennung in Geschlechter, deshalb die ersten menschlich hervorgebrachten Sterblichen, die als die ersten dem G o t t d e r M a t e r i e Opfer darbrachten. Diese Verehrung artete sehr bald in Selbstverehrung aus und führte daher zum Phallusdienst oder zu dem, was bis auf diesen Tag im Symbolismus jeder exoterischen Religion, im Ritus und Dogma die Herrschaft führt (II. 273). Mit der vierten Rasse entwickelte sich die Sprache; auf ihrer ersten Stufe einsilbig (isolierend); auf ihrer zweiten Stufe zusammenfügend (agglutinierend); auf ihrer dritten flektierend: die Wurzel des Sanskrit. Die ersten Stämme der vierten Rasse werden beschrieben als Wesen von gigantischer Statur, begabt mit außerordentlichen Eigenschaften; sie bilden den Ursprung der Ueberlieferungen von Titanen und von Cyklopen. „Wir können leicht verstehen", sagt H. P. B., „daß die aufeinanderfolgenden Legenden und Allegorien, die in den Hindu-Purânas und bei den Griechen Hesiod und Homer gefunden werden, auf nebelhafte Erinnerungen an wirkliche Titanen, Menschen von furchtbarer physischer Kraft und an wirkliche Cyklopen, drei-(nicht ein-)äugige Sterbliche hinauslaufen (II. 293). Das dritte Auge befand sich jedoch nicht in der Mitte der Stirne, wie bei den griechischen Cyklopen der Legenden infolge einer exoterischen Lizenz, sondern am Hinterkopf.

„Sie konnten nach vorwärts und nach rückwärts sehen", sagt der alte Kommentar; „allein, als nach der Trennung in Geschlechter der Mensch in die Materie verfallen war, verdunkelte sich sein geistiger Blick, und gleichzeitig begann das dritte Auge seine Kraft zu verlieren" (II. 294). Als die vierte Rasse in der Mitte ihrer Entwickelung angekommen war,

mußte das innere Sehen durch künstliche Antriebe geweckt und erworben werden, ein Vorgang, von dem die alten Weisen Kenntnis hatten, (d. h. das innere Gesicht wurde von da an nur noch erworben durch Trainierung und Initiierung). Das dritte Auge „versteinerte" ebenfalls und verschwand. Die Doppelgesichter wurden zu Eingesichtern; das dritte Auge wurde tief in den Kopf hineingezogen und ist nun unter dem Haar begraben". Allein dieses dritte Auge ließ als Beweis seiner Existenz eine Spur von sich in der Zirbeldrüse zurück, die vom Philosophen Descartes für den Sitz der Seele gehalten wurde. Daß diese Zirbeldrüse (glandula pinealis) ein verkümmertes Auge ist, wird von manchen Naturforschern und Gelehrten zugegeben. Ebenso besitzen viele Tiere, speziell die Eidechsen ein ganz ausgesprochenes drittes Auge, welches jetzt verkümmert ist, ursprünglich aber sicher in Thätigkeit war.

Dr. Carter Blake (Mitglied der Londoner anthropologischen Gesellschaft und F. T. S.) sagt: „Die Palaeontologie hat festgestellt, daß bei den Tieren der Cenozoischen Periode (Kreideformation) speziell bei den Sauriern, das dritte Auge sehr entwickelt war und ein gewöhnliches Gesichtsorgan bildete".

De Graaf entdeckte, daß in der Blindschleiche die Zirbeldrüse sich in ein wirbelloses Auge umgebildet habe. Richard Owen stellte ihr Vorhandensein bei vielen fossilen Tieren fest und Professor Ray Lankaster behauptet, daß das ursprüngliche Wirbeltier transparent gewesen sein müsse, mit einem oder zwei Augen innerhalb des Gehirns, wie bei den Seescheiden (Ascidien).

Dieses Auge war ein aktives Organ im Menschen — sagt die okkulte Lehre — auf jener Entwickelungsstufe, als das geistige Element die oberste Herrschaft führte. Allein, als sein Körperbau sich festigte und seine physischen Sinne sich entwickelten, da fing dieses dritte Auge gleichzeitig mit seinen geistigen und psychischen Sinnen zu verkümmern an. Während dieses Auge das Organ des inneren Gesichts bildete, war es beim Tiere dasjenige des objektiven (äußern) Gesichts und wurde im Fortgang der physischen Entwickelung vom Einfachen zum Zusammengesetzten durch zwei Augen ersetzt. Beim Menschen verkümmerte es erst am Ende der vierten Rasse, als seine göttlichen Kräfte zu Dienern seiner neu erwachten physischen und psychischen Leidenschaften geworden waren, statt umgekehrt. Die Sünde lag nicht im Gebrauch dieser Kräfte, sondern in deren M i ß b r a u c h. Das Sinken und die Umwandlung von Lemuria des dritten Kontinents, der Wohnstätte der dritten Rasse, fing in der Nähe des Arktischen Kreises (Norwegen) an, und die dritte Rasse beendigte ihre Laufbahn auf der großen Insel „Lanka" der Atlantier, von welchem Ceylon das nördliche Hochland bildete (II. 332). Die neue Rasse, die Bewohner von Atlantis, dem vierten Kontinente, entwickelten sich aus einem Kern von Nord-Lemuriern, etwa 700000 Jahre vor Beginn der heute sogenannten Tertiärformation (des Eocän). Natürlich gehen Rassenveränderungen wie jede Aenderung in der Natur langsam und allmählich vor sich; eine Rasse

Digitized by Google

überdeckt die andere, und sogar heute noch leben Vertreter der vierten und dritten Rasse. Es ist einfach eine Frage der Kraft.

„Es ist allen Okkultisten bekannt“ — heißt es in dem theosophischen Werke „Man or Fragments of forgotten history“ (S. 75) „daß die erste Zivilisation unserer Runde mit der dritten Rasse begann, deren langsam aussterbenden Ueberreste heute noch unter den flachköpfigen Australiern vorgefunden werden. Diese herabgekommenen Vertreter der Menschheit sind — was seltsam klingen mag — die Abkömmlinge von Menschenstämmen, deren Zivilisation um Aeonen weiter zurückliegt, als die von Phönicien und Babylon“. Es sind kaum noch Spuren ihrer Werke auf uns gekommen, mit Ausnahme der ältesten Ueberbleibsel der sogenannten Cyklopen-Bauten, wie sie in Peru und Zentral-Amerika oder in den merkwürdigen Statuen der Oster-Insel, jenes wieder ans Tageslicht zurückgehobenen Teils eines untergegangenen Kontinents, gefunden werden.

Mit den Atlantiern erreichte die physische Schönheit und Stärke ihren Höhepunkt, entsprechend dem Gesetze der Entwickelung, die in der mittleren Periode ihren Gipfel erreicht (II. 433). Diese Atlantier aber dürfen nicht als eine bloße Rasse im gewöhnlichen Sinn oder als eine bloße Nation betrachtet werden. Dieser Name umfaßt vielmehr eine beinahe zahllose Menge von Rassen und Nationen, und verglichen mit der Zivilisation dieser Atlantier verschwindet die Zivilisation der Griechen und Römer und selbst die der Aegypter in Unbedeutendheit (II. 429). Ihre Kenntnis der verborgenen Naturkräfte war weit größer als die unsrige; sie bauten Flugmaschinen und durchflogen die Atmosphäre; sie hatten Waffen von einer unsere Begriffe übersteigenden Zerstörungskraft; ihre Häuser waren mit Gold belegt; Litteratur und Wissenschaft fanden ihren Ursprung während der Periode dieser Rasse, wie wir aus dem angeführten Buche, Man or Fragments of forgotten history (S. 77) entnehmen; allein von ihrer Litteratur ist nur noch wenig erhalten und von ihrer Kunst und Wissenschaft ist kaum irgend eine Spur mehr zu finden, ausgenommen in China und mit Ausnahme der bedeutenden astronomischen Werke in Sanskrit, deren Verfasser ein Astronom der Atlantier gewesen ist. Als diese Atlantier mit den Ariern in Berührung kamen, waren sie schon im Verfall; denn den Höhepunkt ihrer Zivilisation hatten sie erreicht, als die arische Rasse noch in der Wiege lag und Berichte über die luftige Höhe, die sie erreichten, sind — obwohl der Welt im ganzen unzugänglich — mit gewissenhafter Sorgfalt niedergelegt und gesammelt in den verborgenen Bibliotheken der Tempel und Lamasarien, den Crypten und Cavernen der initiierten Mystiker aufbewahrt.

Der Mißbrauch ihrer Kenntnis der subtilen Kräfte der Natur war es, der den Verfall der atlantischen Rasse herbeiführte (II. 84). Die großen Ueberflutungen, welche die zyklische Rassengeneration abschließen, werden durch Stolz, Einbildung und Ruchlosigkeit herbeigeführt, welche einen allgemeinen Konflikt mit den Kräften der Güte unvermeidlich machen. In allen Religionen wird das Andenken an solche Konflikte unter ver-

Digitized by Google

schiedenen Namen und Symbolen aufbewahrt. So der Kampf des Erzengels Michael und seiner Engel mit dem Drachen; ebenso der Kampf der Söhne des Lichts gegen die Söhne der Finsternis, der Devas gegen die Asuras.

„Die berühmte Atlantis existiert nicht mehr, aber wir können kaum daran zweifeln, daß sie einst existierte", sagt Proclus, der außer den geschichtlichen Darstellungen des Marcellus und anderer auch das Zeugnis der Bewohner von Poseidonis (dem letzten atlantischen Bruchstück) anführt, „welche die Erinnerung an die wunderbare Größe der atlantischen Insel aufbewahrten, wie dieselbe von ihren Vorfahren beschrieben wurde" (II. 408). Diese Poseidonis-Insel, Plato's Atlantis, ging vor etwa 12000 Jahren unter. Der Untergang des Hauptkontinents erfolgte einige Millionen Jahre früher, während der Miocän-Periode. Es ist dies die große Ueberflutung, die darum so interessant ist, weil sie die Legenden von der Sündflut und von Vaivasvata, Xisuthrus, Noah, Deukalion und den wenigen Gerechten herbeiführte, die vom Untergang verschont blieben. „Sie wurde veranlaßt durch aufeinanderfolgende Störungen in der Axendrehung, die, in der frühesten Tertiär-Periode beginnend und lange Zeiten hindurch fortgesetzt, die letzten Spuren von Atlantis hinwegspülte, mit Ausnahme vielleicht von Ceylon und einem kleinen Teil des heutigen Afrika. Sie veränderte das Antlitz der Erdkugel, nur geringe Spuren von all' den blühenden Zivilisationen mit ihren Künsten und Wissenschaften zurücklassend, die sie hinwegfegte, mit Ausnahme jener im Osten verborgenen Berichte (II. 314).

„Die ersten großen Gewässer kamen", sagt das alte Manuskript. „Sie verschlangen die sieben großen Inseln. Alles Heilige wurde gerettet, das Unheilige zerstört, mit ihm die meisten der riesigen Tiere, welche der Schweiß der Erde hervorgebracht hatte.

„Wenige Menschen blieben zurück: einige gelbe, einige braune und schwarze und einige rote. Die mondfarbigen, der früheste Typus, dagegen war für immer verschwunden. „Die fünfte Rasse, ein Produkt des heiligen Stammes, blieb übrig .... Sie wurde von den ersten göttlichen Königen regiert, die wieder herabstiegen, Frieden machten unter dieser Rasse, dieselben lehrten und instruierten.

Es ist nun eine merkwürdige Thatsache, daß alle alten Nationen, die Akkadier, Chinesen, Hindus, Aegypter, Hebräer, Griechen oder Peruvier gewisse Traditionen über solche ehemalige göttliche Lehren besitzen. Vom Manu und Thoth Hermes an reden sie alle von den Göttern, die aus ihren himmlischen Wohnorten herabstiegen, auf der Erde regierten und die Menschheit in Astronomie, Architektur und andern Künsten und Wissenschaften unterwiesen. Diese Wesen erscheinen zuerst „Götter" und als Schöpfer; dann nehmen sie Menschengestalt an und beginnen als göttliche Könige und Herrscher bekannt zu werden. Oft wird von ihnen gesprochen als den „Schlangen" oder „Drachen"; denn vor unvordenkbarer Zeit war die Schlange und der Drache das Sinnbild der Weisheit, eine Thatsache für

welche die Beweise in der Geheimlehre zu finden sind, worin diese Symbole sehr sorgfältig erklärt werden. „Wenn einmal die Menschen genügend vergeistigt sein werden", sagt H. P. B., „dann werden sie begreifen lernen, daß es niemals einen großen Weltreformator gegeben hat, dessen Name auf unsere Generation gekommen ist, welcher nicht 1. eine direkte Emanation (Ausfluß) des Logos, d. h. eine wirkliche Inkarnation einer „der Sieben" oder „des siebenfachen göttlichen Geistes" gewesen wäre, oder 2. der nicht schon früher während vergangener Cyklen erschienen wäre. Dann wird der Menschheit das Verständnis dafür aufgehen, warum es unmöglich ist, für Zoroaster, der 12—14 mal im Dabistan erscheint, ein genaues, zuverlässiges Datum anzugeben, warum ferner Krishna und Buddha von sich selbst als von Wiederverkörperungen reden, warum Osiris ein großer Gott und gleichzeitig ein „Fürst dieser Erde" ist, der in Thoth-Hermes wiedererscheint; und warum Jesus von Nazareth kabalistisch als Joshua, der Sohn Nun's und in anderen Persönlichkeiten wieder erkannt wird (II. 358). Jeder einzelne von diesen, wie noch mancher andere erschien auf der Erde als einer der sieben Kräfte des Loges, individualisiert als Gott oder göttlicher Führer; dann kehrte er in mehr materieller Gestalt wieder, um als großer Weiser und Lehrer der fünften Rasse aufzutreten, und opferte sich dann in weiteren Wiederverkörperungen unter verschiedenen Umständen für das Wohl der Menschheit in verschiedenen kritischen Perioden auf. In der ältesten ägyptischen Geschichte z. B. finden wir, daß Osiris-Isis, der Doppel-Gott und Vater-Mutter „in Aegypten Städte gebaut, die Nil-Ueberschwemmungen reguliert, Ackerbau und Weinbau, Musik, Astronomie und Geometrie gelehrt habe" (II. 366). Im ägyptischen Todten-Buch sagt Isis: „Ich bin die Königin dieser Regionen; ich war die Erste, welche den Sterblichen die Geheimnisse von Weizen und Korn offenbarte" (II. 347).

Der **Kommentar** sagt: „Früchte und Körner, auf der Erde bis dahin unbekannt, wurden von den „Herren der Weisheit" zum Nutzen derjenigen, die sie beherrschen, aus andern Sphären gebracht. In der That soll Weizen niemals wild gefunden werden, und es ist das einzige Cereal, welches die Bestrebungen der Botaniker, seinen Ursprung herzuleiten, hartnäckig vereitelt. Der Weizen war den Aegyptern heilig; er wurde deshalb ihren Mumien beigegeben, um nach Jahrhunderten noch aufgehen zu können.

Nahezu fünf Jahrhunderte vor der gegenwärtigen Zeitrechnung zeigten ägyptische Priester dem Herodot die Statuen ihrer Könige und Hohenpriester, die alle von wunderbarer Geburt, vor Menes, ihrem ersten **menschlichen** König, regiert hatten. „Diese Statuen", schreibt Herodot, „waren enorme Holz-Kolosse, 345 an Zahl; **jeder von ihnen besaß seinen eigenen Namen, seine Geschichte und seine eigenen Jahrbücher**". Die Priester versicherten Herodot, daß kein Geschichtsschreiber Berichte über diese übermenschlichen Könige verstehen und verfassen könne, es sei denn, er habe die Geschichte der **drei Dynastien** studiert und

Digitized by Google

kennen gelernt, die denen der Menschen vorhergingen, nämlich die Dynastien der Götter, der Halbgötter, der Heroen und Riesen (II. 369). Diese „drei Dynastien“ sind die drei Rassen, die den Atlantiern, der vierten Rasse, der Repräsentantin des materiellen Höhepunktes, vorangingen.

„Die Zeiträume, welche die vierte Rasse von der fünften trennen, sind selbst dann, wenn man den Beginn der letzteren nach den Legenden rechnet, so ungeheuer groß, daß Berichte über Einzelheiten für uns wertlos sind“, sagt die Geheimlehre (II. 437).

Der fünfte Kontinent war Amerika; allein, da die Reihenfolge der Kontinente dem Entwickelungsgang der Rassen von der ersten bis zur fünften, unserer arischen Wurzel-Rasse, entsprechen muß, so muß Europa als der fünfte Kontinent bezeichnet werden“. Es gab eine Zeit, in welcher das ägyptische Delta und das nördliche Afrika zu Europa gehörten, ehe die Bildung der Straße von Gibraltar und ein weiteres Emporheben des Kontinents das Aussehen der Karte von Europa völlig veränderte. Die letzte größere Veränderung derselben fand vor etwa 12000 Jahren statt und verursachte das Verschwinden von Plato's kleiner atlantischer Insel, die nach dem Kontinent, zu dem sie gehörte, Atlantis genannt wurde (II. 8).

Seit Beginn der atlantischen Rasse sind viele Millionen Jahre verflossen; trotzdem finden wir, daß die letzten Atlantier sich mit den ersten Ariern vermischen. „Dies beweist“, sagt die Geheimlehre, „das enorm lange Herüberragen einer Rasse in die nächstfolgende, wobei allerdings in bezug auf Charakter und äußeren Typus die ältere ihre Hauptzüge nach und nach verliert und neue Züge von der jüngeren annimmt“ (II. 444). Dies kann bei der Bildung aller Mischrassen beobachtet werden; und die okkulte Philosophie lehrt, daß sogar gegenwärtig die nächste Rasse im Bildungsprozeß begriffen ist, und daß dieser Prozeß in Amerika schon in aller Stille seinen Anfang genommen hat. Denn infolge der in den Vereinigten Staaten stattfindenden starken Vermischung vieler Nationalitäten mit ihren fortwährenden Misch-Ehen bilden die Bewohner dieses Landes schon heute beinahe nicht nur geistig, sondern auch physisch, eine ganz besondere, eigenartige Rasse. „Sie stellen, kurz gesagt, die Keime der sechsten Unter-Rasse dar, und werden nach einigen Jahrhunderten auf das entschiedenste in allen neuen charakteristischen Eigenschaften als Pioniere derjenigen Rasse auftreten, welche auf die heutige europäische oder fünfte Unter-Rasse folgen muß“.

Die okkulte Lehre teilt nämlich jede Rasse der sieben Wurzel-Rassen in sieben Unter-Rassen und diese wieder in sieben Zweig- oder Familien-Rassen. Die fünfte wird in die sechste viele hunderttausend Jahre lang hineinragen und in bezug auf Statur, allgemeinen Körperbau, und geistiges Wesen, einen langsamen Veränderungsprozeß herbeiführen gerade wie die vierte Rasse in unsere arische Rasse hineinragte, und die dritte in die der Atlantier. Wie in jeder siebenfachen Reihenfolge der Vierer den Mittel- und Gleichgewichtspunkt repräsentiert, so war auch mit der vierten Rasse

das geistige Element am tiefsten in die Materie eingetaucht und begann mit der fünften sich nun dem Geistigen zu nähern.

Nur durch Vereinigung mit der Materie kann das universelle Bewußtsein zum individuellen Geist (mind) werden; nur durch Reinigung von der Materie kann dieser sein eigenes Heil erringen und die erhabene Freiheit der Gottes-Söhne erwerben. Mit jeder Rasse bildet sich ein neuer Sinn, kommt ein neues Element der Vervollkommnung hinzu. Wir der fünften Rasse Angehörige besitzen fünf Sinne, und schon beginnt das fünfte Element, der Aether, von den Gelehrten erkannt zu werden.

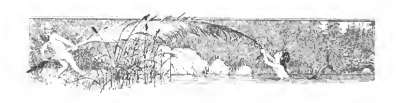
In ihrer Rede auf der Londoner Konvention von 1892 wies Mrs. Besant darauf hin, wie engverknüpft mit der heutigen Menschheit die Entwickelung dieses fünften Elements, des Aethers, auf der Ebene des Materiellen ist. „Ganz gleichgültig, ob Sie sich an den Physiker, den Chemiker oder den Elektriker wenden" sagte sie, „jeden dieser Männer der Wissenschaft werden Sie mit dem Studium, mit der Erforschung des Aethers beschäftigt finden". Prof. Crookes hat den Ausspruch gethan, daß „in den ätherischen Vibrationen, die heute noch kaum verstanden werden, Möglichkeiten von verborgenen Kommunikations-Mitteln der menschlichen Gedanken enthalten sein könnten, Existenzmöglichkeiten für ein neues Organ im menschlichen Gehirn, welches auf diese Vibrationen reagiert wie das Auge auf die Vibrationen dessen, was wir Licht nennen". So ist der Weg geebnet für die Entwickelung dieses sechsten Sinnes, welcher das unterscheidende Merkmal für die kommende Rasse sein wird.

„So ist die Menschheit der neuen Welt beschaffen, die bei weitem älter ist, als die der alten, was man vergessen zu haben scheint", sagt H. P. B. (II. 446), „deren Mission und Bestimmung es ist, den Samen für eine nachfolgende Rasse zu säen, die größer und herrlicher sein wird als irgend eine von der wir heute wissen".

Wie aber die Korallen-Insel sich niemals über die See erhoben hätte, wenn nicht jedes mikroskopische Insekt seinen winzigen Anteil zu der Arbeit von ungezählten Millionen beigetragen hätte, so hängt auch die Zukunft der Menschheit von unsern individuellen Anstrengungen ab, die darauf abzielen, die Entwickelung des ganzen Geschlechtes zu fördern.



Digitized by Google



Die große Liebe.

Von

Sebastian Tronden.

❦

"Psychische Telepathie — was ist das wieder für Unsinn?"

„„Sahst Du nie einen Stein in's Wasser fallen? Was sahst Du?""

„Nun, Wellen".

„„Wellen-Ringe! — Und wenn Du sprechend die Luft bewegst, — was giebt es da?""

„Schallwellen".

„„Ringe! — Und wenn zwei Stoffe sich mit Glutarmen umfassen, was siehst Du dann?""

„Licht —"

„„Licht, das sich wie die Wasser- und Luftwellen gleichmäßig kreisförmig nach allen Seiten verbreitet"".

„Meinetwegen. Aber was soll das?"

„„Wenn Stein auf Stein hintereinander in's Wasser fällt, immer an derselben Stelle, — was siehst Du dann?""

„Wellen, Wellen, immer dieselben Wellenringe".

„„Gut; wie wenn Du sprichst — wie wenn Du Dich bewegst — wie wenn Du atmest — —""

„Nun, und?"

„„Nun, und? Muß das nicht auch immer dieselben Wellenringe geben?""

„Was?"

„„Wenn ein Mensch spricht — sich bewegt — atmet —?""

„Das verstehe ich nicht".

„„Zittert das nicht durch Deinen ganzen Körper — der Schlag Deines Herzens? Und wo Du Deinen Leib anfassest — fühlst Du nicht den Schlag Deines Herzens?""

„Ja — wohl".

„„Nun, und? Die Schläge Deines Herzens, sind sie nicht wie das Fallen der Steine in's Wasser, immer an derselben Stelle?""

„Hm!"

„„Muß sich da also nicht Ring auf Ring von Deinem Körper lösen — Schlag auf Schlag, wie Dein Herz hämmert? Muß nicht der vom Schlag Deines Herzens zitternde Körper Alles in seiner Nähe mitzittern machen?""

„Du Narr!"

„„Meinetwegen Narr; ich aber sage, wo ein Herz schlägt, wo eine Seele atmet, da zittert das durch das ganze Weltall — wie das Herz schlägt — —""

„Ha! ha! ha!"

„„Du lachst! Fangen wir wieder von vorn an"".

„Ich bin gespannt, was nun kommt".

„„Hast Du schon geliebt?""

„Komische Frage! Wer war nicht einmal verliebt".

„„Geliebt, sagte ich"".

„Meinethalben, auch das".

„„Und wenn Du in Dein Zimmer trittst, und Deine Geliebte war da in Deiner Abwesenheit, — so weißt Du das in dem Augenblick, wenn Du Dein Zimmer betrittst: auch wenn nichts darin verrückt oder verändert ist, auch wenn Deine Geliebte nicht — parfümiert war!""

„Sehr gut! — Na, ja".

„„Etwas in Dir spricht dann plötzlich: sie war da! Was spricht da wohl in Dir — — wer spricht da?""

„Was weiß ich!"

„„Ihre Seele, die im Zimmer zurückgeblieben ist, — die Dir aus allen Gegenständen entgegenzittert: von der Dein ganzes Zimmer, und was darinnen ist, — zittert!""

„Du bist toll, Mensch".

„„Noch nicht klar? Fangen wir wieder von vorn an. — Wenn sich zwei Seelen lieben, dann schlagen ihre Herzen zusammen, dann stimmen sich ihre Seelen auf einander — —""

„Zugegeben".

„„Dann atmet die eine Seele mit der andern Seele, — dann sind beide wie durch ein unsichtbares Band verknüpft: dann weiß die eine Seele, wie die andere Seele atmet —""

„Ein Bißchen kompliziert!"

„„Wenn eine Saite tönt — daß die verwandten Saiten dann mitklingen, das scheint Dir so selbstverständlich; wenn Du rufst — daß sich der Schall hinüberträgt bis zu dem Andern hundert Schritte weit, und in dessen Ohr wieder zur Rede wird, die aus Deinem Munde ging, das scheint Dir so selbstverständlich, und wenn Du durch das Telephon sprichst — daß der Draht dann Deine Worte forträgt, Meilen, Meilen weit, daß der Andere sie vernimmt , das scheint Dir so selbstverständlich!""

„Ja, das ist auch was Anderes!"

„„Was ist das Anderes?

Digitized by Google

„Ja nun, erklären läßt sich's nicht!“

„„Erklären läßt sich's nicht! Und wenn zwei Seelen zusammen atmen — zwei Seelen, die einander lieben, die wissen, wie sie atmen — —““

„Weiter, weiter!“

„„Sind die nicht verbunden, und ständen sie an den Enden des Weltalls? Sind sie nicht durch Luft und Alles, was dazwischen liegt, verbunden? Sind sie nicht durch das ganze Weltall miteinander verbunden?““

„Na, na!“

„„Was bedürfen sie also noch des Leitungsdrahtes, um miteinander zu sprechen? Sprechen sie nicht miteinander, indem sie atmen?““

„O du sonderbarer Schwärmer!“

„„Mag sein; ich aber sage Dir, wenn die eine Seele schwer atmet, das fühlt dann die andere Seele, und stände sie am andern Ende der Welt: sie atmet dann auch schwer, denn sie kann nicht anders, — sie muß atmen, wie ihre Schwesterseele atmet““.

„Nun nimm mir's aber nicht übel —“

„„Wo endet das Leben einer Seele, als in den äußersten Wellenringen, die sie aufwirft? Und müssen sich nicht die Wellenringe aller Seelen durchkreuzen? Zittern, leben nicht alle Seelen bis in ihre äußersten Wellenringe, bis in die äußersten Zonen des Weltalls? Und müssen nicht zwei Seelen, die auf einander gestimmt sind, sich in ihren Wellenringen fühlen? Müssen sie nicht erklingen, indem jede von den Ringen der Andern durchzogen wird? Und durchzogen muß doch jede von der Andern werden, denn sie leben ja in demselben Stoff-Meer!““

„Nun hör' aber auf!“

„„Nur das eine noch; ist das denn etwa wunderbarer, rätselhafter, als wenn ich hier eine Saite anschlage, und ganz dort drüben klingt eine andere von selber mit — unaufgefordert? Und was bei todten Saiten statt hat, das sollte bei fühlenden, warmpochenden Menschenherzen ein Unding sein?““

„Hm, hm, hm!“

„„Aber man muß Rhythmus in der Seele haben, um den Ton zu treffen, den eine andere Seele anschlägt — das heißt, man muß eine feine, starke Seele sein, eine Seele, die den Takt zu ergreifen und zu halten weiß““.

„Immer besser!“

„„Man muß eine liebende Seele sein — eine Seele, die der großen Liebe fähig ist; weißt Du was das ist, die große Liebe?““

„— ?“

„„Die große Liebe — das ist Allwissenheit: Die Weisheit des Leibes, der nämlich immer weiß, was er will; und wenn er ein feiner, starker Leib ist, dann besitzt er die große Liebe — Allwissenheit!““

„Herr, dunkel ist der Rede Sinn!“

„„Denn dann fühlt er sich Eins mit seiner Umgebung; dann bewegt

er das ganze Stoff-Meer durch das Atmen seiner Seele — dann ist er die atmende Seele des Alls!

„Was Du nicht Alles weißt!“

„„Dann weiß er Alles, was um ihn vorgeht, — auch was er nicht sehen, nicht hören kann; und je stärker seine Seele, je energischer ihr Atmen ist, auf desto größeren Umkreis erstreckt sich sein fühlendes Wissen““.

„Mensch, Du bist verrückt“.

„„Meinst Du?““

„Ha, ha, ha! Genug, Genug!“

„„Wenn Du's nicht fühlst, Du wirst es nie erjagen! Leb' wohl!““

„Der arme Mensch, den haben sie nun auch verrückt gemacht; schade drum, es war ein ganz gescheiter Kerl“.





Eine Vision des Christus.

Von

M.[1]

✠

Mich dünkte ein Wesen trat an mein Bett, als ich wachte in der Stille der Nacht; und seine Gestalt erstrahlte so wie die des Christus. Er sprach zu mir:

„Durch unsagbare Zeitalter der Jahrtausende hindurch, weit über das Verständnis aller Sterblichen hinaus, welche die Zeit ermessen nach den Kreisläufen der sichtbaren Gestirne, teilte ich die glückselige Gemeinschaft des bewußten Daseins in der göttlichen Geisteswelt, die der unmittelbaren Ausstrahlung des namen- und gestaltlosen Ewigen am nächsten steht. Kaum kann ich dir von solchem Leben reden; es liegt jenseits aller Worte des im endlichen gefesselten Bewußtseins.

„Aber in meinem Dasein erwachte ein Gefühl von dem, was du als göttliche Barmherzigkeit bezeichnen würdest. Es erwachte ein Gefühl der Unvollkommenheit; unmittelbar wußte ich, daß die Stunde mir geschlagen hatte für einen neuen Kreislauf der Erfahrung, in welchem ich wiederum hinauszuwandern hatte, weit hinaus in das Bereich der Sinnenwelt.

„Und als das neue Leben in mir sich zu regen begann, in der Kraft und in der Herrlichkeit jener göttlichen Barmherzigkeit, entfaltete sich meinen Blicken das erhabene Weltgesetz; ich sah die Wahl, die vor mir lag und hinter mir, die Wahl und gleichfalls die Notwendigkeit. Und mit der erglühenden Liebe dieser göttlichen Notwendigkeit traf ich die Wahl.

„Und nun, du Sterblicher, sieh' jene göttliche Barmherzigkeit, die auch in deinem Menschenherzen wach geworden ist, sie ist der Widerstrahl von jener, die in mir erglüht. Wo immer jenes Licht aufleuchten kann, entfaltet das Gesetz sich, und das innerste Geheimnis des Herzens wird offenbart.

„Denn ich bin dein Führer, dein Lehrer, dein Meister, dein Selbst.

[1]) „Lucifer", 15. Februar, London 1894

„Und wo das Herz sich mir eröffnet, da trete ich ein, dort wohne ich. Ich enthülle die Geheimnisse der Vergangenheit und der Zukunft.

„Du sollst fernerhin nicht in Verzweiflung mehr zu einem „Gotte" rufen, der dir nicht antwortet. Das Herz des grenzenlosen Daseins empfindet jeden Schrei, es schwingt und es pulsiert im Einklange mit ungezählten Myriaden von Lebewesen in dieser und in Myriaden anderer Welten. Das ist kein „Gott", es ist das Selbst des Alls.

„Obwohl es unbedingt und unbegrenzt in seinem unerforschlichen Geheimnis ist, so ist es doch in seiner endlichen, bedingten Erscheinung vom Gesetz beherrscht, und es ist selbst dieses Gesetz. Durch dieses Gesetz begrenzt es seine eigene Grenzenlosigkeit; und auch diesem Gesetz zufolge muß die Menschheit ihre eigene Bestimmung auswirken.

„Nun lerne das Geheimnis deines Daseins. Ich, der ich zu dir hier rede, scheine außerhalb dir selbst zu sein, doch das ist nur die sinnliche Wahrnehmung, welche allein bisher du zu handhaben weißt. Alle Dinge außerhalb des Einen Lebens, das kein Wesen je erkannt hat, noch erkennen wird, haben ihr eigenes Bewußtsein je nach Grad und Stufe.

„Hoch stand ich einst in der Ordnung jener Geisteswelt unter den „Söhnen Gottes", und ich werde wieder dort stehen, wenn der große Kreislauf wird vollendet sein.

„Jetzt aber kennt man mich als „Menschheit" — du bist ich und ich bin du. All' deine Brüder in allen Zeitaltern, die da je auf der Erde waren oder sein werden, sind ich. Ihr Streben ist mein Streben, ihre Leiden sind mein Leid, ihr Sieg ist mein Sieg.

„Widerstrebe nicht länger in Finsternis und Unweisheit dem, was die Menschen Uebel nennen. Es giebt kein Uebel, nur Notwendigkeit — meine Notwendigkeit; und in der Herrlichkeit ihrer Vollendung wird, was jetzt als Uebel noch erscheint, zum Glanz des ewigen Lichtes werden". —

So sprach er. Und als er geendet hatte, wechselte seine Gestalt und auch ich selbst verwandelte mich. Ich ging heraus aus mir, ihm zu, und ich verschmolz mit seiner Gestalt; mir schwand alles Gefühl der Sonderheit, bis ich nicht mehr mein Wesen von dem seinen unterscheiden konnte.

In mir erglühte ein göttlicher Friede und eine Gotteskraft, die höher war denn alle Vernunft.

Ich öffnete meine Augen und ich schaute die Morgensonne mit jenem Frieden, jener Kraft, die noch in meinem Herzen glühten.

Und ich wußte, daß ich den Christus gefunden hatte, der seine Herrlichkeit in der Kraft jener göttlichen Liebe zeigt, die kein Sterblicher mit sterblichem Verstand verstehen kann; „er ward Fleisch und wohnte unter uns" — und er wird immerdar in uns wohnen.

Denn in jedem Herzen, in der ganzen Menschheit, wird Christus geboren. In jedem Herzen und in allen Herzen wird er gekreuzigt. In jedem Herzen, in der ganzen Menschheit, muß er auferstehen.

Ich erhob mich in der Kraft, meinen Beruf zu erfüllen. Denn nun

Digitized by Google

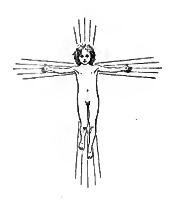
wußte ich, warum ich geboren ward und warum ich wieder und wieder geboren werden muß, bis alle Menschen zur Erkenntnis ihrer Gottmenschheit herangezogen worden sind.

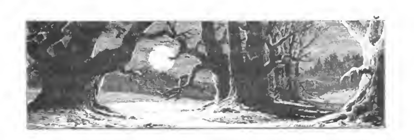
Mich verlangte nicht mehr diese üble Welt zu verlassen, ich freute mich sogar meines leiblichen Körpers, denn ich wußte jetzt, daß mir der Körper deshalb eigen war, um mit ihm das Werk des Christus zu vollbringen hier, wo die Finsternis der Sinnenwelt am gröbsten ist.

Ich wußte, daß nicht ein „Gott", sondern der Mensch dem Menschen helfen muß und ihn erlösen; daß sich göttliche Liebe nicht von außen, sondern nur von innen offenbart; daß all' der Dunst des Sinnenlebens schwinden muß und jedes eigene Selbst sich in das Eine Selbst auflösen wird, eh' sich der Kreislauf dieses Zeitalters vollendet.

Ich ging an meine Tagesarbeit.

Und diese Arbeit war geheiligt worden; denn, war sie auch nur gering, wie Menschen Arbeit werten, war sie doch das Werk des Christus!





Zaubersprüche unserer Vorfahren.

Von

Dr Hugo Göring.

✻

Nichts Geringeres als das, was uns von England und Amerika in neuer Zeit als „geistige Heilung“ — mind cure — empfohlen wird, sehe ich in den Zaubersprüchen unserer Vorfahren. Es ist ein Zeichen der Treue gegen den alten Glauben der Germanen, daß solche Formeln bis heute fortgepflanzt werden. Dies entspricht dem mystischen Bedürfnis, welches in jedem Menschen wachend oder schlummernd lebt. In Berka a. d. Werra, wo, wie allgemein im Werrathale und in dem angrenzenden nordhessischen Fulda- und Suhlthale, viele Ueberreste altgermanischer Esoterik wie ein geheimes Heiligtum gepflegt werden, lernte ich als Kind im Verkehr mit dem Volke eine Menge solcher Heilssprüche kennen. Ein alter, braver, frommer Hirt in Berka a. d. Werra, „Schäferhäns“ genannt, verstand die von Aerzten als unheilbar aufgegebenen Krankheiten zu „besprechen“. Ich erinnere mich, daß es in meinen Studienjahren mein wissenschaftliches Bewußtsein verletzte, daß selbst ein Arzt auf diesen Hirten wies. Damals war ich in der Schulwissenschaft zu beschränkt, um zu glauben, daß es außer Anatomie und Klinik noch eine Quelle der Heilkunde und Heilkunst geben könnte. Daß der lebenserfahrene Dr. Hildebrand in Obersuhl ein Menschenkenner war, eine unbefangene Lebensbeobachtung sich angeeignet hatte und individualisierende Suggestionen gab, die mehr Heilwirkung hatten, als die unfruchtbaren, akademisch korrekten Diagnosen auf grund der Auskultation und Perkussion, auf deren methodische Exaktheit ich schwor, das kapierte ich damals noch nicht. Jetzt hole ich die Ehrenrettung des Dr. Hildebrand nach.

Schäferhäns „versprach“ oder „besprach“ also die Mundfäule kleiner Kinder, Mandelentzündung, Zahngeschwüre, Halskrankheiten u. a., wie gesagt, wenn Arzt und Apotheker nichts halfen. Und in Berka kurierte der Apotheker noch mehr und apodiktischer, als alle Aerzte. Schon das Eintreten des alten Schäferhäns wirkte wohlthuend. Sein mildes, freundliches Gesicht war jedem Leidenden eine Beruhigung. Man sah ihm an,

daß er sich an Gott wandte, wenn er heilen wollte: es war mind-cure. Wie zahllose Fälle vom Erfolg seines „Versprechens“ werden in Berka erzählt!

Sehr schwer ist es, zur Kenntnis einer dieser Formeln zu gelangen. Nie wird sie einem Gelehrten gegeben, weil dieser als „ungläubig“ gilt: und Unglaube ist eine Entwürdigung des Heiligtums und eine rückwirkende Vernichtung der Heilkraft. Die Fortpflanzung dieses geheimen Wissens geschieht von Weib zu Mann und von Mann zu Weib unter Zusicherung ernster Geheimhaltung gegen Ungläubige und Spötter“. Erst im vorigen Jahre gelang es mir, von Müllheinchens Tochter einen Heilsspruch zu erlangen. Er lautet:

„Was ich seh', vermehre sich,
was ich streich', verzehre sich!
Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes — Amen.“
Zweimal jeden Dienstag und Freitag bei zunehmendem Mond zu sagen.

Wie lebhaft erinnert das an die uralten Sprüche, mit denen man unter Anrufung der Geisteswelt ein Uebel wegredet (ver = weg) oder verspricht (verredet).

Ich würde mich freuen, wenn meine Berkaer Landsleute und Schulkameraden mir das Material in dieser Richtung aus Gegenwart und Vergangenheit sammelten. Es würde mancher interessante Ueberrest alten Germanenglaubens aus dem Schutt ausgegraben und durch die neuerwachte Geheimwissenschaft beleuchtet werden.

Aus meinem 10. Lebensjahre erinnere ich mich des okkultistischen Verfahrens zur Beseitigung der Fingerwarzen, die ich sonst meinen Mitschülern und mir mit einem zum Hakenmesser gebogenen und scharfgeschliffenen Riesennagel auszuschneiden pflegte. Okkultistisch war das Verfahren schmerzlos. Man machte in einen Faden soviel Knoten, als man Warzen beseitigen wollte, und warf diesen Faden in ein frisch aufgeworfenes Grab. Beim Hineinwerfen des Fadens mußte man sagen: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen“. Auf dem Wege nach und von dem Kirchhofe durfte man mit keinem Menschen ein Wort sprechen.

Immer wieder kommen mir diese Kindheitseindrücke in die Erinnerung, wenn ich Vergangenheit oder Gegenwart irgend einer Seite des okkulten Lebens vor Augen habe. Am interessantesten treten uns diese Thatsachen in den ältesten Sprachdenkmälern des deutschen Volkes entgegen. Ich will nur an das Althochdeutsche erinnern. Da kennen wir zwei Merseburger Sprüche, die aus dem 10. Jahrhundert stammen und dem Thüringenschen angehören. Der eine, der zunächst als Heilzauber in betracht kommt, lautet:

„Phol und Wodan ritten in den Wald,
Da ward dem Fohlen Balders sein Fuß verrenkt.
Da besprach ihn Sintgunt, der Sonne ihre Schwester,
Da besprach ihn Frija, der Volla ihre Schwester,
Da besprach ihn Wodan, wie er wohl konnte,
Sowohl Knochenverrenkung, wie Blutverrenkung, wie Gliedverrenkung:

„„Knochen zu Knochen, Blut zu Blut,
Glied zu Gliedern, als wenn sie geleimt wären.““

Die althochdeutsche Form der zwei letzten Zeilen lautet:

„bên zi bêna, bluot zi bluoda,
lid zi geliden, sôse gelimida sîn.“

Der andere Merseburger Spruch enthält den Zauber gegen Kriegsgefangenschaft und lautet:

„Einst setzten sich Frauen, sie setzten sich hier und dort,
Einige hefteten Haft, einige hielten das Meer auf,
Einige klubberten an den Fesseln herum:
Entspring Haftbanden! entfahr Feinden!“

Das althochdeutsche „clûbodûn“ heißt im Werrathale noch heute „klubberten“ (klubbern = nesteln, pflücken oder „polken“, wie der oft zu slavisch-jüdischem Undeutsch verstümmelte Berliner Allerweltsdialekt sagt.

Der „Münchener Wurmsegen“ aus Tegernsee vom 9. Jahrhundert soll den „Wurm“, ein inneres Leiden, heilen, welches althochdeutsch „nesso“ und darnach später der „Nösch“ genannt wird. Der Segen heißt:

„Geh aus, Wurm, mit neun Würmlein,
Heraus von dem Mark in die Adern,
Von den Adern in das Fleisch,
Von dem Fleisch in das Fell,
Von dem Fell in diese Tülle!“

— Die Tülle ist die Röhre, mit welcher die Schneide des Pfeiles auf dem Schaft befestigt wird. Der Pfeil, in dessen Tülle der Wurm gekrochen ist, wird dann „in den wilden Wald“ geschossen. Das ist das alte Bild der noch heute vorkommenden Heilgebräuche.

Gegen den Karbunkel wird folgende, aus dem 11. Jahrhundert stammende Formel in Anwendung gebracht, in welcher sich der Einfluß christlicher Denkformen geltend macht:

„Ich beschwöre dich, Schwamm, bei Gott und bei Christus,
Daß du nie wieder Wunde noch Tod bringst.“

Schwamm ist Geschwür, Blase. In dem Wurmsegen aus dem Kloster Prül bei Regensburg (12. Jahrh.) spricht Christus:

„Wurm, du sei'st weiß, schwarz oder rot,
Ich gebiete dir, du sei'st nun tot.“

Zur Stillung des Blutes diente der Blutsegen. Eine Form desselben findet sich in einer Straßburger Handschrift aus dem 11. Jahrhundert:

„Genzan und Jordan gingen zusammen schießen; da schoß Genzan dem Jordan in die Seite. Da stand das Blut: steh, Blut!“

Gegen ein Ueberbein heißt es:

„Ich beschwöre dich, Ueberbein, bei dem Holze, an dem der allmächtige Gott sterben wollte durch Menschensünde, daß du schwindest und schwach werdest.“

Gegen Lahmheit eines Pferdes lautete ein Spruch:

„Ein Fisch schwamm dem Wasser entlang, da wurden seine Flossen verletzt, da heilte ihn unser Herr. Derselbe Herr, der den Fisch heilte, heile das Roß von dem Hinken.“

Zum Schluß sei noch ein Teil des „Weingartner Reisesegens“ aus dem 12. Jahrhundert erwähnt:

Digitized by Google

„Ich flehe und sende dir nach
Mit meinen fünf Fingern fünfundfünfzig Engel.
Gott möge gesund heim dich senden.
Offen sei dir das Siegesthor und das Segensthor!
Verschlossen sei dir das Wagnisthor und das Waffenthor!"
„Des guten heiligen Ulrich Segen vor dir und hinter dir und über dir und neben dir sei dir gewährt" u. s. w.

Es ist ein Verdienst der „Sammlung Göschen", weiteren Kreisen die Kenntnis dieser alten Sprachdenkmäler in dem 28. Bande für den billigen Preis von 80 Pfg. vermittelt zu haben unter dem Titel: Althochdeutsche Litteratur mit Grammatik u. s. w. von Prof. Th. Schaufler. Dort findet der Leser eine Ergänzung dieser Notizen. Ebenso weise ich auf die geschmackvolle Nachdichtung mancher alten Zaubersprüche in Felix Dahns „Walhall" (Leipzig, R. Voigtländer), „Skirnir" und „Sind Götter?" (Leipzig, Breitkopf & Härtel) hin.

Felix Dahns „Skirnir", jene wundervolle Verherrlichung der Freundestreue und phantasieschöne Dichtung von der Erweckung der in Winterfesseln gebannten Erde, enthält folgenden Hirtensegen:

Unsern Ausgang
Geleite der graue
Wanderer, weise der Wege.
Die Wölfe wehr' er
Von Herde wie Hirt.

Ebenso führe ich den Heilsegen aus „Skirnir" an:

Bein zu Beine
Blut zu Blut
Flechse flechte sich wieder zur Flechse,
Sehne wieder zur Sehne,
Röhre wieder zur Röhre,
Splitter an Spleiße,
Ungeknickt sei Knochen wie Knorpel.

Freirs Zauberworte, welche die Wolkenschicht verscheuchen und ihm den Blick auf die schöne Maid im Reiche der Riesen eröffnen, lauten:

Weichet, ihr wallenden
Wolken, ihr wogenden!
Nichtige Nebel seid ihr, wo nahet
Sonnig, selig und sieghaft
Das lodernd leuchtende Licht.
Hurtig hebt euch von hinnen!
Und alles sei offen,
Was dem Blick will wehren den Weg
Nach Gymirs Gau und Gehege!

Und Gerdha bittet um den Segen der Sonne:

Ich neige Dir, Frau Sonne!
Gieb Gerdha Gutes!
Betaut ist der Tag: —
Ein erfreuender Anfang!
So sende mir Segen,
Sel'ge Frau Sonne!

Der Gott im Menschen.

R. P. J. — Sie fragen ob der Mensch einen „freien Willen" habe, für den er verantwortlich sei. Wir sagen nicht, daß er einer „höheren Macht" Verantwortung abzustatten habe als eben der, die in ihm selber liegt. Es mag wohl sein, daß wir kein Recht haben vom geistigen Standpunkte aus irgend Jemandem Vorwürfe zu machen, über das, was er will und was er thut. Dennoch ist er dafür verantwortlich, denn er selbst fühlt sich ja für die Folgen seines Wollens und seines Handelns verantwortlich. „Wie er säet, so wird er ernten". Beständig steht er vor dem Richter, der er selbst ist; und die Schöffen dieses Gerichtshofs sind seine Vernunft und sein Gewissen.

Sie tadeln ferner theosophische Anschauungen, weil sie den Menschen als nur „halbgeschaffen" ansähen. Halbgeschaffen ist er nicht, wohl aber halbentwickelt, wie er heute ist; denn der Mensch, der sich über das Tier ebensoweit erhebt, wie dieses über die Pflanze, ist allein der Gottmensch. Alle heutigen Kulturmenschen sind ein noch sehr unfertiges Entwickelungsprodukt. Daß aber jedes Menschenwesen bestimmt ist, sich in höchster geistiger und sittlicher Entfaltung zu vollenden, das beweist ein sinnvolles, vernünftiges Etwas, das selbst in den wildesten Naturmenschen oder Europäern sich gelegentlich doch äußert, wenn auch noch so selten. Es ist dies die Liebe, die in irgendwelcher wenn auch noch so roher Form sich immer einmal zeigt. Und wie eben die Liebe „Gott" ist, so ist auch der Gottmensch die Vollendung in der Liebe.

Zugleich aber ist Gott Gerechtigkeit. Ebensowenig wie die Weltordnung rachsüchtig ist, ebensowenig ist sie wählerische Liebe. Das Gesetz ist unbedingt gerecht, unwandelbar. Insofern wir die Gottheit im Weltall (im Makrokosmos) ihrem Wesen nach bezeichnen wollen, können wir uns wohl des Wortes im Johannis-Evangelium bedienen: „Gott ist Geist". Nur wo die Gottheit uns im Einzelwesen (Mikrokosmos) als Gottmensch entgegentritt, gilt vorzugsweise das Wort — „Gott ist die Liebe".

H. S.

Buddha und Christus.

Ueber Fragen der Theosophie und manchmal auch des Okkultismus reden und schriftstellern heutzutage in Deutschland meistens nur Dilettanten, die nicht einmal wissen, daß sie über solche Fragen abhandeln und die oft sogar nicht einmal wissen, daß es überhaupt so etwas wie Theosophie und Okkultismus giebt, ja, die nicht einmal diese Worte und Begriffe je gehört haben.

Die Beschränktheit des Gesichtskreises dieses deutschen Dilettantismus kennzeichnet sich wohl an keinem Gegenstande besser als an der Zusammenstellung oder Gegenüberstellung der Begriffe Buddha und Christus, über die in den letzten Jahren eine kleine Litteratur entstanden ist. Es ist anzunehmen, daß einige dieser gelehrten und ungelehrten Schriftsteller gewußt haben, daß sowohl „Buddha" wie „Christus" keine Eigennamen sind, sondern Bewußtseinszustände bedeuten, die über dem menschlichen Bewußtsein hinausliegen; jene Worte bezeichnen eben die höhere Entwickelungsstufe von Gottmenschen, deren Individualitäten sich durch sehr viel öftere Verkörperung bereits seit langen Zeitaltern über unsere verstandesmenschliche Lebensstufe ungefähr ebenso weit hinausgearbeitet haben, wie wir über die Affen, Hunde, Katzen, Ameisen und Büffel.

Digitized by Google

Da jedoch von jenen Schriftstellern kein einziger ein Okkultist oder ein Theosoph ist[1]), so hat auch keiner ein einziges sachverständiges Wort zur Erklärung der Begriffe Buddha und Christus sagen können, noch weniger die feinen okkultistischen Unterschiede zwischen diesen nicht ganz gleich hohen Entwicklungsstufen angeben können. — Dies hat auch keiner versucht; aber warum sagt man dann nicht lieber gleich Gautama Shâkiamuni und Jesus von Nazareth, wenn man doch nur über diese beiden Männer als Persönlichkeiten reden oder schreiben will?

Ich selber bin natürlich auch sehr weit davon entfernt, für eine Beurteilung der Begriffe „Buddha" und „Christus" spruchfähig (kompetent) zu sein. Dies weiß ich wenigstens! Und weshalb wollte man sich auch mit theoretischen Grübeleien über Dinge plagen, die nur für denjenigen Wert haben, der sie praktisch in sich selbst verwirklicht und erlebt!

Die christlichen Missionen in Indien sind erfolglos.

Virchand Gandhi, der ein geborener Indier ist, erklärt die Thatsache, daß die christlichen Missionen in Indien keine wirklichen Erfolge haben, mit dem Hinweis darauf, daß der Hinduismus dem Kirchentum so vielfach überlegen ist und daß der Uebertritt zum Christentum in Indien gewöhnlich nicht ein Streben nach höherem, besserem und geistigerem Leben bekundet, sondern ganz im Gegenteil die Sucht nach äußerem Wohlleben und die Hingabe an niedere Gelüste. Gandhi sagt u. a. über den ersten Punkt:

Bei dem all-umfassenden Wesen der indischen Religions-Philosophie findet in ihr das einfältigste Gemüt ebensogut seine innersten Bedürfnisse befriedigt, wie der größte Riesenverstand in ihren Erfahrungen und Vernunft-Schlüssen die Lösung seiner tiefsten Fragen und Gedanken findet. Das Kirchentum gipfelt in der Idee eines außerweltlichen Schöpfers; die arische Philosophie dagegen ging von dieser Theorie aus, schwang sich aber höher, immer höher auf zur innerlichsten geistigen Erkenntnis, bis sie sich in der Wesens-Einheit des Alls verlor. Zu höherem Geistes-Aufschwunge kann sich das Göttliche im Menschen nicht erheben.

Zu dem zweiten Grunde des Mißerfolges bemerkt er:

Ganz allgemein herrscht in Indien die Ansicht, daß eine Person, die zum Christentum übertritt, dies nur aus äußeren Beweggründen thue oder um seinen niederen Instinkten zu willfahren. Entweder thut man dies, um im Leben besser voranzukommen, um leichter eine Anstellung im englischen Kulturleben zu erhalten oder — noch häufiger — nur um dann verbotene Speisen und berauschende Getränke genießen zu dürfen. Wenn man einen Hindu in eine Kirche gehen sieht, so findet keiner seiner Glaubensgenossen daran Anstoß. Wenn er aber in eine Schnapskneipe (Grogshop) geht, so sagen seine Freunde gleich: „Nun ist er ein Christ geworden!" **Review of Reviews.**

---

[1]) Selbstverständlich bezieht sich dies nicht auch auf Dr. Franz Hartmann, dessen „Jehoshua" (Boston und London, 1888) sich nur mit Jesus von Nazareth, nicht mit Gautama befaßt und überdies englisch geschrieben ist.

Digitized by Google

Professor Richet über den Okkultismus.

Die Gräfin Caithneß, Herzogin von Pomar, welche in der ganzen spirituellen Welt am öftesten als Lady Caithness genannt wird, ist nicht nur durch ihre vielen Schriften und durch ihre Monatsschrift „L'Aurore du jour nouveau“ (Paris, Librairie de la „Nouvelle Revue“) bekannt, sondern auch durch das glänzende Haus, welches sie in der Avenue Wagram zu Paris der geistig vornehmen Welt geöffnet hält.

Am Freitag den 2. März d. J. hatte sie dort Dr. Charles Richet, den hervorragenden Professor der Physiologie und der Medizinischen Fakultät in Paris zu einem Vortrage eingeladen. Das Thema war „Die Zukunft der Wissenschaft“; vielleicht hätte dasselbe noch treffender und vollständiger formuliert werden können, als: „Die Zukunft des Okkultismus in der Wissenschaft“.

Professor Richet trat dem Kernpunkte seines Gegenstandes mit seiner von aller Welt bewunderten Kühnheit und Klarheit entgegen. Er zog zunächst höchst lehrreiche Parallelen zwischen den gegenwärtigen leitenden Gesichtspunkten der medizinischen Wissenschaft und dem Okkultismus. Unter denjenigen Männern, welche in den letzten fünfundzwanzig Jahren die Grundsätze der Pathologie und der Theologie umgestaltet haben, hob er Louis Pasteur hervor. Die Entdeckung der Mikroben als Träger von Krankheiten habe alle älteren Theorien über den Haufen geworfen und der Heilkunde ganz neue Bahnen eröffnet. Vor kaum sechzig Jahren aber hatten noch die tonangebenden Gelehrten Europas das Vorhandensein und die Bedeutsamkeit solcher Mikroben ganz geleugnet; ja, sie hatten sich sogar geweigert, diesen kleinsten Lebewesen, deren Dasein ihnen durch das Mikroskop nachgewiesen wurde, ernstere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Heute sind in dieser Hinsicht alle Zweifel geschwunden. Ebenso aber wird es mit den heute noch als okkultistisch bezeichneten Gebieten menschlicher Erkenntnis gehen — und zwar schon in der nächsten Zukunft.

Gegenwärtig finden diese Erfahrungen und Untersuchungen noch mehr Zweifler als solche, die schon von ihrer Wahrheit und Stichhaltigkeit überzeugt sind. Aber die Zeit wird kommen, wenn auch diese Wissenszweige, die heute noch geheimnisvoller sind als andere, ebenso genaue Begriffsbestimmungen und Formeln wie alle andern Zweige der Wissenschaft haben werden.

Richet führte aus, daß die Männer der Wissenschaft verpflichtet sind, jedem, der sie nach der Wahrheit fragt, offen und furchtlos ihre Meinung zu sagen; sie haben kein Recht, ihre wahren Ansichten zu verbergen oder ihre Ueberzeugungen aus Rücksicht auf herrschende Vorurteile zu entstellen. Wie der Soldat auf dem Schlachtfelde und wie die barmherzige Schwester unter den Seuchen-Kranken sollten sie den Mut ihres Berufes haben und sollten gerade auf ihr Ziel zuschreiten. Was liegt an den Spöttern, die aus Feigheit oder Dummheit „anderer Meinung“ zu sein

vorgeben! Jeder echte Mann der Wissenschaft sollte den Eifer eines Apostels haben.

Es war bei diesem Vortrage die geistige Elite der pariser Gesellschaft anwesend. Und es ist ein gutes Zeichen für das allmähliche Zusammenbrechen der materialistischen Vorurteile dieses Jahrhunderts, daß die Anwesenden mit so allgemein zustimmendem Interesse den wissenschaftlichen Ausführungen Richets über Ahnungen, Hellsehen, Telepathie und andere Zweige okkultistischer Untersuchungen lauschten. M. F. S.

Eine neue Wissenschaft[1].

Ein wohlbekannter Arzt arbeitete in seinem Sprech-Zimmer, als ein Patient mit einer eigentümlichen, interessanten Krankheit eintrat.

„Herr Doktor", — sagte er — „ich habe fortwährend Reißen und Schmerzen im Arm; ich kann es bis in die Fingerspitzen fühlen". Dabei hielt er dem Arzt einen Armstummel zur Untersuchung hin.

„Wie verloren Sie Ihren Arm?" frug dieser.

„Er wurde mir bei einem Grubenunfall abgerissen".

„Werden Sie oft auf diese Art gepeinigt?"

„Fortwährend, Herr Doktor; jetzt z. B. kann ich deutlich die Finger meines verlorenen Arms spüren, wie sie sich vor Schmerz zusammenkrallen".

„Ich zweifele garnicht daran", erwiderte ruhig der Arzt. „Sie müssen Ihren Arm ausgraben und verbrennen; dann werden Sie Ruhe haben".

„Herr Doktor, Sie wollen mich zum Besten haben".

„Es war mir nie in meinem Leben mehr ernst!"

„Aber ich kann meinen Arm ja nicht mehr finden. Er ist irgendwo in Montana, heute wohl schon ganz verwest".

„Wenn das der Fall wäre, würde er Sie auch nicht schmerzen. Sobald dieses Glied sich vollständig zersetzt hat, werden Sie keinen Schmerz mehr spüren. Deshalb sagte ich auch, Sie sollten ihn verbrennen. Es existieren jetzt noch sympathisch magnetische Saiten, die ihn mit Ihrem physischen System verbinden; wenn aber jede Spur davon zerstört ist, so wird er ein Teil Ihres Astralkörpers werden und dann verursacht er Ihnen keine Schmerzen mehr".

Als dieser Mann darauf gedankenvoll fortgegangen war, frug ein anderer Besucher:

„Herr Doktor, ist das Aberglaube?"

„O nein", antwortete der Arzt in überzeugendem Ton, „es ist Wissenschaft".

[1]) „The Searchlight" (San Francisco, Cal.) vom 28. April 1894, übersetzt von L. Deinhard.



Feuerzauber.

In Cosel, einem Dorf im Kreise Sagan fand in den dreißiger Jahren ein Brand statt, der den größten Teil des Dorfes vernichtete. Nur wenige Gehöfte waren erhalten geblieben und zwar am Nordende des Dorfes, von denen der heftige Nordwind den glühenden Hauch der Flammen, und den sprühenden Funkenregen fern gehalten hatte. Nur noch ein anderes Haus stand inmitten von Aschenhaufen und schwarzragenden Mauertrümmern unversehrt.

Seltsamer Weise war es mit Stroh gedeckt, während die niedergebrannten Nachbarhäuser Ziegeldächer trugen.

Mein Großvater erzählte oft in behaglicher Breite, wie das Feuer entstanden sein soll, wie man zuerst ein Haus in Flammen sah, dann eine Scheuer. Wie der unglückselige Wind die Feuergarben hob, und dann wieder niederwarf wie ein riesiger Blasebalg. War der Feuerlöschapparat schon an und für sich unzulänglich, so war die Gewalt der Elemente und die Schnelligkeit, mit der sich der Brand erweiterte, noch mehr durch die Verwirrung und Ratlosigkeit der Männer begünstigt. Ehe die Spritzen der Nachbardörfer ankamen, war alles einmal vom Feuer Ergriffene unrettbar verloren. Das Schulzenhaus, die reichsten Bauerngehöfte waren darunter, man begnügte sich zuletzt damit, zu retten, was aus den Häusern noch herauszuholen war. Bald aber fragte man sich: wohin? wohin mit der Habe, die mit dem Mute der Verzweiflung zusammengetragen wurde?

In den allgemeinen Jammer sprengte plötzlich ein Reiter, ritt um das in unmittelbarer Nähe des Feuerherdes stehende, mit Stroh gedeckte Haus herum, das man ausgeräumt, und an dessen Erhaltung überhaupt niemand dachte, und sagte den jammernden Frauen, sie möchten ihre Kinder und ihre geretteten Sachen nur ruhig da hinein schaffen.

Alle sahen auf den fremden Reiter, aber zu seinen Worten schüttelten sie ungläubig die Köpfe.

Keiner kannte ihn. Er ritt ohne Aufenthalt wieder davon.

So zweifelnd auch die Leute die Weisung des Unbekannten aufgenommen, ihr Erstaunen und Zutrauen wuchs, als von Stunde zu Stunde die Flammen rings um das bezeichnete Haus wüteten, aber keine eine der Strohschoben ergriff, die es deckten.

Mein Vater war in den vierziger und fünfziger Jahren wiederholt in Cosel und hörte von Einwohnern dieselbe Geschichte Wort für Wort: wie die Bauern ein Gehöft nach dem andern brennen sahen, und inmitten der Zerstörung blieb doch unversehrt das eine Wohnhaus stehen, um das der Fremde geritten war.

„Der hat halt den Feuersegen gekonnt!“ sagten die Leute.

Auch meine Mutter erzählt von einem großen Brand in ihrem Heimatsdorf Reichenbach im Kreise Sagan. Auch da soll ein Reitersmann gekommen sein, der um das Feuer herumgeritten und dann wieder davon

gesprengt sei, ohne ein Wort zu reden. Dieser Brand, der die Nachbarn unbedingt mit zu verderben drohte, soll dadurch zum Erstaunen und zur Freude aller Bedrohten, auf seinen Herd beschränkt geblieben sein.

Man munkelte dann nachher, daß der Berittene ein etwas exzentrischer Gutsherr der Umgegend sei, von dem es hieß, daß er „etwas konnte".

Da Zeit und Ort dieser beiden Brände nicht weit auseinander liegen, so konnte die Persönlichkeit des „Reiters" wohl ein und dieselbe sein.

Ohlau. **A. Ullmann.**



Fälle von Besessenheit aus Justinus Kerners Praxis.

Stoffbeladen komme ich wieder von einem Besuche bei Herrn Hofrat Theobald Kerner[1]). Die Mitteilungen aus seinem Leben galten diesmal einigen Fällen von Besessenheit im Anschluß an das Kapitel „Besessene" aus seinem Buche über „Das Kernerhaus und seine Gäste"[2]). Ich lasse möglichst wortgetreu Herrn Hofrat selbst erzählen:

„Einmal behandelte mein Vater ein Bauernmädchen, aus dem die Stimme eines etwa ums Jahr 1500 Verstorbenen sprach. Dieser wollte ein Mönch gewesen sein und einst an einer Jagd des benachbarten Schloßherrn auf dessen Einladung hin teilgenommen haben. Auf meine Frage, ob er eine Flinte gehabt, erwiderte er, der Schloßherr sei im Besitz einer solchen gewesen; und nun beschrieb er auf mein Verlangen ganz genau die Einrichtung eines alten Luntenschlosses, deren Richtigkeit ich durch Nachlesen bestätigt fand. Dieselbe Stimme sprach oft lateinisch (!) mit mir, und zwar meistens besser als ich selber.

Die Stimme eines Anderen — sie kam aus einer alten, wassersüchtigen Bauernfrau — gab an, er sei ein Müller gewesen, und beschrieb mir aufs genauste das Innere und Aeußere, sowie den Betrieb und Geschäftsgang einer Mühle. Auf meine Frage, ob die Mühle ober- oder unterschlächtig gewesen, kam die grobe Antwort: „Und Du bist ein dunnderschlächtiger[3]) Lausbub!" Gelebt hatte er in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts.

Auch aus dem Anfang unseres Jahrhunderts stammte der verstorbene Besitzer einer starken Männerstimme, welche aus einem siebenjährigen Mädchen sprach. Derselbe war ein reicher Bauernsohn gewesen, aber durch Leichtsinn gänzlich heruntergekommen und zum Selbstmord getrieben worden. Die Schandthaten, die er bekannte, die gemeinen Scherze und rohen Lieder, die er sang — aus dem Munde eines unschuldigen Mädchens — machten mir einen sehr überzeugenden Eindruck.

[1]) Vgl. im Märzheft 1894, S. 229.

[2]) Besprochen im Februarhefte 1894 der „Sphinx" (XVIII, S. 142—146). Die erste Auflage dieses Buches ist bereits fast vollständig vergriffen. Für Nichtkenner desselben sei hier nur bemerkt, daß Theobald Kerner als stud. med. in den Ferien seinem Vater assistierte.

[3]) Dunnder = Donner.

Digitized by Google

Geradezu unheimlich aber war es, wenn zuweilen 3 bis 4 Besessene in einem Zimmer sich befanden und die verschiedensten Stimmen aus ihnen sprachen. Und doch wieder unendlich komisch, wenn z. B. aus einem altersschwachen, frömmelnden Kopfhänger ein fideler Geselle tolle Schelmenlieder sang und der betende Gesichtsausdruck mit den ärgsten Fratzen wechselte.

Die magnetische Behandlung solcher Fälle, die ich noch in den letzten Jahren mit Erfolg angewendet habe, erscheint mir heute noch als die beste, und auch die Besessenen selbst baten in ruhigen Momenten flehentlich um deren Fortsetzung.

Soviel für heute. Meine Frage, warum man heutzutage so wenig von Besessenen höre, beantwortete Herr Hofrat Kerner mit einem Hinweis auf die Irrenhäuser, der mich an Dr. Carl du Prel's Kapitel über „Mystik im Irrsinn" („Studien" Bd. I) erinnerte.

Möge dem Siebenundsiebzigjährigen noch lange die geistige Kraft und die Frische seines Gedächtnisses erhalten bleiben!

Baden-Baden, 2. Februar 1894. **Dr. Gottfried Kratt.**



Erscheinungen Gestorbener

I.

Frau B. besuchte während des Sommers ihren Bruder, welcher Prediger in einem Marktflecken nahe der Residenzstadt war. Derselbe litt an häufigen Blutstürzen, welche meistens nach Ausübung seiner Berufsthätigkeit eintraten. Er war übrigens von reizbarem und galligem Charakter, wahrscheinlich infolge seines Zustandes. Eines Tages, und zwar nach einem heftigen Anfalle, geriet er mit seiner Schwester in Wortwechsel und ließ sich soweit hinreißen, daß er ein Buch nach ihr schleuderte. Die gekränkte Frau reiste hierauf mit ihrem Töchterchen, welches sie bei sich hatte, sofort nach Hause. In der Stadtwohnung langten sie gegen Abend an. Das Kind ging zu Bett und die Mutter wirtschaftete noch ein wenig herum. Gegen elf Uhr weckte nun die Mutter ihr Töchterlein mit allen Zeichen der Angst und bat sie, bei ihr zu wachen, da ihr etwas Entsetzliches passiert sei; des Onkels Gestalt habe nämlich plötzlich vor ihr gestanden, sei hinter ihr herumgegangen, habe ihre Schulter berührt und zu ihr gesagt: „Liebe Schwester, verzeihe mir, aber ich war so krank und war so zornig", hierauf war die Erscheinung verschwunden.

Während nun beide so ängstlich bei einander saßen, läutete es, ein Spitaldiener trat ein und sagte: Herr Prediger G. hat uns ihre Adresse als die seiner nächsten Verwandten angegeben; er fühlte sich nach einem erneuten heftigen Blutsturze sehr elend. Er ist dann vor ungefähr einer Stunde verschieden. Herr G. hatte also unmittelbar nach seinem Tode seine Schwester besucht, um sie um Verzeihung zu bitten.

II.

Vor ungefähr drei Jahren saß ich mit einem guten Freunde im Gasthause. Wir waren damals beide Soldaten, kannten uns aber schon von der Schule her. Das Gespräch kam auch auf die Fortdauer nach dem Tode und besonders auf die Thatsache, daß ein Toter, wenn er es im Leben versprochen hätte, sich nach dem Tode zeigen müsse. Wir gingen darauf wechselweise eine derartige Abmachung ein, obwohl mein Freund, der Atheist war, sich damit einen Scherz machte. Wir waren damals beide kerngesund und sahen uns in der Folge seltener. Da starb mein Freund ganz unvermutet. Auch jetzt dachte ich gar nicht an obiges Gespräch. Denn ich hatte es vollständig vergessen.

Drei Monate nach seinem Tode träumte mir, mein Freund sei zu Besuch bei mir und beginne zu plaudern. Ich war jedoch befangen. Er fragte hierauf, warum ich ihn so anstarre. Ich erwiderte: „Du bist ja gestorben, was willst Du von mir?" Worauf er antwortete: „Kennst Du unsere Abmachung nicht? ich mußte ja kommen". Ich faßte hierauf Mut und begann ein sehr lebhaftes Gespräch mit ihm über seinen derzeitigen Zustand. Was ich jedoch fragte und was er antwortete, das konnte ich mir trotz aller Anstrengung nicht ins Gedächtnis zurückrufen, nachdem ich erwacht war.

Wien, 24. Jänner 1894.

Alois Redlich,
Offizial der Nordbahn,
k. u. k. Lieutenant i. d. Reserve.

Obwohl diese in fast jeder Familie bekannte Thatsache der manchmal vorkommenden Erscheinungen oder „Anmeldungen" Sterbender oder Gestorbener von der Schulwissenschaft auf dem europäischen Kontinente noch mißachtet wird, ist dieselbe doch für das Geistesleben der angelsächsischen Weltkultur unserer Rasse längst durch die Sammlung von vielen Tausenden solcher exakt festgestellten und beglaubigten Fälle („Phatasms of the Living and of the Dead") von der Society for Psychical Research zur Anerkennung gebracht worden.

Hinsichtlich des zweiten der hier mitgeteilten Fälle hat man mich gefragt, warum wohl der Verstorbene sein Versprechen nicht früher eingelöst habe. Das wird hauptsächlich darin seinen Grund haben, daß derselbe sich erst aus seiner materialistischen Betäubung erholen und zu einem klaren entschlußkräftigen Seelenleben erwachen mußte. Vielleicht aber fand er auch seinen überlebenden Freund nicht früher in einem hinreichend empfänglichen, aufnahmefähigen Zustande. **H. S.**



Totenbeschwörung.

Frau Aurelie ist jung, schön, hochgebildet, gesund, wohlhabend und lebt in glücklichster Ehe. Es ist ausgeschlossen, daß sie etwas Unwahres sagt oder mit ernsten Dingen Scherz treibt. Die hellen Thränen standen ihr in den blauen Augen, als sie mir erzählte, wie ihre Tochter Carola und zwei ihrer Söhnchen gleichzeitig an einer bösen Kinderkrankheit starben.

Tage, Wochen, Monate waren vergangen, als eines Tages die trauernde Mutter der Sehnsucht nicht länger widerstehen konnte, das Grab ihres Lieblingskindes zu sehen, was ihr bisher vom Hausarzt verboten war. Sie machte einen Spaziergang nach dem Friedhof zu, und als sie an der Mauer desselben ankam, blieb sie stehen, blickte empor, wo die Baumwipfel über die Mauer wehen, und seufzte in heißem Schmerze, laut den Namen: „Carola!“ ausrufend.

In demselben Augenblicke schwang sich Carola's Gestalt von innen des Friedhofs auf die Mauer und rief hinunter: „Ja, Mama!“ In ihrem blauen Lieblingskleidchen lächelte das Kind auf die erschrockene Mutter herab und verschwand.

Die Mutter eilte tieferschüttert nach Hause zurück, und ging an den Schrank, in welchem sie das blaue Kleidchen Carola's aufbewahrt hatte: es war da.

So tief mich Aurelie's Schmerz und ihre Erzählung ergriffen hatte, so mußte ich über ihre Unzufriedenheit mit dem Umstande lächeln, daß das blaue Kleidchen nicht aus dem Schranke verschwunden war. Warum sollte denn das Kleidchen grobmateriell gewesen sein, wenn das Kind blos als Phantom, astral erschienen war?

Ich hatte Mühe Aurelie über diesen Umstand zu belehren. Sie hätte leichter glauben können, daß die Erscheinung wirklich ihr Kind war, wenn das Kleidchen gefehlt hätte! Aurelie ist übersinnlich veranlagt, aber es fehlt ihr noch die genügende Uebung im Denken über das Uebersinnliche.

Ich aber hatte wieder einmal den Beweis, daß es eine Beschwörung der Toten giebt durch die Liebe, denn: „Die Liebe ist stärker als der Tod.“

Wien, Jan. 1894. **Margarethe Halm.**

Posthume Suggestion.

Kurz vor ihrem Tode beauftragte mich meine Mutter, ihre sämtlichen Kleidungsstücke, Betten u. s. w. an ärmere Leute zu verschenken. Als sie dann gestorben war, führte ich ihren Wunsch getreulich aus. Nur ein einziges seidenes Kleid, das sich meine Mutter, kurz ehe sie krank wurde, noch hatte machen lassen, das sie aber nie getragen hatte, hatte ich zurückbehalten, in der Absicht, es für mich umändern zu lassen und dann selber zu tragen. — Eines Tages wurde ich von fürchterlichem Kopfweh

Digitized by Google

geplagt, und um ungestört etwas ruhen zu können, begab ich mich auf eine still gelegene Kammer. Hier hing das Kleid meiner verstorbenen Mutter außen am Schranke an einem Haken. Ich hatte mich auf ein Sofa gelegt und wollte gerade einschlafen, als ich es deutlich seufzen hörte. Ich richtete mich auf und fragte, wer denn da seufze. Keine Antwort. Ich glaubte mich getäuscht zu haben und legte mich wieder nieder. Da seufzte es abermals sehr vernehmlich neben mir, und wieder fragte ich, wer das wäre. Da antwortete es mir von der Gegend des Kleides: „Ich seufze, weil du den Willen deiner Mutter nicht erfüllt hast". Dann war alles still, und ich hörte nichts mehr. Natürlich verschenkte ich das Kleid nun sofort. Mein Mann wollte mir zwar einreden, daß ich das Ganze nur geträumt hätte; doch bin ich fest davon überzeugt, daß ich noch nicht eingeschlafen war, als sich die Sache zutrug. Wenn also in diesem Falle ein Traumbewußtsein bei mir thätig war, so fungierte es gleichzeitig mit meinem Wachbewußtsein. A. D.

Allerhand Unheimliches.

Als Kind bin ich viele Jahre in der alten Kommende des St. Johanniterordens von Malta gewesen. Heute entsinne ich mich nicht mehr, bei welcher Gelegenheit ich davon hörte, daß es in unserm Hause an gewissen Tagen „umgehen" sollte. Mein Onkel, der damalige Ordenskommandeur und nachmalige Großprior des Ordens, hatte allen Dienstleuten strenge verboten, in irgend einer geheimnisvollen Weise mir gegenüber davon zu sprechen, und so hörte ich denn gar oft als Kind von neun Jahren davon sprechen, wie es doch so viel merkwürdige Dinge gäbe, die sich nicht erklären ließen, aber doch geschehen und sich nicht wegleugnen lassen.

Dicht an dem Ordenshause stand die Kirche; hinter dieser lag ein wunderschöner großer Garten; die Erinnerung daran ist mir eine der liebsten aus meiner Jugendzeit. Ehemals war der Garten Friedhof gewesen.

An einem herrlichen Augustabend, an dem voraussichtlich viel Sternschnuppen fallen würden, ging ich mit meiner Mutter, deren Kammerfrau und einer uns bekannten Dame gegen 10 Uhr in den Garten, um die Sternschnuppen zu sehen. Ich blickte eifrig nach dem herrlich leuchtenden Nachthimmel, als ein leiser Ausruf meiner Mutter mich an ihre Seite brachte; und da sah ich in geringer Entfernung, vielleicht 10 Schritte vor uns, über einem der Hügel zwei weiße Gestalten, die sich dicht umschlungen hielten, aufwärts schweben. Ich hatte volle Muße sie zu beobachten. Es war eine schlanke Frauengestalt, die ein Kind an sich gedrückt hielt. Am andern Morgen wurde an der Stelle nachgegraben und dort ein großes Skelett sowie auch das eines Kindes gefunden; diese wurden dann in ein frisch geweihtes Grab bestattet, und unser Pfarrer sprach den Segen darüber.

An manchen ganz bestimmten Tagen hörte man im ersten Stock ein Geräusch, als wenn in unsern Kellern schwere große Fässer mit dem Aufgebot aller Kräfte keuchend und stöhnend umher gerollt würden; ich erinnere mich ganz genau, wie der Fußboden davon erzitterte. Dazu meldete eine Ueberlieferung, einst sei ein Graf Strassoldo Ordenskommandeur gewesen, ein heftiger, finsterer und böser Herr gegen seine Unterthanen, der jede Gelegenheit benutzte, um sich fremdes Gut anzueignen; besonders habe er als Vormund vieler Waisen sich deren Vermögen angeeignet. Ein Ordensstatut der Malteser legte ihnen als Pflicht auf, an möglichst vielen Waisen Elternfürsorge zu üben. Dieser Strassoldo aber soll sie beraubt haben, und als dieses Geld in großen Fässern im Keller verborgen war, sei es sein größtes Vergnügen gewesen, Nächte lang die Fässer zu rücken, um sich am Klange des Geldes zu erfreuen. Nach dem Tode hätte seine Seele keine Ruhe gefunden und zur Strafe die Fässer rollen müssen. Selbst gelesen habe ich in unserem alten Kirchenbuche dort, daß an genau bestimmten Tagen des Monats Seelenmessen für die Erlösung seiner Seele gelesen werden sollten, und jeder gute Christ ward angefleht mitzubeten.

Gar oft habe ich als Kind gehört und das zu allen Tageszeiten, wie ein fester Schritt die Treppe heraufkam, unsern großen Korridor passierte und durch das Rauchzimmer in das Emporium ging (wo wir Sonntags die heilige Messe hörten), ohne daß ich dabei jemals Jemanden gesehen hätte, der zu den Schritten gehörte.

Nun noch eine Mitteilung, die meine Mutter betrifft. — Wenn irgend etwas Bedeutungsvolles im Leben unserer Familie bevorsteht, so träumt meine Mutter regelmäßig, daß meine verstorbene Großmutter zu ihr mit einer Botschaft kommt. Die ersten Jahre nach ihrem Tode war sie schwarz gekleidet, doch jetzt schon ganz hellgrau. Ebenso pünktlich träumt meine Mutter in den 12 Nächten nach Weihnachten, daß Bekannte mit Reisegepäck, von der Großmutter ihr empfohlen, ankommen, und seit 11 Jahren ist es eingetroffen, daß diese Bekannten im Laufe des nächsten Jahres starben.

Meine Mutter hatte ihr erstgeborenes Kind, einen Knaben, bei sich, als ihr träumte, es käme eine wunderschöne weißgekleidete Frau zu ihr, neige sich über den Knaben, küsse ihn und trage ihn auf ihren Armen aus dem Zimmer. Auf den Angstruf meiner Mutter wendete sie sich in der Thüre um und nickte ihr zu, ehe sie entschwand. Acht Tage später starb das Kind ohne alle Krankheit. — Zwei Jahre darauf kam meine Mutter in das Stammschloß unserer Familie, und erkannte in dem Bilde unserer Urahne die weiße Frau wieder — genau so im Porträt, wie meine Mutter sie im Traume gesehen hatte.

Dresden, 12. März 1894. M. v. H.-K.



Erfahrungen im automatischen Schreiben.

Mit mehr Zweifeln kann nie Jemand an eine Sache herangetreten sein als ich an den Spiritismus. Selbst als ich eine Sitzung in Gegenwart eines berühmten Mediums mitgemacht hatte, glaubte ich nicht im entferntesten an die Mitwirkung einer übersinnlichen Kraft. Durch Fügung kam mir das Buch von Carl von Lehsten „Ich sterbe, aber lebe doch" in die Hände. Die darin beschriebenen Hülfen durch mediumistische Einflüsse machten einen tiefen Eindruck auf mich und meine Familiengenossen. Als wir nun uns später selbst in Sorgen befanden, aus denen wir nicht ein noch aus wußten, machten auch wir einen Versuch mit dem Tische und setzten diesen einige Tage hindurch fort, bis er gelang.

Im Anfange bekamen wir nur kurze Antworten, meist nur „ja" und „nein" (nach Vereinbarung ein- oder zweimaliges Klopfen), dann aber Ratschläge, die sich stets als vorzüglich bewiesen, auch Lebenssprüche und dergl. Ferner wurden uns Namen von Persönlichkeiten genannt, die von Einfluß auf unser Leben sein würden und die sich dann ganz von selbst, ohne daß wir eine Ahnung davon hatten, bei uns meldeten. Kurz wir wurden so sichtbar beeinflußt und geführt, wie dies nur von unsichtbaren Freunden möglich ist.

Nach einiger Zeit stellten sich bei mir Bewegungen in den Fingern ein, so daß man mir riet, einmal einen Versuch mit automatischem Schreiben zu machen. Es gelang dies aber erst nach Wochen, nachdem ich es täglich versucht hatte. Nun ließen wir den Tisch ganz bei Seite. Jedenfalls bin ich mediumistisch beanlagt, doch befand ich mich nie im Trancezustand spiritistischer Hypnose, sondern war immer bei voller Besinnung. Mit ganz geschlossenen Augen konzentrierte ich meine Gedanken auf denjenigen Verstorbenen, von welchem ich eine Antwort wünschte. Gelang dies völlige Abschließen von der Außenwelt nicht, so schrieb der Bleistift nicht.

Ich habe wenigstens 30 verschiedene Handschriften in rasendem Fluge, schneller als man denken kann, geschrieben, jede Unterschrift war ein Autograph, der Inhalt war meist in dichterischer Form gegeben. (Ich selbst würde nur mit Mühe den kleinsten Vers zustande bringen.) Wir baten um Auskunft über das Sterben und Erwachen nach dem Tode, bekamen Verhaltungsregeln, Rat und Trost. Auskünfte wurden erteilt, die von großem Nutzen für uns waren. Von den Fragen, die andere schriftlich stellten, hatte ich meistens keine Ahnung, sie wurden aber fast immer ganz bestimmt beantwortet, wenn uns das Treffende der Antwort auch manchmal erst nach Wochen klar wurde. Als Ergebnisse dieses Verkehrs erwähne ich, daß dadurch aus einem der Mitglieder meiner Familie ein vollkommen anderer, besserer Mensch geworden ist. Aus einem anderen, sehr leichtsinnigen, weltlich denkenden Manne ist ein religiös gesinnter Mensch geworden, und wir selbst sind durch ein grenzenlos schweres Jahr, in dem wir sonst unzweifelhaft Schiffbruch gelitten haben würden, wunderbar hindurch gekommen.

Digitized by Google

Meine Ueberzeugung, wenn die eines Laien überhaupt in Betracht kommen kann, ist nicht die, daß unsere Abgeschiedenen zu uns „herunter" kommen und uns die Hand führen, oder sich uns durch den Tisch bemerkbar zu machen, sondern, daß sich, indem wir sie bittend suchen, ihre Geister mit dem unseren verbinden und uns so Kräfte verleihen, die für uns und unsere Mitmenschen segenbringend sind. — Ich habe aber niemals eine mich selbst betreffende Frage beantwortet bekommen. Diese Verbindung mit der Geisteswelt hat also auch den Zweck, daß sie veredelnd wirkt auf den, der sie betreibt, sowie sie heilt und hilft, wo dies beabsichtigt wird und verdient ist. **v. B.**

Telepathie zwischen Zwillingen.[1])

G. H. Miles, ein Reisender von New Orleans, der sich hier mehrere Tage aufhielt, erzählte eine ganz merkwürdige Geschichte, die sich kürzlich in einer Familie, die mit ihm verwandt ist, in jener Stadt ereignete, ein Ereignis, das als eine Bestätigung der Lehre von der geistigen Telepathie angesehen werden kann:

Diese Familie, eine der angesehensten der Stadt Orleans — zählte unter ihren Gliedern eine Dame und deren Zwillingsbruder, einen jungen Mann, der in den letztvergangenen Jahren in einem Geschäft auf Neu-Seeland war, von wo er kürzlich auf Besuch bei seiner Schwester erwartet wurde. Eines Abends spät, — die Dame hatte gerade einige Freundinnen bei sich, — stieß diese einen durchdringenden Schrei aus, und brach, eine Hand auf ihre eine Seite drückend, ohnmächtig zusammen. Als sie wieder zu sich gekommen war, gab sie an, sie hätte plötzlich Stiche empfunden, einen über dem Herzen und einen unter dem linken Arm, und bezeichnete genau die Stellen. Man versicherte sie, das sei ja die reinste Einbildung; hatte aber die größte Mühe, sie zu überzeugen, daß sie nicht gestochen worden sei, so deutlich hatte sie das Eindringen eines Messers in ihren Körper empfunden. Die darauffolgende Nacht kam sie mit einer Tochter nieder, und man fand bei dem Kinde Merkmale an identischen Stellen, wo die Mutter sich eingebildet hatte, verletzt worden zu sein. Diese Male am Körper des Kindes sahen wie Narben von alten Messerstichen aus.

Am nächsten Tag langte eine Kabeldepesche von Freunden des Zwillingsbruders auf Neu-Seeland an, die der Schwester die Meldung machte, daß dieser von einem Eingeborenen in einem Streit durch Stiche getötet worden sei, und die angegebene Todes-Stunde des jungen Mannes stimmte genau mit der Zeit überein, in der die Frau den plötzlichen Schmerz eines in ihren Körper eindringenden Messers gespürt hatte. Weitere Nachforschungen bestätigten diese Coincidenz vollkommen und es stellte sich außerdem heraus, daß der Getödtete zwei Stiche erhalten hatte, einen über dem Herzen und den andern unter dem linken Arm.

[1]) Aus „Religio-Philosophical Journal" v. 27. Jan. 1894. Uebers. v. Dkd.

Der Skarabäus, das Symbol der Göttlichkeit.

Der bekannte Kabbalist, Isaac Myer in Philadelphia, der Verfasser des großen, sehr wertvollen Werkes „The Qabbalah, philosophical Writings of S. B. Yehudah Ibn Gebirol or Avicebron“, hat kürzlich bei Otto Harrowitz in Leipzig ein englisches Buch über „Scarabs, the history, manufacture and religious symbolism of the Scarabaeus in ancient Egypt, Phoenicia, Sardinia, Etruria etc.“ herausgegeben. Allen, die sich für diesen viel beliebten Gegenstand der Archäologie interessieren, ist dies kleine, vornehm ausgestattete Buch recht zu empfehlen.

Der Skarabäus, ein Käfer, verdankt seine Verehrung als ein göttliches Symbol dem Umstande, daß er seine Eier in Sand einzuhüllen und zu dem Ende vor sich her zu rollen pflegt. Darin sahen die alten Aegypter ein Sinnbild der göttlichen Weltordnung, in der alles sich im Kreislaufe bewegt, so die Himmelskörper und das Menschendasein wie alle Entwickelung überhaupt, bei der alles wechselnd und wiederkehrend kreist oder, genauer ausgedrückt, der Spiralform ähnlich fortschreitet.

In Myer's Buche finden sich wertvolle Mitteilungen über das Vorkommen dieser Ideen und der Symbolik des Skarabäus sowie dessen Verwendung zu den verschiedensten Zwecken in Aegypten seit 6000 Jahren, dann auch bei den Hebräern, den Griechen, den Christen und in anderen Kulturperioden. Ueberall bezeichnete der Skarabäus die Idee des Werdens, des sich Umgestaltens, daher auch der Auferstehung und Wiederverkörperung der Gestorbenen.

Nach Brugsh-Bey's „Egypt under the Pharaohs“ (London 1891, S. 37 ff., 199 ff.) theilt Myer's (S. 82) mit, daß auch die große Sphinx von Gizeh, die schon alt war und repariert werden mußte, als die großen Pyramiden erbaut wurden (ca. 3733 v. Chr.), dieselbe Idee darstellt, wie der Skarabäus und wie außerdem bei den Aegyptern auch der Phönix: die Hoffnung auf die Wiederauferstehung der Seele. **H. S.**

Das Deutschtum und der Purismus.

In demselben Maße, in welchem die Deutschen ihre Eigenart in deutschen Formen auszuprägen suchen, beeinträchtigen sie die Lebensfähigkeit des Deutschtums innerhalb des Kulturlebens und -Wirkens unserer europäischen Rasse. Nur dadurch, daß wir innerhalb dieser Weltkulturarbeit Leistungen vollbringen, die wir wirklich besser machen können als andere Völker, die sich aber vollständig in das Gesamtleben und Wirken der Weltwirtschaft hineinfügen, nur dadurch sichern wir uns Sitz und Stimme im Rate der Völker; nur dadurch befähigen wir uns mit zu raten und zu thaten; nur dadurch schützen wir uns davor, daß die Weltkultur über unsere Eigenart hinwegbraust und uns das Schicksal des alten Hellas bereitet. Zwar ist wohl nicht zu verkennen, daß unser Volksleben zum Bewußtsein dieses alle Völker unserer Rasse umfassenden Geisteslebens in unabsehbarer Zeit nicht erwachen kann. Wer zum Volke redet, rede

daher wie das Volk! Wer aber im Namen unseres Volkes für alle Völker wirkt und redet, der muß sich erheben über allen Eigensinn sprachlicher Empfindlichkeit und Kleinlichkeit. Aus wem nur die Volksseele redet, der mag die Sprache dieses Volkes reden. Aus wem aber der Geist der Menschheit oder unserer Rasse redet, der kann, um sich verständlich zu machen, die von allen Volksseelen unserer Rasse verstandenen sogen. Fremdwörter der Technik nicht entbehren.

Ebenso wie in der wissenschaftlichen Ausgestaltung des modernen Kulturlebens bei allen Völkern unserer Rasse der gemeinsame Sprachschatz des Lateinischen und Griechischen ganz unentbehrlich ist, so wird nicht allein dieser, sondern es werden auch noch viele andere technische Fremdwörter namentlich aus den indischen Denkformen unserer arischen Vorfahren immer mehr unvermeidlich werden, je mehr auf einer höheren inneren Daseins- und Bewußtseinsebene sich das Geistesleben unserer Rasse erweitern und vertiefen wird. **Dr. Hübbe-Schleiden.**

Zur psychologischen Symptomatologie.

Unter dieser Ueberschrift gedenken wir von nun an einer Gruppe von Fragen und Erscheinungen unsere besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, für deren Behandlung wir in erster Linie auf die Mitwirkung unserer Leser rechnen. Von der Ueberzeugung ausgehend, daß die monistische Weltanschauung zu der Erkenntnis führen muß, daß so wie der Körper nur eine Schöpfung, ein Produkt der Seele ist, so auch alle einzelnen seelischen Vorgänge und Eigenschaften ihren korrelaten Ausdruck in körperlichen Vorgängen und Eigenschaften finden müssen, beabsichtigen wir, alle in die äußere Erscheinung tretenden Symptome des Seelenlebens in systematischer Zusammenfassung zu betrachten. Der Zweck, den wir dabei verfolgen, ist nicht blos ein theoretisch-wissenschaftlicher, sondern auch ein eminent praktischer! Denn die Folgerung läßt sich nicht abweisen, daß eine derartige planmäßig gepflegte „psychologische Symptomatologie" ein unschätzbares Hilfsmittel darbietet, den Charakter und das ganze Innenleben des Menschen zu „diagnosticiren". Und je mehr man zu der Einsicht gelangt, daß eine wahrhaft methodische Untersuchung und Beurteilung des menschlichen Charakters noch fast gänzlich einer sicheren Unterlage ermangelt und daß eine echte „Wissenschaft des Charakters" noch der Zukunft angehört, um so mehr sollte man sich der Erforschung eines Gebietes zuwenden, welches uns überaus wertvolles Material zum Aufbau einer systematischen „Charakterologie" zu bieten und zahlreiche psychologische Rätsel zu lösen vermag.

In erster Linie wird es sich naturgemäß darum handeln, der Physiognomik im weitesten Sinne besondere Berücksichtigung zuzuwenden. Wir glauben aber, daß hier nicht blos Gesichtsausdruck und -bildung als symptomatisch betrachtet werden sollen, sondern der ganze Körper, sein Bau und seine Bewegung, seine Haltung (Art des Ganges, der Armbewegung ꝛc.) und vieles andere. — Somatologie könnte man diesen Zweig unseres Gebiets vielleicht nennen. Graphologie und Chirosophie gehören dann zunächst in diesen Zusammenhang. Ein neues Feld der „Symptomatologie" ließe sich vielleicht anlegen, indem man den psychologischen Erkenntniswert der Stimme (Klangfarbe, Rhythmus, Stärke ꝛc.) im einzelnen untersucht und feststellt. Wir glauben, daß eine derartige „Phonologie" in vielfacher Richtung dazu beitragen kann, die geheimen Gebiete des Seelenlebens zu erschließen.

Wir richten nun an unsere Leser die Bitte, uns durch Anregungen, Anfragen, Mitteilung von Thatsachen, Beobachtungen ꝛc. nach Kräften bei unserem Plane zu unterstützen. **d. J.**

Opernbücher mit vollständigem Texte.

Die Umsicht, mit welcher Philipp Reclam jun. in Leipzig seine verdienstvolle „Universal-Bibliothek“ erweitert, sieht man wieder an seiner Ausgabe der „Opernbücher“ mit vollständigem Texte in sorgfältiger Bearbeitung von Carl Friedrich Wittmann. Bis jetzt sind 25 Bände zum Preise von je 20 Pfennigen erschienen. Diese Sammlung befriedigt mich in jeder Beziehung: es ist die erste zuverlässige Ausgabe mit Angabe aller Abweichungen des Textes und hat nichts gemein mit den bisher üblichen oberflächlichen Zusammenstoppelungen von Arien und Recitativen, die mehr verwirrten als führten und überdies zu sinnlos teuren Preisen verkauft wurden. Die Reclam-Wittmannsche Sammlung ist gleich wertvoll für Musiker, Musikfreunde und Nichtkenner der Musik. Letztere können sich doch wenigstens dem Interesse an dem Bildungsgehalte der Opernstoffe nicht verschließen. Denn letztere greifen im allgemeinen in die Saiten des Lebens, die dem Gemüte und den sittlichen Fragen am nächsten liegen. Was an Opernstoffen bleibenden Wert hat und dauernden Einfluß auf Menschen und Zeitalter ausgeübt hat, ist immer nur ihr sittlicher Gehalt gewesen.

Diesem Gesichtspunkte folgt auch offenbar die vorliegende Sammlung, welche für die Leser der „Sphinx“ schon wegen des Gehaltes an den in der Oper stets am wirksamsten hervortretenden esoterischen Wahrheitslehren besonderen Wert hat. Ist ja selbst aus der „Sphinx“ schon eine Reihe wertvoller Abhandlungen in Reclams Universal-Bibliothek übergegangen, so das inhaltreiche Bändchen der letzteren Nr. 2978: „Das Rätsel des Menschen. Einleitung in das Studium der Geheimwissenschaften“ von Dr. Carl du Prel, zu welchem von demselben Mitarbeiter der „Sphinx“ noch Nr. 3116 der Universal-Bibliothek gekommen ist: „Der Spiritismus“.

Mit ihrem esoterischen Gehalte stehen mir nun Mozarts Opern obenan. Musik in solchem Sinne ist Mystik und spricht zu uns die Sprache der übersinnlichen Welt. Die Oper der Opern, Mozarts „Zauberflöte“, führt uns mitten in die esoterischen Lehren des Ostens ein. Das Textbuch bildet den 5. Band der Reclamschen Opernbücher. Wittmann schickt dem ausgezeichnet redigierten Texte eine musikgeschichtliche Einleitung voran, wie er dies in allen 25 Bänden gethan hat. Der Leser wird darin über Alles belehrt, was die Entstehung und die Bedeutung der Oper im Leben des Komponisten und für unsere Musikwelt betrifft.

In der Zauberflöte finden wir den Gegensatz wahrer Lebensweisheit zum naiven und rohen Materialismus, der Religion zum Aberglauben, der Güte und Selbstverleugnung zu Selbstsucht und Tücke. Eine der Weisheitslehren der drei Knaben oder Genien lautet: „Sei standhaft, duldsam und verschwiegen!“ So hören wir sie an den Pforten der drei Tempel der Weisheit, Vernunft und Natur. Im Heiligtume derselben sucht Tamino „der Lieb' und Tugend Eigentum“. Sarastro, der im Weisheitstempel herrscht, lenkt die Menschen durch Liebe. Er sagt:

In diesen heilgen Hallen kennt man die Rache nicht,
und ist ein Mensch gefallen, führt Liebe ihn zur Pflicht.

Digitized by Google

Des höchsten Glückes im Leben, der Liebe, werden Pamina und Tamino erst würdig, nachdem sie die Prüfung in der Treue, Standhaftigkeit, im Schweigen und durch körperliche Gefahren (Feuer- und Wasserprobe) bestanden haben.

Wer die „Zauberflöte" nicht mit dem fast immer gedankenlos wiederholten Vorurteil von dem „sinnlosen" Texte betrachtet, wird einen echten, esoterischen Kern darin erkennen und in der unvergleichlich schönen, erhabenen, ernsten wie neckisch heiteren, immer unerschöpflich melodienreich quellenden Musik des, wie Richard Wagner sagt, „größten Komponisten aller Zeiten und aller Völker", Mozarts, als eine Offenbarung göttlichen Geistes würdigen.

So sorgfältig wie der Text der „Zauberflöte" hat Wittmann Mozarts „Don Juan", „Figaros Hochzeit" und „Die Entführung aus dem Serail" bearbeitet. Auch in diesen Texten folgt er wie bei der „Zauberflöte" der ältesten Partitur, so daß diese Ausgabe berufen ist, auf die Beseitigung sinnloser Fälschungen hinzuwirken, die nicht selten bei Bühnendarstellungen sich störend geltend machen. Wie Musik und Text das Eindringen der übersinnlichen Welt in das Menschenleben darstellen, zeigt „Don Juan" in der Gestalt des Comturs.

Auch „Fidelio", Beethovens unsterbliches Werk, liegt uns in dieser Textausgabe wortgetreu vor.

Von Weber enthält die Sammlung den „Freischütz", „Oberon" und „Euryanthe". Friedrich Kind schließt sich in seiner Textdichtung des „Freischütz" an den Volksglauben an, der an seiner übersinnlichen Welt festhält und den germanischen Götterglauben in faßbarer Vereinfachung, freilich auch Verflachung und Entstellung fortpflanzt. Wer diesen Spuren nachgehen will, findet im „Freischütz" alles, was zur okkulten Welt gehört: Geister, Spuk, Ahnungen, Wahrträume. Ja sollte nicht auch ein verklungener Ton der Lehre von der Wiederverkörperung und dem Karma in dem Verzweiflungsrufe des von unverdientem Mißgeschick verfolgten Max liegen: „Für welche Schuld muß ich bezahlen?" (I, 6, Seite 23)? Das klingt doch sehr lebhaft an das neutestamentliche Wort an, welches Hübbe-Schleiden in seinem überzeugenden Nachweise von Resten der Karmalehre im Neuen Testamente auf die Wiederverkörperung bezieht („Sphinx", Mai 1894, 99. Heft, Seite 365—370).

Ganz in die Interessen des Volksgemütes führt uns der Dichterkomponist Albert Lortzing mit seinen Opern, von denen die Sammlung bis jetzt „Undine", „Wildschütz", „Waffenschmied", „Die beiden Schützen" und „Czaar und Zimmermann" enthält. Da findet der Leser reiche Ausbeute an Volksweisheit.

Die übrigen Bände umfassen Herolds „Zampa", Adams „Postillon", Rossinis „Tell" und „Barbier von Sevilla", Boieldieus „Weiße Dame" und „Johann von Paris", Halévys „Blitz" und „Jüdin", Aubers „Fra Diavolo" und „Maurer und Schlosser", Méhuls „Joseph" und Herzog Ernsts II. „Santa Chiara".

Es wäre keine unnütze Mühe, die Texte dieser Opern auf ihren tieferen Gehalt im angedeuteten Sinne zu prüfen. **Dr. H. Göring.**

*

Digitized by Google

Fichte und die Wiederverkörperung.

In der Vorrede zu seiner Schrift „Vedanta und Buddhismus“ (Leipzig bei Wilhelm Friedrich) sagt der Oberpräsidialrat Th. Schultze:

„Abgesehen von Schopenhauer stehen unter den Philosophen des modernen Europas wohl keine dem altindischen Denken so nahe wie Berkeley und J. G. Fichte; ja wenn man von den Ansichten dieser das abzieht, was sich unverkennbar als ein ihnen unüberwindlich gebliebener Rest der christlichen Tradition darstellt, so stehen sie demselben vielleicht noch näher als jener. Besonders merkwürdig ist es nun, daß J. G. Fichte nicht nur eine vielfache Wiedergeburt in der Zukunft für möglich hält, sondern hiermit einen Gedanken verknüpfte, der eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der buddhistischen Karma-Lehre hat, die doch zu der Zeit, als Fichte sein Buch über die Bestimmung des Menschen schrieb, in Europa noch ganz unbekannt war. In diesem Buche lesen wir (auf S. 125, 127, 140 und 141 der Reclam'schen Ausgabe):

„Wie im gegenwärtigen Leben zum Ziele desselben sich verhält die vorhanden gefundene Welt, die zweckmäßige Einrichtung dieser Welt für die uns gebotene Arbeit, die schon erreichte Kultur und Güte unter den Menschen und unsere eigenen sinnlichen Kräfte, so werden im künftigen Leben zum Ziele desselben sich verhalten die Folgen unseres guten Willens im gegenwärtigen. Das gegenwärtige ist der Anfang unserer Existenz; es wird uns eine Ausstattung für dasselbe und ein fester Boden in ihm frei geschenkt; das künftige ist die Fortsetzung dieser Existenz, für dasselbe müssen wir einen Anfang und einen bestimmten Standpunkt uns selbst erwerben — —. Es ist sehr möglich, daß auch dieses zweiten Lebens nächstes Ziel durch endliche Kräfte mit Sicherheit und nach einer Regel ebenso unerreichbar sei, als das Ziel des gegenwärtigen Lebens es ist, und daß auch dort der gute Wille als überflüssig und zwecklos erscheine. —

Seine notwendige Wirksamkeit würde sonach in diesem Falle uns auf ein drittes Leben hinweisen, in welchem die Folgen des guten Willens aus dem zweiten sich zeigen würden, und welches folgende Leben in diesem zweiten auch nur geglaubt würde; zwar mit festerer und unerschütterlicher Zuversicht, nachdem wir die Wahrhaftigkeit der Vernunft schon durch die That erfahren, und die Früchte eines reinen Herzens in einem schon vollendeten Leben treu aufbewahrt, wieder gefunden hätten. —

Diese zwei Ordnungen, die rein geistige und die sinnliche, welche letztere aus einer unübersehbaren Reihe von besonderen Leben bestehen mag, sind von dem ersten Augenblicke der Entwickelung einer thätigen Vernunft an in mir und laufen nebeneinander fort — —. Jener ewige Wille ist also allerdings Weltschöpfer, so wie er es allein sein kann, und wie es allein einer Schöpfung bedarf, in der endlichen Vernunft. —

In unsern Gemütern erhält er diese Welt und dadurch unsere endliche Existenz, deren wir allein fähig sind, indem er fortdauernd aus unsern Zuständen andere Zustände entstehen läßt. Nachdem er seinem höheren Zwecke gemäß uns sattsam für unsere nächste Bestimmung geprüft, und wir für dieselbe uns gebildet haben werden, wird er durch das, was wir den Tod nennen, dieselbe für uns vernichten, und uns in eine neue, das Produkt unseres pflichtmäßigen Handelns in dieser, einführen“.

Wenn Fichte unser gegenwärtiges Leben für den Anfang unserer Existenz hält und anscheinend an eine Kontinuität des Bewußtseins aus einem Leben in das andere glaubt, so sind das augenscheinlich unwillkürliche Nachwirkungen der christlichen Unsterblichkeitslehre, deren Einfluß er sich nicht völlig zu entziehen vermocht hat“. **W. Fr.**

Digitized by Google

Theosophische Schriften.[1])

Die theosophischen Schriften wollen den Blick von der materialistischen Strömung der gegenwärtigen Wissenschaft und Bildung zu einer Weltauffassung erheben, welche das Geistige in der Natur und im Menschen als schaffende und gestaltende Macht erkennt und den denkenden Menschen befähigt, die Lebensgestaltung im Sinne des Ideals jeder Religion und Philosophie zu veredeln. Die Ueberwindung des Thierischen im Menschen, die Herrschaft über die blinden Triebe und zerstörenden Leidenschaften, die Besiegung des Gemeinen und Niedrigen, die Ausrottung der rücksichtslosen Selbstsucht durch Selbstzucht und Selbsterziehung zum Geistigen, Göttlichen, Idealen ist das Ziel, welches die Sittlichkeitsgesetze und die Religionen aller Zeiten den Menschen vorhalten.

Durch einseitige Beschäftigung mit der Stoffwelt hat unser Geschlecht verlernt, das Geistige im Menschen zu pflegen. Der Materialismus hat die feineren Geisteskräfte, die edleren Regungen des Gemütes und die schöpferischen Elemente der Phantasie abgestumpft. Die Genußsucht, das plumpe Lebenserbe des Materialismus, zerstört alle mühsamen Errungenschaften der wissenschaftlichen und technischen Arbeit für die Körpergesundheit, das einzige gute Ziel des Materialismus. Krankheit und Not treten als zerstörende und zersetzende Wirkung der rücksichtslosen Genußsucht auf, Unzufriedenheit und Mutlosigkeit werden das Gepräge unserer Zeit und verwirren die Lebensgestaltung.

Da reicht ihren rettenden Arm die Theosophie (wörtlich: Gottweisheit): sie weist den Menschen auf sein Inneres, das Geistige und Göttliche, welches in ihm der Entfaltung harrt. Sie ruft ihm zu, daß er die Rettung von Elend und Verzweiflung in sich selbst hat, daß er sich vervollkommnen kann, wenn er guten Willen und Ausdauer hat. Sie weist ihm den Weg aus dem Wirrwarr des Lebens zum Licht, zum Ideal, zu Gott. Wie er diesen Weg findet, das wollen die „Theosophischen Schriften" zeigen. Sie haben also einen praktischen Beruf. Soweit es möglich ist, sollen sie in systematischer Reihe aufeinander folgen und den Leser über das Ziel der Theosophie belehren.

In großen Zügen entwirft das erste Heft die Grundgedanken der Theosophie. Daran reihen sich in den folgenden Heften Erörterungen

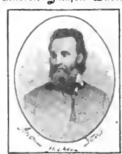
[1]) Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig. I. „Sphinx der Theosophie". Von Annie Besant. II. „Karma". Von Dr. Hübbe-Schleiden. III. „Mystik und Weltende". Von Dr. Franz Hartmann. IV. „Karma im Christentum". Von Dr. Hübbe-Schleiden. V. „Die Lehre der Wiederverkörperung im Christentum". Von Dr. Hübbe-Schleiden. VI. „Dr. Franz Hartmann, ein Vorkämpfer der Theosophie". Von Dr. H. Göring. „Selbsterkenntnis und Wiederverkörperung". Von Dr. Franz Hartmann. VII. „Theosophie gegen Anarchie". Von Dr. Ernst Ewald. „Theosophie und Anarchie". Von Ring. VIII. „Wie die Theosophie dem sittlichen und sozialen Elend entgegenwirkt". Von Landgerichtsrat Krecke. IX. „Theosophie und soziale Fragen". Von Annie Besant. X. „Die Bedeutung der theosophischen Bewegung". Von Dr. Hübbe-Schleiden. XI. „Der Weltberuf der Theosophischen Gesellschaft". Von Chakravarti.

Digitized by Google

über das Karma, jenes Weltgesetz, nach welchem im Geistes- und Körperleben jeder Zustand und jedes Schicksal seine im Menschen liegende Ursache hat. Von den theoretischen Grundlagen wenden sich die „Theosophischen Schriften" zur Lebenspraxis im Lichte der Theosophie und wollen jedem denkenden, vorurteilslosen Leser Lehre und Rat für das Leben bringen.

Dr. H. Göring.

Andrew Jackson Davis.



Aus den Zügen des amerikanischen Sehers Davis spricht ein Geist voll Milde und ernster Besonnenheit. Die sittliche Energie seines idealen Strebens geht durch seine Werke und äußert sich sympathisch in dem oben stehenden Bilde. Hoffentlich ist es der „Sphinx" möglich, demnächst ein Lebensbild und eine Charakteristik des merkwürdigen Mannes zu bringen, der im Kampfe für eine vergeistigende Lebensgestaltung seit Jahrzehnten in den ersten Reihen steht. In Amerika hat er sich Geltung verschafft. Annie Besant weist mit Verehrung auf ihn hin. In Deutschland sollte er ebenso beachtet werden. Denn seine Schriften wirken tief auf das Gemüt eines unbefangenen, empfänglichen Lesers.

Zu der großen Reihe seiner Schriften (Verlag von Wilhelm Besser, Leipzig), die in deutscher Uebersetzung vorliegen, kam soeben das Buch „Der harmonische Mensch — oder Gedanken für unser Zeitalter" in der Uebersetzung von Georg Maaß (Preis 2 Mk., in Ganzleinwand 3 Mk.), in welchem außer dem ganzen überaus beherzigenswerten Inhalte eine Erklärung des Hellsehens von besonderem Interesse ist. Dr. G.

An unsere Mitarbeiter.

Jede Arbeit soll in sich abgeschlossen sein, damit womöglich jedes Heft ein Ganzes bildet. Alle Manuskriptsendungen bitte ich an die Herren C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig mit der Bemerkung „Für die Sphinx" zu richten. G

Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Göring in Braunschweig (Adr. Herren C. A. Schwetschke u. Sohn).
Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.
Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.

Mehrfach geäußerten Wünschen aus unserm Leserkreise folgend, haben wir uns entschlossen, die früheren Bände der „Sphinx", soweit der dazu bestimmte Vorrat reicht, zu nachstehenden Preisen abzugeben. Diese Preise sind fast durchweg **sehr** ermäßigt; nur die der Bände III bis V mußten erhöht bleiben, weil der von diesen vorhandene Vorrat ein noch viel geringerer ist als von allen andern Bänden.

Die früheren Halbjahr-Bände der Sphinx geben wir einzeln zu folgenden Preisen ab:

Band I	6 Mark.
Band X bis XII (1890—91)	zu je 1 Mark.
Band II (1886) und VIII (1889)	zu je 2 Mark.
Band VII (1889) und IX (1890)	zu je 3 Mark.
Band VI (1888)	6 Mark.
Band III (1887) bis V (1888)	zu je 10 Mark.
Band I (1886) bis XII (1891) vollständig also zu . .	50 Mark.
Band XIII und folgende, nachdem sie vollendet sind, in Ganzbänden von 4 Heften	zu je 5 Mark.

Braunschweig, Dezember 1893.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Verlag von **C. A. Schwetschke und Sohn** in **Braunschweig**.

Das Dasein als Lust, Leid und Liebe.

Die alt-indische Weltanschauung in neuzeitlicher Darstellung.

Ein Beitrag zum Darwinismus.

Von

Hübbe-Schleiden.

Mit Titelbild, 2 Tondrucken, 24 Zeichnungen und 10 Tabellen.

Viertes Tausend. Preis 3 Mark.

Verlag von Otto Wigand, Leipzig.

RITTERS
geographisch-statistisches Lexikon

über die

Erdteile, Länder, Meere, Buchten, Häfen, Seeen, Flüsse, Inseln, Gebirge, Staaten, Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, Bäder, Bergwerke, Kanäle etc.

Ein Nachschlagewerk über jeden geographischen Namen der Erde von irgend welcher Bedeutung für den Weltverkehr.

Jeder Postort der Welt fand Aufnahme.

Achte, vollständig umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage.

Die 8. Auflage erscheint in 2 Bänden und in ca. 33 Lieferungen à **1 Mark.**

Dieses vorzügliche Nachschlagewerk sei hiermit Beamten, Rechtsanwälten, Kaufleuten und Hoteliers nochmals bestens empfohlen und dürfte in keinem Bureau oder Comptoir fehlen. Das Werk wird Ende 1895 compl. vorliegen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Im Interesse weiterer Benutzung des Anzeigenteiles wird gebeten, bei allen Anfrage und Bestellungen auf die Sphinx Bezug zu nehmen.

Das Institut für Graphologie u. Chiromantie

(Erfurt in Thüringen).

beurteilt nach der Schrift (Siehe „Sphinx" Januar 1891) und der Hand (lebensgroße Photographie oder Abdrücke beider innern Hände in Gips erforderlich) Eigenschaften und Schicksale der Menschen.

Eine sehr gut prosper. Fabrik sucht als Ersatz für bisher. Teilhaber einen

Kapitalisten

oder älteren, erfolgsichern **Kaufmann**, der success. innerhalb 2—3 Jahren, oder wenn ihm beliebt früher, ca. Mk. 250,000 unter langem Vertrag einlegt. Offerten unter U. 1935 an **Rudolf Mosse, Nürnberg.**

Veget. Obstbau-Kolonie „Eden"
(e. G. m. b. H.) zu **Oranienburg** b. Berlin.

Freiland-Kolonie zur Schaffung naturgemäßer Daseinsbedingungen als Grundlage für geistige Entwicklung. — **Spar- und Bau-Genossenschaft** — **Konsum-Verein** für nur gesunde Nahrungsmittel, Versand an jedermann. Vertrieb von Hensel's Steinmehldünger. Satzungen, Preislisten zc. auf Anfrage frei.

Wer hilft am Befreiungswerke?

Verlag von **C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.**

In unserem Verlag erscheinen jetzt in kurzen Zwischenräumen:

Theosophische Schriften.

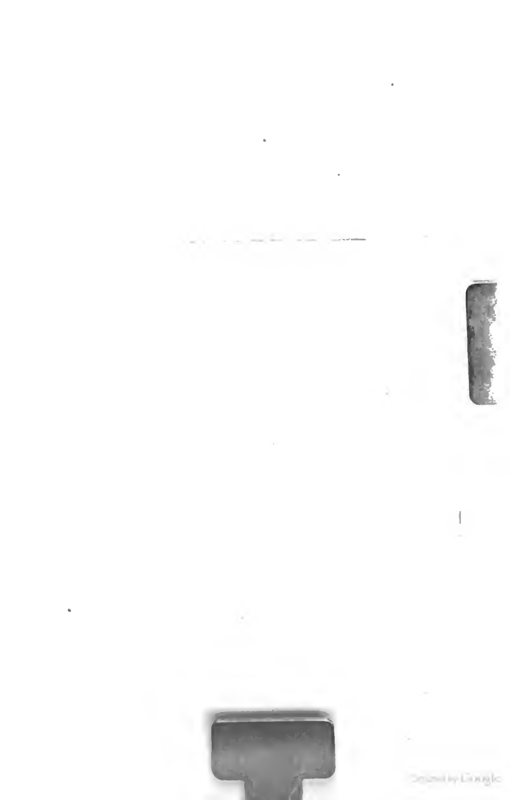
Zur Ausgabe gelangte:

Heft I. **Die Sphinx der Theosophie.** Von Annie Besant.
„ II. **Karma, die theosophische Begründung.** Von Hübbe-Schleiden.
„ IV. **Karma im Christentum.** Von Dr. Hübbe-Schleiden.
„ V. **Die Lehre der Wiederverkörperung im Christentum, ein verklungener Ton des Christentums.** Von Hübbe-Schleiden.
„ VII. **Theosophie gegen Anarchie.** Von Dr. Ernst Ewald.
Theosophie und Anarchie. Offener Brief an Herrn Dr. Ernst Ewald.
„ VIII. **Wie die Theosophie dem sittlichen und sozialen Elend entgegenwirkt.** Von Landgerichtsrat Krecke in Berlin.
„ IX. **Theosophie und soziale Fragen.** Rede auf dem Theosophen-Kongreß zu Chicago gehalten. Von Annie Besant.
„ X. **Die geistige und die geschichtliche Bedeutung der theosophischen Bewegung.** Von Hübbe-Schleiden.

Preis des einzelnen Heftes **20** Pfennig.

Die dem heutigen Hefte der „Sphinx" beigegebenen Prospekte der Firmen Oswald Mutze, Wilhelm Besser und Wilhelm Friedrich in Leipzig empfehlen wir unsern geehrten Lesern zur gefl. Beachtung.

Im Interesse weiterer Benutzung des Anzeigenteiles wird gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen auf die Sphinx Bezug zu nehmen.



Digitized by Google


Digitized by Google